Heinrich Apel, 1807.

Cicaden.

Von

August Apel.

Berlin.

Im Kunst- und Industrie-Comptoir.

1810.

Inhaltsverzeichniß.

Erſtes Bändchen.

	Seite
Simonides. 1804 - - -	1
Die Bilder der Ahnen. 1805 -	11
Liebesbitte. 1807 - - -	109
Mein Wunſch. 1807 - -	110
Oleg. 1807 - - - -	112
Charade. 1804 - - -	115
Grabſchrift. 1807 - - -	116
Requiem. 1802 - - -	117
Brautring. 1807 - - -	119
Trauring. 1807 - - -	120
Die erſte Geliebte. 1807 - -	121
Liebchens Untreu. 1806 - -	122
Juſtiz. 1807 - - - -	125
Themis. 1807 - - -	126
Pater Anſelmo's peinliche Klage. 1804	127
Schön und Romantiſch. 1807 -	151
Amor. 1807 - - - -	177
Des Göttlichen Loos. 1807. -	178
Frühlingsſturm. 1807 - -	179
Der Flatterer. 1807 - -	183
Untreu. 1807 - - -	186
Der moderne Timon. 1807 - -	187
Verluſt. 1806 - - -	188
Bates. 1806 - - -	189
Rheinwein. 1807 - - -	197
Champagner. 1807 - - -	198

	Seite
Konſtanzia. 1807 - - -	200
Biſchof. 1808 - - -	201
Charade. 1807 - - -	202
Sankt Johannes und ſeine Katze. 1805	205
Liebesproben, od. die dankbaren Thiere. 1807	213
Vergißmeinnicht. 1804 - -	279
Buchſtaben-Allegorie. 1807 -	282
Die Blinden. 1807 - - -	286
Amt. 1807 - - - -	287
Serenate. 1807 - - -	288
Abſchied 1807 - - -	289
An Lila. 1807 - - -	290
Palingeneſie. 1806 - - -	291
Bitte. 1806 - - - -	292
Die Nacht 1806 - - -	293
Hellas' letzte Gabe. 1806 - -	294
Troſt. 1806 - - - -	295
Rath. 1807 - - - -	296
Die ferne Braut. 1804 - -	297
Sehnſucht. 1807 - - -	301
Olenos und Lethäa. 1807 - -	303
Attila und die Azimunter. 1807 -	313
Die Wahrſagerinn. 1807 - -	331
Die Verſuchung. 1804 - -	341
Skolien. 1806 - - -	353
Sonnet 1804 - - -	356
Vergänglichkeit. 1806 - -	358
Deviſen. 1809 - - -	359

An

die Freunde.

Reich blüht der Dichtung ſtetserneute Flora:
Glycin' und Malv' und Tulp' und Haideblume
Vereint des Frühlings und des Herbſtes Hora;
Schön prangt ihr bunter Chor im Heiligthume,
Und Myrt' und Eichenhain verklärt Aurora
Den Gärtnern hell, zu ſüßem Lohn und Ruhme;

Weit glänzt die Pracht, vom götterfrohen Pindus,
Bis fern zum Bett des urahnlichen Indus.

Doch in des heil'gen Hayns umlaubten Hallen,
In bunter Blüthen hochzeitlichem Reih'n,
Wohnt gern ein Chor tonreicher Nachtigallen,
Mischt buntgeschwingter Sylphen Schaar sich ein;
Wo Blüthenhymnen still aus Düften wallen,

Sucht jedes Leben fröhlichen Verein:
Libellen nahn, und bei dem muntern Pfittig
Schwingt ernstes Flugs Zeus Aar den
mächt'gen Fittig.

Und aus dem Hain, aus schönumblühter
Wohnung,
Läßt die Cicad' ihr ländlich Lied ertönen,
Gewohnt der alten, liedergünst'gen Scho-
nung
Bei Nordens Volk und Hellas' Frühlings-
söhnen;

Ein horchend Ohr iſt des Geſangs Be-
lohnung,
Der Freunde Gunſt wird mehr als Ruhm
ſie krönen;
Und ohne Furcht vor Zoilus' Armada
Beginnt in Phöbus Hain ihr Lied Cicada.

Simonides.

Ballade.

Im Kampf mit Wagenlauf und Ringen
Ward Skopas' tapfrem Arm der Preis,
Und würdig ſeinen Ruhm zu ſingen,
Lud er den weitberühmten Greis,
Der mit der nie verſtimmten Leier
Den hohen Göttern Hymnen ſingt,
Und bei der Spiele heil'ger Feier
Des Siegers Ruhm den Enkeln bringt.

Und froh begrüßen alle Gäſte
Den grauen Sänger bei dem Mahl.
Er iſt die erſte Zier der Feſte
In Skopas' prachterfülltem Saal.
Sein Sitz erhebt ſich gleich dem Throne,
Erwartend lauſchet jedes Ohr,
Geſchenke thürmen ſich zum Lohne
In goldnen Haufen hoch empor.

Da faßt Simonides die Leier,
Und feſtlich tönt der Saiten Klang;
Der Dioskuren hohe Feier
Erhebt begeiſtert ſein Geſang,
Wie Kaſtor kühn die Roſſe zügelt
Und ihre muth'gen Schritte zwingt,
Und Polydeukes' Hand geflügelt
Den Cäſtus auf den Gegner ſchwingt.

Und wie der Preis der Götterſöhne
Vom Mund des grauen Sängers ſchallt,
Begeiſtern ihn die eignen Töne,
Des eignen Saitenſpiels Gewalt.
Und zu der Zwillingsbrüder Sitzen
Schaun leuchtend ſeine Blicke auf,
Er ſingt, wie ſie die Völker ſchützen
Und leiten ſchneller Schiffe Lauf.

Wie ſeiner Gottheit ew'ges Leben
Mit Kaſtor Polydeukes theilt,

Und willig, jenen zu erheben,
Bei Hades finstern Schatten weilt;
Wie sie, von Menschen nicht gesehen,
Dem Liebling in der Rennbahn Kreis
Mit Göttermacht zur Seite stehen,
Und sichern ihm des Sieges Preis.

Doch zürnend hört er Jenen schelten:
„Du sangst der Götter Lob, laß dir
Die Dioskuren es vergelten,
Belohnung fordre nicht von mir!“
Da spricht der Sänger, — ihn begeistern
Die hohen Götterhymnen noch —
„Wer darf des Dichters Werke meistern,
Wer zwingt die Kunst in niedres Joch?“

„Die Götter hauchen die Gesänge
In ihrer Dichter fromme Brust,
Und wecken selbst die Macht der Klänge
Dem Kitharöden unbewußt.

Was ſie gebieten, muß er ſingen,
Sie öffnen ihm zum Lied den Mund,
Und wie ſie mächtig ihn durchdringen,
Thut er ihr Wort den Menſchen kund.“ —

„Wohl! haben Götter dich durchdrungen,
So ehrt dich gern der Erde Sohn,“ —
Spricht jener, — „doch die du beſungen,
Von ihnen fordr' auch deinen Lohn!
Die Thaten meines Arms zu preiſen,
Lud ich den Sänger freundlich ein;
Ich ehre nun den frommen Weiſen,
Doch kann ich nicht Vergelter ſeyn.“

Da röthet edle Glut die Wangen
Dem grauen Sänger, und er ſpricht:
„Nicht eitles Gold iſt mein Verlangen,
Der Sänger braucht des Lohnes nicht.
Die Götter banden durch das Leben
Die Himmelstochter an den Staub,

Durch ſie zum Himmel Euch zu heben,
Begünſtigte von Plutus Raub!“

„Mit eurem Golde ſollt ihr wehren,
Daß nicht der Sorgen trübe Nacht
Des Sängers heitern Sinn verkehren
Und ſtören kann der Götter Macht.
Ihm konnten ſie die Schätze ſchenken,
Doch wollten ſie den Sonnenflug
Nicht zu dem finſtern Schooße lenken,
Der eure todten Götter trug.“

„Sie feſſelten des Frühlings Blüthe
Mit Wurzeln an der Erde Schooß,
Und liebend zieht der Mutter Güte
Die hölden Kinder ſorgſam groß,
Sieht freudig jeden Keim entfalten,
Den mütterlich ihr Schooß genährt,
Und ſich in blühenden Geſtalten
Zu Farb' und Leben ſchön verklärt.“

„So solltet ihr der Sänger Leben
Mit eures Goldes Glanz erfreun,
Und, was die Götter euch gegeben,
Der Götter liebsten Söhnen weihn.
Wähnt nicht des Sängers Lied zu lohnen, —
Belohnung ist ihm sein Gesang!
Die Brust, die Himmlische bewohnen,
Verachtet eures Goldes Klang."

„Ihr hörtet mich, Zeus hohe Söhne!
Zu euch drang mein Gesang empor,
Und meiner Saiten laute Töne
Berührten euer göttlich Ohr.
Ihr lohnt den Greis mit Götterfeuer,
Das neu belebend ihn durchdringt,
Und schützt die euch geweihte Leyer,
Die eurer Gottheit Hymnen singt." —

Und kaum hat er das Wort geendet,
Da tritt ein Sklave schnell herein.

„Zwei Männer, ferne her geſendet," —
Spricht er zum Sänger, — „warten dein.
Sie wollen nicht im Hauſ' verweilen,
Und weigern ſich dem Feſt zu nahn,
Doch bitten ſie, du wolleſt eilen,
Und deiner Lieder Lohn empfahn."

Der Sänger ſtaunt bei dieſen Worten,
Doch folgt er ſchnell dem Sklaven nach.
Schon iſt er durch die hohen Pforten
Und forſchet in dem Vorgemach.
Doch werden ſie nicht mehr gefunden,
Von keinem Menſchen mehr geſehn;
Sie ſcheinen Göttern gleich verſchwunden,
Die warnend ſchnell vorübergehn.

Denn wie der Sänger es verlaſſen,
Erbebt das feſtliche Gemach;
Es ſtürzt in ungeheuren Maſſen
Herein das hochgewölbte Dach.

Die mächtigen Ruinen bauen
Den Todten, tödtend ſelbſt, das Grab,
Und Zeus geſei'rte Söhne ſchauen
Auf ihren Sänger mild herab.

Die Bilder der Ahnen.

Erzählung.

Die Dämmerung war beinahe zur völligen Dunkelheit geworden, als Ferdinands Wagen noch langsam durch den Wald fuhr. Der Postillion stimmte die oft gehörten Klagen über die fast unfahrbaren Straßen des Landes an, und Ferdinand hatte bei der allmähligen Bewegung seines Fuhrwerks Muße genug, sich den Betrachtungen und Gefühlen zu überlassen, welche seine Reise und ihr Zweck in ihm rege machten. Er hatte, nach der Sitte der jungen Leute seines Standes, einige Akademien besucht, und war vor kurzem von einer Reise durch die merkwürdigsten Länder Europa's in sein Vaterland zurückgekehrt, um die Erbschaft seines indessen gestorbenen Vaters in Empfang zu nehmen.

Ferdinand war der einzige Sohn seines Vaters, und der letzte Zweig des alten Pannerschen Stammes; um so mehr drang seine Mutter darauf, daß er, den Geburt und Reichthum zu den glänzendsten Verbindungen berechtigten, ihr eine willkommene Schwiegertochter, und der Welt einen Erben seines Namens und seiner Güter schenken möchte. Angelegentlicher, als Alle andre, nannte sie Klotilden von Hainthal, wenn sie mit ihrem Sohn über die Wahl seiner künftigen Gemahlin sprach. Anfangs nannte sie ihren Namen unter Mehrern der Vorzüglichsten, welche sie der Aufmerksamkeit ihres Sohnes werth hielt; bald aber nannte sie selten neben ihr noch eine Andre, und endlich erklärte sie ziemlich bestimmt, ihre Zufriedenheit beruhe auf dieser Verbindung, und sie erwarte, daß Ferdinand ihre für ihn getroffene Wahl billigen werde.

Ferdinand ſchien indeſſen nur ungern an eine ernſte Verbindung zu denken, und die oft und angelegentlich wiederholten Erinnerungen ſeiner Mutter waren eben nicht geeignet, ihm die entfernte Klotilde liebenswürdig zu machen. Doch entſchloß er ſich endlich zu einer Reiſe in die Reſidenz, wo die ihm beſtimmte Braut ſich des Karnevals wegen mit ihrem Vater aufhielt. Hier wollte er ſie, den Bitten ſeiner Mutter gemäß, wenigſtens kennen lernen, und, wie er im Geheimen hoffte, Gelegenheit finden, dieſer Verbindung etwas anders, als Eigenſinn, wie die Mutter ſeine Weigerung nannte, entgegen zu ſetzen.

Allein auf dieſer Reiſe in ſeinem Wagen, und um ſich die Stille des nächtlichen Waldes, träumte er ſich zurück in die vergangene Zeit der erſten jugendlichen Jahre, in welche die fliehende Kindheit noch den Widerſchein ihrer lieblichen Farben wirft.

Es dünkte ihn, als könne er in keiner Zukunft das wiederfinden, was ihn aus jenen Zeiten so wunderbar freundlich anlächelte, und je lieblicher ihn die Vergangenheit an sich zog, desto widriger war ihm der Blick in die Zukunft, die er sich selbst gegen seine Neigung bereiten sollte.

Die Langsamkeit, mit welcher auf dem unebenen Boden sein Fuhrwerk sich bewegte, brachte ihn für seine Wünsche viel zu schnell dem Ziele seiner Reise näher, und die weißen Stundensäulen, deren er immer mehr hinter sich ließ, schienen ihm, wie weiße Gespenster, Unglück verkündigend, bei seinem Wagen vorbei zu wandeln.

Schon tröstete der Postillion, daß die Hälfte des Weges nun bald erreicht sey, und daß die Straße dann, von dem letzten Lustschlosse des Fürsten an, in sehr gutem Stande sey: aber Ferdinand befahl seinem Jäger, im nächsten Dorfe, wo er die Nacht

zu-

zubringen würde, halten zu laſſen, und die Pferde zurück zu ſchicken.

Der Weg nach dem Wirthshauſe des Dorfes zog ſich an einigen Gärten hin. Einzelne Töne von muſikaliſchen Inſtrumenten ließen Ferdinanden ein lärmendes Feſt der Dorfbewohner erwarten, deſſen Zuſchauer er nicht ungern zu ſeyn pflegte, und von deſſen Gewühl er ſich eine willkommene Zerſtreuung ſeines Mismuthes verſprach. Bald aber bemerkte er in den Tönen nicht die, den Wirthshäuſern gewöhnlichen Melodien; und die hell erleuchteten Fenſter eines artigen Landhauſes, aus welchem die Töne hervordrangen, ließen ihm keinen Zweifel, daß ſich hier eine Geſellſchaft aus gebildeteren Ständen, als man gewöhnlich auf Dörfern in der rauhen Jahreszeit findet, mit der Ausführung muſikaliſcher Werke vergnügte.

Endlich hielt der Wagen vor dem kleinen, ziemlich verfallenen Wirthshauſe. Fer-

dinand, der ſich hier wenig Unterhaltung und viel Unbequemlichkeit verſprach, fragte nach dem Beſitzer des Dorfs; aber dieſer hatte ſein Schloß auf einem benachbarten Gute, und Ferdinand mußte ſich entſchlieſſen, mit dem beſten Platz, welchen ihm der Wirth anweiſen konnte, vorlieb zu nehmen.

Sich zu zerſtreuen, entſchloß er ſich zu einem Spaziergang durch das Dorf. Es zog ihn nach der Gegend, in welcher er vorhin die Muſik gehört hatte, und in kurzer Zeit hallten ihm die Töne wieder einladend entgegen. Er näherte ſich langſam, und trat unter die Fenſter des Gartenhauſes.

In der offenen Thür deſſelben ſaß ein kleines Mädchen, und ſpielte mit ihrem kläffenden Favoriten. Ferdinand, den dieſes fremdartige Accompagnement ſtörte, fragte das Kind, wer in dieſem Hauſe wohne? — „Hier!“ — antwortete die Kleine freundlich, — „ei, hier wohnt der Vater; kommen

Sie nur mit!“ und damit hüpfte ſie die Treppe hinauf.

Ferdinand zögerte etwas, der ſchnellen Einladung zu folgen: bald aber kam der Hauswirth ſelbſt die Treppe herab. — „Unſre Muſik hat Sie wahrſcheinlich hierher gelockt,“ redete er den Fremden freundlich an: — „Sie ſind hier in der Pfarrwohnung, und mir herzlich willkommen!“

„Meine Nachbarn und ich haben ein wöchentliches muſikaliſches Kränzchen errichtet,“ — fuhr er fort, indem er Ferdinanden die Treppe hinaufführte — „und heute trifft mich die Reihe. Iſt Ihnen gefällig, an der Muſik Theil zu nehmen, oder zuzuhören, ſo nehmen Sie hier bei uns Platz; oder wenn Sie durch beſſere Muſik, als Sie von Dilettanten erwarten können, verwöhnt ſind, ſo finden Sie hier im Nebenzimmer bei meiner Frau noch eine kleine Geſellſchaft, die neben unſern Tonübungen ihre Rede-

übungen treibt.“ — Hiermit öffnete er eine Seitenthüre, machte dem Fremden eine kleine Verbeugung, und ſetzte ſich auf ſeinen Seſſel an das Notenpult. Ferdinand wollte einige Entſchuldigungen vorbringen, aber die Geſellſchaft fing ohne langes Stimmen die unterbrochene Muſik von neuem an, die artige junge Wirthinn bat ihn ebenfalls, nach ſeinem Gefallen, entweder bei ihrem Manne, oder bei ihrer Geſellſchaft Platz zu nehmen, und Ferdinand trat nach einigen Höflichkeitsbezeigungen in ihr Zimmer.

Um das Sofa ſchloß ſich ein Halbkreis von Stühlen, von welchen, bei Ferdinands Eintritt, eine Geſellſchaft von Frauen, und einigen wenigen Männern, ſich, wie es ſchien, etwas unwillig über die Unterbrechung, erhob. In der Mitte ſaß auf einem niedrigen Seſſel, mit dem Rücken gegen die Thür, ein junges lebhaftes Mädchen, die bei dem allgemeinen Aufſtande das Geſicht nach der

Thüre wendete, und bei dem Anblick des Fremden etwas verlegen und erröthend aufstand. Ferdinand bat dringend, die Unterhaltung nicht zu unterbrechen; man ſetzte ſich wieder, und die Wirthinn wies dem Fremden den Ehrenplatz auf dem Sofa neben ein paar bejahrten Damen an; ihren eignen Stuhl ſetzte ſie neben den Fremden.

„Sie werden bei uns um die Muſik kommen," — ſagte ſie, indem ſie die Thüre zu dem Muſikzimmer zudrückte. „Ich höre zwar ſelbſt ſehr gern Muſik, nur kann ich mit meinem Mann den Enthuſiasmus für bloße Quartett- und Quintett-Muſik nicht theilen. Vielen meiner Freundinnen geht es eben ſo; wir haben daher, wenn unſre Männer bei ihren Notenpulten ſitzen, unſre Converſation für uns, welche aber unſern Nachbarn Virtuoſen oft zu laut wird. Heute gebe ich meinen lange verſprochenen Geſpenſterthee, wo jeder ein Geſpenſtergeſchicht-

chen oder etwas ähnliches erzählen muß, und Sie ſehn, mein Auditorium iſt um ein gut Theil zahlreicher, als das muſikaliſche."

„Erlauben Sie mir, es zu vermehren!" — erwiderte Ferdinand. — „Zwar bin ich nicht ſo geſchickt im Auflöſen des Wunderbaren wie Hennings oder Wagener..."

„Da kämen Sie auch bei uns übel an," — fiel ihm eine niedliche Brünette ins Wort: — „es iſt hier ausgemacht, daß keine Erklärung verſucht werden darf, wäre ſie auch noch ſo wahrſcheinlich. Das Erklären nimmt einem die ganze Freude an der Erzählung."

„Deſto beſſer —" ſagte Ferdinand — „aber ohne Zweifel ſtörte ich eben eine intereſſante Erzählung: darf ich bitten...."

Die ſchlanke Blonde, die vorhin von dem Seſſel aufgeſtanden war, erröthete wieder: die kleine muntere Wirthinn aber faßte ſie ſchäkernd am Arme, und führte ſie mit-

ten in den Kreis. — „Mache nur keine Umſtände, Kindchen," — ſprach ſie — „ſetze dich auf deinen Seſſel und erzähle dein Geſchichtchen aus. Der Herr da muß hernach auch etwas zum Beſten geben!"

„Nun wenn Sie das verſprechen —" ſagte die Blonde, und Ferdinand verbeugte ſich bejahend. Sie ſetzte ſich auf den angewieſenen Platz des Erzählers, und begann: „Eine meiner Freundinnen, — ſie hieß Juliane — brachte mit ihren Aeltern und Geſchwiſtern regelmäßig alle Sommer auf einem Landgute ihres Vaters zu. Es lag in einer romantiſchen Gegend, in der Ferne von Gebirgen eingeſchloſſen, zwiſchen hohen Eichenwäldern und angenehmen Lusthainen."

„Das Schloß ſelbſt war uralt, und von einer unzähligen Menge Vorfahren auf Julianens Vater vererbt worden. Daher entſchloß ſich dieſer auch nicht leicht, etwas

verändern zu laſſen, und erhielt vielmehr, nach dem Beiſpiel ſeiner Vorältern, alles auf das genaueſte in dem Zuſtande, wie es ihm von ſeinem Vorgänger hinterlaſſen worden war.“

„Unter die Alterthümer des Schloſſes, die in vorzüglichem Werth bei ihm ſtanden, gehörte beſonders der Familienſaal, ein düſtres, hohes gothiſches Gewölb, an deſſen ſchwarzen Wänden die Ahnen ſeines Geſchlechtes in alten, lebensgroßen Bildern zu ſehen waren. In dieſem Familienſaal wurde, nach einer, ebenfalls von den Altvätern herabrachten Gewohnheit, täglich geſpeiſet, und Juliane hat mir oft geklagt, daß ſie nie ohne die entſetzlichſte Bangigkeit, beſonders der Abendmahlzeit, in dieſem Saale habe beiwohnen können, und daß ſie oft eine kleine Krankheit vorgegeben habe, um nur dieſen fürchterlichen Saal nicht betreten zu müſſen.“

„Unter den Bildern nämlich war Eins, vielleicht nicht einmal ein Familienbild, sondern ein fremdes weibliches Portrait, von welchem Julianens Vater ſelbſt nicht angeben konnte, weſſen Bild es vorſtellte, und wie es in dieſen Saal unter die Reihe ſeiner Ahnen gekommen war, dem er aber doch, vielleicht weil es dieſe Stelle lange eingenommen hatte, einen Platz unter den Bildern ſeiner Vorfahren gönnte.“

„Dieſes Bild konnte Juliane nie ohne einen unwiderſtehlichen Schauder betrachten, und wie ſie mir erzählt hat, ſo fühlte ſie dieſes geheime ahndungsvolle Grauen vor dieſem Bilde ſchon in den früheſten Jahren ihrer Kindheit, ohne daß ſie einen beſtimmten Grund davon anzugeben wußte. Ihr Vater nannte dieſes Gefühl eine kindiſche Furcht, und zwang ſie zuweilen, allein in dieſem Saal ein Geſchäft zu verrichten. Allein je älter Juliane wurde, deſto größer

wurde nur ihr Grauen vor dem wunderbaren Bilde, und sie bat ihren Vater oft mit Thränen, sie nicht allein in diesem Saale zu lassen. Das Bild, sagte sie, blicke sie mit leuchtenden Augen an, nicht finster und schrecklich, aber mit einer so wunderbar freundlichen Wehmuth, als wolle es sie zu sich ziehen und die Lippen öffnen, sie zu rufen: es werde sie auch gewiß noch tödten."

„Der Vater gab endlich selbst die Hoffnung auf, Julianens Furcht zu überwinden, und einmal, als sie bei der Abendmahlzeit vom Schauder einen heftigen Zufall bekam, weil sie gesehn haben wollte, wie das Bild die Lippen bewegte, machte der Arzt es dem Vater zur Pflicht, seine Tochter vor ähnlichen Veranlassungen zum Schreck zu sichern. Das furchtbare Bild ward also aus dem Saale weggenommen, und in ein einsames unbewohntes Zimmer im obern Stock über der Thüre aufgehängt."

„Zwei Jahre lebte nun Juliane sehr vergnügt, und sie blühte zu aller Verwunderung auf, wie eine verspätete Blume; denn die immerwährende Furcht hatte ihr Ansehn zuvor bleich und entstellt gemacht, das Bild mit allen seinen Schrecken war verschwunden, und Juliane ....“

„Sag es nur heraus, kleine Unschuld“ — sagte die muntre Wirthinn, als die Erzählerinn stockte — „Juliane fand Bewunderer ihrer aufblühenden Schönheit, nicht wahr?“

„Nun ja“ — fuhr jene etwas erröthend fort, — „sie war Braut und ihr Verlobter besuchte sie wenig Tage vor der Hochzeit. Da führte sie ihn in dem ganzen Schlosse herum, und zeigte ihm die Aussicht auf die fernen grauen Gebirge aus dem obern Stock. Ohne es selbst zu bemerken, befand sie sich in dem Zimmer, über dessen Thüre jenes unglückliche Bild hing. Ein Fremder, dem

das einſame Portrait auffallen mochte, fragte Julianen, wen es vorſtellen ſollte. Aufblicken, das furchtbare Gemälde erkennen, und mit einem durchdringenden Schrei nach der Thüre ſtürzen, war bei Julianen das Werk eines Augenblickes; aber — wurde das Bild durch die Heftigkeit, mit welcher ſie die Thüre ergriff, erſchüttert, oder war der Moment eben erſchienen, in welchen es ſeine gefürchtete Macht gegen Julianen bewähren ſollte, genug, im Augenblicke, da die Unglückliche durch die geöffnete Thüre ihrem Schickſal entfliehen will, ſtürzt das Bild herab, und Juliane, vom Schreck und der Laſt des ſchweren Rahmens zu Boden geworfen, lag in einer Betäubung, von der ſie nie wieder erwachte!“

Eine lange Pauſe, nur von den lange zurückgehaltenen Ausrufungen des Erſtaunens und der Theilnahme an der unglücklichen Braut unterbrochen, bezeichnete die

Wirkung, welche dieſe Erzählung in den Gemüthern der Zuhörer hervorgebracht hatte; nur Ferdinand ſchien weniger erſtaunt, als die Andern. Endlich unterbrach eine der alten Damen in Ferdinands Nachbarſchaft die Stille.

„Dieſe Erzählung" — ſagte ſie, — „iſt buchſtäblich wahr; ich kenne ſelbſt die Familie, welcher dieſes Bild die Tochter geraubt hat. Auch das Bild habe ich geſehen. Es iſt, wie Sie, meine Liebe, richtig bemerkt haben, nichts weniger als fürchterlich, aber von ſo einer, wie ſoll ich ſagen, — geheimnißvollen Gutmüthigkeit, daß ich ſelbſt ſeinen Anblick nie habe lange ertragen können, wiewol es einen, durch den wehmüthig-freundlichen Blick, von dem Sie auch ſprachen, immer wieder an ſich zieht, und mit den Augen zu winken ſcheint."

„Ich bin überhaupt den Portraits nicht gut," — ſetzte die Wirthinn hinzu, und

ſchauderte etwas dabei, — „ich möchte auch keins in meinem Wohnzimmer haben. Man ſagt, ſie erblaſſen, wenn das Original ſtirbt, und je treffender ſie ſind, deſto mehr kommen ſie mir vor, wie die angeputzten Wachsfiguren, die ich nie ohne Abſcheu habe ſehen können.“

„Deswegen“ — ſagte die Erzählerinn — „ziehe ich auch die in Handlung geſetzten Portraits den gewöhnlichen Abbildungen der Geſichter vor. Jene ſind in ihrer Handlung von dem, der ſie anſieht, vollkommen abgeſondert, und blicken nicht, wie dieſe, mit ihren ſtarren Todtenaugen aus ihrem Rahmen in die lebendige Welt heraus. Solche Bilder ſcheinen mir eben ſo die, der Kunſt anſtändige, Täuſchung zu überſchreiten, als die gemalten Statuen.“

„Allerdings,“ — erwiderte Ferdinand, — „und ein fürchterlicher Eindruck eines ſolchen Bildes in meiner frühern Ju-

gend, deſſen Schrecken ich nie vergeſſen werde, zwingt mich, Ihnen vollkommen Recht zu geben.“

„O, erzählen Sie!“ rief die Blondine, die noch auf ihrem Erzählerſitz ſaß. — „Sie ſind ohnedieß durch Ihr Verſprechen gehalten, meinen Platz einzunehmen.“

Mit einer leichten Wendung ſprang ſie auf, und nöthigte ſcherzend Ferdinanden, ſeinen Sitz mit dem ihrigen zu vertauſchen.

„Meine Geſchichte,“ — ſagte Ferdinand, — „würde mit der, welche Sie eben erzählten, zu viel Aehnlichkeit haben; erlauben Sie mir daher ....“

„Das thut nichts,“ — fiel die Wirthinn ihm ein, — „an ſolchen Dingen hört man ſich nicht ſatt, und ſo ungern ich dergleichen fatale Bilder anſehe, ſo höre ich doch gern von ihnen erzählen, wie ſie aus ihren Rahmen herausſchreiten, oder winken.“

„Im Ernſt,“ — fuhr Ferdinand

fort, der ſein Verſprechen gern wieder zurück gehabt hätte, — „meine Geſchichte iſt wirklich faſt zu grauſend für einen ſo ſchönen Abend. Ich geſtehe Ihnen, daß ich mich ſelbſt jetzt, nach einigen Jahren, ihrer nicht ohne Schauder erinnern kann“

„O deſto beſſer, deſto beſſer,“ — riefen die meiſten Stimmen, — „nun machen Sie uns erſt recht neugierig, und da es Ihnen ſelbſt begegnet iſt, ſo erfahren wir doch einmal etwas ganz unbezweifelt gewiſſes!“

„Mir ſelbſt eigentlich nicht,“ — verſetzte Ferdinand etwas einlenkend — „aber einem meiner Freunde, deſſen Wort mir ſo ſicher und gewiß iſt, als meine eigne Erfahrung.“

Die Bitten wurden wiederholt, und Ferdinand begann:

„Mein Freund, deſſen ich eben erwähnte, erzählte mir bei einem freundſchaftlichen Streit über Erſcheinungen und Vorbedeutungen

tungen folgendes: Ich ward, ſprach er, von einem meiner akademiſchen Freunde eingeladen, die Univerſitäts-Ferien mit ihm auf dem Landſitze ſeiner Aeltern zuzubringen. Der Frühling, der nach einem langen traurigen Winter ſpät, aber deſto lebendiger und kräftiger erſchien, begünſtigte unſer Vorhaben, und wir kamen in den ſchönſten Tagen des Aprils munter und froh, wie die ſingenden Vögel im Walde, auf dem Schloſſe an.“

„Mein Freund, mit dem ich auf der Akademie unzertrennlich zu leben gewohnt war, hatte es ſchon durch ſeine Briefe ſo eingerichtet, daß wir auch hier ungetrennt blieben. Wir bezogen einige neben einander gelegene Zimmer des weitläuftigen Schloſſes, welche uns die Ausſicht auf den Garten, und über denſelben hinaus in eine freundliche, von Wäldern und Weinbergen in der Ferne begränzte Gegend gewährten. Nach wenig Tagen war ich ſo eingewohnt und

mit Jedem vertraut, daß zwiſchen mir und dem Sohn vom Hauſe weder von der Familie, noch von der Dienerſchaft, ein Unterſchied gemacht wurde. Die jüngern Geſchwiſter meines Freundes ließen es ſich nicht nehmen, wenigſtens die Nacht in meinem Schlafzimmer, wie bei ihrem Bruder, zuzubringen, und ſeine Schweſter, ein liebes Mädchen von zwölf Jahren, ſchön und lieblich wie eine weiße Roſenknoſpe, nannte mich ihren Bruder, und behauptete ihr ſchweſterliches Recht, mich mit jedem ihrer Lieblingsplätze bekannt zu machen, und mich bei der Tafel und in meiner kleinen häuslichen Einrichtung mit dem Nöthigen ſelbſt zu verſehen. Unvergeßlich bleibt mir ihre zarte Sorgfalt, unvergeßlicher ſelbſt, als die Schrecken, welche dieſes Schloß auf ewig an meine Erinnerung knüpfen.“

„Schon am erſten Tage hatte ich an der Wand eines Saales, durch welchen der

Weg zu meinen Zimmern führte, ein groſſes, in die Mauer befeſtigtes Bild bemerkt; aber zu ſehr mit den neuen, mich von allen Seiten anziehenden Gegenſtänden beſchäftigt, achtete ich wenig darauf. Erſt als die beiden jüngern Brüder meines Freundes ſich mit ſo kindlicher Anhänglichkeit an mich anſchloſſen, und ich ſie, die mich faſt nie verließen, auch Abends in unſer gemeinſchaftliches Schlafzimmer begleitete, erregte ihre auffallende Furcht, wenn wir durch dieſen Saal gingen, meine Aufmerkſamkeit. Jeder ſchmeichelte ſich an mich an, um von mir auf den Arm genommen zu werden, und wer nur an meiner Hand blieb, verbarg wenigſtens ſein Geſicht darin, um auch nicht den matteſten Schein von dieſem Bilde mit ſeinen Augen aufzufangen."

„Ich wußte, daß ſich faſt alle Kinder vor koloſſalen oder doch in Lebensgröße dargeſtellten Figuren fürchten, und ſuchte den

beiden Knaben Muth einzusprechen; gleichwol konnte ich bei näherer Betrachtung dieses Bildes selbst eines unwillkührlichen Grauens mich nicht enthalten. Es stellte einen alten Ritter vor, in unbekannter, den fernsten Jahrhunderten eigner Tracht. Ein weiter grauer Mantel fiel ihm von der Schulter herab bis über die Knie; der eine Fuß schritt vorwärts, als wollte er aus seinem Rahmen heraustreten. Sein Gesicht war von einer erstarrenden Kraft. Solche Mienen hatte ich noch bei keinem Lebenden gesehn. Es war ein fürchterliches Gemisch von Todes-Starrheit, und den Resten einer, selbst der Hand des Todes unbesiegbaren, schmerzlichen, wilden Leidenschaft, als hätte dem Maler ein wiederkehrender Bewohner des Grabes zu diesem entsetzlichen Gemälde die gräßlichen Züge geliehen."

„Ich wurde von einem ähnlichen Grauen, wie die Kinder, befallen, so oft ich es be-

trachten wollte; meinem Freunde war der Anblick unangenehm, doch eben nicht schrecklich; nur seine Schwester konnte die schreckliche Gestalt lächelnd betrachten, und sagte, wenn ich mein Entsetzen äußerte, mitleidig: er ist wol nicht böse, aber gewiß sehr unglücklich!"

„Mein Freund erzählte mir, es sey das Bild des Stammvaters seines Geschlechtes, auf welches sein Vater sehr viel halte. Wahrscheinlich sey es in den ältesten Zeiten schon hier aufgestellt, und es lasse sich nicht wohl herausnehmen, ohne das gleichförmige alte Ansehn dieses ehemaligen Rittersaales zu entstellen." —

„Die Zeit unsrer Ferien entfloh indessen unvermerkt unter ländlichen Freuden, und der letzte Tag unsers schönen Aufenthaltes erschien. Der alte Graf, dem es nicht entging, wie ungern wir den liebenswürdigen Kreis seiner Familie, und die an-

muthigen Umgebungen seines Landsitzes verließen, hatte den Tag vor unsrer angesetzten Abreise mit einer bewundernswerthen Sorgfalt zu einer ununterbrochenen Reihe kleiner ländlicher Feste gemacht. Eins folgte dem andern ohne allen Schein einer Veranstaltung, wie durch innere Nothwendigkeit herbeigeführt, und nur die leuchtenden Augen meiner kleinen schwesterlichen Freundin, wenn sie die Zufriedenheit ihres Vaters bemerkte, und die liebreiche Freundlichkeit, mit welcher dieser Emilien — so nannte sich die kleine Grazie — anblickte, wenn ihn seine eignen Pläne zuweilen durch ihre unerwartete Anordnung überraschten, ließen mich zuweilen das Einverständniß von Vater und Tochter, und zugleich den wichtigen Antheil errathen, welchen diese an der Harmonie hatte, die in den Festen dieses Tages, so wie in den ganzen Einrichtungen auf dem Schlosse, herrschte."

„Der Abend kam, die Gesellschaft zerstreute sich noch in dem Garten, aber meine liebenswürdige Begleiterinn wich nicht von meiner Seite. Die beiden Kinder hüpften munter vor uns her, verfolgten die summenden Maikäfer und schüttelten sie von den blühenden Zweigen. Der Thau erhob sich im Scheine des Monds und lag wie silberner Flor auf Blumen und Gras. Emilie hing wie eine liebende Schwester an meinem Arm, und führte mich noch, wie zum Abschied, in jede Laube und zu jedem Sitz, den ich allein oder an ihrer Seite zu besuchen gewohnt gewesen war.“

„Endlich als wir vor der Thüre zu der Gartenseite des Schlosses standen, mußte ich ihr das Versprechen wiederholen, welches ihr Vater schon von mir genommen hatte, einige Wochen des nächsten Herbstes wieder auf diesem Schlosse zuzubringen. „Der Herbst“ — sprach sie — „ist so schön, wie

der Frühling: nur ernſthafter, und — ich möchte ſagen rührender. Mir ſcheint es immer, wenn er die welken Blätter ſo bunt färbt, als wollt' er ſie tröſten. Sie ſollen denken, das neue Jahr kommt und macht ſie zu Blüthen: ſo ſterben ſie vielleicht froher und fallen gern ab." — Wie gern verſprach ich, jede andre Einladung abzulehnen, und ihren Bruder wieder zu ihr zu begleiten. Sie ging in ihr Schlafzimmer, und ich brachte meine kleinen Halbbrüder wie gewöhnlich zur Ruhe. Sie ſchwärmten die Treppe hinauf, und durch die Reihe der ſchwach beleuchteten Zimmer: nicht einmal das furchtbare Bild ſtörte heute zu meinem Erſtaunen ihre Munterkeit."

„Mir ſelbſt war noch der Kopf und die Bruſt zu voll von dem heutigen Tage und der ganzen ſchönen Zeit, die ich auf des Grafen Schloſſe verlebt hatte. Alle Bilder dieſer frohen Vergangenheit drängten ſich

in meiner Erinnerung, und meine, damals noch sehr jugendliche Fantasie ward zu sehr davon bewegt, als daß ich mich nach dem Beispiel meines Freundes schon der Ruhe hätte überlassen können. Die zarte, sich so kindlich-unbefangen hingebende Emilie schwebte mir, wie ein schönes Geisterbild, vor den Augen; ich blickte noch zu meinem Fenster heraus in die Gegend, die ich so oft und eben jetzt zum letztenmale mit ihr durchwandelt hatte, und jede Stelle erschien mir hell in dem weißen Lichte des Monds."

„Die Nachtigallen sangen in den Büschen, die unsre Lieblingssitze blühend umwölbten, und der Fluß, auf dem wir oft, mit Blüthenzweigen bekränzt, unter frohen Gesängen schifften, wallte in silbernem Lichte."

„Verschwunden, dachte ich, in diese Erinnerungen verloren, verschwunden ist vielleicht mit den Blüthen des Frühlings dieser schöne, holde Schimmer der arglosen, ruhig

vertrauenden Kindlichkeit, und es hat ſich, wie um die ausgeblühete, reifende Frucht eine harte verhüllende Schale um ihr jetzt ſich ſo liebevoll hingebendes Herz gezogen, wenn der Herbſt mich wieder zu ihr führt!"

„Unmuthig trat ich von dem Fenſter, und ging, von dieſen Gedanken bewegt, durch die nahen Zimmer. Auf einmal ſtand ich vor dem Bilde des Stammvaters, das, von dem Mondſtrahl allein auf ſeltſame Weiſe beleuchtet, wie ein gräßliches Geſpenſt vor mir ſchwebte. Es ſchien in dem wunderbaren Lichte wie verkörpert, und aus dem dunkeln Grund hervortretend. Die Starrheit in ſeinen Zügen ſchien in die tiefſte Wehmuth aufgelöſet, und nur durch den kalten, übermenſchlichen Ernſt des Auges ſchien der Mund auf dem Uebergang zum klagenden Schmerz zu erſtarren."

„Meine Kniee ſanken zuſammen, und mit ſchwankenden Schritten eilte ich in mein

Zimmer zurück an das noch offene Fenster, um mich in der frischen Luft des Abends und beim Anblick der freundlichen Gegend von diesem grauenvollen Anblick zu erholen. Ich blickte in einen breiten Gang von uralten Linden, der sich unmittelbar vor meinem Fenster durch den ganzen langen Garten nach den Ruinen eines alten Thurms hinzog, und der gewöhnliche Platz für unsre ländlichen Vergnügungen und gesellschaftlichen Spiele gewesen war. Die wunderbare Gestalt des Bildes löste sich mir schon in ein täuschendes Phantom, gebildet von meiner erregten Fantasie, auf, als es mir vorkam, als bewege sich eine dichte Thauwolke von den Ruinen durch den Lindengang her."

„Neugierig heftete ich meine Blicke darauf: der sonderbare Nebelball zog mir näher, aber verborgen durch die belaubten Aeste der hohen Linden."

„Plötzlich erblick' ich an einer lichtern

Stelle des Ganges die entsetzliche Gestalt, von welcher das Bild die furchtbaren Züge trug. In den mir wohlbekannten grauen Mantel gehüllt, schritt sie langsam, fast zögernd nach dem Schlosse zu. Kein Laut bezeichnete ihren Tritt auf dem steinichten Boden. So schritt sie, ohne aufzublicken, bei meinem Fenster vorüber, nach einer Nebenthüre, welche zu der vordern Seite des Schlosses führte."

„Außer mir vor Entsetzen warf ich mich in mein Bett, zufrieden, daß an jeder Seite desselben eins der beiden Kinder schlief. Sie lächelten, als sie mein schnelles Herzukommen erweckte, schliefen aber sogleich wieder ein. Die Unruhe verscheuchte mir den Schlaf, und schon wandte ich mich, um zu meiner Zerstreuung eins der Kinder zu wecken; aber — wer spricht mein Entsetzen aus, als ich vor dem einen Bette des Kindes die schreckliche Gestalt stehen sah."

„Starr vor Grauſen und Schreck, vermochte ich mich nicht zu bewegen, nicht einmal das Auge vor dem entſetzlichen Anblick zu ſchließen. Ich ſah, wie die Geſtalt ſich niederbeugte, und die Stirne des Kindes mit einem leiſen Kuß berührte. Dann beugte ſie ſich über mich hinweg, und küßte auch des zweiten Knaben Stirne.“

„Hier verließ mich die Beſinnung, und als ich am andern Morgen von den Kindern ſelbſt liebkoſend geweckt ward, war ich beinahe verſucht, den ganzen Vorfall für einen lebhaften Traum zu halten.“ —

„Die Stunde der Abreiſe rückte indeſſen heran, und wir frühſtückten noch zum letztenmale zuſammen in der blühenden Laube von türkiſchem Holunder. „Nehmen Sie ſich beſſer auf der Reiſe in Acht“ — ſagte unter andern der alte Graf zu mir, — „Sie waren geſtern Abend noch ziemlich ſpät in etwas leichter Kleidung in dem Garten.

Es war mir bange, Sie möchten ſich ein Fieber zuziehn. Die jungen Herren halten ihre Geſundheit für unverwüſtlich, aber nehmen Sie den Rath eines Freundes an!"

„In der That" — erwiederte ich ihm, — „möchte ich glauben, ein böſes Fieber habe mich dieſe Nacht geängſtet; denn ſo fürchterliche Fantaſien haben mich noch nie erſchreckt, als dieſe Nacht, und ich begreife nun, wie lebhafte Träume oft zu wunderlichen Einbildungen und Erzählungen von Erſcheinungen Veranlaſſung gegeben haben."

„Wie das?" — fragte der Graf etwas unruhig. Ich erzählte die Erſcheinung der vorigen Nacht. Der Graf ſchien zu meinem Erſtaunen nicht verwundert, aber im Innerſten tief bewegt."

„Beide Kinder küßte der Geiſt?" — fragte er mit bebender Stimme, und als ich es bejahte, rief er mit dem Ton des tief-

ſten Schmerzes: „O Gott, dann ſterben auch dieſe Beide!“

Die Geſellſchaft hatte bis jetzt aufmerkſam, und ohne durch einen Laut die Erzählung zu unterbrechen, Ferdinanden zugehört. Bei dieſen Worten aber ſchauderten die Meiſten, und die Blondine, welche vorher erzählt hatte, ſtieß einen lauten Schrei aus.

„Urtheilen Sie,“ — fuhr Ferdinand fort, — „wie dieſe unerwartete Wendung meinen Freund, in deſſen Perſon ich zeither erzählt habe, überraſchen mußte! Die Erſcheinung hatte ſeine Sinne fürchterlich bewegt, aber dieſer ſchmerzhafte Ton des Vaters durchſchnitt ſein Herz und erſchütterte ſeine ganze Natur mit dem Grauen der Geiſterwelt und ihrer verborgenen Schrecken. Es war alſo kein Traum, kein Fantom der aufgeregten Fantaſie! Ein unbezweifelter geheimer Schreckensbote der fremden Welt

war bei ihm vorübergewandelt, hatte an seinem Lager gestanden und den Tod auf die blühenden Wangen der Kinder an seiner Seite geküßt!“

„Vergebens bat er den alten Grafen um einige Enthüllung dieser wundervollen Begebenheit; vergebens drang der Sohn in den Vater, ihm ein Geheimniß zu entdecken, welches wahrscheinlich ein Eigenthum der Familie sey. „Du bist noch zu jung“ — antwortete ihm der Vater, — „und solche fürchterliche Dinge, als du selbst unter diesem Geheimnisse vermuthest, erfährst du zu jeder Zeit zu früh für deine Ruhe!“

„Mein Freund bemerkte erst jetzt, als man ihn zur Abreise rief, daß der Graf die Kinder und Emilien während der Erzählung entfernt hatte. Er nahm jetzt innigst bewegt von den zurückkommenden Kindern, die sich gar nicht von ihm trennen wollten, und von dem alten Grafen Abschied.

ſchied. Emilie winkte ihm aus ihrem Fenſter das Lebewohl zu, und nach drei Tagen erhielt der junge Graf die Nachricht von dem Tode beider Kinder. Sie hatten beide in Einer Nacht ihr Leben geendet.“ —

„Sie ſehen,“ — ſetzte Ferdinand etwas muntrer hinzu, um die Geſellſchaft, welche ihm zu bewegt ſchien, von dem grauenvollen Inhalt ſeiner Erzählung nach und nach abzulenken, — „Sie ſehen, daß mein Mährchen ſo weit von der, Ihnen mit Recht anſtößigen natürlichen Erklärung des Wunderbaren in ihm entfernt iſt, daß es nicht einmal die volle Bekanntſchaft mit ſeinen Wundern zuläßt, welches man doch mit Recht von einer jeden Erzählung verlangt. Ich habe aber nie etwas mehr erfahren können, und da der alte Graf geſtorben iſt, ohne ſeinem Sohn das Geheimniß des Bildes zu enthüllen, ſo ſehe ich keine Möglichkeit, jemals anders, als durch willkührliche Dich-

tung, die gewiß nicht uninteressante Geschichte dieses Bildes aufzufinden.“

„Dieses scheint auch eben nicht nöthig“ — sagte ein junger Mann. — „Diese Geschichte ist so, wie die vorher erzählte, in der That zu Ende, und giebt gerade die Befriedigung, welche eine Erzählung dieser Art geben soll.“

„Ich würde Ihrer Meinung nicht beistimmen,“ — antwortete Ferdinand, — „wenn ich den wunderbaren Zusammenhang jenes Bildes mit dem nächtlichen Kindertödter, oder der Furcht Julianens vor dem Bilde mit ihrem Tod durch dasselbe, zu enthüllen wüßte. So aber bin ich Ihnen für Ihre Zufriedenheit verbunden, und begnüge mich wohl selbst in Ermangelung des Ganzen mit dem Fragment.“

„Was würden Sie aber für die Fantasie gewinnen,“ — fragte Jener, — „wenn Ihnen dieser Zusammenhang klar würde?“

„Offenbar viel," — erwiderte Ferdinand. „Denn die Fantaſie verlangt eben ſo Vollkommenheit ihrer Bildungen, wie der Verſtand in ſeinem Gebiete Uebereinſtimmung der Begriffe fordert."

Die Wirthinn, welche die Streitigkeiten der Gelehrten nicht liebte, ſchlug ſich auf Ferdinands Seite, und ſagte: „Wir Weiber ſind einmal neugierig: halten Sie es uns alſo wenigſtens zu gut, wenn wir bedauern, daß das Ende fehlt. Es kommt mir gerade vor, als ob ich die letzten Scenen von Mozart's Don Juan ohne die vorhergehenden ſehen ſollte. Damit würden Sie auch nicht zufrieden ſeyn, ſo vortrefflich auch die letzten Scenen an und für ſich ſind." —

Der junge Mann ſchwieg, vielleicht weniger überzeugt, als gefällig gegen die artige Wirthinn. Die Geſellſchaft ſchwatzte noch das und jenes. Viele machten Anſtalt zum

Aufbruch, und Ferdinand, der ſeit ſeiner Erzählung ſich vergebens überall nach der Blondine umgeſehn hatte, ſtand ſchon vor der Thüre, als ein ziemlich bejahrter Mann, den er im Muſikzimmer geſehn zu haben ſich erinnerte, ihn anredete.

„War nicht" — fragte er, — „der Name Ihres Freundes, deſſen Geſchichte Sie uns erzählten, Graf Panner?"

„So hieß er" — antwortete Ferdinand betroffen. — „Woher errathen Sie — — iſt Ihnen die Familie bekannt?"

„Sie haben reine Wahrheit erzählt," — erwiderte der Unbekannte — „wo hält ſich der Graf auf?"

„Er reiſet gegenwärtig," — verſetzte Ferdinand, — „aber ich erſtaune . . ."

„Korreſpondiren Sie mit ihm?" — fragte der Unbekannte weiter.

„Ja!" — erwiderte Ferdinand, — „aber ich begreife nicht . . ."

„So ſagen Sie ihm," — fuhr der Alte fort, — „daß Emilie ſeiner noch gedenkt, und daß er kommen ſoll, wenn ihm an der Enthüllung des Geheimniſſes liegt, das ſeine Familie ſelbſt ſehr nahe betrifft."

Mit den letzten Worten ſtieg der Alte in ſeinen Wagen, und war Ferdinanden aus dem Geſicht, ehe dieſer ſich von ſeinem Erſtaunen erholen konnte.

Vergebens ſah Ferdinand nach einem Menſchen ſich um, den er nach dem Namen des Unbekannten fragen konnte. Alle Gäſte hatten ſich ſchon zu Fuß oder zu Wagen entfernt, und ſchon machte er den Plan, der Unſchicklichkeit Trotz zu bieten, und ſich bei dem Pfarrer, der ihn ſo freundlich aufgenommen hatte, ſelbſt zu erkundigen, als eben die Thüre des Gartenhauſes verſchloſſen ward. Er mußte unmuthig den Weg in ſein kleines Wirthshaus zurückzufinden ver-

ſuchen, und ſeine Nachforſchungen bis zu einem Morgenbeſuch verſchieben. —

Emiliens Bild war durch die ſchreckliche Begebenheit in der Nacht vor dem Abſchiede verdunkelt worden, und die Zerſtreuungen bei Ferdinands bald darauf erfolgenden Reiſen waren nicht geeignet geweſen, es aus ſeinem Dunkel hervorzurufen. Jetzt wurden dieſe Erinnerungen durch jene Erzählung und durch die unerwartete Anrede des Alten aus ihrem Schlummer geweckt, und mit ihnen erwachte die Liebe zu Emilien, aber lebendiger und glühender, als bei ihrem erſten, ſtillen Entſtehen. Er glaubte, in der ſchönen Blonden, Emiliens ausgebildete Züge wieder zu erkennen. Jemehr er ihre Geſtalt, ihren Blick, den Ton ihrer Rede und die Grazie aller ihrer Bewegungen ſich zurückrufte, deſto auffallender ward ihm dieſe Aehnlichkeit. Der Ausruf des Schreckens, als er des alten Grafen Deu-

tung der Erſcheinung auf den Tod der Kinder erzählte, ihr ſchnelles Verſchwinden nach jener Erzählung, ſelbſt ihre Bekanntſchaft mit ſeiner Familie, — denn die ſchöne Blonde hatte, ohne es zu wiſſen, in Julianens Geſchichte die Geſchichte von Ferdinands Schweſter erzählt, — machten ihm ſeine Vermuthung zur Gewißheit.

Die Nacht verſtrich unter Entwürfen, Plänen und Zweifeln; und kaum konnte Ferdinand den Morgen erwarten, welcher ihm dieſes Dunkel aufhellen ſollte. Er traf den Pfarrer ſchon unter ſeinen Muſikalien, und fand bald Gelegenheit, durch eine ungezwungene Wendung des Geſprächs ſich nach einigen Perſonen unter den geſtrigen Zuhörern und Zuhörerinnen zu erkundigen.

Aber leider fand Ferdinand wenig befriedigende Antwort auf ſeine Fragen nach der ſchönen Blonden und dem räthſelhaften Unbekannten. Denn der Pfarrer war

in ſeine Muſik ſo vertieft geweſen, daß er viele ſeiner Gäſte kaum bemerkt hatte, und es war Ferdinanden nicht möglich, ſelbſt durch die genaueſte Beſchreibung der Kleider und andern Eigenthümlichkeiten ihm begreiflich zu machen, von weſſen Namen er eigentlich unterrichtet ſeyn wollte. „Schade,“ — ſagte endlich der Paſtor, — „daß meine Frau ausgegangen iſt, die könnte Ihnen am beſten Aufſchluß geben. Ihrer Beſchreibung nach ſcheint mir zwar die blonde Dame das Fräulein von Hainthal geweſen zu ſeyn, doch ...“

„Fräulein von Hainthal?“ — unterbrach ihn Ferdinand etwas raſch, faßte ſich aber ſogleich wieder.

„So glaube ich,“ — ſagte der Paſtor. — „Kennen Sie das Fräulein?“

„Ihre Familie,“ — antwortete Ferdinand, — „ich vermuthete nur aus einiger Familienähnlichkeit, es könne vielleicht die

junge Gräfinn Wartburg geweſen ſeyn, deren Bruder dem Fräulein etwas gleicht.“

„Es wäre auch möglich,“ — erwiderte der Paſtor. — „Sie haben alſo den unglücklichen Graf Wartburg gekannt?“

„Unglücklich?“ — fragte Ferdinand ſich verwundernd.

„Sie wiſſen alſo nichts von dem traurigen Vorfalle,“ — fuhr der Paſtor fort, — „der vor kurzem auf dem Schloſſe Wartburg ſich zugetragen hat? Der junge Graf, der auf ſeinen Reiſen manche vortreffliche Gartenanlagen geſehen haben mochte, wollte die ſchöne Gegend um ſein Schloß durch einige neue Anlagen verſchönern. Bei dieſem Plane ſchienen ihm die Ruinen eines alten Thurmes im Wege zu ſeyn, und er gab Befehl, ſie abzubrechen. Sein Gärtner machte ihm vergebens Vorſtellungen, daß dieſe Ruinen, von dem einen Flügel des Schloſſes aus betrachtet, den ſchönſten Schluß der

Perſpektive eines uralten majeſtätiſchen Lindenganges bildeten, und übrigens die Anlegung der neuen Parthie nur noch romantiſcher machen würden. Ein alter, im Dienſt ſeiner Vorfahren ergrauter Diener bat ihn mit Thränen, die ehrwürdigen Reſte früher Jahrhunderte zu ſchonen, und man ſprach ſogar, es habe ſich eine alte Sage in der Gegend erhalten, daß an dieſe Ruinen die Dauer des Wartburgiſchen Geſchlechts durch einen alten Zauber geknüpft ſey."

„Der Graf achtete, als ein hell denkender Kopf, dieſe Reden nicht, und vielleicht befeſtigten ſie mehr ſeinen Entſchluß, ſtatt ihn wankend zu machen. Die Werkleute kamen: das mit ungeheuren Felsſtücken verbundene Mauerwerk widerſtand lange den vereinigten Kräften der Werkzeuge und ſelbſt des Pulvers: die Erbauer ſchienen für die Ewigkeit gearbeitet zu haben."

„Endlich überwand die zerſtörende Ge-

walt. Ein Felsenstück riß sich los, und stürzte durch eine, unter Schutt und Gesträuch lange verborgen gewesene Oeffnung in eine tiefe Höhle hinab. Man entdeckte bei den Strahlen des hineinfallenden Tageslichtes ein weites, unterirdisches, auf starken Pfeilern ruhendes Gewölbe, und eilte, den jungen Grafen vor aller weitern Nachforschung davon zu benachrichtigen."

„Er kam, und begierig, den unterirdischen Aufenthalt kennen zu lernen, ließ er sich mit zwei von seinen Dienern hinab. Sie fanden bald verrostete Ketten, in Steine befestigt, die deutlichen Zeichen der ehemaligen Bestimmung dieses Gewölbes. Auf der einen Seite erblickten sie einen menschlichen Körper in der weiblichen Kleidung der frühesten Vorzeit, der, wie es schien, der Zerstörung wunderbar widerstanden hatte. Neben ihm hingeworfen lag ein zerfallenes menschliches Gerippe. Die beiden Diener

erzählen, der junge Graf habe bei dem Anblicke jenes Körpers mit dem Ton des höchsten Entsetzens ausgerufen: „Heiliger Gott, das ist sie, deren Bild meine Braut tödtete!“ Dabei sey er sinnlos neben dem Körper zu Boden gestürzt, worauf der Leichnam von der Erschütterung sogleich in Staub zerfallen sey.“

„Der Graf ward ohnmächtig aus dieser schrecklichen Gruft gebracht, kam aber durch die Bemühung der Aerzte zwar ins Leben, aber nie zur Besinnung zurück. Wahrscheinlich hat die lang verschlossene Luft dieses Gewölbes den Zufall bewirkt, und der Graf ist wirklich wenig Tage darauf im Wahnsinn gestorben. Sonderbar ist es, daß durch seinen Tod das Erlöschen seines Geschlechts mit der Zerstörung jener alten Ruinen zusammentrifft; denn es ist wirklich kein männlicher Zweig dieser alten Familie mehr vorhanden, und die geheimen Erbverträge,

die noch vom Kaiſer Otto beſtätigt und verſiegelt im Geſchlechtsarchive liegen, und als Familiengeheimniß bisher nur durch mündliche Tradition von Vater auf Sohn vererbt worden ſind, werden nun müſſen eröffnet werden. Auch iſt es gegründet, daß ein Bild die Braut des jungen Grafen vor ungefähr einem halben Jahre getödtet hat."

„Ich habe geſtern dieſen Unglücksfall von der jungen blonden Dame erzählen hören" — fiel Ferdinand ein.

„So iſt es wol möglich, daß es Gräfinn Emilie ſelbſt geweſen iſt," — erwiderte der Pfarrer. — „Sie war die vertrauteſte Freundinn jener unglücklichen Braut."

„Lebt die Gräfinn nicht auf dem Schloſſe Wartburg?" — fragte Ferdinand.

„Sie lebt," — antwortete der Pfarrer, — „ſeit dem Unglück ihres Bruders bei einer Verwandtinn ihrer Mutter auf dem nahen Schloſſe Lilienfels. Ihr vä

terliches Schloß steht wegen Ungewißheit der Erben unter Administration.“

Ferdinand wußte genug, um seine Reise nach der Residenz aufzugeben. Er dankte dem Pastor für seine Nachrichten, und fuhr sogleich nach dem Schlosse, auf welchem Emilie wohnte.

Es war noch heller Tag, als Ferdinand auf dem Schlosse ankam. Den ganzen Weg über hatte ihm die schöne Gestalt, die er gestern zu spät erkannt hatte, vor den Augen geschwebt. Er rufte sich jedes ihrer Worte zurück, ihren Ton, ihre Bewegungen; und was der ruhigen Erinnerung nicht erschien, das bildete ihm die Fantasie mit den zarten Formen des ersten jugendlichen Gefühls und mit den glühenden Farben der neu erwachten Liebe. Er machte Emilien schon stille Vorwürfe, daß sie ihn gestern nicht, so wie er sie, wieder erkannt habe; und um zu versuchen, ob sein Aeußeres ihr

wirklich ganz fremd worden ſey, ließ er ſich ohne Namen als einen Fremden, der in Familienangelegenheiten mit ihr zu ſprechen habe, anſagen.

In unruhiger Erwartung ſtand er in dem Zimmer, in welches man ihn geführt hatte, und unter den Bildern, mit welchen es geſchmückt war, erkannte er bald die ſchönen Züge, die ihn ſeit geſtern von neuem bezauberten. Noch ſtand er in entzückter Betrachtung, da öffneten ſich die Thüren, und Emilie trat herein. Sie erkannte Ferdinanden ſogleich, und mit dem ſüßeſten Ton hieß ſie den Freund ihrer Kindheit willkommen.

Ferdinand war vor Erſtaunen faſt unfähig, ihren freundlichen Empfang zu erwidern. Es war nicht die reizende Blonde von geſtern, nicht eine dem Bilde ſeiner Fantaſie ähnliche Geſtalt, die ihm jetzt entgegentrat. Es war Emilie ſelbſt in einer,

ſeiner Fantaſie unerreichbar geweſenen Schönheit. Er erkannte jeden Zug des ehemals ſo ſchön aufblühenden Kindes wieder, aber in der Vollendung, welche die Natur ihren Lieblingen in den ſeltnen Momenten ertheilt, wo ſie ihre zum Himmel der Ideale ſtrebende Tochter beſiegen und den, um den Tod der Ideen trauernden Geiſt, durch ſichtbare Geburt ihrer ewigen Bilder verſöhnen zu wollen ſcheint. Ferdinand war lange wie geblendet; er wagte es nicht, von ſeiner Liebe zu ſprechen, und noch weniger, der Bilder und der andern Wunder des Schloſſes zu erwähnen. Emilie ſprach von den glücklichen Tagen ihrer Kindheit, und erwähnte nur im Vorübergehn des unglücklichen Todes ihres Bruders.

So war der Abend herangekommen, als die ſchöne Blonde mit dem Unbekannten von geſtern hereintrat. Emilie ſtellte beide Ferdinanden als den Baron

Hain-

Hainthal und seine Tochter Klotilde vor. Sie erkannten beide den Fremden von gestern; Klotilde scherzte über sein Incognito, und Ferdinand befand sich durch eine kurze Reihe unerwarteter und doch sehr natürlicher Zufälle auf einmal zwischen seiner bestimmten Braut, seiner wiedergefundenen Geliebten und dem räthselhaften Unbekannten, der ihm die Aufschlüsse über die wunderbaren Bilder versprochen hatte.

Bald ward noch die Gesellschaft durch die Eigenthümerinn des Schlosses vermehrt, in welcher Ferdinand ebenfalls eine seiner Nachbarinnen bei dem gestrigen Thee erkannte. Man berührte, um Emilien zu schonen, nichts von den Gegenständen, welche Ferdinanden am meisten am Herzen lagen; aber nach aufgehobener Abendtafel näherte sich ihm der Baron.

„Ich zweifle nicht," — sprach er, — „daß Sie sehr einige Aufklärung über die

wunderbaren Begebenheiten wünſchen, von welchen Sie nach Ihrer geſtrigen Erzählung ſelbſt ein Zeuge geweſen ſind. Ich erkannte Sie ſogleich, und wußte, daß die angebliche Erzählung Ihres Freundes Ihre eigene Geſchichte war. Zwar kann ich Ihnen nicht mehr entdecken, als mir ſelbſt bekannt worden iſt; indeſſen wird dieſes hinlänglich ſeyn, Sie auf die Begebenheiten der künftigen Tage im Voraus aufmerkſam zu machen, und vielleicht Emilien, welche ich wie meine Tochter liebe, und deren Ihre Erzählung ſo theilnehmend erwähnte, vor Sorgen und Kummer zu bewahren."

„Emilien vor Kummer zu bewahren," — fiel Ferdinand ſchnell ein, — „ſprechen Sie, was ſoll ich thun?"

„Wir ſind hier nicht ungeſtört," — antwortete der Baron. — „Morgen früh ſuche ich Sie in Ihrem Zimmer auf, und theile Ihnen mit, was ich weiß."

Ferdinand bat um eine Unterredung in der Nacht, aber der Baron blieb unbeweglich. „Es iſt mir nicht darum zu thun,“ — ſprach er, — „Ihre Fantaſie durch ein wundervolles Mährchen zu bewegen, ſondern über wichtige Angelegenheiten zweier bedeutenden Familien mit Ihnen zu berathſchlagen. Darum ſoll ein heitrer Morgen das Grauſende der Begebenheiten, die Sie hören werden, mildern. Erwarten Sie mich, wenn Sie es nicht anders gewohnt ſind, bei frühem Morgen. — Ich liebe es, der Sonne früh entgegen zu ſehen, darum iſt mir auch die Zeit bis zum natürlichen Mittag für meine Geſchäfte nie zu kurz vorgekommen“ — ſetzte er, ſich halb an die Geſellſchaft wendend, lächelnd, als wäre die Rede von gleichgültigen Modegegenſtänden geweſen, hinzu.

Ferdinand träumte unruhig von dem Geſpräch, das ihn erwartete, und der Ba-

ron fand ihn am offnen Fenster, als kaum der erste weiße Morgenstral am fernen Horizonte sich erhob.

„Sie wissen," — sprach der Baron, indem er sich zu Ferdinanden setzte, — „daß ich mit dem alten Graf Wartburg durch meine Verbindung mit seiner Schwester sehr nahe verwandt war. Diese Verwandtschaft war nicht sowol Grund, als vielmehr Folge unserer vertrauten Freundschaft. Wir wußten einer um des andern verborgenste Gedanken, und keiner unternahm etwas, an dessen Idee der Freund nicht denselben Antheil gehabt hätte, als er selbst. Nur Ein Geheimniß hatte der Graf vor mir, und ich würde nicht einmal erfahren haben, daß er ein Geheimniß verbarg, hätte mir nicht ein Ungefähr dieses entdeckt."

„Es verbreitete sich einmal das Gerücht, daß sich das Gespenst am Nonnensteine — so nennen die Bauern den Platz, auf wel-

chem die Ruinen des Ihnen bekannten Thurms ſtanden — ſehen laſſe. Die Verſtändigen lachten darüber: ich ſelbſt wollte der geſpenſtiſchen Erſcheinung in der nächſten Mitternacht die Maske abziehen, und jubelte ſchon im Voraus über meinen Triumph. Zu meiner Verwunderung rieth mir der Graf von dieſem Unternehmen ab. Als ich dennoch darauf beſtand, wurden ſeine Vorſtellungen ernſthafter, und endlich beſchwor er mich bei unſrer Freundſchaft, von dieſem Vorhaben abzulaſſen.“

„Sein Ernſt machte mich aufmerkſam; ich drang mit Fragen in ihn, ich hielt ſogar ſeine Furcht für Wirkung einer noch verborgenen Krankheit, und bat ihn, dienliche Mittel zu brauchen. Endlich ſprach er mißmuthig: Bruder, du kennſt meine Offenheit gegen dich, aber hier liegt ein Geheimniß, das ein heiliges Eigenthum meiner Familie iſt. Niemand darf es erfahren, als mein

Sohn, und auch dieſer, wo möglich, erſt auf meinem Todbette. Frage alſo nicht weiter!“ —

„Ich ſchwieg natürlich, doch ſammelte ich im Stillen alle Sagen, welche ſich unter den Landleuten der Gegend erhalten hatten. Die allgemeinſte und bekannteſte war, daß das Geſpenſt am Nonnenſtein ſich zeige, wenn ein Todesfall in der gräflichen Familie nahe ſey. In der That ſtarb auch nach wenig Tagen der jüngſte Sohn des Grafen. Der Graf ſchien es zu wiſſen; denn gerade dieſes Kind empfahl er der Wärterinn auf das ſorgfältigſte; ſogar ließ er unter dem Schein einer eigenen Unpäßlichkeit zwei Aerzte einige Tage auf ſeinem Schloſſe wohnen. Aber gerade die zu große Sorgfalt führte dem Kinde den Tod herbei; denn die Wärterinn, welche es aus Beſorgniß bei einem Spaziergange über einige Steine bei den Ruinen des Thurms tragen wollte, glitt

aus, und verletzte im Fallen das Kind, daß es auf der Stelle todt blieb. Sie erzählte, ſie habe das Kind blutig zwiſchen den Steinen liegen ſehen, und ſey vor Schreck über dieſes Geſicht zu Boden gefallen. Als ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen, habe das wirkliche Kind auf derſelben Stelle in ſeinem Blute gelegen, wo ſie zuvor die Schattengeſtalt erblickt hätte."

„Ich will Sie mit den einzelnen Erzählungen nicht aufhalten, welche eine rohe Fantaſie, um jene Erſcheinung zu erklären, bei jedem neuen Vorfall ſolcher Art, mehr erfand, als aus alten Ueberlieferungen aufbewahrte. Nicht viel mehr Befriedigung konnte ich von dem Familienarchiv erwarten; denn die wichtigſten Documente waren in einem beſondern eiſernen Kaſten verwahrt, deſſen Schlüſſel einzig in den Händen des jedesmaligen Beſitzers des Schloſſes blieb. Doch ſah ich aus den Stammregiſtern und

ähnlichen Urkunden, daß seit den ältesten Zeiten sich dieses Geschlecht nie in männliche Nebenzweige verbreitet hatte. Mehr konnte ich durch alle meine Nachforschungen nicht entdecken."

„Endlich erhielt ich am Todbette meines Freundes einige, wiewohl noch nicht vollendete Aufschlüsse. Sie erinnern sich, daß er, während sein Sohn auf Reisen war, von der Krankheit überfallen wurde, welche ihm so schnell das Leben raubte. Am Tage vor seinem Tode ließ er mich eiligst zu sich rufen. Er entfernte sogleich, als ich kam, alle Umstehenden und wandte sich, sobald wir allein waren, zu mir."

„Ich fühle meinen nahen Tod," — sprach er, — „und ich bin der erste meiner Familie, den der Tod ereilt, ehe er seinem Sohn ein Geheimniß mittheilen konnte, auf welchem die Erhaltung meines Hauses be-

ruht. Schwöre mir, es niemand zu entdecken, als meinem Sohn. Nur nach dieſem Verſprechen kann ich den Tod ruhig erwarten.“

„Ich gab ihm Freundſchaft und Ehrenwort zum Pfande, und er begann: „Mein Geſchlecht verliert ſich, wie du weißt, in den früheſten Jahrhunderten. Dietmar, der erſte, den ſchriftliche Urkunden nennen, zog mit Kaiſer Otto dem Großen nach Italien. Seine Geſchichte iſt übrigens dunkel. Er hatte einen Feind, Graf Bruno genannt; dieſem tödtete er, der alten Sage nach, aus Rachſucht den einzigen Sohn und Erben, und ließ ihn ſelbſt in einem feſten Thurme, deſſen Ruinen noch auf dem Nonnenſtein der Zerſtörung Trotz bieten, verſchmachten. Das Bild, das du einſam im alten Ritterſaal ſiehſt, iſt Dietmars Bild. Der alten Familienſage nach haben es die Todten gemalt, und faſt iſt es unmöglich, daß ein Le-

bender den Anblick ſo gräßlicher Züge aus-halten oder in einem Gemälde aufſtellen könne. Oft haben meine Vorfahren dieſes Schreckensbild übertünchen laſſen; aber in der Nacht durchdrangen die Farben den Ue-berzug, und das ſchreckliche Bild ſtand deut-lich darauf, wie zuvor. In dieſer Geſtalt, wie ihn das Bild zeigt, geht er noch jetzt in der Mitternacht umher, und weiht mit einem Kuſſe die Kinder ſeiner Nachkommen dem Tod. Drei meiner Söhne litten ſeinen fürchterlichen Kuß. Ein Mönch ſoll ihm die Buße für ſeine Unthaten aufgelegt haben. Doch darf er nicht alle Kinder tödten; denn ſo lange die Ruinen jenes Thurmes ſtehen, und nur ein Stein von ihnen auf dem an-dern bleibt, ſoll das Geſchlecht der Grafen Wartburg fortleben: aber ſo lange muß auch Dietmars Geiſt ohne Ruhe umherwan-deln, und die Sprößlinge ſeines Geſchlechtes tödten, ohne den Stamm vernichten zu kön-

nen. Erſt, wenn jene Ruinen der Erde gleich ſind, kann ſein Geſchlecht enden, und mit dieſem Dietmars Strafe. Er erzog zwar bei ſeinem Leben die Tochter ſeines Feindes mit väterlicher Sorgfalt und verheirathete ſie an einen reichen und mächtigen Ritter; aber doch hat ihm der Mönch die harte Buße nicht erlaſſen. Da er nun ſeines Stammes endlichen Untergang vorherſah, und gewiß ſchon damals ſeiner Erlöſung wegen wünſchte, ſo verordnete er einen Nachfolger zu ſeinen Stammgütern nach Erlöſchung ſeines Geſchlechtes, und dieſe Verordnung liegt, vom Kaiſer Otto beſtätigt, noch uneröffnet und niemand bekannt im geheimen Familienarchive.“ — So weit hatte mir der Graf mit vieler Anſtrengung erzählt, als er zu ruhen verlangte, und bald war er nicht mehr im Stande zu ſprechen. Ich vollzog meinen Auftrag an ſeinen Sohn ...“

„Und doch ließ er . . . ?“ — fiel ihm Ferdinand ein.

„Und doch,“ — wiederholte der Baron. — „Verkennen Sie aber Ihren vortrefflichen Freund nicht! Ich sah ihn oft einsam im alten Rittersaal vor dem schrecklichen Bilde stehen, oft im neuern Familiensaal die lange Reihe seiner Ahnen aus beinahe zehn Jahrhunderten überblicken, und dann mit allen Zeichen eines zurückgehaltenen Kampfes zu dem Bilde des Ahnherrn zurückkehren. Abgebrochne Reden, Selbstgespräche, die ich von ungefähr hörte, lassen mich nicht zweifeln, daß er der Heldenmüthige seines Stammes war, der zuerst von Allen den Entschluß faßte, den Geist des Büßenden zu erlösen, und den Fluch von seinem Stamme mit seinem eignen Untergang zu wenden. Vielleicht befestigte ihn darin der nie gestillte Schmerz um den Tod seiner geliebten Braut.“

„Das ſieht meinem Allwill gleich!“ — rief Ferdinand innig bewegt.

„Nur vergaß er im jugendlichen Enthuſiasmus des Gefühls, ſeine Schweſter“ — ſetzte der Baron hinzu.

„Wie das?“ — fragte Ferdinand.

„Das iſt es,“ — erwiderte der Baron, — „warum ich mich an Sie gewendet und Ihnen das Geheimniß enthüllt habe. Ich habe Ihnen geſagt, daß Dietmar die Tochter ſeines Feindes väterlich liebte, und ſie mit reicher Ausſteuer an einen tapfern Ritter verheirathete. Dieſer Ritter war Adelbert von Panner, von welchem die jetzigen Grafen Panner abſtammen.“

„Iſt's möglich“ — rief Ferdinand, — „mein Stammvater?“

„Derſelbe!“ — antwortete der Baron — „und aller Wahrſcheinlichkeit nach beſtimmte Dietmar dem Pannerſchen Geſchlecht die Nachfolge nach dem Erlöſchen

des Seinigen. Eilen Sie alſo, ihr wahrſcheinliches Erbrecht ..."

„Nimmermehr," — rief Ferdinand, — „ſo lange Emilie ..."

„Das erwartete ich von Ihnen" — unterbrach ihn der Baron. — „Vergeſſen Sie aber nicht, daß man in Dietmar's Zeiten die Töchter des Hauſes bei dergleichen Verordnungen wenig bemerkte. Ihr übereilter Edelmuth würde Emilien ſchaden; denn die Lehnsvettern möchten nicht ſo jugendlich geſinnt ſeyn, als Sie. Als Verwandter, wenn auch von weiblicher Seite, habe ich die nöthigen Vorſichtsregeln ſchon getroffen, und ich finde es für gut, daß Sie bei der Entſiegelung im Schloſſe gegenwärtig ſind, ſich auf der Stelle als einziger Nachkomme Adelbert's legitimiren, um ſogleich die Erbſchaft ungehindert in Beſitz zu nehmen."

„Und Emilie?" — fragte Ferdinand.

„Was Sie für dieſe thun werden," — verſetzte der Baron, — „kann ich allein Ihrem Gefühl überlaſſen. Ich glaube ſie wegen einer anſtändigen Zukunft ſicher zu wiſſen, da ihr Schickſal in den Händen eines Mannes ſeyn wird, der, mit ihr von gleicher Geburt, die Vorzüge des angebornen Standes und ſeine Anſprüche auf Achtung und Lebensgenuß zu würdigen und zu ſchätzen weiß."

„Und weiter dürfte ich nichts von Emilien hoffen," — ſagte Ferdinand, — „als daß ſie mir erlaubte, ihr zurückzugeben, was ſchon jetzt ihr rechtmäßiges Eigenthum iſt?"

„Hierüber fragen Sie Emilien," — ſagte der Baron, und brach das Geſpräch ab. —

Der entzückte Ferdinand eilte zu Emilien. Mit der lieblichſten Unbefangenheit kam ſie ſeinen Gefühlen noch wie vor

mals entgegen, und nach wenig Minuten tönten die süßesten Worte der Liebe von beider Lippen.

Einige Tage vergingen in dem frohen Rausche, die Bewohner des Schlosses theilten die Freude der Liebenden, und Ferdinand meldete seiner Mutter die von ihm getroffene Wahl.

Schon machte man sich bereit, nach dem Schlosse Wartburg abzureisen, als ein Brief an Ferdinand die Freude etwas störte. Seine Mutter weigerte sich, in die Verbindung ihres Sohnes mit Emilien zu willigen. Ihr Gemahl, schrieb sie, habe ihr sterbend zur Pflicht gemacht, Ferdinanden mit der Tochter des Barons Hainthal zu verbinden, und ihm zu jeder andern Vermählung die Einwilligung zu versagen. Ein Familiengeheimniß, das er entdeckt habe, zwinge ihn zu dieser Forderung, auf welcher das Glück seines Sohnes und

das

das Wohl der ganzen Familie beruhe. Sie habe dem Sterbenden ihr Wort gegeben, und müſſe es halten, ſo betrübt es ihr auch ſey, dem Glück und der Liebe ihres Sohnes ſich entgegenſetzen zu müſſen.

Vergebens beſchwor ſie Ferdinand, vergebens betheuerte er, daß er eher der Letzte ſeines Stammes ſeyn, als Emilien laſſen würde; ſie ſtimmte in ſeine Klagen ein, aber ihr Wort blieb unwiderruflich.

Der Baron, der an Ferdinands Unruhe die Störung ſeines Glücks bald bemerkte, und ſein Vertrauen zu ſehr beſaß, als daß er nicht die Urſache von ihm hätte erfahren ſollen, ſchrieb ſelbſt der Gräfinn, und äußerte ſein Befremden über dieſe ſonderbare Verordnung des ſterbenden Grafen: aber er konnte nichts von ihr erlangen, als das Verſprechen, ſich ſelbſt auf dem Schloſſe Wartburg einzuſtellen, um ſo wohl die beſtimmte, als die erwählte Braut ihres Soh-

nes zu ſehen, und vielleicht durch ihre perſönliche Gegenwart die ſonderbaren Verſchlingungen dieſer Verhältniſſe aufzulöſen.

Der Frühling nahte ſich ſchon in wärmeren, mit früher Blumen Duft erfüllten Lüften, und die Vögel ſangen aus dem jungen Laube hervor, das wie ein grüner durchſichtiger Flor die Wälder überzog, als Ferdinand, in Geſellſchaft Emiliens, des Barons und ſeiner Tochter, auf dem Schloſſe Wartburg ankam.

Die Vorbereitungen zu dem Hauptgeſchäfte erfüllten die erſten Tage, und Ferdinand und Emilie tröſteten ſich mit der Hoffnung, daß die Gegenwart der Mutter die Hinderniſſe ihrer Liebe heben, und die Nähe der Liebenden ihre Bedenklichkeiten beſiegen werde.

Sie kam nach wenig Tagen ſelbſt, umarmte Emilien auf das zärtlichſte, und nannte ſie ihre geliebte Tochter, von der ſie

nur das, einem Sterbenden gegebene, Wort, ihr ſelbſt zum größten Schmerz, trenne.

Dem Baron gelang es endlich, ſie zu überreden, daß ſie den Grund dieſer wunderbaren Verfügung eröffnete, und nach einiger Weigerung begann ſie: „Das Geheimniß, deſſen Entdeckung Sie von mir verlangen, betrifft Ihre eigne Familie. Wenn Sie mich alſo ſelbſt von der Verbindlichkeit, zu ſchweigen, entbinden, ſo kann ich meine Bedenklichkeit wol aufgeben. Ein unglückliches Bild beraubte mich vor einiger Zeit meiner Tochter. Mein Gemahl wollte nach dieſer traurigen Begebenheit dieſes Bild ganz entfernen; er gab Befehl, es unter altes Geräth zu legen, wo es Niemand vor Augen kommen konnte, und um ihm deſto ſicherer eine ganz verborgene Stelle anzuweiſen, war er ſelbſt bei deſſen Hinwegnahme. Zufällig bemerkte er ein Pergament hinter dem vom Falle etwas beſchädigten Rahmen, und

als er es hervorzog, fand er eine sonderbare alte Schrift. Das Original des Bildes, hieß es darin, sey Bertha von Hainthal, und sie blicke nach ihren Töchtern, ob eine durch sie den Tod finde und sie mit Gott versöhne. dann werde sie die Stämme Hainthal und Panner in Liebe vereinigt sehn, und sich erlöset ihrer Zweige freuen. Hierauf gründete mein Gemahl seinen Wunsch, durch diese Verbindung den Willen jener Bertha zu erfüllen, welche durch den Tod unsrer Tochter ihm furchtbar genug geworden war, und ich konnte bei diesen Gründen mein Versprechen dem Sterbenden nicht verweigern."

„Und weiter bestimmte nichts den Grafen zu dieser Forderung?" — fragte der Baron.

„Gewiß nichts Anderes!" — antwortete die Gräfinn.

„So würden Sie also," — fuhr der

Baron fort, — „im Fall ſich eine ganz andere Deutung jener Schrift fände, die ſo klar wäre, daß der Verſtorbene ſie ſelbſt anerkennen würde, ſeinen Sinn mehr befolgen, als ſeine Worte?“

„Gewiß“ — rief die Gräfinn, — „wem könnte mehr an der Aufhebung dieſes unglücklichen Verſprechens liegen, als mir?“

„So wiſſen Sie zuförderſt,“ — erwiderte der Baron, — „daß der Körper dieſer Bertha, deren Bild des Fräuleins Tod verurſachte, hier in Wartburg ruht, und daß wir mit den andern Geheimniſſen dieſes Schloſſes wahrſcheinlich auch über dieſes Licht erwarten können.“ —

Mehr wollte der Baron nicht entdecken; dagegen verwies er die Fragenden auf die Nachrichten, welche das geheime Archiv des Hauſes verſprach, und empfahl Ferdinan-

den die möglichſte Beſchleunigung der Erbſchaftsangelegenheiten.

Des Barons Verlangen gemäß mußten vor allen andern Unterſuchungen jene geheimen Verordnungen eröffnet werden, welche ſich in dem Archiv befinden ſollten. Die Commiſſarien und die anweſenden Lehnsverwandten, welche ſich vielleicht aus den andern Papieren des Archivs eine Aerndte für ihre Wißbegierde verſprachen, wollten zwar manches dagegen einwenden; allein der Baron machte ihnen begreiflich, daß auch die Geheimniſſe des Hauſes ein Eigenthum des unbekannten Erben ſeyen; man dürfe alſo, ohne verantwortlich zu werden, ſich ihrer nicht vor der Zeit anmaaßen.

Dieſe Gründe wirkten, und man folgte dem Baron in das weite Gewölbe des Familienarchivs. Tief im Hintergrunde ſtand der beinah ſeit einem Jahrtauſend uneröffnete eiſerne Kaſten. Er war mit ſtarken

Ketten vielfach umwunden, und an Fußbo-den und Mauer für ewige Zeit befeſtigt. Mehr, als die feſten Schlöſſer und Ketten, ſicherten aber ſelbſt von außen die großen kaiſerlichen Siegel das Heiligthum. Sie wurden einſtimmig als unverletzt anerkannt und eröffnet; auch die feſten Schlöſſer wi-chen endlich, und man zog das alte Perga-ment, von der Zeit unverletzt, hervor. Es enthielt, wie der Baron vermuthet hatte, die beſtätigte Erbfolge des Pannerſchen Hau-ſes nach dem Erlöſchen des Warburg-ſchen, und da Ferdinand, durch den Baron vorbereitet, ſeine Beglaubigung als wahrer Erbe in Bereitſchaft hatte, ſo ließ man ihn, zwar mißvergnügt, aber nothge-drungen, die Erbſchaft übernehmen. Er ver-ſchloß auf einen Wink des Barons den Ka-ſten ſogleich mit ſeinem eignen Siegel, be-wirthete die Fremden als ſeine Gäſte in ſeinem Eigenthum, und ehe der Abend däm-

merte, ſah er ſich mit Emilien, Klotilden, dem Baron und ſeiner Mutter auf dem Schloſſe allein.

„Es wäre nicht unbillig," — ſagte der Baron nach einiger Zeit, — „wenn wir den Abend dieſes Tages, der einen neuen Namen in dieſes Schloß einführt, dem Andenken der Vorfahren widmeten, und am angemeſſenſten geſchähe dieſes wohl, wenn wir in den alten Hallen des Archivs die Pergamente läſen, welche wahrſcheinlich beſtimmt ſind, die Verordnung Dietmars als Beilagen zu erläutern."

Alle ſtimmten in dieſen Vorſchlag ein, Emilie und Ferdinand mit bangem und frohem Herzklopfen; denn ſie hofften und fürchteten, die Auflöſung der Geſchichte Bertha's zu finden, welche ſich nach ſo vielen Jahrhunderten noch ſo unbegreiflich zwiſchen ihre Liebe drängte. Die Halle ward erleuchtet; Ferdinand öffnete den eiſernen Kaſten,

und der Baron durchſuchte die alten Pergamente.

„Dieſes wird uns Auskunft geben," — rief er, nach einigem Suchen, und zog einige Blätter hervor. — Auf dem Blatte, das ſtatt des Titels diente, war ein Ritter gemalt von ſchöner männlicher Geſtalt, in der Tracht des zehnten Jahrhunderts. Die Umſchrift nannte ihn Dietmar, aber kaum war einige entfernte Aehnlichkeit zwiſchen dieſem und dem wunderbaren Schreckensbilde in dem Ritterſaale zu bemerken.

Der Baron erbot ſich, die alte lateiniſche Schrift ſeinen Zuhörern während des Leſens ſogleich zu überſetzen, und ſie verſtatteten ihm, für die ſchnelle Befriedigung ihrer Wißbegierde, gern die kleinen Freiheiten im Ausdruck und der Wortſtellung, welche nur eine ſo unvorbereitete Uebertragung in eine andre Sprache entſchuldigen kann.

Er las: „Ich Tutilo, Mönch von

St. Gallen, habe mit Vorwiſſen des Herrn Dietmars die folgende Geſchichte niedergeſchrieben, und nichts dazu geſetzt oder davon gethan, aus des eignen Herzens Bewegung. Als ich nach Metz berufen war, das Bild der heiligen Jungfrau in Stein zu arbeiten, und mir die gebenedeite Mutter Gottes die Augen öffnete, und die Hände regierte, daß ich ihr himmliſches Angeſicht ſchauen und in dem harten Stein der Gemeine zur Anbetung vorſtellen konnte, da trat Herr Dietmar zu mir, und begehrte mich in ſein Schloß, daß ich ihn malen ſollte für ſeine Enkel. Und als ich ihn malte in den Ritterſaal ſeiner Burg, und am andern Morgen kam, mein Werk zu vollenden, da hatte ein fremder Maler Hand angelegt, und ein andres Angeſicht dem Bilde geſtellt, das furchtbar anzuſehn war, faſt wie das Angeſicht eines Todten und Gerichteten von Gott. Da grauſete mich da-

ſür; ich ſtrich es aber friſch aus, und malte das Bild von neuem aus meinem Geiſte ab; aber am andern Morgen erkannte ich wiederum die fremde Hand und die nächtliche Arbeit. Da entſetzte ich mich noch mehr, und entſchloß mich, die Nacht zu wachen, zuvor aber malte ich nochmals des Ritters wahres Angeſicht. Und um die Mitternacht nahm ich die Kerze und trat leiſe damit in den Ritterſaal, nach dem Bilde zu ſehen. Da ſah ich ein Schattengeſicht vor dem Bilde, wie das Beingerippe eines Kindes, das hielt den Pinſel und malte das erſchreckliche Todtenbild, und als ich eintrat, wendete es langſam das Haupt nach mir um, daß ich ſein todtes Angeſicht ſehen konnte. Da entſetzte ich mich ſehr, und ging nicht weiter, ſondern betete in meiner Kammer bis an den Morgen; denn ich wollte die ſtille Arbeit nicht ſtören. Und als ich am andern Morgen daſſelbe fremde Angeſicht

des Bildes fand, wie gestern und ehegestern, mochte ich nicht wieder das Werk dieses Malers auslöschen, sondern ich erzählte dem Ritter, was ich gesehn hatte, und zeigte ihm das Bild. Der entsetzte sich darüber, und bekannte mir seine Sünden, deren er die Absolution von mir begehrte. Und als ich drei Tage lang zu allen Heiligen um Erleuchtung gebetet hatte, legte ich ihm auf, er solle den Mord an seinem Feinde, den er mir bekannt hatte, in einer Felsenhöhle sein Lebelang durch strenge Casteiungen abbüßen; um den Tod des unschuldigen Kindes willen, könne aber sein Geist zur Ruhe nicht eingehn, bis er den Untergang seines Geschlechts gesehen habe. Denn der Herr werde den Tod jenes Kindes heimsuchen an den Kindern von Dietmars Stamm, und sie in der unschuldigen Kindheit, ihren Eltern zum Jammer, hinwegnehmen, durch Seuchen und Unglück. Er aber, Dietmar, solle des

Nachts umhergehn, in der Geſtalt, wie ihn die Todtenhand des Kindes gemalt, und die Kinder, welche ſeine Miſſethat büßen, mit einem Kuſſe dem Tode weihen, gleichwie er dem Kinde ſeines Feindes gethan. Doch ſolle ſein Stamm nicht vergehen, ſo lange ein Stein des Thurmes auf dem andern bleibe, darin er ſeinen Feind hatte verſchmachten laſſen. Hierauf gab ich ihm die Abſolution; er aber ließ ſeinem Sohne Theobald die Herrſchaft, und gab die Tochter ſeines Feindes, welche er zu ſich genommen, dem tapfern Ritter Adelbert. Deſſen Nachkommen ſchenkte er auch nach dem Ende ſeines Geſchlechts alle ſeine Güter, wie ſolches Kaiſer Otto beſtätigt hat. Dann begab er ſich in eine Felshöhle nahe bei dem Thurme; daſelbſt liegt auch ſein Leib begraben. Denn er ſtarb als ein frommer Klausner und büßte mit viel Caſteiung ſeine Miſſethat. Als er in dem Sarge lag, ſah er

dem Bilde gleich in dem Rittersaal; wie er aber in seinem Leben sah, zeigt dieses Pergament, worauf ich sein Angesicht ungestört habe malen können, als er von mir die Absolution empfangen hatte. Solches habe ich nach dessen Tode, wie er von mir begehret, verzeichnet und mit dem kaiserlichen Brief in eine eiserne Truhe legen und verschließen lassen. Gott gebe seinem Geist eine nahe Erlösung und seinem Leib die Auferstehung zur Seeligkeit!"

„Die Erlösung hat er gefunden" — sagte Emilie sehr bewegt, — „und sein Bild wird nicht mehr Schrecken verbreiten! Aber die entsetzlichen Thaten, welche der Mönch erwähnt, hätte ich nicht von diesem Gesicht, nicht einmal von den furchtbaren Zügen jenes Bildes erwartet. Sein Feind muß ihm die Seele seines Lebens getödtet haben, sonst wär er der fürchterlichen Thaten gewiß nicht fähig gewesen!"

„Vielleicht finden wir auch hierüber Aufſchluß,“ — verſetzte der Baron und ſuchte weiter.

„Auch über Bertha bedürfen wir noch Aufſchluß,“ — ſagte Ferdinand leiſe, und blickte bange auf Emilien und ſeine Mutter.

„Der Abend iſt von uns dem Andenken der Vorfahren geweiht,“ — fuhr der Baron fort, — „Laſſen Sie uns jetzt vergeſſen, was uns ſelbſt betrifft, da die fernen Stimmen der Vorzeit zu uns ſprechen.“

„Gewiß“ — ſagte Emilie — „hoffte der Unglückliche, der dieſe Blätter hier verſchloß, ſehnlich auf die Stunde, wo ſie aus ihrer Verborgenheit hervorgehn würden. Laſſen Sie uns keines gering achten!“

Der Baron überſah einige Blätter, um ſie ſeinen Zuhörern aus der alten Sprache jener frühen Zeiten zu überſetzen. „Dietmars eigne Bekenntniſſe!“ — rief er nach einigen Blicken in die alte Urkunde. Dann

las er: „Friede und Gruß! Wenn du dieſes Blatt aus ſeiner Finſterniß hervorziehſt, ſo iſt mein Geiſt eingegangen zur Ruhe der Ewigkeit, wie ich zu Gott und allen Heiligen feſtiglich hoffe. Dir aber zu Frommen habe ich die Urſach meiner Strafe in Schrift faſſen laſſen, auf daß du erſtlich lerneſt, daß die Rache dem Herrn allein gebührt, und nicht dem Menſchen, welcher derſelben, auch der gerechteſten, das Maaß nicht kennet, und letztlich, auf daß du mich nicht in deinem Herzen richteſt, ſondern vielmehr beklageſt; denn mein Elend war faſt ſo groß, als meine Miſſethat, und mein Geiſt hätte das Böſe nicht gedacht, ſo die Menſchen nicht mein Herz zerriſſen hätten.“

„Wie wahr hat allein Emiliens weiblich zarter Sinn ſeine Züge gedeutet!“ — rief Ferdinand.

Der Baron las fort: „Ich Dietmar, den die Leute den Reichen nennen, war ein armer

armer Ritter und beſaß nur eine kleine Burg. Aber als der Kaiſer Otto nach Italien zog, und die ſchöne Adelheid ſich zur Kaiſerinn erwählte, da zog ich mit ihm, und gewann die Liebe des ſchönſten Weibes in Pavia. Ich führte ſie als meine Braut auf meine väterliche Burg, und ſchon war der Tag des Sakraments nahe, da ließ mich der Kaiſer zu ſich fordern. Sein Liebling, Graf Bruno von Hainthal, hatte meine Bertha geſehn ...“

„Bertha!“ riefen faſt alle Stimmen. Der Baron las, ohne ſich ſtören zu laſſen, fort:

„Einſt, als ihm der Kaiſer jeden Lohn für ſeine Dienſte verſprach, forderte er meine Braut. Otto erſchrak, doch hatte er ſein fürſtlich Wort gegeben, nur mußte Bruno ihm geloben, ſie zu ſeinem Weibe zu nehmen. Ich trat vor den Kaiſer und er bot mir reiche Gaben und Land und Ehre,

daß ich dem Graf meine Bertha überlaſſen ſollte; aber die Geliebte war mir theurer, als der eitle Lohn. Da ward der Kaiſer zornig, nahm mir die Braut mit Gewalt, und ließ meine Burg ſchleifen, mich ſelbſt aber in einen tiefen Thurm werfen. Hier fluchte ich ſeiner Gewalt und meinem Geſchick; aber des Nachts in Träumen erſchien mir die liebliche Bertha, und ich tröſtete mich am Tage mit den freundlichen Bildern der Nacht. Endlich ſprach mein Hüter zu mir: Du jammerſt mich, Dietmar. Du büßeſt deine Treu im Kerker, und Bertha hat dich aufgegeben, und wird morgen des Grafen Weib; darum gib des Kaiſers Willen nach, weil es Zeit iſt, und bitte von ihm, was du willſt, für das ſchöne untreue Weib. Dieſe Worte erſtarrten mein Herz, und in der Nacht trat, ſtatt Bertha's freundlicher Geſtalt, der finſtre Geiſt der Rache vor mich, und am Morgen ſprach

ich zu meinem Hüter: Geh zum Kaiſer, ich überlaſſe ſeinem Bruno meine Bertha, doch bitte ich zum Lohn dieſen Thurm und ſo viel Land, daß ich mir eine neue Veſte bauen kann. Das mochte den Kaiſer erfreuen, denn ihn reute oft der raſche Zorn, nur konnte er den Kaiſerſchluß nicht wenden. Darum gab er mir den Thurm, worin ich gefangen geweſen war, und alles Land vier Stunden weit umher. Auch ſchenkte er mir viel Goldes und Silbers, eine Burg mir zu bauen viel größer, als die, welche er geſchleift hatte. Da nahm ich mir ein Weib um meines Stammes willen; denn in meinem Herzen lebte Bertha; auch erbaute ich mir eine Burg und vereinigte ſie in geheimen unterirdiſchen Gängen mit dem Thurm und mit der Burg meines Todfeindes Bruno. Und als ich den Bau vollendet hatte, ging ich des Nachts durch meinen geheimen Weg in ſeine Veſte, und trat als ein Geiſt

ſeiner Ahnen vor das Bette des Sohnes und Erben, den ihm ſein Weib geboren hatte, daß ich ihn tödtete. Und als die Weiber, die bei ihm ſchliefen, ſich fürchteten, beugte ich mich auf des Kindes Stirn, die der Mutter Ebenbild trug, und küßte ſie, aber das Kind tödtete ich im Kuß mit verborgenem Gift. Da erkannten Bruno und Bertha die Rache des Himmels für das an mir verübte Unrecht, und gelobten das nächſte Kind der Kirche; und da es eine Tochter war, ſo verſchonte ich es. Als aber Bertha darauf kein Kind weiter gebar, da ergrimmte Bruno über den Fall ſeines Geſchlechts und verſtieß ſein Weib, als reute ihn das Unrecht, wodurch er ſie erworben hatte. Da floh die Unglückliche in ein Kloſter und vertraute ſich dem Himmel; aber ihre Sinne wurden verwirrt und in einer Nacht entfloh ſie aus dem Verſchluß zu dem Thurm, darin ich um ihrer treuloſen Schän-

heit willen gelegen hatte, und ſie weinte daran, bis ihr das Herz brach: davon heißt der Thurm der Nonnenſtein bis zu dieſer Stunde. Ich hörte durch die Nacht das Aechzen, und als ich hinging zu dem Thurm, fand ich ſie vom kalten Nachtthau erſtarrt und todt an den Mauern des Thurms. Da beſchloß ich Rache an dem treuloſen Mann. Ich ſtellte ihre Leiche in das tiefe Gewölbe unter dem Thurm, und lauerte dem Grafen in meinem Gange auf, und als ich ihn ſah, ergriff ich ihn unbemerkt, und zog ihn fort, bis unter den Thurm, wo die Glieder ſeines Weibes moderten. Hier ließ ich ihn verderben, und als der Kaiſer auch ihm wegen des verſtoßenen Weibes zürnte, und mir ſeine Güter für das alte Unrecht gab, verſchüttete ich die Gänge. Aber ſeine Tochter, Hildegard genannt, nahm ich zu mir, und erzog ſie als mein eignes Kind. Als ſie nun heranwuchs, und von ſchöner Geſtalt ward,

liebte ſie den Ritter Adelbert von Pannier. Aber in einer Nacht trat der Geiſt ihrer Mutter im Traum zu ihr, und mahnte ſie, daß ſie eine verlobte Braut des Himmels ſey; doch konnte ſie von dem Bräutigam nicht laſſen. Und als ſie der Ritter in der Brautnacht umarmt hatte, trat das Geſicht vernehmlich vor ihr Lager, und ſprach: dieweil du mein Gelübd gebrochen haſt, ſo kann mein Geiſt nicht zur Ruhe eingehn, bis eine deiner Enkelinnen durch mich den Tod findet. Wegen dieſer Rede ließ ich den ehrwürdigen und berühmten Mönch Tutilo von St. Gallen Bertha's Bild abmalen, wie ſie es ſelbſt im Kloſter in ihrem Wahnſinn gemalt hatte, und gab es ihrer Tochter unter der Ausſteuer. Es verbarg aber Tutilo darin ein Pergament des Inhaltes: ich Bertha blicke nach meinen Töchtern, ob eine für meine Miſſethat den Tod finde, und mich mit Gott verſöhne; dann

werde ich den Stamm Hainthal und Panner in Liebe vereinigt ſehen und mich erlöſet ſeiner Zweige freuen.“

„Das iſt die unglückliche Schrift,“ — rief Ferdinand, — „die mich von meiner Emilie trennen ſollte, und jetzt nur feſter mich mit ihr vereinigt. Jene Verbindung ſegnet nun die erlöſte Bertha, und in Emilien und mir vereinigen ſich Dietmars und Bertha's Enkel.“

„Erkennen Sie dieſe Deutung für unbezweifelt?“ — fragte der Baron die Gräfinn.

Die Gräfinn umarmte ſchweigend Emilien, und legte ihre Hand in die Hand ihres Sohnes.

Freude herrſchte nun überall; ſelbſt Klotilde ſchien ausgelaſſen luſtig, und ihr Vater drohete ihr einigemal lächelnd, wenn ſie zu heftig in den Aeußerungen ihrer Freude wurde. Man nahm am andern Morgen

die Siegel des alten Ritterſaales ab, um das Schreckensbild mit froherm Gefühl, als ſonſt, zu betrachten; aber es war wunderbar verbleicht, und die wilden Farben waren zu freundlichern Maſſen verſchmolzen.

Bald fand ſich auch der junge Mann ein, der einſt Ferdinanden die Auflöſung des Geheimniſſes der Bilder hatte wollen ſtreitig machen. Klotilde verbarg nicht, wie wenig gleichgültig er ihr war, und es zeigte ſich, daß ihre Fröhlichkeit bei der glücklichen Wendung von Emiliens Liebe, nicht reine Theilnahme, ſondern Freude über ihr eignes Glück war. Denn der Vater wollte nicht in ihre Liebe willigen, bis die Gräfinn Pauner alle Anſprüche auf Klotilden würde aufgegeben haben.

„Sind Sie nun mit der Auffindung des Zuſammenhangs in unſern Geheimniſſen ausgeſöhnt?“ — fragte Ferdinand Klotildens Verlobten.

„Vollkommen!“ — antwortete dieſer, — „doch nicht weniger aus eignem Intereſſe, als ich vorher dagegen war. Ich will es Ihnen nur geſtehen, daß ich bei dem unglücklichen Tod Ihrer Schweſter zugegen war, und ſchon damals die alte Schrift entdeckte. Ich deutete ſie natürlich eben ſo, wie ſie ſpäter ihr Vater deutete. Allein ich ſchwieg; denn daß ich, bei dieſer Deutung, für meine Liebe zu Klotilden von der Entdeckung dieſer Schrift zu fürchten hatte, bewies der Erfolg.“

„So übel iſt es um die halbe Aufklärung,“ — ſetzte Ferdinand lächelnd hinzu.

Froh durchwanderten nun die Liebenden ihre ehemaligen Lieblingsgänge, und der Frühling, der ihrer Liebe entgegen blühte, übertraf jenen, in welchem ihr erſtes Gefühl erwachte, wie die Roſe das ſich ſchüchtern erhebende Schneeglöckchen übertrifft.

Sie eilten, ihre Verbindung zu vollziehn,

eh die Blumen um ſie her verblühten, und als die weißen Glöckchen wieder ihr zartes Haupt nach dem Frühling emporhoben, ruhte ein ſchöner, blühender Knabe an Emiliens Buſen.

Ferdinands Mutter, der Baron, Klotilde mit ihrem Gemahl und alle Freunde des Hauſes, unter welchen der muſikaliſche Paſtor mit ſeiner kleinen muntern Frau nicht fehlte, waren zu dem frohen Feſte verſammelt, als der taufende Prieſter nach dem Namen des Kindes fragte. „Dietmar ſoll er heißen!“ tönte es, wie verabredet, aus aller Munde. Und als er den Namen empfangen hatte, trug ihn der frohe Vater, begleitet von allen Verwandten und Gäſten in den alten Ritterſaal vor das Bild des Ahnherrn; aber das Bild war nicht mehr zu ſehn, und Farbe und Umriß bis auf die kleinſte Spur verſchwunden.

Kleine Gedichte.

Liebesbitte.

Laß im Hauche deines Mundes
Gern den Sylphen ſich berauſchen,
Süße Blüthe! leicht im Kuſſe
Schwebt er um der ſchönen Schweſter
Duftend zarte Wohlgeſtalt.

Aber, wenn mit ſchwerem Fluge,
Reichen Honigſchatz zu füllen,
Sich die Biene naht, den Vortheil
Sinnend bei dem Liebeskuß;

Dann verſchließ die zarten Lippen,
Oder, muß das Opfer fallen,
Dann, du Liebliche, gewähre
Nicht dem rauhen Schatzbewahrer
Süßer Liebe Erſtlingskuß!

Mein Wunſch.

Sollt' ich ein Glück von den Göttern erflehn,
nicht ſchimmernden Reichthum
Bät ich, und blendendes Ruhms herzen-
bethörenden Glanz;
Nicht ahnherrliches Throns weitreichende,
ſichere Herrſchaft,
Noch allſiegendes Arms völkerbezwingen-
de Macht.
Schön iſt jedes und führt zu dem Glück auf
ſicherer Straße;
Aber ich bitte das Glück, nicht zu dem
Glücke die Bahn.
Gebt mir, Götter, die liebliche Luſt herzin-
niger Liebe,
Erſt mit des Lebens Licht löſche die lie-
bende Glut;
Neu ſtets bleibe dem Mädchen der Kuß, wie
an erſter Umarmung

Himmliſchem Tag: ſtets hold lächle die
Liebliche mir;
Dann, ihr Götter, gewähret die Sorgen des
Ruhms und des Reichthums
Wem es gefällt! mir ward ohne die Sorge
das Glück.

Oleg.

Ruſſiſch.

Herr Oleg zäumte ſein rothes Pferd:
Kein Roß von allen iſt mir ſo werth!

Er tummelt es wol auf dem weiten Plan,
Da trat ein alter Zaubrer heran:

Herr Oleg, meide das Rößlein roth,
Rothrößlein bringt dir den bittern Tod.

Iſt mir von dem Rößlein der Tod beſcheert,
So iſt mir das Leben wol mehr noch werth.

Ade, mein Rößlein, du dauerſt mich wol,
Daß ich nimmermehr dich nun ſehen ſoll.

Da ſprang Herr Oleg vom Rößlein ab,
Den Knechten er wohl zu pflegen es gab.

Er

Er zog wol aus in den blutigen Streit,
Da thaten ihm Schwerter und Spieße kein Leid;

Er zog wol aus über Wald und Berg,
Da ſchadeten ihm nicht Bär noch Zwerg.

Müßt' ich nicht ſcheuen mein Rößlein roth,
So braucht' ich nimmer zu fürchten den Tod!

O Herr, das Rößlein ſollt ihr nicht ſchen'n,
Es bleicht auf dem Anger ſein todtes Gebein.

So ſterbe der Zauberer, der mich belog,
Und mich um mein liebſtes Rößlein betrog!

Todt lieget vor mir das Rößlein roth,
Wie mag es mir nun geben den Tod?

Er ſprach es und hob den Schädel empor;
Da ſprang eine giftige Natter hervor.

Sie ſtach Herrn Oleg wol in das Bein
Und ließ all ihr grauſames Gift hinein.

Du arger Zaubrer, wie ſprachſt du ſo wahr;
Mich tödtet das Rößlein im Tode ſogar.

Da wurden die Wangen ihm kalt und blaß;
Er ſank zu dem todten Rößlein ins Gras.

Charade.

Wen die Erſte voll Verlangen
Liebend an die Zweite drückt,
Fühlt von Wonne ſich umfangen,
Preißt ſich Göttern gleich beglückt;

Doch, wenn Zorn in wildem Triebe
Feindlich mit dem Ganzen droht,
Drückt die Erſte ohne Liebe
Auf die Zweite Schmerz und Tod.

Grabſchrift.

Was ich empfing, ich geb' es zurück den unendlichen Mächten:
Aether, empfange den Geiſt, Erde, die Glieder zurück!
Was ich gewirkt, Euch bleib' es vertraut, ernſtrichtende Zeiten,
Fördert das Gute, den Wahn laßt in dem Strome vergehn!
Was ich geliebt, in dem Tod noch halt' ich es feſt; und Erinn'rung
Knüpfe mit liebendem Band gern an den Todten den Freund.

Requiem.

In ſchwarzer Trauer tiefe Nacht gehüllet,
Stehn bang die Freunde bei dem Grab und weinen;
Kein Hoffnungsſtral will ihrem Schmerz erſcheinen,
Kein Troſt iſt, der der Liebe Klagen ſtillet.

Des Weltgerichts furchtbarer Tag erfüllet
Mit Graun und Bangniß ſelbſt den Geiſt des Reinen,
Es zittern um des Todten Ruh die Seinen,
Daß bebend ihr Geſang zum Himmel quillet.

Und dreimal ſchallt zum Heiland auf ihr Sehnen:
„Lamm Gottes, gib dem Todten ew'gen Frieden!
Da ſchwebt der Geiſt herab auf heil'gen Tönen;

Des Himmels Ruh erquickt die Schmer-
zensmüden,
Zu leiſer Klage wird ihr lautes Stöhnen,
Und ihres Todten Aſche ruht in Frieden.

Brautring.

Bräutlicher Ring, o wie gleichſt du der
Braut! ſchönwechſelnden Schimmer
Straleſt du ſtets, doch klar bleibſt du im
Innern und rein.

Trauring.

Einfach ſchuf aus lauterem Gold mich der
ſinnige Meiſter:
Regen und Sonne verletzt nimmer das
Gold und die Treu.

Die erſte Geliebte.

Göttergebild von olympiſchen Höhn, in entzückender Anmuth
Himmliſchem Jugendglanz, warſt du dem trunkenen Sinn.
Gleich Auroren erſchienſt du dem Blick, in dem himmliſchen Purpur
Schwelgte das Aug, und die Welt ſtralte vom lieblichen Lichte.
Selige Zeit, wo des Auges Genuß ausfüllte die Sehnſucht,
Und für Wünſche zu fromm liebte die kindliche Bruſt!

Liebchens Untreu.

Ich liebte, da war mir das Leben so neu,
Die Welt war ein blühender Garten,
Und Liebchen umfing mich so liebend und treu,
Konnte kaum, bis ich kam, erwarten.

Ich sah ihr ins Auge, das blickte so klar
Und so hell wie Karfunkelkrystallen;
Ach Liebchen, ach sprich, ist's möglich, ist's wahr,
Kann ich immer allein dir gefallen?

Und sie lachte so froh und so inn'g zu mir,
Und sie hielt mich so traulich umfangen;

So Liebchen, ſo feſt häng' ich ewig an dir,
Mag nimmer nach Andern verlangen.

Wie war ich da froh, wie die Vögel im Wald!
Wie meint' ich mich ſicher geborgen!
Doch Liebe, ſie wechſelt, ſie wendet ſich bald,
Und die Freude verkehrt ſich in Sorgen.

Ich ſuche nun Liebchen, und kann ſie nicht ſehn,
Bin allein mit dem leeren Verlangen,
Und ſie läßt mich verlaſſen und einſam ſtehn,
Iſt zu andrer Liebe gegangen.

Nun wird mir das Leben ſo todt und ſo ſchwer,

Und die Welt zum einſamen Grabe;
Was kann ich denn wünſchen und hoffen mehr,
Wenn ich Liebchens Liebe nicht habe!

Juſtiz.

Blinde Juſtiz, o entzög' dir ein Gott die
verhüllende Binde,
Daß du der Wage Gewicht ſähſt, und
des Schwertes Gebrauch!

Themis.

Seht, wie das Schwert in der Rechten erglänzt, in der Linken die Wagſchal:
Legt in die Wage mir Erz, oder befürchtet das Schwert!

Pater Anſelmo's

peinliche Klage.

„Tief ſchweigend, als in ſtummer Grüfte Schooß,
Ruht das Geheimniß in der Prieſter Seelen,
Der Tod nur läßt der Zunge Bande los,
Selbſt das Verbrechen muß ſie ſtreng verhehlen;
Denn keines Richters Schwert darf Sündern drohn,
Die büßend ſich mit bittrer Reue quälen;
Wer ſie hinauf weiſt zu dem Gnadenthron,
Darf des Geſetzes Rächerarm nicht wecken;
Er ſieht als Richter nur den ew'gen Sohn
Die Wage halten an dem Tag der Schrecken,
Und vor Gericht die Sünder alle rufen,
Die Wellen bergen, oder Gräber decken.

Doch, wenn die bleichen Todten ſelbſt, berufen,
Geheimer Uebelthaten Greul zu rächen,
Entſteigen ihrer dunklen Grüfte Stufen
Und ſtumm wehklagend zu den Menſchen ſprechen,
Wenn ſie der Nacht den ſtillen Schlummer rauben,
Und wandelnd ihres Grabes Frieden brechen;
Dann muß der Menſch der dunkeln Warnung glauben;
Gelöſt iſt der gebundnen Zunge Pflicht;
Der Prieſter muß, zu ſprechen, ihr erlauben,
Wovon der Todten ſtarre Zunge ſpricht;
Der Beichte heil'ges Siegel iſt gebrochen,
Der Mord erzittert vor des Tages Licht,
Die Klage ſchallt, das Urtheil wird geſprochen!
Euch, Richter, will ich jetzt die That verkünden,

Die ſtrafend nur die Unterwelt gerochen;
Nicht Abſolution kann ſie entſünden,
Denn ſtrenge fordert ſeine Schuld das Grab:
Des Prieſters Hand kann ſelbſt ſie nicht entbinden,
Bricht nicht zuvor des Richters Hand den Stab.
Drei Tage ſind's, als Gräfinn Roſemunde,
Antonio's Wittwe ſich zu mir begab
In ungewohnter, abendlicher Stunde.
Lang ſaß ſie ſchweigend; Seufzer nur entgingen,
Aus tiefer Bruſt gezogen, ihrem Munde:
Mit dem Bekenntniß ſchien die Furcht zu ringen.
Ich wies ſie tröſtend zu dem Mittler oben,
Zu dem erhört der Reue Seufzer dringen,
Des Gnadenfülle Welt und Himmel loben.
Da ſprach ſie ſchaudernd dieſe Schreckensworte,

Die feſt im Herzen ich mir aufgehoben:
„Ihr wißt, daß zu des Himmels Freudenpforte
Vor wenig Wochen mein Gemahl gegangen;
Sein Leichnam ruht am angewieſ'nen Orte,
Wie es beſtimmt des Seeligen Verlangen.
Doch, ſtaunen werdet ihr ob dem Berichte,
Das Grab hält den Erblaßten nicht gefangen;
Es wandelt ſtumm, mit ernſtem Angeſichte,
Sein bleiches Bild durch ſtiller Nächte Schatten;
Selbſt hab' ich es geſehn, was ich berichte —
Sobald die Schläge ausgetönet hatten,
Die vor der Mitternacht die Stunde zeigen,
Sah ich die bleiche Nachtgeſtalt des Gatten
Mit ernſtem Blick empor am Lager ſteigen,

Bis ihr der dumpfe Schall der Mitternacht
Zur Schattenwelt gebot zurück zu weichen.
Sechs Nächte hab' ich angſtvoll durchgewacht.
Und ſtralt mir endlich der erſehnte Morgen,
So ſchreckt mich ſchon das Bild der künft'gen Nacht,
Und tödtet mir den Tag mit bangen Sorgen.
Vergebens wachten meine Dienerinnen;
Denn, was ich ſah, blieb ihnen tief verborgen,
Und tiefer Schlaf umſtrickte ihre Sinnen,
So lang des Grabes dumpfer Athem wehte.
Nur ich muß langſam ſehn die Zeit verrinnen,
Bis er entweicht zur finſtern Ruheſtätte." —
Vernommen hatt' ich kaum die Schreckenskunde,
Als ſie mit angſterfüllten Blicken flehte
Um Beiſtand in der nahen bangen Stunde.

„Nie wird die Kirche ihren Schutz verſa-
gen“ —
Erwidert' ich — „doch ſprich mit wahrem
Munde,
Ob heimlich Sünden dir am Herzen nagen,
Ob der gelobten Treu' verletzte Pflicht,
Vielleicht des Gatten Tod dich kann ver-
klagen?
So lang der Schuld Vergebung dir ge-
bricht,
Kann ich dich von der Strafe nicht entbin-
den.“ —
„So will ich nimmer ſchaun der Sonne
Licht,
Und vor dem Richter nicht Vergebung
finden“ —
Entgegnet ſie — „wenn meines Gatten Tage,
Durch Mord von meinen Händen mußten
ſchwinden;
Doch daß ich ſchwer auf meinem Herzen
trage

Der ſüßen Schuld zu ſpäte bittre Reue,
Bekenn' ich willig, und geängſtet klage
Ich ſelbſt mich an der oft gebrochnen Treue.
Vergib mir, zürnender, gerechter Schatten,
Daß ich erinnernd mein Vergehn erneue!
Noch war ich nicht verbunden mit dem Gatten,
Da trübt ein bös Verhängniß unſer Glück;
Mich ihm zu nahn, will nicht die Zucht geſtatten;
Der Krankheit Feſſeln hielten ihn zurück.
Doch mich zu tröſten nahte der Vertraute
Der ſtillen Glut mir oft mit ſüßem Blick,
Zu oft für mich! ach, meine Lieb' erlaute!
Ein fremdes Feuer glüht' in meinem Herzen,
Oft blieb er, bis der Morgen dämmernd graute,
Und ſchnell entfloh die Nacht bei ſüßen Scherzen.

Da ward, was ich sonst angstvoll bat, erhöret;
Doch die Erhörung gab mir bittre Schmerzen;
Zu spät ward mir der liebste Wunsch gewähret.
Antonio genas, und bald verschwand,
Was sonst der Liebe stilles Glück gestöret;
Am heil'gen Altar reicht' er mir die Hand. —
Unendlich hab' ich manche Nacht gerungen,
Zu tilgen, was für Guido ich empfand,
Und schon war es im Herzen mir gelungen.
Es kehrte zum Gemahl die Liebe wieder;
Doch jetzt, da seiner Liebe Feind bezwungen,
Erwacht' in ihm des Argwohns gift'ge Hyder;
Es schien verborgner Schmerz an ihm zu nagen,

Und ſtiller Gram verzehrte ſeine Glieder;
Umſonſt verſucht' ich Bitten, Schmeicheln, Fragen,
Die Schuld ihm zu bekennen feſt entſchloſſen
Und auch mein reuig büßendes Entſagen;
Doch ſchweigend blieb für mich ſein Mund verſchloſſen.
Ach hätt' er, was ich flehend bat, erhöret,
Die ſpäte Reue zürnend nicht verſtoßen;
So würde nicht des Todten Ruh geſtöret!
Ihr habt nun, was ich ſündigte, vernommen,
Gebt mir den Frieden, den ich lang entbehret,
Und laßt die Strafe von mir ſeyn genommen!"
Und als ich ihr der Sünden Schuld erlaſſen,
War nah die dunkle Stunde ſchon gekommen,
Wo Todte ihrer Gräber Nacht verlaſſen.
Da hieß ich ſie, zum Schutz und heil'gen Schild,

Das Agnus Dei gläubig betend faſſen;
Ich ſelbſt ergriff des ew'gen Mittlers Bild,
Vor dem die Engel ſich anbetend neigen,
Und die Monſtranz, vom heil'gen Leib erfüllt,
Der zitternd ſelbſt des Abgrunds Geiſter weichen.
Drauf folgt ich ihr zu ihrer Wohnung nach
Und weihte dreimal mit des Kreuzes Zeichen
Die Thür und Schwelle zu dem Schlafgemach.
Nun hielten wir mit geiſtlichen Geſprächen
Uns bis zur ernſten Geiſterſtunde wach;
Da tönte langſam ſie mit dumpfen Schlägen.
Und von des Schreckens plötzlicher Gewalt
Fühlt' ich mein Herz ſich angſtvoll klopfend regen;
Denn kaum war noch der letzte Ton verhallt,

Da ſtand in langem, weißem Grabgewande
Vor uns des Todten bleiche Nachtgeſtalt;
Doch faßt' ich mich, daß ich mich bald ermannte.
„Was brichſt du" — redet' ich den Todten an —
„Der ſtillen Gruft geheimnißvolle Bande;
Was blendeſt du den Sinn mit irrem Wahn?
Was wandelſt du, den Lebenden ein Schrecken,
Zurück des Grabes ſchauervolle Bahn?
Will ungebüßte Schuld die Gruft nicht decken?
Kommſt du herauf mit traurig ernſten Mienen,
Zur Buße deiner Gattinn Herz zu wecken,
So laß die Reuige mir dir verſühnen!
Dem Todten wird die Treue ſie bewahren,
Der Kirche büßend am Altare dienen,
Den Schleier wählend in der Jugend Jahren!" —

Da ſchien der Bleiche winkend mir zu rufen,
Als wollt' er mir Verborgnes offenbaren;
Ich folgt' ihm nach, wohin ich ward berufen.

So gingen wir in ſtillem ernſten Schweigen
Durch enger Gänge halbverfallne Stufen,
Zu Todtengrüften ſchienen wir zu ſteigen.
Da wehte mir aus finſtrem Gang entgegen
Ein grauſer dumpfer Moderduft von Leichen;
Doch folgt' ich meines Führers dunklen Wegen.

Und plötzlich ſprang ein feſtes Eiſenſchloß
Von ſeinen luft'gen körperloſen Schlägen
Aus ſeiner Riegel ſtarken Banden los.
Und raſſelnd öffnete ſich jetzt die Pforte,
Die lange ſtumm die blut'ge That verſchloß.
Kein Stral des Lichtes leuchtete dem Morde! —
Da ſah ich ſchaudernd blut'ge rothe Flecken

Zum Himmel rufen ſtumme Klageworte,
Und ſtilles Mordes dunkle Ahnung wecken.
Blut deckte rings des Bodens kalte Steine,
Ein blut'ges Bett umhingen blut'ge Decken.
Die hob ich bei der Kerze düſterm Scheine;
Und bald, in blut'ge Windeln eingehüllt,
Erblickt' ich blaſſe, modernde Gebeine,
Und plötzlich war die ſchwarze That enthüllt.
Des Todes Nacht muß von der Unthat ſprechen,
Die ſich im Schleier dunkler Nacht verhüllt,
Das Grab muß ſelbſt den Unbegrabnen rächen!
Doch war der Leichnam kaum von mir gefunden,
Der klagend ſelbſt bezeugte das Verbrechen,
Da war die bleiche Nachtgeſtalt verſchwunden.
Schon hofft' ich ihn, da er ſein Werk vollbracht,

Der mitternächt'gen Wanderung entbunden,
Und ſchritt allein zurück durch Graus und Nacht;
Doch finſter ſah ich bald den Schatten ſtehen,
Am Bett, wo die Gequälte betend wacht.
„Umſonſt verbirgſt du" — rief ich — „dein Vergehen!
Des Mordes Klage kann nicht ewig ſchweigen;
Die dunkle That, von Menſchen nicht geſehen,
Weckt Todte, ſie den Lebenden zu zeigen."
Und näher trat ich, ihr die blaſſen Glieder
In ihrer blut'gen Hülle hinzureichen,
Und ſchaudernd warf der Anblick ſie danieder.
„Ja" — rief ſie, und ein Strom von Thränen näßte
Die blaſſen Wangen — „Alle kehren wieder!

Auch ihr erſcheint, ihr bleichen Ueberreſte
Des ſtummen Zeugen der verbotnen Luſt!“ —
Und wild mit heißer Liebe Blicken preßte
Die ſtarren Glieder ſie an ihre Bruſt —
„Ihn mordet' ich! Ein Opfer mußte fallen;
Die Gattinn, oder Mutter, traf Verluſt!
Von meiner Treue war ich abgefallen,
Und durch Verbrechen büßt' ich das Verbrechen;
Verlaſſen von des Himmels Geiſtern allen,
Mußt' ich durch blut'gen Mord die Treue rächen!
O hätteſt du, der rächend mir erſcheint,
Das Herz geſehn, in tauſend Qualen brechen,
Das in der Liebe Frucht gebar den Feind!
Sähſt du, der richtend meine That verdammet,
Deß Auge nie der Liebe Thränen weint,
Wie Himmelsluſt der Mutter Herz entflammet,

Wenn in den Armen ſie nun liebend heget
Den Liebling, der von Liebesfreuden ſtammet,
Und lächelnd der Erinn'rung Luſt erreget;
Du würdeſt tröſten, aber nicht verklagen
Das arme Herz, von Stürmen wild bewéget,
Das, fluchend ſich und des Gebornen Tagen,
Das Kind der Schmerzen ſchmerzlich muß zerſtören,
Und ſeine Liebe haſſend ſelbſt zerſchlagen." —
Da fühlt' ich Mitleid mir die Bruſt empören,
Und, zu dem Finſterblickenden gewendet,
Sprach ich: „der Buße reuig Wort zu hören,
Erſchienſt du hier aus jener Welt geſendet.
Wenn nun die Fleh'nde Gottes Gnad' errungen,

Iſt

Iſt dann dein Werk in dieſer Welt voll-
endet?“
Doch ward ich bald von neuem Schmerz
durchdrungen;
Denn ſchüttelnd regte ſich des Bleichen Haupt,
Vom Mitleid ward der Kalte nicht be-
zwungen,
Dem Todeshand des Herzens Glut ge-
raubt.
„O heil'ge Macht!“ — rief ich — „die kal-
ten Leichen,
Zu brechen der Lebend'gen Herz, erlaubt,
Kannſt du der Todten Herzen nicht er-
weichen?
Du mit dem ſtarren, thränenloſen Blick,
Sieh hier des blut'gen Mittlers Gnaden-
zeichen,
Der ſchuldlos ſtarb für ſünd'ger Men-
ſchen Glück!
Den Mördern hat er ſterbend noch vergeben,
Heilbringend kehrt er aus der Gruft zurück,

Ins Reich des Todes führt er ein das Leben.
Willst du, der seinen Namen einst bekannte,
Dich feindlich nur aus deiner Gruft erheben,
Das Leben fesselnd durch des Todes Bande?
Laß ab, dein bluterstarrend Bild zu zeigen,
Und kehr' zurück zu seel'ger Geister Lande!" —
Starr blieb der Geist, und wollte nicht entweichen.
Da hob sie auf die wundgerung'nen Hände,
Und rief: „Laß meine Thränen dich erweichen,
Erbarme dich, daß meine Marter ende!
Aus jeder Thräne ruft die Angst, verschone!
Daß mit Verzweiflung mich der Schmerz nicht blende!
Ihr Heil'gen all', die ihr vor Gottes Throne
Der Menschen sündiges Geschlecht vertretet,

Du heil'ge Mutter von dem ew'gen Sohne,
Die gnadenreich für reu'ge Sünder betet,
Gebt meinen Worten Kraft, daß der mich
höre,
Der ſinnverwirrend Leib und Seele tödtet.
Gieb mir den Schlummer wieder! ich be-
ſchwöre
Dich, bleicher Schatten, bei des Grabes
Frieden;
Nach bang durchſeufztem Tag der Quaa-
len ſtöre
Des Schlafes ſtille Tröſtung nicht der
Müden!
Ach wende dieſe graunvoll ernſten Mienen,
Die Seelen in des Grabes Feſſeln ſchmie-
den!
Biſt du verdammt, der Rache nur zu
dienen?
Kann nicht des Prieſters, nicht der Heil'gen
Bitte,
Die dem Gerechteſten die Welt verſühnen,

Im Grabe halten deine nächt'gen Tritte? —
Kann Welt und Himmel nicht dein Herz bewegen,
So komm, du todtes Schmerzens-Kind,
und bitte,
Des Grabgenossen Mitleid zu erregen.
Um seine Liebe hab' ich dich verstoßen,
Bei deines Herzens ersten Lebensschlägen
Hab', ihm zum Opfer, ich dein Blut vergossen.
Zeig' ihm die Brust, der deines Lebens
Flut,
Die Mutter zu versühnen, einst entflossen;
Nenn' ihm der Schmerzen nie gestillte
Glut!
Frag' ihn mit deinem blassen Todtenmunde,
Ob feindlich er begehrt der Gattin Blut,
Die dir voll Liebe schlug die Todeswunde!" —
Da sahn wir ernst sein Haupt den Schatten
neigen,

Und dumpf erklang die mitternächt'ge Stunde;
Blut fordernd ſank er zu des Todes Reichen.
Und ſeiner Gruft entſteigt er jede Nacht,
Sein bleiches Bild der Zitternden zu zeigen;
Des ew'gen Richters rächend Auge wacht,
Und Blut allein kann blut'gen Mord entſünden.
Euch, Richter, leite nun des Himmels Macht,
Gerechtes Urtheil dieſer That zu finden.
Gott aber geh' mit uns nicht ins Gericht,
Und handle nicht mit uns nach unſern Sünden,
Wenn ſterbend einſt das müde Auge bricht!" —
Noch hielt die Richter ſtummes Graun umfangen;
Mehr ſchreckt ſie, als die That, der Strafe Schauer;

Da ſtellt ſich Roſemunde ſelbſt gefangen,
Gleich Büßenden gehüllt in tiefe Trauer,
Und es umſchließt ſie bald auf ihr Verlangen
Des finſtern Kerkers einſam kalte Mauer.
Da wiegte ſie mit ſanftem Arm der Schlummer,
Und bald entwich ihr Geiſt der Erde Kummer.

Schön und Romantisch.

Ein Wort, welches Gefühl und Empfindung bezeichnet, ist nicht leicht einer Misdeutung unterworfen. Erst wenn der Verstand anfängt den Begriff, welcher dem Worte beiwohnt, vom Gefühl zu sondern, entsteht Ungewißheit, Irrthum und Verwirrung. Die Empfindung z. B. welche man mit dem Wort salzig bezeichnet, kennt jeder: allein die Salze des Chemikers wird das gemeine Gefühl nicht immer anerkennen; denn den Chemiker leitet bei seiner Benennung der Begriff, welchen er von der Geschmacksempfindung zu sondern gewohnt ist. Volle Bekanntschaft mit dem Begriff des Worts stellt die Vereinigung desselben mit dem Gefühl vollkommen her; geht aber eine

unvollkommene Kenntniß des Begriffs in die Vorſtellungen des gewöhnlichen Lebens über: ſo ſtört ſie gewöhnlich den Sprachgebrauch und bringt in die Bedeutung der Worte jene Ungewißheit und Verwirrung.

Der erſte, der einen Gegenſtand ſchön nannte, wußte ohne Zweifel, was er mit dieſer Benennung ſagen wollte; nicht ſo alle, die im Gebrauch dieſes Worts ihm folgten. Der eine hatte bemerkt, daß das Schöne ihm gefalle: er hielt ſich an dieſes Merkmal, und ſo verwechſelte er es mit dem Angenehmen; ein andrer fühlte ſeine Gemüthskraft nach dem Anblick eines ſchönen Gegenſtandes erhöht und belebt: ſo vermiſchte er das Schöne mit dem Erhabenen. Ein dritter bemerkte den Irrthum und fing an zu unterſuchen. So ward das Schöne, wenigſtens ſeinem Begriff nach, ein Raub der Schulen und ein Gegenſtand ihres Zwiſtes.

„Zu was aber eine Unterſuchung? Iſt es

nicht hinlänglich, wenn jeder nur weiß, oder dunkel fühlt, was ſchön iſt? Der Genuß am Schönen gilt mehr, als die ſubtilſte Beſtimmung ſeines Begriffs!“

Der Einwurf ſchließt mit einer Wahrheit, aber es iſt dem Gegner ſelbſt kein Ernſt damit. Denn indem er verlangt, daß der Gegenſtand, der ihm als ſchön gilt, auch von andern ſchön genannt werde; ſo fordert er ein allgemeines Einverſtändniß über die Natur des Schönen, das weder Zeit, noch Verſchiedenheit der Anſicht verändern kann.

Der ſchöne Gegenſtand, wie eben im Vorbeigehn erinnert worden, gefällt dem Sinn, aber zugleich erhebt er auch den Geiſt. Bemerkt man, daß, (von derſelben Stufe der Betrachtung angeſehn) Sinn ein empfangendes, Geiſt hingegen ein handelndes Vermögen unſres Gemüths bezeichnet: ſo erkennt man die Eigenſchaft des Schönen, das ganze Gemüth, von Seiten ſeiner Em-

pfänglichkeit und Selbstthätigkeit zugleich, zu bewegen. Dieſe allſeitige Bewegung iſt die hohe, göttliche Ruhe, von welcher die Begeiſterten durch den Genuß der Schönheit, mit Andacht und heiligem Entzücken ſprechen — denn Ruhe iſt nicht allein vor der Wirkſamkeit der Kräfte, ſie geht auch lebendig aus ihrer gleichen Wirkſamkeit durch liebende Vereinigung hervor.

Das Ideal der Schönheit wird alſo in der wirklichen, vollendeten Vereinigung des Erhabenen und Angenehmen zu finden ſeyn. Vollendet muß dieſe Vereinigung ſeyn, gleichſam eine Durchdringung, welche die Elemente einzeln der Wahrnehmung entzieht und blos das Product ihrer Vereinigung der Anſchauung läßt.

So ſehn wir die Farbenſtralen des Prisma ſich im Durchgange durch ein Vereinigungsglas zu farbloſem, weißem Licht verbinden: ſie ſelbſt ſind der Wahrnehmung

entzogen: ihr Product nur, das Abbild ihres urſprünglich vereinten Zuſtandes, ſteht vor der Anſchauung. Denkt man ſich die Schönheit, (das Ideal,) als das Abbild der ewigen Ideen, ſo findet das erläuternde Gleichniß eine volle Anwendung.

Allein, wie das Licht in dem Dunſtkreiſe der Erde nicht in ungetrübter, farbloſer Reinheit erſcheint, ſo auch die Schönheit. Die Elemente beweiſen ihre Kraft, und drängen ihr endliches Weſen der Erſcheinung des Unendlichen auf. So ſchwankt das Leben, bald verſiegend, bald verſtrömend, einem doppelten Tode zu; ſo ſchwankt auch die Schönheit mehr oder weniger auf die Seite des Angenehmen oder des Erhabenen, in deren beiden Extremen endlich ihr Weſen ſich ganz verliert. — Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob nicht die Natur in glücklichen Bildungen zuweilen reine Ideale hervorgebracht habe, oder ob es dem Sehergeiſte entzückter

Künſtler gelungen ſey, der Natur die Form vorzubilden, nach welcher ſinnend, ſie ihre ſchaffenden Kräfte bewegt — ob der Apoll und die Venus von Belvedere (die Himmliſchen lieben ihren alten, gefeierten Namen!) das reine Ideal darſtellen, oder ob jener dem Erhabenen ſeine Würde, dieſe dem Angenehmen ihre Anmuth danke. Was hiervon auch das Wahre ſey: ſolche Erſcheinungen bleiben eine unerwartete Gunſt des Himmels, dem wahren Künſtler zum Zeichen gegeben, daß die Götter ſeinen Eifer belohnen, wenn er ernſtlich iſt, und, unverlockt vom Irdiſchen, feſt auf das Ewige hinblickt.

Gelingt es aber auch dem Künſtler, in der Beſchränktheit alles menſchlichen Wirkens, nicht, das reine, göttliche Ideal darzuſtellen: ſo bleibt ihm doch der ehrenwerthe Ruhm, auf einer der beiden Seiten, dem Ideal nahe, ſeine Kunſtwerke bilden zu können. Neben dem Ideal ſteht nämlich auf

der Einen Seite die hohe Schönheit, welche sich in zahllosen Nüancen endlich in das Erhabene verliert; auf der andern Seite, die reizende Schönheit, welche sich zuletzt im Angenehmen auflöset. Diese, doch sehr entfernt vom Extrem, zeigt z. B. die Bildsäule des Meleager, oder des sogenannten Antinous; jene, dem Extrem des Erhabenen etwas näher, die Pallas der Dresdner Antikensammlung.

Unter musikalischen Werken giebt Mozarts Symphonie in C dur (mit dem fugirten Schlußsatz) ein Beispiel für das hohe, desselben Symphonie in Es dur ein Beispiel für das reizend Schöne, und beide stehn nicht weit vom Ideal entfernt. Unter den Werken der Dichtkunst gehört Sophokles erster und zweiter Oedipus der hohen, seine Antigone der reizenden Schönheit an, beide ebenfalls dem Idealschönen sehr nahe.

Mehr nach dem Extrem des Erhabenen

wendet ſich Aeſchylos; für die zweite, entgegengeſetzte Seite giebt jedoch Euripides kein in gleichem Grade paſſendes Beiſpiel, weil er mehr aus dem geſchloſſenen Kreiſe des Schönen herauszutreten und ſich dem Romantiſchen zu nähern ſcheint.

„Wird aber das Erhabene nicht entwürdigt, wenn es dieſe Anſicht eben ſo fern von dem Schönen ſtellt, als das Angenehme? Soll das Höchſte, was den Menſchen zu den Göttern erhebt, gleichen Rang haben, mit dem, was ihn mit vernunftloſen Geſchöpfen in dieſelbe Klaſſe ſetzt? Soll nicht vielmehr der Menſch, der ſich vom Angenehmen zu dem Schönen erhoben hat, nun weiter hinaufſteigen zu dem Erhabenen, als der höchſten Stufe ſeiner äſthetiſchen Bildung?“

Wodurch iſt ein Gegenſtand erhaben? Iſt es nicht bloß dadurch, daß er mit imponirender Gewalt der ſinnlichen Natur ihre

Schran-

Schranken zeigt, und in dem Menſchen das Bewußtſeyn einer höhern, überſinnlichen Natur weckt, die keiner endlichen Macht erliegt, weil ſie göttlicher Natur iſt, und keiner unendlichen, weil ſie ſelbſt mit dem Unendlichen Eins iſt? Das Erhabene ſetzt daher allezeit voraus, ein Unterliegen der ſinnlichen Natur entweder vor einer ſtärkern Naturkraft, bei ſinnlich erhabenen Gegenſtänden, oder vor einer übernatürlichen Macht, bei dem Ueberſinnlich-Erhabenen. Es iſt daher, ſo hoch es auch den Menſchen hebe, doch ſelbſt nicht von göttlicher, ſondern von endlicher Natur: denn es ſetzt ſelbſt die Endlichkeit und Beſchränktheit der Natur als Bedingung ſeines Erſcheinens voraus, und würde mit dem Endlichen verſchwinden, dahingegen das reine Idealſchöne unter Göttern lebt, in deren ewigem Wohnſitz das an die Endlichkeit gefeſſelte Erhabene keinen Raum findet.

„Aber iſt die Idee der Gottheit nicht ſelbſt das Erhabenſte, und folglich höher, als die Idee der Schönheit?“ Erhaben iſt ſelbſt die Idee der Gottheit blos für die endliche Natur, welche ſich ihrer Endlichkeit d. h. ihrer Beſchränktheit, an ihr bewußt wird. Erhabenheit wär alſo keine ſelbſtſtändige, ſondern eine abhängige Eigenſchaft der Gottheit. Tilge die endliche Natur, ſo tilgteſt du eine Eigenſchaft der Gottheit, welches ihrer ewigen Idee widerſpräche. Und verſchwindet nicht vor des Menſchen heiligem Willen ſelbſt die ernſte Majeſtät der Gottheit? „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, ſagt der Dichter, und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.“ Der Menſch, den dieſer heilige Sinn erfüllt, vergißt den Gedanken an ſeine eigne Endlichkeit; er fühlt ſich in ſeiner ganzen Natur dem Ewigen nah, und, wie zurückgetreten in die unbefleckte Kindheit, ſieht er in ſeinem Gott

nicht den majeſtätiſchen König und Richter, ſondern einzig den ewigen Vater.

Doch wir leben in der Welt des Endlichen. Niemand ſtöre daher den Künſtler, der, nicht für Götter, ſondern für Menſchen bildend, ſich das Erhabene zum Ziel wählt. Sein Werk wird beſtehen ſo lange die Endlichkeit ſelbſt beſteht, und die Welt des Schönen würde auf der Erde nicht Raum finden, prophezeihten nicht ehrwürdige Formen des Erhabenen von der zukünftigen Theoſanie. Und warten nicht auf uns alle die feierlich erhabenen Pforten, welche die ewige Welt des Schönen, wie ein verborgenes Allerheiligſtes, geheimnißvoll verſchließen? Wohl dann dem Auge, das, gewohnt Erhabenes zu ſchauen, in den furchtbar ernſten Bildern, theure Bekannte aus der ewigen Welt begrüßen kann! —

Eben ſo wenig verſchmähe jemand die reizenden Gebilde des angenehmen Künſt-

lers! Sie erheitern das Leben, ohne die Götter, wegen kleiner Beſchwerden, vom Olymp zu rufen. Dem heitern Sinn nur erſcheint das Schöne in ſeiner reinen, göttlichen Geſtalt. Der trübe Sinn empfängt ein trübes Bild, und wie der Kranke oft ſich abwendet von dem, was er in den Tagen der Geſundheit mit Sehnſucht begehrte, ſo verſchließt ſich der Mißmuth der ſtillen Gewalt des Schönen. Und iſt das Angenehme weniger in dem Schönen ſelbſt begriffen, als das Erhabene? Wenn dieſes, als der Geiſt, in ihm ſein ewiges Leben nach abgeworfner Endlichkeit erreicht, ſo findet jenes, als Leib, in ihm ſeine verklärte Auferſtehung.

Wir verglichen die Durchdringung des Angenehmen und Erhabenen im Schönen mit der Vereinigung der Farbenſtralen zum reinen Licht.

Allein außer dieſer völligen, innigen (dynamiſchen) Durchdringung, in welcher die Elemente ſich verlieren, (neutraliſiren, ſagt der Phyſiker, und nennt deßwegen eine ſolche Durchdringung Neutraliſation,) giebt es noch eine mechaniſche Vermiſchung, in welcher die Stoffe ſich nicht neutraliſiren, ſondern ſelbſt im Product noch ihre eigne Natur erkennen laſſen. Vermiſcht man blaue und gelbe Farbenſtoffe, (Pigmente) ſo entſteht bekanntlich die grüne Farbe: daß man in dieſer beide Elemente unterſcheiden könne, zeigen grüne Körper, welche bei näherer Betrachtung gelb und blau gefleckt ſind, z. B. die Raupe auf der Wolfsmilch, oder Zeuge, aus gelben und blauen Fäden gewebt. Das neue Product alſo entſteht hier blos aus dem ſchnellen Wechſel der verſchiedenen Empfindungen oder Sinnesaffektionen, nicht aus ihrer wirklichen Vereinigung. Ein ſolches Product iſt die Harmonie der Töne,

welche die Verſchiedenheit der einzelnen Töne nicht aufhebt, wiewol der Sinn ſie im Product zu vergeſſen ſcheint. Dieſe Art der Verbindung verſchiedener Dinge kann man zum Unterſchied von jener Durchdringung eine mechaniſche, oder auch harmoniſche Verbindung nennen.

Aus einer ſolchen mechaniſchen oder harmoniſchen Verbindung des Angenehmen und des Erhabenen entſteht nun das Romantiſche, welches daher, um unſre Vergleichung wieder aufzunehmen, ſich zu dem Schönen verhält, wie das Farbenſpiel zu dem reinen Licht.

Wir nennen im Gegenſatz der alten, klaſſiſchen Zeit, die neuere, und in dieſer beſonders das Mittelalter, ein romantiſches Zeitalter.

Zeigt ſich aber nicht eben in dem Charakter jener Zeit dieſe unverkennbare Vermiſchung des Erhabenen und Angenehmen?

Es ſey hier genug, ſie in den beiden Wendepunkten alles damaligen Wirkens nachzuweiſen: in der Liebe und der Religion.

In dem klaſſiſchen Alterthum konnte wenig von der Sehnſucht der Geſchlechtsliebe die Rede ſeyn. Damals, wie der Elegiendichter aus Rom ſagt:

. . da Götter und Göttinnen liebten,
folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.

Enthaltſamkeit war weder durch Konvenienz, noch durch religiöſen Kultus zur unwillkommnen Sitte geſtempelt; ja der Dienſt der ſchönen Göttinn forderte Mädchen und Jünglinge auf, das göttliche Geſchenk der Schönheit der verlangenden Bewundrung nicht zu entziehn. Die Göttinn vergaß in der Liebe des Helden ihrer Majeſtät, und den Heroen ſchreckte nicht ſtumme Verehrung in anbetendes Staunen zurück, wenn die ambroſiſchen Arme ihn umfingen. An-

ders war es in der romantiſchen Zeit. Die Enthaltung, ein vorübergehender Gebrauch bei den heiligen Einweihungen der klaſſiſchen Zeit, ſchien dem ganzen Leben jene momentane Heiligkeit mitzutheilen, wenn ſie ſelbſt ſich über das ganze Leben verbreitete.

Die Meinung ging aus der kirchlichen Strenge in die Sitte des Lebens über, und die Liebe mußte ſich hinter die Aegide des Sacramentes flüchten, um vor jener Strenge zu beſtehn. Verſchwunden war nun die Freiheit in der Liebe. Statt des Genuſſes erſchien Sehnſucht, die Pförtnerinn der idealen Welt. Den Mann trieb das Geſchäft der Waffen in das freiere Leben; er ſtrebte nach Würdigkeit des Beſitzes, wenn ihm dieſer ſelbſt verſagt blieb. Die Jungfrau, von der Sitte ſtrenge bewacht, lernte ihre Liebe als koſtbares Kleinod betrachten und zum Lohn für den Würdigen aufbewahren. So erzeugte ſich die hohe Achtung gegen das

Geſchlecht der Frauen, die Chevalerie der Männer — von ganz andrer Art, als der Heroismus der Halbgötter — und die Galanterie der Ritterzeit. Das Erhabene der Pflicht, der Ehre, der Tapferkeit, gattete ſich mit der Ausſicht auf Liebe, welche jede That des Ritters begleitete, und der liebenden Jungfrau erſchien der Geliebte nicht blos als liebender Mann, (wie Paris ſeiner Helena, als er vor Menelaus geflohen war,) ſondern als ſieggekrönter, bewunderter Held.

Und die Religion — Iſt nicht die Grundfeſte alles Chriſtenthums — Entſündigung und Verſöhnung durch den Tod des Göttlichen — die höchſte aller romantiſchen Ideen? Wenn der klaſſiſche Geiſt auch ſelbſt im kindlichen Sinn den Vater der Götter auch Vater der Menſchen nennen konnte: nur der romantiſche Sinn konnte die Geſammtheit der Kirche als eine ideale Perſon, erröthend in Liebe, gleich einer Braut, dem göttlichen

Bräutigam entgegenführen; nur dieser Sinn konnte die Qualen des Todes mit fröhlichem Herzen besiegen, und die Treue dem Geliebten sterbend bewahren. Ueberall ist aber hier die erhabene Kraft des Willens neben dem Genuß der ideellen oder reellen Freuden der Liebe — das Angenehme bei dem Erhabenen.

Nicht aber blos den Charakter der Zeit, auch einzelne Gegenstände der Natur und Kunst nennen wir romantisch, wenn jene Verbindung des Angenehmen und Erhabenen in ihnen bemerkbar wird. Ein Frühlingstag kann schön seyn, eine Frühlingsnacht ist romantisch; schon der abendliche Duft der Blumen ist romantischer, als derselbe am Tage, denn indem seine Ursache sich verbirgt, entsteht ein Schein des Mysteriösen, welcher neben dem Angenehmen das feierlich Erhabene hervorruft; der Mond hinter Gewitterwolken ist romantischer, als der, an leicht bewölktem Himmel; ein blü-

hender Garten am Meerſtrand iſt romantiſcher, als an einem kleinen Fluß: hingegen ein umblühter Bach in einem Felſenthale iſt wieder romantiſcher, als das Felſengeklipp am Meere, welches wild, grauſend, erhaben ſeyn kann, aber nicht romantiſch, ohne den Zuſatz von etwas Angenehmen, ſollte es auch nur eine Anforderung an die Phantaſie ſeyn, etwas dergleichen hinzuzubilden.

Die Gartenkunſt bildet vorzüglich das Romantiſche, die Plaſtik hingegen das Schöne, doch iſt ihr das Romantiſche nicht ganz fremd, ſo wenig als dem vorzugsweis klaſſiſch genannten Alterthum. Faſt alle chriſtlich-religiöſen Gemälde ſind romantiſch, ſchon der Natur dieſer Religion ſelbſt nach.

Die ſchöne Madonna mit dem göttlichen Kinde, die Auferſtehung und die Auffahrt des ſiegenden Erlöſers in die engelerfüllte Wohnung voll göttlicher Glorie, zei-

gen insgesammt den angegebenen Charakter des Romantischen.

Mozarts Opern haben fast insgesammt romantische Natur; seine Symphonien gehören mehr in das Gebiet des eigentlich Schönen; dagegen Haydn's Instrumentalmusik mehr romantisch ist. Die vorzüglichsten Kirchenkompositionen beider Meister haben mit Recht romantischen Charakter. Bei vielen der neuern Komponisten scheint aus dem Romantischen, Schwulst und Bombast zu werden.

Schiller nannte seine Jungfrau von Orleans ein romantisches Trauerspiel, und mit vollem Rechte. Schon die Hauptfigur, die prunklose, aber gottbegeisterte; friedlich schwache, aber siegreiche; reizende, aber Liebe verschmähende Jungfrau, ist ein völlig romantischer Charakter. Der Gegensatz des Idealen und Realen, welcher durch das ganze Schauspiel durchgeht, der Sieg des Idealen

und der geheimnißvolle Tod des Schönen hält das Ganze durchaus romantisch; auch die Begebenheiten wechseln dem romantischen Charakter gemäß. Ueberhaupt ist der romantische Geist fast allen Gedichten Schillers eigen, und wenn unsre Vergleichung des Schönen mit dem Licht und des Romantischen mit der Farbe nicht unpassend ist, so scheint des Dichters Distichon:

Wohne du ewiglich Eins dort bei dem ewiglich Einem,
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zu Menschen herab,

seine Vorliebe für das Romantische im Bild anzuzeigen.

Göthe's Tasso ist romantisch, seine Iphigenia gehört in die Reihe des Schönen. Für beide Gattungen der Kunst sind die Werke dieses Dichters ein reichhaltiges Repertorium, dessen Werth bei jedesmaligem Betrachten immer höher steigt.

Schön iſt der Friede —
ſagt der Chor in der Braut von Meſſina —
ein lieblicher Knabe
liegt er gelagert am ruhigen Bach —
Romantiſch iſt der Krieg; er hat auch ſeine Ehre,
der Beweger des Menſchengeſchicks —
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
ſelbſt dem Feigen erzeugt er den Muth — —
Welches nun das Beſſere ſey von Beiden? —
Es iſt ſchwer zu beſtimmen; das Beſte aber iſt, des Augenblickes Gabe nicht zu verwerfen, und über dem Blick nach dem Ziel, nicht den Weg dahin zu verfehlen oder vornehm zu verachten.

Kleine Gedichte.

Amor.

Löſe vom Aug' das verhüllende Band, blind-
flatternder Amor,
Daß nicht irrend die Hand Fremdes dem
Fremden vereint.
„Sorge du nicht, es vertilget die Glut der
olympiſchen Fackel
Jegliches Fremde der Bruſt, einet dem
Geiſte den Geiſt."

Des Göttlichen Loos.

Wohn' im Olymp, unſterblicher Geiſt, fern
ehret der Menſch dich;
Nahſt du, in Blödſinnswuth ſchlägt er
den Gott an das Kreuz.

Frühlingssturm.

Herbei des Nordpols grimmiger Wintersturm!
Stürz' auf die grünanſchwellenden Knospen hin,
Eh' noch des Frühlings Hauch vom Anmuth
Lächelnden Hauch die Erwachten anweht.

Mit finſtrer Nacht umhülle die Schlummernden,
Mit weißem Grabtuch ſinkendes Flockenſchnee's
Umhänge ſtatt blütvoller Lenzpracht
Trauernde Zweige bejahrter Wipfel.

Sieh, gern des Schneesturms frostigem Todeskuß
Beut Liebumarmung jegliches Waldes Strauch;
Eisbergen gleich, umhüllt vom Schneekleid,
Starren sie froh in des Frostes Fesseln.

Vorahndend unheilschwangerer Zeiten Graun,
Aus künft'ges Frühlings tieferverborgenen
Blütaugen, drang, unzeitiger Schönheit
Wundergeburt den Erstaunten zeigend,

Durch falbes Herbstlaub blühender Rosen Pracht,
Hinfliehnder Freiheit scheidendes Licht zu schaun,
Aus freier Brust noch freies Athems
Sterbende Hauche zu weihn der Göttinn.

Früh ſchwoll des Weinſtocks ſeherbegeiſternde,
Saftvolle Frucht, bang ſcheuend am ſpäten Feſt
Klagvolle Störung; früh am Baumaſt
Reifte die Frucht und es ſah der Landmann

Roth blühn des Pfirſichs kahles Gezweig im Herbſt;
— So glühn des Nordſcheins Stralen, wie Morgenroth
Aus mitternächtlich dunkler Gegend,
Drohen des Kriegs und der Seuchen Drangſal. —

Blut floß und Freiheit ſtarb, da entranſchteſt du,
Nordſturm dem Eispol, grünendes Laub entſank
Baumzweigen, unwelk ſenkten traurend
Bäume den Schmuck zu dem Grab der Göttinn.

Und wieder furchtbar wehet der Sturm; es liegt
Noch todt die Göttinn; ach, ſie erwachet nicht!
Umſonſt, o Frühling, nahſt du lächelnd,
Hemme den Schritt, du ereilſt die Unluſt!

Der Flatterer.

Auf den Blumen ſchwebt des Frühlings
Leichter, buntgeſchwingter Sylphe.
Jede Blume will er küſſen,
Wiegen ſich auf jeder Blüthe.
Sylphe, flatterhafter Sylphe,
Bleibſt du keiner Blüthe treu!

„Süßer Hauch durchzieht die Lüfte,
Hat mit Sehnſucht mich erfüllet;
Welche Blüthenbruſt umhüllet
Solche wolluſtreiche Düfte?
Jede frag' ich, jede ſchweiget,
Blüthen redet, Blumen zeiget
Mir das nahe, ferne Glück!"

Flattrer, leer ſind deine Worte!
Um dich düften tauſend Blumen,
Alle zarte Frühlingskinder,

Und der Schmuck von Wies' und Gärten.
Jede füllt mit süßem Hauche
Rings um dich die lauen Lüfte.
Sylphe, flatterhafter Sylphe,
Keiner Blüthe bleibst du treu!

„Treue halt' ich meiner Liebe.
Weil ich nirgends sie gefunden,
Hab' ich nirgends mich gebunden,
Fand ich nirgends, wo ich bliebe.
Ueberall nur fand ich Reue,
Liebesblüthe, meine Treue
Geb' ich einzig, einzig dir!"

Und er eilt mit leichten Schwingen,
Küßt die Rosen, küßt die Nelken,
Keine kann den Flattrer zwingen,
Müssen einsam bald verwelken;
Von geliebter Düfte Wogen
Fühlt er mächtig sich gezogen,
Und er sieht in Götterpracht

Weiß die hohe Lilie prangen,
Fühlend die geliebte Macht
Will er ewig an ihr hangen.
Lilie, zarte, ſtolze, ſüße,
Ew'ger Sehnſucht Liebesblüthe,
Treue kannſt du nur belohnen,
Treue kann bei dir nur wohnen,
Wo die Liebe ewig wohnt!

Und der Frühling zog vorüber,
Und der Lilie Blätter ſanken;
Liebend an dem letzten Blatte
Hing der Sylph' und ließ im Tode
Die geliebte Lilie nicht.

Untreu.

Liebchen, du zürnst? — „Und du fragst,
Treuloser, der Glyceren küßte?“ —
Brichst du die Treu nicht selbst, wenn
du die Küsse versagst? —
„Strafe gebührt!“ — O, bestrafe wie sonst,
da ich, Glyceren untreu,
Dich umfangend im Kuß hing an dem
rosigen Mund!

Der moderne Timon.

Haß dem Geſchlecht! laut ruf' ich es aus,
hört Alle den Ausruf!
Hört mich ein Mann, dann gleich wen-
det mein Haß ſich von ihm.

Verluſt.

Willſt du nie dich wieder zeigen,
Süßentzückend, göttlich Bild?
Fruchtlos in des Waldes Zweigen
Such' ich, fruchtlos im Gefild.

Täglich, als ich dich gefunden,
Glänzte mir das Leben neu,
Lieb' und Glück war bald verſchwunden,
Nur die Trauer blieb mir treu.

Schwebt nicht mehr um mich, Geſtalten
Hingeſchwundner ſel'ger Zeit,
Konnt' ich nicht mein Glück erhalten,
Flieh auch du, Erinn'rung, weit!

Butes.

Ballade.

„Hört die Warnung! Lauſchet nicht den
ſchönen,
Sinnbethörend weichen Liedestönen,
Die vom Fels Sirenenmund euch ſingt;
Lockend ſchallen ſie zu euch herüber,
Rufen mächtig euch ins Meer hinüber,
Weh euch, wenn der Ruf gelingt.“

„Viel ſchon folgten, thorheitvoll, dem Klange,
Und bei ſüßeinſchmeichelndem Geſange
Schwand die Welt vor ihrem trunknen
Sinn.
Speiſ' und Trank vergaßen die Bethörten;
Selig, wenn ſie nur die Stimmen hörten,
Und ihr Leben ſchwand dahin.“

Warnend ruft's Odyſſeus, und erſchrocken
Deckt das Schiffsvolk mit der Welle Flocken
Sorgſam ſich das leichtbeſiegte Ohr.
Weiter rauſcht das Schiff, die Winde ſchwellen
Hoch die Segel, bald, aus blauen Wellen,
Steigt der weiße Fels hervor.

Und es ſchallen himmliſch ſüße Lieder,
Frohaufrauſchend hallt das Meer ſie wieder,
Alle Götter blicken aus der Flut.
Wolken neigen ſich und Felſen ſteigen,
Skylla lauſcht und ihre Schlünde ſchweigen,
Selbſt Charybdis Wirbel ruht.

Doch, vom Volk' Odyſſeus nicht vernommen,
Kommt auf luft'gem Meer das Lied geſchwommen,
Ruhig hält das Schiff die ſichre Bahn;
Ruderſchlag umrauſcht die taube Menge,
Und ſie ruft, verſpottend die Geſänge,
Höhnung laut zum Fels hinan.

Bules

Bules nur tritt zu des Schiffes Rande,
Nach dem liedumtönten Felsenstrande
Schaut des Jünglings glühend Aug
entzückt.
Dort, wo früher Heimath Töne schallen,
Wo die Lichtgestalten göttlich wallen,
Fühlt er einzig sich beglückt.

Und er wendet sich mit hellverklärten
Blicken zu den staunenden Gefährten;
Doch vergebens spricht er heil'ges Wort.
Theuer sind den Tauben ihre Bande,
Nach der sichern Güter reichem Lande
Steuern emsig schnell sie fort.

Aber trunknes Blicks am Felsen hangend,
Ruft der schöne Jüngling: tragt umfangend,
Heil'ge Wellen, mich an jenes Land!
Schützt den Schwimmer, seel'ge Meeresgötter,
Seyd dem Sinkenden hülfreiche Retter! —
Und er stürzt vom Schiffesrand.

Und, lichtglänzend, auf den grünen Wogen
Kommt es ſchwanenweis herangezogen;
Schön umgeben vom Charitenchor
Naht ſich Kypris auf umkränztem Wagen,
Und der Göttinn Lilienarme tragen
Butes aus der Flut empor.

Und an Götterbruſt, an Göttermunde
Eilt dem Glücklichen in ſüßem Bunde
Wie ein Traum des Lebens Zeit davon.
Nimmer können ſelbſt die ernſten Mören
Ihm der Seligkeiten Fülle ſtören;
Gott bei Göttern lebt er ſchon.

Kleine Gedichte.

Rheinwein.

Göttlich biſt du, ein lauteres Gold, und
gleicheſt der Wahrheit;
Selten bekommt dich das Volk rein, wie
der Himmel dich gab.

Champagner.

Bei Bacchus voller Kelter
Stand unter Winzerinnen
Bettina mit der Cither,
Und ſang mit ſchlauem Lächeln
Das Lob des holden Amor.
Da kam, mit Wein und Epheu
Die Götterſtirn umwunden,
Der ſchöne Gott der Reben,
Bettinen für den Frevel
An ſeinem Feſt zu ſtrafen.
Doch kaum ſah er das Mädchen,
Als Amor's Macht er fühlte;
Und ſtärker griff Bettina,
Als ſie der Gott umarmte,
Des Citherſpiels Beſaitung,
Daß aus dem zarten Finger
Lebend'ger Purpur ſprihte;
Und Liebesglut Bettina's

Fiel in den Saft der Trauben.
Er braußt in ew'ger Jugend,
Hat nun Bettina's Schalkheit,
Und hat Bettina's Leichtſinn,
Und hat Bettina's Liebe,
Und hat Bettina's Treue.
Ein Morgentraum erweckt ſie,
Ein Abendwind verweht ſie.

Konſtanzia.

Feuer des göttlichen Augs und des Munds ambroſiſche Süße
Miſcht' Aphrodite, und ſchuf, ſüße Konſtanzia, dich.

Biſchof.

Bitter und ſüß, in berauſchender Kraft roth-
funkelnder Weinflut,
Gleichſt du der Liebe, die Schmerz miſcht
in den ſüßeſten Rauſch.

Charade.

„Heut' Abend läßt mich der Vater allein;
Das vergönnt uns ein trauliches Wörtchen.
Bleibt heiter der Himmel, ſo ſtelle dich ein,
Da öffn' ich dir, Lieber, das Pförtchen."

Ich herzte das Blättchen, zerküßt' es wol ſchier;
Um mich wirbelte Alles im Tanze,
Der Himmel blieb heiter und lächelte mir,
Und ich war vollkommen das Ganze.

Und es drängten die Bilder der Zukunft ſich,
Die mit lieblichem Wahn mich ergetzten,
Und die Bruſt, der die zweifelnde Bangniß entwich,
Blieb offen den beiden Letzten.

Schnell trug mich hin zu dem Ziele der Lauf,
Doch ob ich vor Ungeduld berſte,
Das Pförtchen thut nimmer und nimmer
sich auf,
Bleibt immer und immer die Erſte.

Seitdem iſt es aus mit den letzten Zwei'n,
Sie entflohn mit dem heiteren Glanze;
Soll mir immer das Pförtchen die Erſte
ſeyn,
Werd' ich nimmer wol wieder das Ganze.

Sankt Johannes

und

ſeine Katze.

Legende.

Johannes lehrte weit und breit,
Bekehrte viel Volk zur Chriſtenheit,
Hieß ſie Lieb' und Barmherzigkeit üben,
Weder Menſchen noch Kreatur betrüben.
Einsmals, wie er das Land durchzieht,
Er ein grauſames Spektakel ſieht,
Wie ſich ein Haufen blinder Heiden
An der Qual eines armen Kätzleins weiden,
Das ſie, an einen Baum gebunden,
Mit Pfeilen, zum Zeitvertreib, verwunden.
Johannes tritt mitten unter ſie hin,
Spricht: laſſet ab von dem böſen Sinn!
Erkennet, daß auch die Kreatur
Mit dem Menſchen theilt die ew'ge Natur,
Und daß einſt muß der Tag erſcheinen,
Wo ſich alle Ding' in Gott vereinen.
Denn, ein jegliches Ding in ſeiner Art
Gottes heil'ges Antlitz offenbart,

Und ſehnt ſich, wieder zu gelangen
Zum Quell, von dem es ausgegangen,
Welchen auch eure alten Weiſen
Mit uns Chriſten und allen Völkern preiſen.
Als nun das Heidenvolk gehört,
Daß Johannes ihre Weiſen ehrt,
Treten ſie horchend um ihn her,
Begehren von ihm zu hören mehr.
Der blickt freudig zum Himmel auf,
Läßt ſeiner Rede freien Lauf,
Spricht von dem Wort, das Plato verkündet,
Welches die Welt vom Abfall entſündet,
Und mit ſeinem heiligen, rothen Blut
Gelöſcht des Zornes flammende Glut;
Von dem jungfräulichen reinen Schooß,
Dem die zweite, göttliche Welt entſproß. —
Da ſehen die Heiden ſein Angeſicht
Hell ſtralen von reinem Himmelslicht,
Fallen nieder in ganzen Haufen,
Laſſen ſich von Johannes taufen.
Nur Einer, etwas ungläubig, ſpricht:

Warum

Warum thuſt du ein Zeichen nicht?
Erwecke, wie ein Prophet die Todten,
Daß ich dich erkenne für Gottes Boten.
Johannes alsbald die Hand ausſtreckt,
Das todte Kätzlein zum Leben erweckt,
Und die Wunden von vielen hundert Pfeilen,
Bei ſeinem Berühren plötzlich heilen.
Der Heide nun Chriſti Lehre bekennt,
Sich Sankt Johannis Jünger nennt.
Das Kätzlein lief auch Johanni nach,
Will von ihm nicht weichen Nacht und Tag;
Schmeichelt ihm mit zartem Miauen;
Das thät der Heilige gerne ſchauen:
Denn wie er alles mit Lieb' umfing,
Achtet' er keines Dinges Liebe gering,
That oft ſich mit dem Kätzlein letzen,
In müßigen Stunden mit ihm ergetzen;
Streichelt es, freut ſich, wenn es purrt,
Katzenbuckelt und zärtlich ſchnurrt.
Das ärgert den Jünger der Heide war,
Und endlich ſpricht er die Worte gar:

Meiſter! das Volk dich heilig preiſ't
Und doch hängt an kindiſchem Spiele dein Geiſt,
So, daß ich nicht begreifen kann,
Wie ein ſo weiſer, tiefdenkender Mann,
Der gewohnt iſt, himmliſche Dinge zu ſchauen,
Ein ſchnödes Kätzlein mag hätſcheln und krauen.

Da ſpricht Johannes, zu ihm gewandt:
Saa, was trägſt du in deiner Hand?
Den Bogen, ſagt der Jünger darauf,
Mit dem erleg' ich die Thier' im Lauf,
Und die ſchnellen Vögel aus hoher Luft
Der Senne Klang hernieder ruft.
Johannes ſpricht: ſpann' an den Bogen!
Schnell hat er die Senne angezogen
Und ſieht ſich rings um, fern und nah,
Doch weil kein Thier oder Vogel da,
Läßt er den Bogen wieder in Ruh.
Da fragt Johannes: was macheſt du?
Hierauf der Jüngling lächelnd ſagt:
Meiſter, das geziemt ſich bei der Jagd;
Die Senne leicht am Bogen erſchlafft,

Der Bogen ſelbſt verliert die Kraft,
Wenn ihn der Jäger allzeit geſpannt
Tragen wollte in ſeiner Hand.
Sieh nun, mein Bruder, ſpricht der Meiſter,
Wie Senn' und Bogen ſind auch die Geiſter!
Es reicht die ſterbliche Natur
Bis an der Menſchheit Gränze nur.
Ohne Schlaf kann nichts Lebend'ges leben,
Ohne Ruh kein Geiſt zum Himmel ſich heben;
Denn, wie die Zeiten aus Tag und Nacht,
So iſt Alles aus Licht und Dunkel gemacht.
Die Blumen, die dich am Tag' entzücken,
Abends ihr Haupt zur Erde bücken;
Ja die Sonne, die Morgens am Himmel ſteigt,
Sich Abends wieder zur Erde neigt.
So auch im menſchlichen Gemüth
Nicht immer der göttliche Funke glüht;
Denn was ſich mit irdiſchem Weſen gattet,
Endlich vom Himmelsglanz ermattet.
Drum hat uns Gott in dieſer Welt
Seine Herrlichkeit vielfach dargeſtellt,

Daß wir uns ſollen daran erbauen,
Sein Weſen im leiblichen Bilde ſchauen,
Uns ſeiner freuen in der Natur,
In Liebe zu jeder Kreatur,
Und dann geſtärkt zurücke kehren,
Im heil'gen Geheimniß ihn zu ehren.
So wolle, mein Bruder, denn nicht vermeſſen
Ueber dem Meiſter das Werk vergeſſen,
Da du im Werke den Meiſter erkennſt,
Dich ſelbſt ſeiner Werke erſtes nennſt.
Er nur, der ſchläft und ſchlummert nicht,
Bei dem nie wechſelt Dunkel und Licht,
Mag ſich im ewigen Erkennen
Von ſeinen Werken niemals trennen:
Doch ehrt das ſterbliche Geſchlecht
Den Meiſter in ſeinen Werken recht.
Sein Bild muß ihm im Großen und Kleinen,
Im Käzlein wie im Behmoth erſcheinen,
Und wer ihn nur ſucht im leuchtenden Stern
Bleibt ewig von ſeinem Anſchaun fern.

Liebesproben,

oder

die dankbaren Thiere.

Märchen nach dem Franzöſiſchen.

Es war einmal ein König, der beſaß unermeßliche Schätze, und ſo viel Reiche, daß ihre Namen auf keiner Bittſchrift Platz hatten, daher er ſich genöthigt ſah, die Excetera einzuführen. Zugleich war er mit der ſchönſten Prinzeſſinn vermählt. Der Hof und das ganze Land prieſen ihre Schönheit unvergänglich und das Glück des Königs gränzenlos.

Die Schönheit der Königinn verging aber dennoch, denn ſie ſtarb. Der König war untröſtlich. Er lief mit dem Kopf gegen die Wände, weil man alles Gewehr aus ſeiner Nähe entfernt hatte, und man mußte die Krone und die Tapeten wattiren, damit das königliche Haupt ſich nicht verletzte. Die

Vorsicht half indessen auch nichts, denn der König setzte sich auf den Fußboden, aß nicht, und trank nicht, und rief ohne Unterlaß den Tod. Die Leibärzte kamen auch, das lange Fasten aber hatte den armen König so geschwächt, daß er sie fortjagte, weil er sich einbildete, sie würden ihn kuriren.

Das Finanzkollegium fand bei diesen Umständen das Königliche Küchenpersonale überflüßig und dankte es ab. Der Oberkoch aber war ein schlauer Fuchs, der mehr konnte, als kochen und braten. Er ließ seine Frau siebenfache Schleier umnehmen, unterrichtete sie von seinem Plane, und schickte sie zu dem König, bei welchem alle Trauernde freien Zutritt hatten.

Die Verschleierte weinte schon von fern so heftig, daß der König seinen Schmerz übertroffen glaubte, und vor Schaam darüber noch lauter zu weinen anfing. Die Trauernde verdoppelte ihre Thränen, und

der König weinte ein Doppelconcert mit ihr, bis der Thränenschatz in beider Augen erschöpft war. Nun unterhielt die Schleierdame den König von den Vortrefflichkeiten seiner betrauerten Gemahlinn und rühmte Tugenden an ihr, welche ihrem Zuhörer selbst unbekannt schienen. Er stimmte Anfangs gerührt ein, als von ihrer Schönheit die Rede war, beschränkte dann mit Witwerbescheidenheit das gränzenlose Lob der Rednerinn, als sie der Verblichenen Regententugenden erhob, und lenkte endlich das Gespräch auf andre Gegenstände, als eben das Kapitel von ihren häuslichen Vortrefflichkeiten abgehandelt werden sollte.

Die Rednerinn hatte ihren Zweck erreicht. Je mehr sie die zarte Milde, die sanfte Taubenhaftigkeit, die stille Gemüthlichkeit der Seligen rühmte, um so ungeduldiger bemühte sich seine Majestät, ihr Pathos zu besänftigen. Es war ein Glück,

daß der siebenfache Schleier ihr Gesicht verhüllte, sonst hätte ihr Lachen den angelegten Plan verrathen. Endlich als der König ihr viel Verbindliches über die Beruhigung sagte, welche er in ihren Gesprächen finde, und sie bat, ihm auch den Anblick seiner Trösterinn zu vergönnen, trat sie mit noch größerem Pathos zurück und vermaß sich hoch und theuer, keines Mannes Angesicht zu sehen, so lange ihr Auge noch Thränen und ihre Brust Seufzer habe.

Die Reihe zu trösten war nun an dem König, aber er hatte einen schwerern Stand, als seine Trösterinn, denn sie wollte nicht einmal das Heiligthum ihres Schmerzes seinen Augen eröffnen, und der gute König, der den Katalog der menschlichen Leiden nicht sehr inne hatte, mußte sich in dem weiten Felde der allgemeinen Tröstungen ermüden. Alle Bitten um ihren Anblick oder nur um ihren Namen, blieben fruchtlos;

alles was ſie ſeinen Blicken geſtattete, war zum Abſchied ein Miniaturbild, das ſie unter dem Schleier von ihrer Bruſt löſete, und dem König mit dem Verſprechen übergab, er ſolle ſie bald wiederſehen.

Das war aber auch ein Bild! Der König ſchwur, Venus ſelbſt habe geſeſſen, und Amor habe gemalt. Er ſchickte alle Kammerherrn und Kammerjunker der Schleierdame nach, er machte ſich ſelbſt auf den Weg, aber umſonſt, ſie war nirgends mehr zu finden. Der König war von neuem über ſeine Gemahlinn untröſtlich, aber nicht mehr über die geweſene, ſondern über die zukünftige. Denn, daß das Original ſeines Bildes die zukünftige Königinn werden müſſe, darüber war bei ihm und folglich auch in der ganzen Welt kein Zweifel. Er konnte den folgenden Tag kaum erwarten, wo er auf einen neuen Beſuch der ſchönen Trauernden hoffte; Feſte wurden ſchon voraus ihr zu Ehren

angeordnet, wobei der Koch in Amt und Arbeit sich befestigt sah. Alles war in dem feierlichsten Glanz; allein man wartete vergebens. Die geheimnißvolle Schleierdame erschien nicht wieder.

Das Portrait der künftigen Königinn blieb am Hofe und in der Residenz kein Geheimniß, denn der König zeigte es aller Welt, und forschte bei aller Welt nach dem lebendigen Original dazu. Die Hofmaler kopirten mit höchster Erlaubniß das Miniaturbild und die andern Residenzmaler kopirten ihre Kopien. Bei der nächsten Ausstellung der Akademie sah man nichts als Kopien in Oel, Wasser, Pastell, Porcellan, Email, Seide, Wolle, Holz-, Blumen-, Stein-, Glas-, Feder-, Schmetterlings- und andern Mosaik. Es war eine Freude so verschiedene Gesichter zu sehn, die alle die künftige Königinn vorstellten.

Der König bot, wie es sich von selbst

verſteht, ungeheure Summen für jeden Lichtſtral in das Dunkel ſeiner Unwiſſenheit über ſeine ſchöne Zukünftige. Da ſandte der Oberkoch abermals ſeine Frau zu dem König, aber nicht unter Schleiern, ſondern in ihrer natürlichen Geſtalt, wie ſie dem Könige und dem ganzen Hof lange bekannt war. Seine Majeſtät waren ſonſt eben nicht allzu umgänglich mit Perſonen in Ihrem Dienſt, und wiewol der Koch ſein ganzes Leben Ihrem Mund widmete, ſo hätten Sie doch weder ihm noch ſeiner Familie Ihren Mund zum Geſpräch vergönnt. Dieſesmal aber machten Sie eine Ausnahme.

Madame hatte kaum das Originalbild in die Augen gefaßt, als ihr dieſe in Strömen übergingen. Ach, ſchluchzte ſie, ſeh' ich dich endlich wieder, allerſüßeſtes Zukkerpüppchen, mein engliſches Goldtöchterchen — und ſo floſſen die Aus- und Anrufungen unaufhaltſam fort. Der König ward un-

geduldig, weil er das Warten nicht gewohnt war, es half aber nichts. Wollte er das Geheimniß wissen, so mußte er der Besitzerinn etwas zu gut halten.

Endlich war der Sturm der Empfindungen gestillt, und die Dame hub an:

Ew. Majestät, sagte sie, können sich zu diesem Schatze gratuliren. Dieses Portrait ist niemand anders als Prinzessinn Adele von den glücklichen Hügeln, ein Wunder an Schönheit, Verstand und Tugend, wie niemand besser wissen kann, als ich, da ich das Glück gehabt habe, ihre Amme zu seyn.

Der König war entzückt, Namen und Aufenthalt seiner unbekannten Geliebten zu kennen. Er beschenkte sogleich die Lobrednerinn und ihren Gemahl, den Oberkoch, mit einem Königreich, und beschloß auf der Stelle einen Gesandten an die schöne Prinzessinn zu schicken, und ihr Herz, Hand und Reich antragen zu lassen.

Der Gesandte wurde aus der besten Familie gewählt, und war überdies ein Mann von erprobter Erfahrung am Hofe. Er hatte schon die Vermählungsfeierlichkeiten von sechs Königen und die Exequien von mehr als hundert Gliedern der königlichen Familie angeordnet, und weil er sich nie einer Abweichung von alter Sitte schuldig machte, so hatte er sich ungemeine Routine erworben; er hätte schlafend jede Feierlichkeit anstellen können. Das Kabinet konnte keinen tauglicheren Mann wählen, als ihn.

Der König rüstete seinen Gesandten auf das prächtigste aus. Der Hofsattler mußte einen echtenglischen Staatswagen für die Prinzessinn, und einen Pariser für den Gesandten bauen. Alle Goldschmiede waren in Arbeit, Ringe, Diademe, und andere Kleinodien für die Braut zu verfertigen. Tausend Pferde trugen die Geschenke und tausend andre waren zur Suite des Gesand-

ten bestimmt. Es war ein Zug, man konnte nichts schöneres und prächtigeres sehn. Die Menschen kamen viele Meilen weit hergereist, um die Pracht zu bewundern.

Während der Gesandte im Reich der glücklichen Hügel ankam, und bei der schönen Prinzessinn seinen Auftrag ausrichtete, bereitete der König alles zu der Feierlichkeit seiner Vermählung. Er besaß von seinen vielen Kriegen her eine vollständige Sammlung Specialkarten von der ganzen Welt, und konnte daraus und aus seinen bestimmten Instruktionen leicht Tag und Stunde bestimmen, wenn Gesandter und Braut in der Residenz eintreffen müßten. Dekorateurs, Zuckerbäcker, Redner, Feuerwerker, Köche, Dichter, Zimmerleute, alles war Tag und Nacht in voller Arbeit, denn der König war streng. Die niedlichsten Mädchen der Stadt legten ihre Blumenkörbchen und die neuerrichteten Bürgermilitärs

litärs ihre Uniformen nicht ab, die Kanonirer ſtanden mit ihren Lunten, und die Deputirten aller Reiche mit ihren Komplimenten bereit, und zwiſchen allen gingen unaufhörlich hundert Tambours umher, welche jedermann zur nöthigen Wachſamkeit ermunterten, damit nichts von den Empfangsſolennitäten verſchlafen würde.

Schon griffen die Glöckner an die Seile und die Garden an die Gewehre, da kam der Pariſer Wagen mit dem engliſchen angefahren, aber ſo langſam als ging es zur Leiche, und die Staats- und Packpferde ſchlichen ſo traurig nebenher, daß den Kanonirern und Glöcknern alle Luſt verging zu ſchießen und zu lauten. Der König zog ein finſtres Geſicht, und wollte eben Ordre geben, Glöckner und Kanonirer an ihre Lunten und Seile zu knüpfen, da öffnete ſich der Wagen, der Geſandte ſtieg allein heraus, und verkündigte dem König, die

Prinzeſſinn habe ſeinen Antrag abgelehnt. Dann verſchied er auf der Stelle, vor Schaam über den Schimpf, Ueberbringer einer ſolchen Antwort zu ſeyn.

Der König war außer ſich vor Betrübniß und Unwillen. Er war nicht gewohnt, daß ein Menſch etwas anders wollen könnte, als er. Man verſuchte ihn zu tröſten, aber mit ſchlechtem Erfolg, denn er jagte die Tröſter fort, und ließ die eifrigſten darunter in einen Thurm werfen, der ein Staatsgefängniß war; ſelbſt ſein Leibpage, der ſonſt ſehr hoch in ſeiner Gunſt ſtand, weil er der ſchönſte Junge am ganzen Hofe war, gewandt und tapfer, wie keiner im Königreich, ſelbſt dieſer durfte kaum einen Verſuch wagen, den mürriſchen König aufzuheitern.

Der ſchöne junge Page hieß Florio. Alle Damen ſahen ihn mit verliebten, und alle Männer mit ſcheelen, neidiſchen Augen

an. Natürlich war damals das Geſpräch von der verfehlten Geſandtſchaft an der Tagesordnung, und Morgen- und Abendblätter waren voll von Epigrammen und Anekdoten darüber. Man lachte über den alten, erfahrnen Hofmann, der an der Schaam geſtorben war, und ſetzte Preiſe auf die beſte Auflöſung der Frage: wie dieſes möglich ſey? Bei ſo einer Veranlaſſung rühmte ſich einmal der ſchöne Florio, ihm würde gewiß die Prinzeſſinn gefolgt ſeyn, wenn der König ihn nach ihr geſchickt hätte.

Die Neider brachten dieſe Rede geſchwind vor den König und behaupteten, Florio halte ſich für ſo unwiderſtehlich, daß ihm die Prinzeſſinn keine abſchlägliche Antwort würde gegeben haben. Da er ſich nun für ſchöner und liebenswürdiger als den König halte, ſo ſey er ein Staatsverbrecher und habe das Leben verwirkt. Der König kannte keine andre Logik, als die

seiner Hofleute. Er fand diesen Schluß sehr bündig, ließ Florio rufen, und befahl ihm, sich den Kopf abschlagen zu lassen. Der arme Page bat nur um die Erlaubniß, sich nach seinem Verbrechen erkundigen zu dürfen. Die Ankläger waren zwar der Meinung, es sey nicht nöthig, weil er nach seiner Strafe sich nicht mehr davor zu hüten brauche: der König aber konnte den Zorn nicht mäßigen, und rief ergrimmt dem Verbrecher zu: Hast du nicht über mich und meinen Gesandten gespottet, und dich gerühmt, deiner Werbung würde die Prinzessinn nicht widerstanden haben?

Freilich — antwortete Florio — ist das mein Verbrechen? Ich hätte Ew. Majestät Größe und Herrlichkeit besser als der Gesandte gepriesen, und ich bleibe bei der Ueberzeugung, wiewol sie mich das Leben kostet, daß die Prinzessinn sich durch den Antrag würde geehrt gefunden haben.

Der König fand dieſes ſehr vernünftig, hieß die Ankläger ſich entfernen, überhäufte ſeinen Pagen mit Liebkoſungen und zog ihn zur Tafel. Dann rief er ihn zu ſich in ſein Kabinet und ſprach: Mein lieber Florio, ich finde, daß du ſehr klug biſt, aber auch daß ich noch außerordentlich verliebt in Prinzeſſin Adelen bin, und daß ihr Korb meine Neigung nur vermehrt hat, aber nicht vermindert. Ich will dich zu ihr ſchicken und ſehn, ob du nicht zu viel auf deine Ueberredungskunſt dir einbildeſt.

Florio war ſogleich bereit, und verſprach mit anbrechendem Morgen abzureiſen. Der König wollte ihn zuvor, ſo wie ſeinen vorigen Geſandten, prächtig equipiren, allein Florio erwiderte ihm verbindlich: er habe zu ſeinem Geſchäft nichts nöthig, als ein gutes Pferd für ſich, und eigenhändige Briefe des Königs für die Prinzeſſinn. Bei-

des erhielt er und mit dem ersten Morgenstral war er schon unterweges.

In der Einsamkeit seiner Reise hatte er Zeit sich eine schöne Anrede an die Prinzessinn auszudenken. Er hatte auf alle Hofdamen galante Sonette gemacht, und glaubte nicht ohne poetische Routine zu seyn. Zum Ueberfluß indessen, nahm er die Chrestomathie aus Titan's Werken und den Geist aus Sadi's Schriften mit, und wenn ihm unterweges ein schöner Gedanke oder eine poetische Wendung einfiel, so stieg er ab, setzte sich nieder und schrieb den Einfall in seine Schreibtafel, um ihn nicht zu vergessen.

Eines Abends saß er auch mit seiner Schreibtafel am Ufer eines Flusses. Er hatte sich in so hohe poetische Regionen verirrt, daß er den Rückweg zu seinem Thema nicht finden konnte. Wie er deswegen verdrüßlich über seine Schreibtafel wegsah, erblickte er einen großen goldfarbigen Kar-

pfen, der zu ſeinen Füßen zappelte und eben verſcheiden wollte. Er war nach Mücken aufgeſprungen und hatte ſich ſo hoch geſchnellt, daß er auf das Gras am Ufer gefallen war, und nicht wieder in den Fluß konnte. Armes Thier, — ſagte Florio lachend — es geht dir, wie mir, könnteſt du mir nur auch aus der Noth helfen, wie ich es mit dir Willens bin! — Damit faßte er den Goldkarpfen und warf ihn in den Fluß.

Aber der Karpfen ſank nicht unter. Er blieb mit dem Kopfe über dem Fluſſe und ſprach: Florio, ich kann dir auch einmal aus der Noth helfen, nimm indeſſen meinen Dank. Wir ſehn uns wieder.

Wär Page Florio nicht eben in poetiſcher Begeiſterung geweſen, ſo wär er etwas erſchrocken. Jetzt aber fand er den redenden Fiſch natürlich, und wunderte ſich nur, daß der Karpfen ſo artig und reſolut im Verſprechen war, als hätte er am Hofe gelebt.

Es währte nicht lange, so hörte er einen Raben jämmerlich krächzen, weil er sich selbst das Todtenlied sang. Ein großer Adler verfolgte ihn und wollte ihn frühstücken. Florio schrieb eben an einer schönen Reflexion über die Anmaßungen der Mächtigen gegen Schwache, und hatte sich so gegen alle Bedrückung exaltirt, daß er seinen Bogen ergriff, und den Adlermagen mit einem Pfeile so ausfüllte, daß ihm der Appetit nach Rabenfleisch verging.

Der Rabe flog nun näher, bückte sich von seinem Zweige gegen Florio, und bedankte sich eben so artig, wie der Goldkarpfen für sein Leben. Dabei versprach er den Dienst niemals zu vergessen und bei schicklicher Gelegenheit zu vergelten.

Raben sind geborne Schwätzer — dachte Florio — indessen muß man gestehn, daß dieser besser spricht als seine Brüder und Vettern. Damit setzte er seinen Weg fort.

In dem Walde, durch welchen er ritt, bemerkte er eine Menge Vogelſchlingen, in welchen unzählige Vögel ſich gefangen hatten. Auf einmal hörte er eine Eule gar jämmerlich ſchreien. Sie hatte ſich in den Schlingen verwirrt, und war von vergeblichem Flattern faſt zum Tode ſchon erſchöpft. Florio machte ſich Bahn durch Geſtripp und Buſch, zog ſeinen Degen und ſchnitt die Schlingen entzwei. Die gerettete Eule war ungemein erfreut, ſie ſeufzte ihren Befreier ſchmachtend an, ſagte ihm tauſenderlei artige Dinge, und verſprach ihm die ſicherſte Vergeltung ſeines Dienſtes.

Menſch wie Vogel, und Vogel wie Menſch, — ſagte Florio — das Wort iſt ſchnell, die That hinkt. Karpfen, Rabe und Eule werden mir nichts helfen, ſie mögen in der Welt ſeyn, oder nicht. Hätten ſie mir wenigſtens Schuppen und Federn gegeben, wie Schwager Uſo der Delfin und Schwa-

ger Edgar der Aar dem Prinzen Reinald, da hätte ich doch den guten Willen geſehn. So ſind es aber nur eitle Worte, dergleichen mir längſt vom Hofe her bekannt ſind.

Weiter hatte Florio kein Abenteuer. Er reiſete ſchnell vorwärts, denn ſeine Rede war fertig und das Memoriren ward ihm nicht ſchwer, weil er mit den Hofdamen die mnemoniſchen Lektionen privatiſſime repetirt hatte. Nach vier Tagen kam er in der Reſidenz der Prinzeſſinn Adele an. Man führte ihn in den Palaſt, und Florio erſtaunte über die Pracht, welche ihm hier von allen Seiten entgegen ſtralte. Die ſchlechteſten Geräthſchaften, welche am Hofe ſeines Königs nur von Silber waren, ſah er hier von dem feinſten Golde auf das geſchmackvollſte gearbeitet und mit Diamanten und andern Edelſteinen auf das artigſte verziert. Wenn die Prinzeſſin das Alles verläßt, — ſagte er bei jedem neuen Gegen-

Gegenſtand zu ſich ſelbſt, — ſo habe ich von Glück zu ſagen. Und er hatte nicht Unrecht, denn jedes Zimmer im Pallaſt war bei weitem mehr werth, als alle Königreiche des brautwerbenden Königes zuſammen.

Während Florio von dem Hofe der Prinzeſſinn entzückt war, war es dieſer Hof nicht weniger von dem ſchönen Geſandten. Die Hoffräuleins lauſchten an allen Fenſtern, in allen Thüren und hinter allen Büſchen. Die Blumen im Garten und vor den Fenſtern erſtickten an vielem Waſſer, und die Hüner, Tauben und Kolibris in den Bauern und auf dem Hof von vielem Futter. Denn wo Florio ſich ſehen ließ, da machten ſich ſchöne Hände etwas zu thun. Die Prinzeſſinn war noch nie ſo ſchlecht bedient worden, als heute, ſie fragte nach der Urſache; da erfuhr ſie denn, daß ein Geſandter von einem fremden König angekommen ſei, ſo ſchön, ſo ſchön, daß man nichts ſchöneres

ſehen könne, und daß dieſer bei der Prinzeſſinn Audienz begehre.

Die junge, ſchöne Prinzeſſinn erröthete etwas, als ſie von dem jungen, ſchönen Geſandten hörte. Sie befahl ihn auf das köſtlichſte zu empfangen, ſo prächtig als es die Rückſicht auf ſeinen Hof und auf ſeine Perſon erforderten und dann zur Audienz vorzulaſſen. Indeſſen begab ſie ſich ſelbſt ſogleich in den großen Audienzſaal und ſetzte ſich auf den Thron.

Alle hohen und niedrigen Hofchargen, alle Staatsdamen und Staatsräthe drängten ſich nun um Florio und verſicherten ihn mit ſeinem Lächeln den glücklichſten Erfolg ſeiner Geſandtſchaft. Er fand hier im Augenblick ſo viel Freunde wieder, als er am Hofe ſeines Königes verlaſſen hatte. Indeſſen ſaß die Prinzeſſinn auf dem Thron, und wartete bis zur Ungeduld, ohne daß ein

andrer Geſandter erſchien als die am Hofe reſidirenden, Squire Spleen und Großkreuz Langeweile von dem treuen Alliirten aller damaligen Höfe Schach Farniente. Sie ſetzten ihr in den Kopf, daß ſie für eine ſolenne Audienz nicht reich genug gekleidet, und der Saal nicht prächtig genug dekorirt ſei. Alle Hände wurden nun in Bewegung geſetzt. Die Wände des Saales wurden mit den prächtigſten Gobelins behangen, in welche alle Fürſten der noch unentdeckten Welttheile, in ihrem Regentenſchmuck eingewirkt waren, auf dem Fußboden lagen die bereits entdeckten. Die Prinzeſſinn ſelbſt bekleidete ſich mit ihrem Purpurmantel, an welchem zwölf Königinnen geſtickt hatten, und über ihr Haupt hielten vier Morenkoloſſen die Reichskrone von orientaliſchen Steinen und Perlen. Jeder überwundene Nabob mußte einen Diamant oder eine Perle dazu liefern, das machte ſie ſo ſchwer

daß es nicht Eines Menſchen Werk war, ſie zu tragen, am wenigſten auf dem Haupte.

Florio war außer ſich vor Erſtaunen über die Pracht, und noch mehr über die Schönheit der jungen Königinn. Er hatte ſeine wohlgeſetzte Rede bei ihrem Anblick rein vergeſſen, gleichwohl haranguirte er, ohne mit einem Wort anzuſtoßen, ziemlich lange; denn Hofleute dürfen ſich durch Gedanken und Gefühle im Sprechen nicht ſtören laſſen und gewöhnen ſich daher zeitig daran, etwas anders zu ſprechen als ſie eben denken und empfinden.

Die ſchöne Prinzeſſinn hatte zwar den jungen Geſandten mit mehr Intereſſe betrachtet als angehört, indeſſen errieth ſie doch, daß der langen Rede kurzer Sinn kein andrer war, als eine erneute Bitte des Königs um ihre Hand und Krone. Den Kopf für den Principal hatte ſie zwar ſchon geflochten, gleichwol konnte ſie ihn dem ar-

tigen Wortführer nicht ſo trocken und un-
umwunden geben, als dem ernſthaften Di-
plomatiker. Sie putzte ihn daher mit dem
ſüßeſten Lächeln auf, und legte ſo viel artige
Worte, darein, daß er für den zärtlichen
Florio zum niedlichſten Blumen- und
Fruchtkörbchen wurde.

Schöner Florio, ſagte ſie zu ihm, was
du mir da von deinem König und ſeinen
Reichthümern und Herrlichkeiten erzählt haſt,
iſt Alles recht hübſch und artig. Du haſt
mir auch weit mehr Luſt gemacht, mich von
dir in ſeine Reſidenz begleiten zu laſſen, als
dein Vorgänger, der, wie ich bedaure, ſich
an meinem Körbchen todtgetragen hat. Aber
— ein Gelübd bindet mich, und du weißt,
daß Perſonen von fürſtlichem Range noch
niemals ihr Wort gebrochen haben, geſchwei-
ge ein Gelübd! Wenn es zu löſen wär —
aber freilich, das iſt nicht ſo gar leicht.

Florio ſchwur, das Gelübd ſo zu löſen,

daß der scharfsichtigste Gewissensrath keinen Bruch daran bemerken solle, wenn ihm nur die Prinzessinn es zu entdecken geruhen wollte.

Da fuhr sie fort:

Vor einigen Wochen frühstückte ich in meinem Garten am Meerufer. Es war einer der schönsten Morgen, und meine Hof Poeten waren so begeistert, daß ihre Romanzen und Sonnette mit dem Wein um die Wette sprudelten und flossen. Zum Unglück hatte ich einen sehr schönen Krystall an dem Finger, der mir lieber war als ein Königreich; denn eine gute Fee hatte mir ihn zu meinem künftigen Brautring gegeben, und alles Glück der Welt hineingefeiert. Nun kann, wie du weißt, jetzt kein gutes Gedicht ohne einige Krystallen und Karfunkel bestehn, mein Stein ging also aus einer Hand in die andre, und die Poeten reimten so lange: Krystallen, schallen, funkeln, dunkeln,

keln, wallen, Hallen, fallen, bis mein Ring wirklich in die dunkeln Meereshallen gefallen war. Ich war vor Schreck und Betrübniß ſo außer mir, daß ich gelobte, keinen Antrag zu einer Verbindung günſtig zu beantworten, wär er nicht von der Zurückgabe meines Ringes begleitet. Es war vielleicht voreilig, aber es iſt geſchehn, und wenn es dir um deine Sache Ernſt iſt, ſchöner Florio, ſo weißt du, was du zu thun haſt. Denn wenn du vierzehn Tage und vierzehn Nächte lang noch ſo artig ſprächſt, und brächteſt den Ring nicht, ſo änderteſt du auch meinen Entſchluß nicht.

Florio bat ſo ſüß als möglich, und machte es ſo ſchön, daß Prinzeſſinn Trotzköpfchen nur noch feſter auf ihrem Sinn beſtand. Er wurde bis an den Abend mit Bitten nicht fertig, und mußte die Fortſetzung bis auf den Morgen und am folgenden Abend wieder auf den nächſten Tag ver-

ſchieben. Die Prinzeſſinn ließ es ſich auch gern gefallen.

Indeſſen ſpann zwar die Hoffnung fleißig an Florio's Geduldfaden, ſo lange noch einiges Werg auf dem Rocken ſeiner Ueberredungskunſt war, als aber dieſer Vorrath täglich mehr zur Neige ging, brach einmal plötzlich die Verzweiflung ein, und zerriß das ganze Geſpinnſt. Sie trieb den armen Florio durch Wälder und Felder, und er war ſchon im Begriff, dem entſcheidenden Ringe in das Meer nachzufolgen, da rief auf einmal eine ganz fremde, aber ihm doch bekannte Stimme: „Florio! Florio!" Ich folge dir, rief er emphatiſch, denn er beſann ſich aus alten Balladen, daß die Heroen des freiwilligen Todes den Geiſterruf ihres Namens aus fremden Welten vernehmen, und rüſtete ſich ſchon zum Sprung in den ſchmerzſtillenden Liquor, da rief es nochmals: „Florio! Florio!" aber ſo ſchwer

fällig, daß es kaum einer Menſchenſtimme glich, vielweniger einem Geiſterruf. Es war auch weder Menſch noch Geiſt, ſondern niemand anders, als der dankbare große Goldkarpfen, welcher in ſeinem Munde den Ring der Königinn aus dem Meer empor hielt, und dadurch in der den Karpfen ſonſt eignen Zierlichkeit der Rede etwas genirt ward.

Florio — ſprach er — du haſt mir mein Leben gerettet, aus Dankbarkeit helfe ich dir jetzt, den verworrenen Knoten deines Lebens und Liebesdrama's löſen. Glaubſt du, daß ich durch dieſen Dienſt etwas bei dir gut behalte, und biſt du durch meine That gerührt, ſo ſtelle ſie, da du Dichter biſt, dem Publikum zum Exempel vor, und belehre es, daß Wohlthun Zinſen trägt.

Florio verſprach alles und empfing dankbar den Ring. Goldkarpfen kehrte

nun in das Waſſer und Florio in das Schloß der Prinzeſſinn zurück.

Es war noch ſehr früh am Tage, als Florio Audienz begehrte. Die Miniſter ſteckten die Köpfe zuſammen und munkelten vom Zeitgeiſt und von bevorſtehenden großen Veränderungen, die Generale wurden ſtill und die Officiers laut, die Dichter vermutheten einen poetiſchen, und die Damen einen überraſchenden Hauptſturm auf das Herz der ſchönen Prinzeſſinn. Die Prinzeſſinn ſelbſt aber erblaßte. Ach — ſagte ſie zu ihrer Vertrauten — ich bin die unglücklichſte aller Prinzeſſinnen. Der gute Junge hat gewiß eingeſehen, daß es unmöglich iſt, was ich von ihm fordere, nun kommt er und wird Abſchied nehmen wollen, was fangen wir denn nun an?

Die Vertraute wollte tröſten, aber es half nichts. Der Papagei wollte aufheitern, aber der unglückliche Spaßmacher wählte

aus ſeinem Sprachſchatze das kläglich ominenſe: Adio, bel idol mio. Der Schauſpieldirektor hoffte angenehm zu überraſchen, und kündigte eine neue antike Tragödie an; aber der Titel, Dido oder die verlaſſene Königinn, vollendete die Summe der Traueranzeichen.

Endlich erſchien Florio. Die Prinzeſſinn blickte ihn ſo ſchmachtend an, und rief ihm ein ſo zärtliches Willkommen entgegen, daß er ihr zu Füßen geſunken wär, hätte er nicht eben die gnädige Audienz bei dem Goldkarpfen gehabt. Er ging mit der Sicherheit eines Siegers an den Thron, überreichte der ſchönen Prinzeſſinn den verlangten Ring und erſuchte ſie um eine Deciſiv-Erklärung wegen ſeines Antrages.

Die Prinzeſſinn freute ſich, das Unmögliche durch ihren Befehl möglich zu ſehn; indeſſen war es ihr doch nicht gelegen, daß der ſchöne Florio jetzt als ein wohlerwor-

benes Recht für ſeinen Herrn und König verlangte, was ſie eben als freie Gunſt ihm ſelbſt zu gewähren dachte. Die Sentimentalität war verſchwunden und ſie beſchloß den Geſandten, der ſein Werk vollendet glaubte, noch einmal an den Anfang zurückzuweiſen.

Florio — ſagte ſie — ich ſehe wol, du biſt der Günſtling einer Fee, denn mit rechten Dingen geht das nicht zu.

Der galante Florio erwiderte raſch: für die göttliche Adele werde ſelbſt das Unmögliche zu einem leichten Scherz; und er kenne kein Glück, außer dem, ihren Wünſchen durch Bereitwilligkeit vorauszueilen.

Gut, — verſetzte die Prinzeſſinn, — ſo wirſt du mir einen Dienſt nicht verſagen, der überdies eines tapfern Ritters würdig iſt. Nicht weit von meinem Reiche lebt ein gewiſſer König Califron. Dieſer Menſch hat es ſich in den Kopf geſetzt, mich zu hei-

rathen, und hat mir ſchon unter den fürchterlichſten Drohungen den Antrag machen laſſen. Sage aber ſelbſt, ob ich ihn annehmen kann. Es iſt ein Rieſe, ſo groß wie mein höchſter Schloßthurm, er ſpeiſt Menſchen wie wir Auſtern oder Seekrabben; denn ſein Mund iſt wie ein Stadtthor; ich begreife nicht, wie er damit küſſen will. Wenn er laut ſpricht, ſo werden alle Menſchen drei Meilen im Umkreis taub, kurz er iſt ein Ungeheuer, das zu nichts in der Welt taugt, am wenigſten zu meinem Gemahl. Ich habe ihm ein Körbchen gegeben, ſeitdem aber verwüſtet er mein Land und frißt meine Unterthanen mit Hab und Gut weg. Du begreifſt, ſchöner tapfrer Florio, daß ich auf keinen Vermählungsantrag antworten kann, bis mir der Brautwerber den Kopf jenes überläſtigen Freiers bringt. Ich weiß, du ſchlägſt mir dieſen Dienſt nicht ab.

Florio ſtand erſtaunt. Aber er beſann

ſich nicht lange. Prinzeſſinn, ſprach er, ich fechte mit Galifron. Ich werde vielleicht im Kampf unterliegen, aber dann falle ich für Ehre und Schönheit. Mein Tod wird ſchön ſeyn und ehrenvoll.

Die ſchöne Adele war außer ſich. Sie hatte unter dem Corps diplomatique nicht ſo viel Heroismus geſucht. Nun verſuchte ſie Vorſtellungen und Bitten, um dem kühnen Florio das Waagſtück zu verleiden, aber vergebens. Er empfahl ſich, nahm ſeinen Degen, ſein Reiſenecceſſair und einige Specialkarten auf den Weg und beſchloß den Feind in ſeinem eignen Lande aufzuſuchen und zu bekämpfen.

Auf der Reiſe erkundigte er ſich bei jedem Wandersmann und in jedem Gaſthofe nach König Galifron. Jeder zitterte bei dem bloßen Namen und wußte Wunderdinge von ihm zu erzählen. Kein Menſch wollte den Reiſenden zu dem Schloſſe des königli-

chen Riesen den Weg weisen, und Florio mußte auf gut Glück die Reise fortsetzen. Er sah auch bald, daß es hier keines lebendigen Wegweisers bedurfte, denn die Gerippe und Knochen der verspeiseten Menschen bezeichneten deutlich Galifron's nahe Wohnung.

Florio zog seine Schreibtafel und wollte eben seinen letzten Willen für jeden möglichen Fall notiren, da schien es ihm, als bewege sich einer der höchsten Wipfel in dem nahen Eichwald auf ihn zu. Er rieb sich die Augen um zu wissen, ob er recht sehe, da trat auch der Stamm zu jenem Wipfel aus dem Walde, denn der Wipfel war nichts anders als Galifron's Kopf, der hoch über alle Bäume hervorragte, und mit seinen struppigen Borstenhaaren einem Tannenwipfel nicht sehr unähnlich sah.

Als der Riese den neuen Ankömmling in seinem Reiche ansichtig ward, schwang er

ſeine Keule und ſang ihm mit einer gräß-lichen Stimme zu:

Komm nur heran,
du ſaubrer Galan,
gnügſt kaum auf einen Zahn,
doch ſollſt du gleich daran.

Galifron ſtammte nämlich noch aus der poetiſchen Urzeit, wo die Menſchen noch nicht zur Proſa herabgeſunken waren und daher alles in Verſen ſprachen. Florio antwortete ihm auf der Stelle nach derſelben Melodie:

Komm ſelber heran,
du tölp'ſcher Galan,
ich achte Keul' und Zahn
mehr nicht als einen Span.

Die Verſe waren freilich nicht die beſten, allein Florio reimte ſie aus dem Stegreif und es iſt ein Wunder, daß ſie nicht noch ſchlechter ausfielen, denn er fürchtete ſich höchſt proſaiſch. Beſſer geriethen ihm einige

Derbheiten, die er in der Angſt gegen den Rieſen ausſtieß, denn dieſe erhitzten den koloſſalen König ſo, daß er mit ſeiner Eiſenkeule wie unſinnig um ſich herum hieb. Er hätte auch den artigen Florio mit dem erſten Schlage aller fernern Furcht entbunden, wenn dieſem nicht ganz unerwartet ein Helfer von oben erſchienen wär.

Der Rabe war es. Er ſchoß aus den Wolken wie ein Pfeil, ſetzte ſich auf Galifron's Naſe, und operirte ihm mit dem Schnabel das Eine Auge ſo geſchickt, daß es von keinem Lichtſtral mehr geblendet werden konnte, und eh' das linke bemerkte, was dem rechten widerfuhr, hatte es ſchon gleiches Schickſal erfahren.

Florio hatte nun gut fechten. Er ſtieß dem geblendeten Urſänger den Degen einigemal bis an das Stichblatt in den Leib, und als der Rieſe von vielem Blut-

verlust erschöpft zu Boden sank, hieb er ihm den Kopf ab.

Der Sieger wollte sich eben mit dem Goliaths-Haupt auf den Rückweg machen, da hörte er sich aus der Luft herab rufen. Sein Sekundant Rabe hatte sich auf einen Baum gesetzt, und haranguirte ihn von diesem Rednerstuhl herab.

Florio — sprach er — du siehst, ich habe Wort gehalten, und mich dankbar gegen dich bewiesen. Die Dankbarkeit ist eine Tugend, die mit jedem Tage seltner in der Welt wird, wie die Tugend überhaupt, besonders seit die Philosophen verlangen, daß man sie um ihrer selbst willen ausüben solle. Es ist wahr, die Menschen werden dadurch ungemein tugendhaft und geizen ordentlich mit ihrem Tugendschatz. Denn weil der Philosophenstaat die Zinsen dieser Kapitale verboten hat, so giebt sie niemand mehr aus, und die Staatsglieder zahlen sich gegenseitig

in Papiergeld, oder wenn ſie dieſes nicht gleich bei der Hand haben, in geſtempelten Worten. Um ſo erfreulicher iſt es, einmal ein Stück dieſer ſeltenen Münze zu ſehn, die zwar im Handel und Wandel nicht brauchbar iſt, aber doch dem Kenner Freude macht.

Florio machte nicht das klügſte Geſicht gegen den Raben. Er hatte einigemal ihn zu unterbrechen geſucht, aber die ſtarkſtrömende Rede ließ ſich nicht hemmen. Jetzt räuſperte ſich der Sprecher und Florio ergriff die kleine Pauſe.

Biſt du denn — fragte er verwundert — für oder wider die Tugend und die Dankbarkeit? Sage mir, womit kann ich dir meinen Dank bezeigen. Fordre was du willſt, mein Dank kann nie ſo groß ſeyn als dein Dienſt.

Du biſt ſehr gütig — ſagte der Rabe — mir iſt es weder um Tugend noch Untugend zu thun. Beide ſind gleich gut, denn

über Beide läßt ſich manches ſprechen. Du magſt mir danken oder nicht, ſo giebſt du mir Gelegenheit zur Rede, welche das hohe Göttergeſchenk iſt, das uns Raben vor dem gemeinen Geflügel auszeichnet. Dieſe zu kultiviren und zu üben iſt unſre Beſtimmung, unſer Beruf und unſre Freude.

Mit dieſen Worten flog der Moralphiloſoph davon. Es war auch die höchſte Zeit, denn Florio war eben daran, ihm in das Geſicht zu lachen, was nach einer Lebensrettung nicht ſehr höflich geweſen wär.

Unterdeſſen war die ſchöne Prinzeſſinn untröſtlich. Sie träumte des Nachts von nichts als von rothem Blut und von ſchwarzen Leichenzügen, und am Tage kleidete ſie ſich in die tiefſte Trauer. Muſik, Tanz, Schauſpiel und alle Feſtlichkeiten waren unterſagt. Es war eine Stille am Hofe, als ob König Galiſron ſelbſt einige Tage

da reſidirt hätte. So vergingen Tage und Wochen; da vernahm die Prinzeſſinn auf einmal einen Zuſammenlauf von Menſchen, Geſchrei des Schreckens und Entſetzens, und darunter das Krachen von dem Einſturz ihrer Reſidenzmauern. Sie war einer Ohnmacht nahe, denn ſie meinte, Florio wär todt, und Galifron an den Thoren. Endlich wagte ſie ſich an ein Fenſter, und ſah ihren erſehnten Florio mit dem Rieſenhaupt auf einer Pike. Das Volk riß die Mauern ein, weil kein Schloßthor weit und hoch genug war den mächtigen Schädel einzulaſſen.

Florio eilte zu der Prinzeſſinn und überreichte ihr auf einem Sammtkiſſen einen zierlichen Miniatur-Gips-Abguß des furchtbaren Hauptes. Der Schädel wurde ſogleich viel tauſendmal in Gold, Silber, Elfenbein, Alabaſter, Porcellan u. ſ. w. abgeformt, Hof- und Stadt-Pindare nannten

in poetiſcher Freiheit ihre Stadt die Rieſenbezwingerin und ihre Bürger Rieſenbändiger. Jeder fühlte ſich ſtolz auf ſein Vaterland, wiewol ein Fremder der Held deſſelben war, und in den nächſten Tagen hätte kein Laſtträger ſein Bier aus einem andern, als einem Schädelbecher à la Galifron getrunken, oder den Tabak aus einem andern Kopf geraucht, als aus einem Galifron's-Kopf, auf welchem, um die Sache zugleich inſtruktiv zu machen, die Organe mit goldnen, oder, nach Verhältniß, töpferglaſurnen Ziffern bezeichnet waren.

Tauſendmal hatte es ſich die ſchöne Adele in den Zeiten ihrer Angſt geſchworen, ihrem treuen Ritter, wenn er dieſesmal glücklich davon käme, nicht von neuem eine Prüfung aufzulegen. Als er aber jetzt als Sieger vor ihr ſtand, und ſeinen Antrag erneuerte, beſann ſich Prinzeſſinn Querköpfchen wieder anders.

Tapferer

Tapfrer Florio, — ſagte ſie — du haſt mein Reich von dem furchtbaren Feinde befreiet, und ich könnte es jetzt einem Könige als anſtändige Mitgift anbieten. Allein an dieſes Reich iſt meine Hand geknüpft. Mir ſelbſt drohet ein mächtiger Feind, furchtbarer für mich, als Califron für mein Reich war. Ich gebe mich keinem Manne, bis dieſer Feind beſiegt iſt. Billigſt du nicht ſelbſt meinen Entſchluß? — Wie könnte ich in den Armen des geliebteſten Mannes mich glücklich fühlen, wenn ich die Feinde fürchten müßte, die unaufhörlich mein Glück zerſtören, und meines Gemahls Liebe von mir abzuwenden ſuchen!

Florio ſagte einige Galanterieen, aber die Prinzeſſinn fuhr fort:

Mein Feind iſt das mächtige Alter, mit allen ſeinen Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt, Krankheiten, Schwächen, Furchen und Runzeln. Dieſe mußt du noch bekäm-

pfen, wenn ich dir folgen ſoll. Zweifle aber nicht. Es giebt ein Mittel dagegen, das Waſſer der unterirdiſchen Roſe; aber es iſt ſchwer zu erlangen, denn es quillt allein in der ſchwarzen Grotte.

Zwei Stunden von meiner Reſidenz liegt dieſe Grotte. Sie führt tief in einen Felſen, und von ihrem unterſten Grunde mißt man nur wenig Schritte bis zum Mittelpunkte der Erde. Ihr Eingang wird von zwei ungeheuren Drachen bewacht, die Flammen aus Rachen und Augen ſprühen, und dadurch die entſetzliche Dunkelheit am Eingang der Höhle etwas erhellen. In der Mitte iſt die Finſterniß ſo dicht, daß aus ihr beſtändig Schlangen, Molche und giftiges Gewürm ſich erzeugen. Unten aber dringt aus dem Centralkryſtall der Erde ein Thau hervor, welcher aus den Wänden der Grotte Roſen von unvergänglicher Schönheit hervorruft und ſich auf ihren Blättern

in glänzenden Perlentropfen ſammlet. Dieſe Tropfen ſind das Waſſer der Schönheit. Das Schöne bleibt davon ewig ſchön, dem Häßlichen gewährt es Schönheit: das Jugendliche bleibt ewig jung, dem Alter kehrt die Jugend dadurch zurück. Dieſes Waſſer mußt du mir bringen, ſchöner Florio, dann folg' ich dir, wohin du mich führſt. Aber ohne ein Fläſchchen davon, das begreifſt du ſelbſt, kann ich unmöglich mein Reich verlaſſen.

Prinzeſſinn, — ſprach Florio — du biſt ſo ſchön, daß der Thau der unterirdiſchen Roſe dir ſehr entbehrlich iſt. Ich aber, das ſeh' ich wol, bin dir verhaßt, und du willſt meinen Tod. Sey gewiß, ich gehe zu der ſchwarzen Grotte, ich weiß, der Rückweg iſt unmöglich, mir iſt es beſtimmt, durch deine Schönheit zu ſterben. Der Finſterniß jener Grotte bedurfte es nicht dazu, die tiefere Nacht meiner Sehnſucht hätte mich eben ſo gewiß getödtet.

Mit dieſem Bekenntniſſe entfernte ſich Florio, und die ſchöne Prinzeſſinn verfiel aufs neue in ſchwermüthige Verzweiflung. Sie berief alle ſtehenden und ambulanten Apotheker, alle Chemiker, Adepten wie Inepten, und forderte ſie auf, die wirkſamſten Gegengifte und Präſervative gegen Schlangen und Drachenberührungen zu bereiten. Die fleißigen Männer arbeiteten auch Tag und Nacht; wie aber jedem menſchlichen Dinge eine kleine Gebrechlichkeit anhängt, ſo hatten auch ihre edelſten Präparate nur den Fehler, daß ſie bei aller Univerſalität, doch für den einzigen vorliegenden Fall unbrauchbar waren.

Florio wanderte indeſſen ſeinen Weg nach der ſchwarzen Grotte, welche ſchon durch ihren Namen auf nichts erfreuliches deutete. Wer ihm unterwegs begegnete, bedauerte das arme junge Blut, das ſich ſo um nichts und wieder nichts dem Tode übergeben ſollte.

Die Männer beſtürmten ihn mit verſtändigen Gründen, die Frauen mit zärtlichen Blicken und Worten, um ihn von dem tollen Abenteuer abzuhalten. Vergebens. Er ſetzte ſeinen Weg fort, ſprach keine Sylbe, und dachte bloß an die geliebte Prinzeſſinn.

Gegen Abend kam er auf der Spitze eines Berges an, und ſetzte ſich, um auszuruhen. Vor ihm lagen in einem wilden Gebirge die ſchönſten Materialien zu höchſt romantiſchen Partien, aber ſo widrig unter einander geworfen, daß ſie gleich vortrefflichen Tragödien Mitleid und Schreck erregten, nämlich Schreck vor der Unform, und Mitleid mit dem gemißhandelten Stoffe. Florio erwartete hier das Ziel ſeiner Reiſe zu finden. Bald erblickte er einen häßlichen Felſen, ſchwarz wie Dinte und mürbe wie Pfefferkuchen, als ob ihn die Natur dem Felſenmaler B... nachgebildet hätte. Ein dicker Qualm ſtieg unaufhörlich aus ihm

empor und bildete ein ewiges Nebelgewölk über der unfreundlichen Landſchaft. Florio vermuthete in dieſem Felſen die furchtbare Grotte, und bald entdeckte er auch wirklich einen der beiden Wächterdrachen des Einganges. Es war ein wohlbeleibtes Thierchen. Mit ſeinem ſchuppigen Leibe bedeckte es zwei Acker Feld, und wenn es ſeinen Schweif um Mitternacht emporringelte, ſo ſpielte ſeine Spitze noch im Abendroth. Aus ſeinem Rachen kam der Dampf, den Florio aus dem Felſen hatte emporſteigen ſehn, und von dem der Felſen ſo berußt war, daß es eine Arbeit für Herkules geweſen wäre, dieſen Schornſtein zu fegen. Page Florio verlor hier allen Muth; er hatte manchen Wächter der Schönheit von ſeinem Poſten zu verlocken gewußt und den bewachten Schatz erobert, aber dieſe abſolute Schönheit zu erobern, die eben als Princip der Schönheit ſelbſt nichts weniger als ſchön

war, dünkte ihm, bei aller Routine, doch absolut unmöglich.

Er seufzte bei dieser Einsicht laut, und vernahm, daß ein krächzendes Echo den Seufzer wiederholte, und bald von freien Stücken einen Krächz- und Schnurrlaut hervorbrachte, in welchem Florio seinen Namen erkannte.

Die Eule war es. Sie arbeitete sich aus einem hohlen Baume herauf. Florio — sprach sie — du hast vielleicht vergessen, wie du mich aus den Schlingen der Jäger befreit hast, aber ich habe dich nicht vergessen, denn ich habe ein weichgeschaffenes Gemüth, das jeden Eindruck unverlöschlich behält. Jetzt ist die Zeit, wo ich deinen Dienst vergelten kann. Du wirst das Wasser der Schönheit nicht finden, denn dein irdischer Blick ist durch das Licht geblendet, und erkennt nicht das heilige Geheimniß der Nacht. Wir Eulen sind von der Natur berufene Mystiker, wir sehen die Finsterniß und sind

befreundet mit ihren Geburten. Ich bringe dir aus dem tiefſten Dunkel der Grotte den Thau der unterirdiſchen Roſe; harre nur eine Weile, und noch eine kleine Weile, dann ſiehſt du mich wieder.

Damit flog die Eule davon. Florio wußte nicht, wie ihm geſchah, da hört' er ſingen:

Ungeweihter Wandrer, ſchaue,
Roſ' in unterirdſcher Aue
labt die Nacht mit heilgem Thaue.

Der Zuhörer bemühte ſich zu ſchauen, aber es war und blieb Dunkel in und um ihm. Da ſang es weiter:

Sohn des Sonnenlichtes, lerne,
unten nur in tiefer Ferne
Blühn der Weisheit ew'ge Sterne.

Florio horchte immer mehr verwundert, und die Stimmen tönten fort:

Flieh' des todten Lichts Empfängniß,
Leben athmet im Bedrängniß,
Freiheit wohnt nur im Gefängniß.

Bei aller Feierlichkeit hätte der Zuhörer doch beinahe laut aufgelacht, wäre nicht eben die Eule mit einem Fläschchen voll Thau der Schönheit zurückgekommen. Sie übergab es Florio und die Stimmen tönten noch verhallend:

Forsche nicht: Gedankenbaarheit
führt allein zu tiefer Wahrheit,
leitet dich zur dunkeln Klarheit.

Wer war froher, als Florio! Er ließ die Stimmen singen und eilte mit seinem Schönheitsflakon von der dunkeln Klarheit und von den blühenden Sternen der Tiefe, so schnell er konnte, zurück. Dann überreichte er noch am nächsten Morgen der schönen Prinzessinn die Fiole mit dem Thau der unterirdischen Rose.

Die Prinzessinn konnte ihre Einwilligung nun nicht länger aufschieben. Sie dankte dem schönen Florio sehr zierlich, und gab Befehl, alles zu seiner und ihrer Abreise bereit zu halten. Als Florio sie zu dem Wagen führte, sagte sie einigemal zu ihm: Wenn du gewollt hättest, so hätte ich dich zum König von den glücklichen Hügeln gemacht, wir wären zusammen geblieben, und ich hätte nicht nöthig, nach meinem Gemahl zu reisen. Florio lehnte edelmüthig dieses Glück von sich ab, wiewol er die Prinzessinn zum Sterben liebte, und die schöne Adele fühlte nur um so mehr Liebe gegen ihn.

Drei Meilen vor der Stadt kam ihr der König entgegen. Er konnte ihre Ankunft wissen, denn bis an die Gränze seines Reiches standen alle Viertelstunden Weges Signal-Kanonen bereit. Bei dem ersten

Schuſſe fuhr der König aus dem Schloſſe, und aus Häuſern und Hütten traten die erfreuten Bürger mit Prachtexemplaren aller Eheſtandsbedürfniſſe zu Geſchenken für das hohe Brautpaar. Prachtwiegen und Prunkwindeln, Patent-Taufzeuge und Geſundheits-Kinder-Klappern aller Art quollen überall hervor. Es ging auch alles recht gut, bis das hohe Paar zuſammen traf. Denn die Prinzeſſinn hatte ſo viel von Florio zu fragen, daß der König ſeine Galanterieen nicht anbringen konnte und ſchon unterweges ziemlich eiferſüchtig wurde. Die Hofleute, welche ſich für Florio ſehr intereſſirten, verſicherten zwar den König, er ſey gar nicht eiferſüchtig, und prieſen ſeine Mäßigung bei ſolchen Gelegenheiten; es half aber nichts, ſeine Eiferſucht vermehrte ſich auf jeder Feierlichkeitsſtation, und ſein erſtes Wort beim Einzuge in die Triumphbogen des Schloſſes war der Be-

fehl, ſeinen Geſandten in den Thurm zu werfen.

Da ſaß nun der arme Florio zwiſchen dicken Mauern in einer Finſterniß, wie ſie kaum die ſchwarze Grotte aufzuweiſen hatte, und fand Zeit genug, die ſchlechten Folgen ſeines Edelmuthes zu betrachten. Ich könnte jetzt auf dem Throne ſitzen, ſagte er, und die ſchöne Prinzeſſinn lieben, je mehr je lieber, wenn ich meine Treue gegen den König nicht jedem andern Glücke vorgezogen hätte. Statt deſſen ſitze ich hier im Gefängniß, weil die Prinzeſſinn nicht ſo undankbar gegen mich geſinnt iſt, wie der König. Mir ſoll kein Goldkarpfen mehr vorſchwatzen, daß Wohlthun Zinſen trägt, der Rabe hat Recht: Tugend und Untugend ſind beides gleichgültige Dinge, und zu nichts gut, als darüber viel unnütze Worte zu machen. Damit ſetzte er ſich in den finſterſten

Winkel ſeines Thurms und weinte, bis er vor Müdigkeit einſchlief.

Indeſſen bereitete der König die Feier ſeiner Vermählung mit möglichſter Pracht. Nichts, was ſeine Dekorateurs, Architekten und Poeten erſannen, war ihm prächtig und geſchmackvoll genug. Alles ſollte originell ſeyn, und doch von dem Ueblichen nicht um ein Haar breit abweichen, es ſollte imponiren, und doch mit einſchmeichelnder ſanfter Beſcheidenheit auftreten. Die ſämmtlichen literariſchen und eleganten Blätter des Königreichs hatten den Dichtern und Künſtlern nicht ſo viel Noth gemacht, als die Kritiken des Königes, der als ein guter Recenſent niemals von dem Werk ſprach, ſondern von der Stimmung in welcher er es betrachtete. Dieſe war aber ſelten rein.

Denn die ſchöne Prinzeſſinn verſtimmte den König durch Feuer und Kälte,

und ließ ihn durchaus zu keiner gleichſchwebenden Temperatur gelangen. Ihr drittes Wort war und blieb Florio und immer Florio. Wollte der König die Muſik ihrer Stimme hören, ſo mußte er das unerſchöpfliche Thema von Florio's Verdienſten, wie er den Brautring aus dem Meer geholt, den Rieſen Galifron bekämpft und ihr das Waſſer der Schönheit gebracht habe, in ewigen Variazionen ſich vorſingen laſſen. Von ihm, dem hohen Bräutigam, war die Rede gar nicht. Er verdoppelte zwar die Feſte und kleidete ſich des Tages zwölfmal um, bald majeſtätiſch, bald ſchmachtend, aber die Prinzeſſinn Braut bemerkte weder ſeine Beſtändigkeit noch den Wechſel ſeiner Draperie, und ihre erſte Frage blieb nach wie vor allemal nach Florio.

Der König beſchloß daher, das Mittel gegen Florio zu gebrauchen, welches ſchon

oft gegen Männer, nach welchen das Volk mehr fragte, als dem König lieb war, gute Dienſte geleiſtet hatte. Dieſes Mittel war auch ein wunderbares Waſſer, welches aber nicht aus der ſchwarzen Grotte kam, ſondern in die dunkle Behauſung führte. Man wuſch das Geſicht damit, und in kurzer Zeit fiel der Gewaſchene in einen ſo ſüßen Schlummer, daß er das Erwachen für immer aufgab. Der König hatte dieſes Waſſer allezeit in höchſteigener Verwahrung, und hielt es ſehr geheim verborgen. An einem Abend, wo er ſehr mißvergnügt von ſeiner Braut in ſein Kabinet zurückkehrte, nahm er es aus dem geheimen Verſchluß und ſetzte es auf das Kamin, um mit dem früheſten Morgen den armen Florio von jedem irdiſchen Makel rein zu waſchen.

Aber der Ring der Prinzeſſinn hätte von keiner Fee ſeyn müſſen, wenn er einen

ſolchen Frevel gegen ſeine Beſitzerinn zugelaſſen hätte. Der König beſann ſich, daß, wenn er auch als höchſter Lehns- und Landesherr, Florio's bewegliche und unbewegliche Habe, nach Erbrecht an ſich ziehen könnte, er dennoch in der Verlaſſenſchaft des Erblaſſers Anmuth und Liebenswürdigkeit nicht erhalten würde, indem dergleichen geiſtliche Güter, gleich Kirchenſtühlen, nicht den gewöhnlichen Erbgang zu gehen pflegten. Er beſchloß daher, neben dem negativ wirkenden Mittel zugleich ein poſitives zu gebrauchen, und begab ſich noch einmal ſpät zu der Prinzeſſinn, um ſich einige Tropfen von ihrem Schönheitswaſſer zu erbitten. Die Prinzeſſinn meinte, er ſetze Mißtrauen in ihre Erzählung, und befahl einer Kammerfrau es zu bringen.

Wüßten Frauen nicht in allen Verhältniſſen Rath zu finden, ſo wäre die Kam-

mer-

merdame auf der Stelle todt, oder wenigſtens ohnmächtig geblieben. Sie hatte eine Spinne auf der Fiole geſehn, und indem ſie das häßliche Thier mit dem Beſen abkehren wollte, war die Fiole mit dem Schönheitswaſſer zu Boden gefallen und zerbrochen.

Guter Rath war hier freilich theuer, indeſſen beſann ſie ſich ſchnell. Sie wuſch zuvörderſt alles, was ſich in der Geſchwindigkeit an ihr waſchen ließ, mit dem vergeudeten Inhalt des Flacons, prüfte die Güte des Mittels geſchwind durch den Spiegel und ſchlich ſich dann in das Kabinet des Königs, wo, wie ſie ſich erinnerte, verſchiedene ähnliche Flaſchen ſtanden. Denn der König war ein Alchymiſt. Er hatte, neben jener Univerſalmedicin, auch das allgemeine Auflöſungsmittel, Alkaheſt genannt, erfunden, und das letztere ſogar ſeinem Finanz- und Kriegs-Kollegio zum privilegirten Gebrauch mitgetheilt.

Der Zufall, oder vielmehr der Ring der Prinzeſſinn, welchen die Kammerdame in Verwahrung hatte, leitete ihre Hand nach der Flaſche, welche der König ſo eben zu den übrigen geſtellt hatte. Dieſe brachte ſie der Prinzeſſinn. Der König empfing ſie dankbar, entfernte ſich, und nahm eine ſo ſtarke Doſis zu ſeinem Verſchönungs- und Verjüngungs-Verſuch, daß er in den für Florio beſtimmten Schlaf verſank, ehe er ſeinen Irrthum gewahr werden konnte.

Im Palaſt lief alles durch und gegen einander, als die Nachricht von dem Tode des Königes laut ward. Er war eben nicht ſehr geliebt, um ſo ſichtbarer war die Trauer über ſein ſchnelles Ende. Die Prinzeſſinn Adele erbte, als deſignirte Gemahlinn des verſtorbenen Königs, die Krone; aber bevor ſie noch die Huldigungen ihrer neuen Unterthanen annahm, eilte ſie

ſelbſt nach dem Thurm, in welchem Florio gefangen ſaß. Sie löſte eigenhändig die Feſſeln des Gefangenen, ſetzte ihm eine goldene Krone auf das Haupt, gab ihm den Königsmantel um die Schultern, und erklärte ihn vor allem Volk, welches ſich bei jedem Schritt um ſie drängte, für den König des Landes und für ihren Gemahl. Das Volk jauchzte hoch auf. Denn dem, was eine Königinn öffentlich thut, beſonders wenn ſie ſchön iſt, und gar eben erſt die Regierung antritt, fehlt nie der öffentliche Beifall. Man führte das königliche Brautpaar unter lautem Jubel zurück, und beging die Vermählungsfeier, zu welcher ſich alles, recht ſchön von dem ſeligen König bereitet, vorfand, mit ſo viel Freude als Pracht. Als die Feſtlichkeiten zu Ende gingen, erinnerte man ſich, daß es Zeit werde, den verblichenen König zur Erde zu beſtatten. Das Hofmarſchallamt war in Verlegenheit, die Trauer

des Landes mit ſeiner Freude in Harmonie zu bringen, und ordnete Schwarz und Roſenroth zur Trauerfarbe, welche ſpäterhin im Kreislauf der Mode, als Mode à la Marlbrough in der tragiſch-erotiſchen Periode des achtzehnten Jahrhunderts wiederkehrte.

Kleine Gedichte.

Vergißmeinnicht.

Es blüht ein kleines Blümchen
Einſam an Ufers Rand.
Als einſt im Morgenthaue
Es früh das Mädchen fand,
Sie lächelte ſchön wie der Morgen:
„Was blühſt du hier ſtill verborgen?
Dich pflegte wol meine Hand.“

Sie hob mit zartem Finger
Das Blümchen aus dem Grund;
Da rollte von den Blättern
Der Thau wie Perlen rund.
„Laß ſpielen die Farben im Thaue,
Du blühſt, die ſchönſte der Aue,
In eigenen Farben ſo bunt!“

Sie pflegt mit holder Liebe
Das Blümchen Tag und Nacht,
Schirmt es vor heißer Gluten,
Vor kalter Stürme Macht.
Und dankend haucht in die Lüfte
Das Blümchen die süßesten Düfte,
Und freut ſich der eigenen Pracht.

Da geht im Blüthenkranze
Der ſchöne Mai hervor,
In ſtolzen Farben pranget
Der Tulpen bunter Chor;
Es ſchwillt die Knospe der Roſe
Durch zarte Hüllen von Mooſe
Jungfräulich erröthend empor.

Das Mädchen geht und ſchauet
Des Frühlings Blüthenbahn.
Aus jeder Blüthe lächelt
Ihr eigner Reiz ſie an.

Vergeſſen und einſam lauert
Das Blümchen daheim und betrauert
Des Glückes verrauſchenden Wahn.

„Und willſt du nicht erſcheinen,
Iſt fern von mir dein Sinn,
So will ich nicht mehr blühen,
Wenn ich verlaſſen bin.“
Da ſenkte das Blümchen die Blätter,
Matt ward es und immer mätter,
Welk ſank auf den Boden es hin.

Buchſtaben-Allegorie.

Wenn froh die Mutter bricht des Todes Bande,
Der ſie mit kaltem Arm feſt hielt umfangen;
Wenn ſie, befreit vom weißen Grabgewande,
Liebend erglüht von ſehnendem Verlangen;
Wenn ihr der Bräutgam naht vom fernen Lande,
Und Roſen küßt auf die erblaßten Wangen;
Dann ruft ſie mich hervor, mit dichter Hülle
Deckend zu ſchirmen ihres Buſens Fülle.

Und überall erglänzt das Prachtgeſchmeide,
Gleich der Geſtirne namenloſen Zahlen,
Auf ihrem bräutlich ſchön geſchmücktem Kleide;
Buntglänzend miſchen ſich des Lichtes Stralen,
Mit Farben kann der Maler nicht, mit Seide

Des Mädchens Hand des Schmuckes Pracht nicht malen;
So leuchtet nicht in goldnen Fürſtenſälen
Der Perlen Thau, der Lichtglanz der Juwelen.

Was Leben athmet, freut ſich meiner Schöne,
Die Mutter ſelbſt kann nur durch mich beglücken;
Kann liebevoll die lebensfrohen Söhne
Nur an die Bruſt, die ich umhülle, drücken.
Verlaß ich ſie, dann fliehn der Freude Töne,
Und traurend weicht frohſinn'ger Luſt Entzücken;
Erbleicht ſind ihre blüthenvollen Wangen,
In Feſſeln liegt das Leben ſelbſt gefangen.

Doch, wendet ſich die Reihe meiner Zeichen,
So ſteht vor dir ein düſtres Bild voll Grauen;
Wo ich erſcheine, muß die Freude weichen;
Nie wird das Licht, wen ich umfange, ſchauen;

Den ernſten Tempel will aus mir das Schweigen,
Trophäen ſich aus mir der Tod erbauen;
Mich ruft der Schmerz, und muß mich, rufend, haſſen,
Doch ſteigt ſein Leid, ſoll er mich von ſich laſſen.

Wohl prang' ich oft in reichgeſchmücktem Kleide,
Gleich nächtlicher Geſtirne Silberſtral,
Wohl glänzt auf mir der ſtolzen Pracht Geſchmeide,
Wohl flammt um mich der Lichtglanz ſonder Zahl:
Doch nicht zur Luſt, er glänzt umflortem Leide,
Es weckt die Pracht nur tiefres Kummers Qual;
Entbehrt' ich ſelbſt des Schimmers von Juwelen,
Wird mir der Thränen Perlenthau nicht fehlen.

Doch iſt Erinn'rung mir nicht ganz verloren,
Wie aus der Mutter Leib ich einſt entſproß,
Und, wie aus ihrem Schooß ich dort geboren,
Als ſie zu kleiden ward mein ſchönes Loos,
So bring' ich jetzt, was ſie ſich auserkoren,
Zur ſtillen Ruh zurück dem Mutterſchooß;
Dann wenden ſich von neuem meine Zeichen,
Du ſiehſt ſie jung dem ſtillen Schooß ent-
ſteigen.

Gras — Sarg.

Die Blinden.

Amor iſt blind und das Glück, blind auch die gefeierte Themis,
Sage, warum ſie vereint theilen das gleiche Geſchick?
Hör' es o Freund: ſie beglücken das Volk mit göttlicher Willkühr;
Wem es der Zufall gönnt, treten die Blinden ins Haus.

Amt.

Wohl zu dem Amte Verſtand durch rüſtiger
Helfer Vermittlung
Geben die Götter, du ſelbſt lege die
Würde dazu.

Serenate.

Tön' in die Nacht, o Laute,
Flüſtre der Liebe Klage,
Zärtliche Seufzer trage
Bittend zu Lilla's Ohr.

Was ich, zu blöd', am Tage
Nimmer dir noch vertraute,
Flüſtre, geliebte Laute,
Kühn in die Nacht empor.

Abſchied.

Laß dich den ſüßen Schlummer,
Liebchen, nun ſanft begrüßen;
Träume von Lieb' und Küſſen,
Bis froh der Tag erwacht.

Daß wir uns trennen müſſen,
Gibt mir allein noch Kummer;
Gern ließ' ich Haus und Schlummer,
Theilt' ich mit dir die Nacht.

An Lila.

Wend', o wende den zürnenden Blick!
Hab' ich gezürnt um der Schönheit Stralen,
Die mir entflammten so ſchmerzlich die Bruſt?
Könnteſt du zürnen, wenn heiße Qualen
Suchen in Liebe die heilende Luſt?
Reizend in göttlicher Schöne zu blühen,
Flammend in Liebe für dich zu erglühen,
Beides, o Mädchen, iſt unſer Geſchick.

Palingeneſie.

Ströme von Blut umwogten die Hyder, ſie
ſank in den Fluten;
Doch aus Fluten, verjüngt, ſteigt ſie
gewalt'ger hervor.

Bitte.

Schirm', o Bacchus, den Wein; du, Flora, den Garten; den Fluren
Gib, o Ceres, Gedeihn; ſchütz', o Diana, den Wald;
Veſta, bewahre das Haus und die Treu; ihr Grazien, weilet
Gern bei dem Mahl; und ſtets, Nemeſis, warne das Herz!

Die Nacht.

Gütige Nacht, du enthüllſt in dem Herzen
der Liebe Geheimniß,
Aber die Liebenden ſelbſt birgſt du mit
dunklem Gewand.

Hellas' letzte Gabe.

Götter und Heerd, froſtſcheuchendes Holz,
volknährende Feldfrucht,
Wein und der Waffen Gewalt, raubten
die Räuber dem Land.
Barbarn, das letzte Geſchenk, mit frohhin-
gebendem Herzen
Bietet es euch, ein Grab tief im ge-
ſchändeten Schooß.

Troſt.

Welches das ſchnelleſte ſey? — der gewaltige
Flug des Gedanken;
Welches die mächtigſte Kraft? — heili-
ges Willens Gewalt!

Rath.

Laß das trübe, bange Klagen,
Zürne nicht mit dem Geſchicke,
Wenn die ſchwankend irren Blicke
Nimmer dir das Glück erjagen.

Blicke nicht in weite Fernen,
Ins Vergangne nicht zurück;
Nahes mußt du ſehen lernen,
Sonſt erjagſt du nie das Glück.

Die ferne Braut.

Einſam ſaß bei Mondes Scheine
Don Rodrigo in der Laube,
Und er dacht' an die Geliebte,
An die ferne ſchöne Braut.

Und es dufteten die Blumen,
Und es lispelten die Blätter,
Und die Nachtigallen ſangen
Von der fernen ſchönen Braut.

Und des Mondes Schein beſtrahlte
Hell den Ort, wo Sie geſeſſen,
Als er bei dem Abſchied küßte
Die geliebte ſchöne Braut.

„Blumen, eures Sehnens Düfte
Füllen die geliebten Reiche!

Sänger, mit der Liebe Tönen
Ruft ihr eure ferne Braut!“

„Und zu deiner Erde blickest
Liebend du vom Himmel nieder,
Sanfter Mond; mit Liebesblicken
Küſſest du die ferne Braut!“

„Leuchte, daß ich meiner Holden
Süßer Liebe Worte ſende,
Daß mein ſehnendes Verlangen
Spreche zu der fernen Braut!“

Und in finſtrer Wolken Schleier
Hüllte ſich des Mondes Antlitz.
„Willſt du nicht dein Licht mir gönnen
Für die ferne ſchöne Braut?“

Und der Page ſtellt die Kerze
Leuchtend hin vor Don Rodrigo;

Und ſchon greift er nach dem Blatte
Für die ferne ſchöne Braut:

Da verlöſcht mit ſchnellem Zuge
Eine weiße Hand die Flamme,
Und der Ahnung banger Schauer
Mahnt ihn an die ferne Braut.

„Winkſt du mir aus fernen Welten,
Daß du meiner Lieb' entflohen,
Daß der Liebe ſüßen Worten
Nicht mehr lauſcht die ſchöne Braut?“

Und er ſchwingt ſich ſchnell zu Roſſe,
Und er eilt durch Nacht und Dunkel,
Eilet ohne Raſt und Schlummer
Zu der fernen ſchönen Braut.

Und in Morgenſonnenglanze
Sieht er ſchon das Schloß erglühen,

Und die Fenſter, wo ſie harrte,
Don Rodrigo's ſchöne Braut.

Und er ſchwingt ſich von dem Roſſe,
Eilt durch ſchwarz beflorte Pagen,
Und auf ſchwarzem Sammt gebettet
Sieht er ruh'n die ſchöne Braut.

Und er ſinkt an ihre Seite,
Und erwachet nimmer wieder.
In des Grabes engem Bette
Ruht er bei der ſchönen Braut.

Sehnſucht.

Herz, was ſehneſt du dich?
Nimmer doch kann es ſeyn,
Liebendes Herz, ach brich,
Nimmer wird ſie ja dein.

Haſt du ſie doch geſehn,
Liebender, trunkner Blick!
Wähltest im Augenblick
Lieben oder Vergehn.

Denn nur bei ihr allein
Iſt Glück des Lebens.
O könnt' es, könnt' es ſeyn! —
Liebendes Herz, ach nein,
Es iſt vergebens.

Olenos und Lethäa.

Der ſchönen Göttinn Bild zu kränzen,
Erſcheint mit Lobgeſang und Tänzen,
An Aphrodite's Feſtaltar,
Des frohen Volks vereinte Schaar.
Es hebt verſchwieg'ner Liebe Bitte
Des Mädchens ahndungsvolle Bruſt,
Und lächelnd ſpendet Aphrodite
Dem Jüngling ſüße Liebesluſt.

Und knieend vor der Göttinn Bilde,
Fleht jeder Aphrodite's Milde;
Des Armen, wie des Reichen Hand
Bringt opfernd frommer Gaben Pfand.
Nur Olenos bleibt an den Pforten,
Fern von des Altars Heiligthum,

Nicht mit Geſchenk, noch frommen Worten
Erhebt er Aphrodite's Ruhm.

Nur von Lethäa's Reiz durchdrungen,
Weiht er des Herzens Huldigungen,
Mit froher Hymnen Jubellaut,
Dem holden Jugendſchmuck der Braut.
Verherrlicht durch den Glanz der Schönen,
Prangt ſeiner Väter Königsthron,
Doch wenig dünkt's ihn, ſie zu krönen,
Der Liebe gnügt kein ird'ſcher Lohn.

„Dich nur als Göttinn will ich ehren,
Du lebend Bildniß von Kytheren,
Das keines Menſchen Kunſt erfand;
Du Götterbild aus Götterhand!
Wärſt du den Himmliſchen erſchienen,
Dir huldigte der Götter Schaar,
Und weihte deiner Macht zu dienen,
Dir den Olymp zum Feſtaltar."

„Als Charis deinem Dienſt erkoren,
Kam Kypris in dem Tanz der Horen;
und Here's ſtolze Lilienhand
Umkränzte dienend dein Gewand;
Zu weben goldnes Schleiers Faden,
Der deine Glieder ſchirmend ſchmückt,
Wenn in dem Götterquell ſie baden,
Prieſ' ſelbſt Athene ſich beglückt."

„Doch, unter Menſchen willſt du wohnen,
Und frommes Herzens Dienſt zu lohnen,
Haſt du, mit Götterherrlichkeit,
Zum Tempel den Palaſt geweiht.
Stets ſoll auf meines Reichs Altären
Nur deiner Gottheit holde Macht
Der Opfer heil'ge Glut verklären
In nie verloſchner Flammenpracht."

„Was ſollt' ich von den Göttern hoffen?
Elyſium ſteht ſchon mir offen;

Nicht aller Götter Ueberfluß
Gleicht meinem ſeligen Genuß.
Sie ſpenden kalt der Gaben Fülle,
Unnahbar ſelbſt im Aetherreich;
Nur in der Schönheit zarter Hülle
Naht Gabe mit dem Gott zugleich.

Der König ſpricht's, und ihr zu Füßen
Will er als Göttinn ſie begrüßen;
Schon preiſt, von ihrem Reiz entzückt,
Anbetend ſich das Volk beglückt:
Da zittern des Palaſtes Thürme
Es bebt der Mauern tiefſter Grund,
Den Götterzorn verkünden Stürme,
Schwarz öffnet ſich der Erde Mund.

Und ſtrenges Blicks, mit Flammenbränden
In hochgehobnen blut'gen Händen,
Tritt in des Königshauſes Thor
Der Eumeniden grauſer Chor.

Wild kreuzen ſich die Feuerblitze
Von ihrer Fackeln Racheglut,
Und ziſchend nach der Fürſtinn Sitze
Zuckt ihrer Nattern gift'ge Wuth.

Doch ſchnell mit der Verzweiflung Schritte
Hat ſchaudernd aus der Flammen Mitte
Der König ſeine Braut entrafft;
Ihn ſtärkt der Liebe Götterkraft.
Und vor Erinnys' wildem Grimme
Birgt das geliebte Haupt ſein Herz;
Er ruft empor, und ſeine Stimme
Trägt zu dem Götterthron der Schmerz.

„Ward eines Frevels Schuld verbrochen,
Am Schuld'gen werde ſie gerochen;
Doch ſtrafet, Götter, nicht die Bruſt,
Der keines Frevels Schuld bewußt.
Als Göttinn wollt' ich ſie begrüßen;
Iſt Schönheit nicht Anbetung werth,

So laßt mich mein Verbrechen büßen,
Daß ihre Gottheit ich verehrt!

Doch wollt ihr solchen Dienst verdammen,
Wer zündet euch die Opferflammen,
Wenn, von Olympos' Höhn gesenkt,
Zu Menschen ihr die Schritte lenkt?
Ein Gott ist uns, wer, gleich der Sonne,
Mit Himmelskraft die Welt beglückt,
Und Göttinn, die zu Götterwonne
Durch Schönheitzauber uns entzückt.

Laß nicht dein schönstes Bild zerstören!
Mag sich der Götter Zorn empören,
Kythere, von Erinnys' Pein
Laß nicht der Schönheit Glanz entweih'n!
Mich laß mit Hades' finstern Schauern
Versinken in die graufe Nacht;
Doch laß Lethäa's Schönheit dauern
In göttergleicher Himmelspracht.

Und lächelnd höret Aphrodite
Des liebentflammten Herzens Bitte;
Sie ſcheucht Erinny's wilde Schaar,
Der Königsthron wird ein Altar.
Und ſtaunend, zu des Opfers Brauche
Ergreifet ſchnell des Königs Hand
Das Weihgefäß mit heil'gem Rauche,
Anzündend den geweihten Brand.

Und wie des Opfers Düfte wallen,
Und Jubelhymnen laut erſchallen,
Erbebt vor Kypris naher Macht
Des neuen Tempels Säulenpracht.
Und ſchnell zu Marmorſtein erkaltet,
Prangt hoch, in ew'ger Schönheit Ruhm,
Zum Götterbildniß umgeſtaltet,
Lethäa's Reiz im Heiligthum.

Weit über Land und Meereswogen
Kam bald der Bildner Schaar gezogen;

Lethäa's Marmorbildniß ſtand
Als Göttinn bald in jedem Land.
Und in des Urbilds Tempelhallen,
Ein Prieſter in dem Heiligthum,
Ließ Olenos ſtets Hymnen ſchallen
Zu Kypris' und Lethäa's Ruhm.

Attila und die Azimunter.

Hiſtoriſche Anekdote.

Den beſten Staat, wie die beſte Frau, erkennt man, nach dem bekannten Diſtichon, daran, daß man von beiden nicht ſpricht. Für den erſten Theil der Behauptung geben die Einwohner der kleinen Thrakiſchen Stadt Azimus, an der Illyriſchen Grenze, einen glänzenden Beweis. Die Geſchichte nennt ihren Namen nur Einmal, und die Welt erfährt ihr Daſeyn nur in der Nachricht von ihrem bewundernswerthen Muthe, der ſie über alle Städte ihrer Zeit hoch erhob und ihrem Namen ewigen Ruhm ſichert.

Attila hatte mit ſeinem ungeheuren und ſiegreichen Heere ſchon die römiſchen Grenzfeſtungen in Illyrien erobert, viele der volkreichſten und blühendſten Städte von Grund aus zerſtört, und die Länder vom

ſchwarzen Meer an, bis an das Adriatiſche verwüſtet und mit ſeinen Hunnen überſchwemmt, als Kaiſer Theodoſius der Zweite noch ruhig zu Konſtantinopel unter Andachtübungen und Vergnügen lebte, ohne den traurigen Zuſtand ſeines Reiches zu ahnden oder auf Vertheidigung gegen den unaufhaltſam vorwärts dringenden Feind zu denken. Aufgeſchreckt endlich durch die laut werdenden Beſorgniſſe der Einwohner in der Reſidenz, und durch die furchtbaren Nachrichten von den Verwüſtungen der Barbaren, die ſich nicht mehr dem Kaiſer verbergen ließen, zog er aus den entlegenſten Theilen ſeines Reiches eine Macht zuſammen, der Macht Attila's gleich, und fähig, dem vordringenden Feinde die Spitze zu bieten. Stolz auf den alten Ruhm römiſcher Waffen, rückte die Armee unter drei Anführern gegen Attila aus. Die Feldherren trotzten auf die bewährte Kriegeskunſt des unüberwundenen

Cäſar, die Soldaten auf ihre Menge und die ſeit Jahrhunderten berühmte römiſche Diſciplin. Allein der römiſche Name hatte den römiſchen Geiſt überlebt. Attila vernichtete in drei Schlachten das große römiſche Heer, deſſen Feldherren des Befehlens ſo ungewohnt waren, als die Soldaten des Gehorchens, und zog, Verwüſtung überall verbreitend, gegen Konſtantinopel. Siebzig Städte des morgenländiſchen Kaiſerthums wurden der Erde gleich gemacht. Brand und Blut bezeichnete überall den Weg des Siegers, und die aufſteigenden Flammen leuchteten bald mit ihrem fürchterlichen Schein bis in die Straßen der kaiſerlichen Reſidenz.

Konſtantinopel war durch unbezwingliche Mauern beſchützt und bot dem kaiſerlichen Hof einen ſichern Aufenthalt; allein auch die Natur ſchien zu dem großen Ereigniſſe der Zeit mitwirken zu wollen. Ein

gewaltiges Erdbeben vermehrte die Schrecken in der Kaiſerſtadt. Ganze Landſtrecken verſanken, das Meer entriß ſich ſeinen Ufern, Berge ſtürzten zuſammen. Konſtantinopel litt mehr, als die andern, weniger feſten Städte; acht und vierzig Mauerthürme fielen durch die Gewalt des Erdſtoßes, und die Oeffnung der Mauer hätte einem ſiegenden Heere ohne Widerſtand freien Einzug geboten. Man eilte zwar, die Feſtungswerke herzuſtellen; aber den Lehrern der Kirche galt dieſes Unglück als Zeichen des zürnenden Himmels, welcher beſchloſſen habe, die Stadt in die Hände fremdſprechender, abgöttiſcher Barbaren zu geben. Das Volk verlor den Muth. Theodoſius, verlaſſen von fremder Hülfe, welche die ſelbſtſüchtige Politik des abendländiſchen Kaiſerthums verſagte, und zu unkriegeriſch, um ein neues Heer aus ſeinen weiten Staaten zu ſammeln und dem Feind entgegen zu gehen, entſchloß ſich

zu einem demüthigenden Frieden mit Attila. Seine Bedingungen waren: Uebergabe eines langen, funfzehn Tagereiſen breiten Stück Landes an der Donau; Auszahlung von ſechstauſend Pfund Goldes, als Erſatz der Kriegeskoſten; Erhöhung des bisherigen jährlichen Tributs von ſiebenhundert Pfund Gold auf zweitauſend Pfund; unentgeldliche Zurückgabe aller gefangenen Hunnen, Loskaufung aller römiſchen Gefangenen um den Preis von zwölf Goldſtücken für den Kopf, und Auslieferung aller hunniſchen Flüchtlinge und Ueberläufer, ohne Hoffnung auf Begnadigung.

Leichter waren dieſe Bedingungen zugeſtanden, als erfüllt. Die Abgaben, durch welche Attila's Forderung befriedigt werden konnte, gingen ſparſam ein, und auf dem langen Wege, aus der Hand des Gebers bis in die Kaſſe des letzten Empfängers, ging der größte Theil der Summen

verloren. Ungeheure Erpreſſungen drückten daher das, durch den Reichthum der Günſtlinge verarmte Land, und die urväterliche Pracht alter Familien, der glänzende Schmuck der Frauen und das Bedürfniß der Armen, wurde öffentlich verkauft, um die Forderung des Ueberwinders zu befriedigen und dem ſchwachen Kaiſer Thron und Schätze zu erhalten. Drückender noch war die Auslieferung der Ueberläufer, welchen man Schutz verſprochen hatte, ohne ſie jetzt vor dem martervollen Schickſale, das ihrer bei Attila wartete, anders, als durch zuvorkommenden Tod, ſchützen zu können.

Das ganze Reich litt unter dieſer allgemeinen Noth. Die einzige Stadt Azimus verweigerte ihre Theilnahme an dem ſchimpflichen Frieden, wie an ſeinen Bedingungen. Seit dem Einfall der Hunnen hatte dieſe Stadt, ohne auswärtige Hülfe, bloß durch tapfere Entſchloſſenheit ihrer Einwohner,

der Verheerung des Feindes widerſtanden. Während die andern illyriſchen Feſtungen die Annäherung des Feindes, in träger Ruhe auf des Kaiſers Armeen hoffend, erwarteten, fielen die muthigen Azimunter aus ihrer Feſtung aus, und der, durch ſchnelle Tapferkeit und kluge Gewandtheit überraſchte Feind, mußte jedesmal der kleinern Zahl mit großen Verluſte weichen. Der Muth lockte die Muthigen in die Stadt, und den Verluſt im Gefecht erſetzten bald die Bewunderer des Sieges. So ward Azimus den Hunnen furchtbar, und die große Kaiſerſtadt der kleinen Grenzfeſtung entbehrlich.

Nach geſchloſſenem Frieden forderte Theodoſius von Azimus den Beitrag an Geld, und Attila die Auslieferung der Ueberläufer und Gefangenen. Beides verweigerten die Azimunter, ihr Recht zur Verweigerung durch kräftige Ausfälle auf die Hunnen beweiſend, die noch immer die

Stadt eingeſchloſſen hielten. Entrüſtet über den Widerſtand einer unbedeutenden Stadt, und müde, gegen ſie in unrühmlichem Kampfe zu ſtreiten, drohte Attila dem Theodoſius mit neuem Kriege, dafern er die Empörer in Azimus nicht zu ihrer Schuldigkeit anhalten würde. Der tief geſunkene Kaiſer ſah ſich nun genöthigt, Abgeſandte an die Azimunter zu ſchicken und dieſen, ſeinen eigenen Unterthanen, die Unterwerfung unter den Willen des Feindes anzubefehlen. Anatolius berief im Namen des Kaiſers die Bürger. „Wie mögt ihr es wagen, unbeſonnene Aufrührer, redete er ſie an, in dieſer Zeit ungeheurer Drangſale, die Noth zu vergrößern, unter welcher das Reich leidet, und das Gemüth eures Beherrſchers mit neuen Sorgen und neuer Betrübniß zu erfüllen? Mit welchem Recht entzieht ihr, Unterthanen, euch dem Willen und Beſchluß eures Kaiſers, den Frieden nicht erfüllend,

durch welchen seine Weisheit euch, wie sein ganzes bedrohtes Reich, vor den verheerenden Folgen des Krieges schützte, indem sie aus dem siegreichen Feind und Ueberwinder einen mächtigen Freund und Bundesgenossen sich erwarb? Euer Widerstand beleidigt die Majestät des Kaisers, eures Herrschers, und reizt den gerechten Zorn des Königs der Hunnen, eures Ueberwinders; von jenem habt ihr die Strafe des Gesetzes, von diesem die Rache, nach dem Rechte des Siegers, zu erwarten. Tollkühnheit, nicht Tapferkeit ist es, wenn ihr allein gegen die zahllosen Heere der Feinde einen unnützen Kampf beginnt; Empörung ist es, nicht Vertheidigung, wenn ihr, nach hergestelltem Frieden, die Waffen gegen ein Volk erhebt, dessen König mit eurem Herrn Freundschaftsbund und Frieden geschlossen hat. Wendet euch daher, ihr Bürger von Azimus, zu eurer Pflicht, eurem Herrn als treue Unterthanen gehor-

chend, und die Bedingungen des Friedens nach eurem Antheil willig und ſchnell erfüllend. Hoffet dann, bei thätig bezeugter Reue, die Verſchonung des ſiegreichen Helden, und des Kaiſers eigenſte Verwendung bei ihm für eure Sache und ſeine Verzeihung.“

Die Azimunter hörten Anatolius Vortrag mit der Ehrerbietung an, welche einem Abgeſandten ihres Kaiſers gebührte. Dann antwortete einer aus ihren Aelteſten: „Höre uns nun auch, Bote des großen Kaiſers, denn, weil du uns tadelſt, ſo gebührt uns die Rechtfertigung, und weil du forderſt, was wir nicht erfüllen können, die Widerlegung. Du begrüßeſt uns, Thraker, als Unterthanen des Kaiſers vom Orient. Wirf deine Blicke auf das Thrakiſche Land, und ſuche, außer Azimus, eine Stadt, in welcher es dir vergönnt iſt, zu Bürgern und Unterthanen deines Kaiſers zu ſprechen; ſuche

die Kette von festen Schlössern, welche Illyriens Grenze beschützten; und wenn du keine Spur von ihr aus der Verwüstung heraus findest: wessen Werk ist es, daß du hier in sichern Mauern auf deines Kaisers Eigenthum stehen und Tadelworte an uns richten darfst? Könntest du den Kaiser noch Gebieter von Azimus nennen, hätte Azimus ihm nicht selbst dieses Gebiet gegen die Angriffe der Barbaren erhalten? Schilt also unsern Widerstand nicht Empörung, denn nur durch jenen blieb Theodosius unser Kaiser; wir empören uns aber nicht gegen den Herrn, dessen Herrschaft wir uns erhalten, erkämpfen und vertheidigen. Eben so wenig nenne unsern, nicht unterstützten, Kampf tollkühn. Seit dem ersten Einfall der Barbaren standen wir, verlassen von jeder Hülfe, allein gegen den gemeinschaftlichen Feind; daß wir aber nicht erfolglos den Kampf bestanden, bekennt, rühmlicher als

unſer Wort, deine Geſandtſchaft an uns. Uns war der Feind an Zahl überlegen, aber nicht an Macht; und noch jetzt, in unſerer kleinen Schaar, lebt, unbeſiegt von den Barbaren, das Reich des Orients. Vernichte daher nicht ſelbſt, indem du dem Feind uns zu unterwerfen unternimmſt, deinem Kaiſer das Recht auf den Namen des Unüberwindlichen; von uns aber erwarte nicht, daß wir, unbeſiegte, dem Frieden eurer beſiegten Heere beiſtimmen und ſeine Bedingungen erfüllen ſollen. Allein haben wir geſtritten, allein werden wir auch den Streit enden; wir theilten eure Waffen nicht, ſo können wir auch nicht euren Frieden theilen. Unerhört wär' es aber, wenn die Sieger um Frieden bitten wollten. Im Kampfe nur ſind wir die erſten und eiferſüchtig auf den Vortritt; den Anfang der Friedensunterhandlung überlaſſen wir dem Feinde. Attila kennt unſer Schwert: wir werden ihm, wünſchte er es,

auch das Wort nicht verſagen.“ — So ſprachen die Azimunter, und Anatolius brachte ſorgenerfüllt dieſe Botſchaft zu dem Kaiſer und zu dem gefürchteten Helden. Attila erſtaunte, aber ſeine Entrüſtung wich bald der Bewunderung. Er entſchloß ſich, mit den muthigen Einwohnern von Azimus ſelbſt in Friedensunterhandlungen zu treten, und dieſe forderten als Bedingung der gegenſeitigen Einſtellung aller Feindſeligkeiten nichts, als die Zurückgabe zweier der Stadt gehörigen Hirten, welche die Hunnen zugleich mit ihren Heerden geraubt hatten. Attila bewilligte dieſes, und forderte dagegen die Auswechſelung der von den Azimuntern gefangenen Hunnen. Doch wenig fehlte, daß der Krieg von neuem ausgebrochen wäre, denn auf beiden Seiten behauptete man, die Gefangenen ſeien nicht mehr vorhanden. Müde des Streites mit der einzelnen Stadt, trat Attila in die Verſammlung der Bür-

ger. „Männer von Azimus, redete er sie an, ihr kennt Attila's Macht, euren Muth habt ihr meinem Volke und mir bewiesen. Ihr könnt dem Feinde widerstehen, aber niemals ihn vernichten: ich kann euch verheeren, aber nicht besiegen. Laßt uns daher, die wir den Frieden wollen müssen, nicht um die Bedingungen uns entzweien. Ihr fordert eure Hirten: sie sind gesucht, aber nicht gefunden. Sendet selbst Abgeordnete, sie zu suchen, in mein Lager, und überzeugt euch von der Wahrheit meiner Rede! Dann gebt mir eure Gefangenen aus meinem Volke zurück. Wollt ihr aber, stolz auf das Glück eurer Waffen, meinen gebotenen Frieden verschmähen, so hoffet nicht, daß Attila, der des Kriegesgottes Schwert führt, seinen Arm zu schwach fühle, euch zu vertilgen.“ — Die Azimunter antworteten ihm schnell mit besonnener Entschlossenheit: „Wir entziehen uns, o Attila, deinem Frieden nicht,

auch würden wir die Gefangenen deines Volkes dir nicht vorenthalten, wären ſie ſelbſt noch lebendig unter uns. Allein, mißtrauend jedem Feinde, iſt es Sitte bei uns, alle Gefangene und Flüchtlinge zu tödten. Ein gleiches widerfuhr den Männern, welche du von uns forderſt. Doch verlangen wir nicht, daß du unſerm Worte glaubeſt; auch trauen wir dem deinen nicht. Denn wir ſind Feinde und kämpfen billig gegen einander mit Gewalt oder Liſt. Aber der Götter Freundſchaft ſuchen wir Beide, und ſcheuen uns, ſie mit Betrug zu täuſchen, ob es uns auch Nutzen ſchaffe. Darum ſchwöre du uns bei deinen Göttern, daß du wahres Wort geſprochen haſt, ſo glauben wir dir, und ſichern dir unſer Wort gleicherweiſe mit den uns heiligen Eiden.“

Die Eide wurden nun gewechſelt. Die Azimunter führten dem Attila zwei aufgefundene Hunnen aus ihrer Gefangen

ſchaft zu, und von dem ſtolzen Hunnenkö-nig geachtet, ſtand Azimus, frei und unverſehrt, allein in dem weiten Felde der Verwüſtung.

Die Wahrſagerinn.

Manche Geſtalt, zu bethören die Sterbli-
chen, borget ſich Amor;
Fliehſt du den Freundlichen, bald hat
dich der Ernſte beſtrickt.
Frühlingsblumengefild' durchſchwärmet er,
lauſcht in der Wildniß
Felſengeklipp, durchſchifft länderumar-
mende Flut;
Goldenes Fürſtenpalaſts ſchönprangende Mar-
morumſäulung
Wählet der Mächtige, gleich binſenbe-
grünetem Dach.
Bald aus Vögelgeſang in dem Luſthain ruft
er die Menſchen,
Bald aus wildes Geklüfts Giftbaſilis-
kengeziſch.

Einſt, Amarante, o nimmer vergeſſ' ich es! lehrte des Gottes
Liebesgebot uns dumpf murmelnder Zauberinn Spruch.
Wunderberühmt weiſſagte ſie weit. Ihr war die Geſtirnbahn
Linienſchrift in der Hand waltendes Völkergeſchicks.
Blutiges Schlachtengewühl vorſchaute ſie: Königen fernher
Grauſenden Thronumſturz drohendes Todmeteor
Flammt ihr blaſſes Kometengeſtirn; umſprühender Lichtdocht
Häusliches Heerds Trübſal, Aftergeſchwätz und Verdruß.
Muthwill führte dich hin, mit der Schaar neugieriger Mädchen,
Liebesgeſchick zu erſpähn, künftiges Gatten Geſtalt,

Aus des Vergangenen Bild in des magi-
ſchen Dunkels Umhüllung:
Denn das Bekannteſte ſchaut gern in
dem Bilde der Menſch.
Aber es ſchreckte der Nacht weitſchattender,
dunkeler Mantel
Euch von den einſam, tief ruhenden
Straßen zurück,
Bis mit Betheurungswort unbrüchliches ewi-
ges Schweigens
Ihr zu begleitendem Schutz mich, den
Erwählten, geweiht.
Armumſchlungen, geſichterverhüllt mit den
ſchimmernden Tüchern,
Wandelten wir, ſchalkhaft lachten die
Mädchen des Streichs.
Sollt' ich beſchreiben den Weg, nicht gnügte
der Raum: an die Gäßchen
Reihten ſich Gäßchen, dem Stral tagen-
des Lichtes zu eng.

Endlicher ſchien, rauchſchwarz und berußt, die ſibylliſche Wohnung;
Tappend ſtolperten wir klappernde Stufen hinauf.
Gäſteverrathend erſcholl das Gebell lautlärmendes Schooßhunds;
Bald, öllampenerhellt, thaten die Pforten ſich auf.
Lächelnd winkte zum Tiſch die Bewohnerinn. Sitzend im Lehnſtuhl,
Goß ſie des Lieblingstranks taſſenbezeichnende Flut.
Mengte dem Waſſer, dem klardurchſichtigen, gallerndes Eiweis,
Legte mit ordnender Hand fertiges Kartengemiſch.
Rockenumhüllenden Flachs auflockernd, ballte ſie Kugeln,
Hochaufſteigende, fügt bräutlicher Finger die Glut.

Mäd-

Mädchengelüſt weiſſagte den Horchenden nun die Sibylle:
Günſtiger Buhlſchaft Glück, fälſchlichen Liebesverdacht,
Häusliche Ruhe dem blonden Gelock; braunringelndem Haupthaar
Fernherwinkendes Loos brautlicher Feierlichkeit;
Heimliches Kummers Troſt ſanftklagendem Lilienantlitz;
Nachtdurchſchwärmenden Tanz blühendem Roſengeſicht.
Doch dir gnügete nicht, Amarante, der täuſchende Wortſchwall;
Wahres Geſchicks Zukunft wollteſt im Bilde du ſchaun.
Flammendes Augsaufhob ſich die Zauberinn; zweifelbeleidigt
Zürnte ſie dir, und Verrath ſinnend, ergriff ſie die Hand,

Beugte die roſigen Finger zurück, purpurner Bezeichnung,
Auf alabaſternem Grund, zarte Gewinde zu ſchaun.
Götter, wie frech entweihte das niedliche Händchen der Unhold!
Zierlichen Grübchen verhieß laſtende Beutel der Spruch;
Purpurlinien, ehrendes Glück. Wahnſinnige Thorheit!
Stralender Sonne verheißt ſonnigen Stral der Prophet!
Ehrendes Glück, glückſeligen Ruhm ausſpendet die Schönheit,
Glücklich, welchem ſie naht, Himmliſchen gleich, wen ſie liebt!
Doch, nie hege der Menſch den vermeſſenen Wahn, zu beglücken,
Was zu beglücken die Welt gütige Götter geſandt.

Uebelverhehlt, aus finſterem Blick ſprach mit die Geſinnung;
Aber es drohte der Zorn mir chiromantiſcher Kunſt:
Meine Geſtalt ausſpähte die Zauberinn bald in dem Händchen,
Nicht zu verkennen, da ſcholl lautes Gelächter umher.
Schnell entzogſt du die Hand und erröthetеſt. Aber es ſtillte
Nichts der Sibylle Geſchwätz. Immer verfolgte ſie dich,
Drohend neuen Verrath dem enthüllten Liebesgeheimniß,
Weil der geheimeren Kunſt ſichere Macht du verkannt.
Nichts half läugnen, ſie zürnte darum mit erneueter Drohung;
Sollte ſie ſchweigen, beſtürmt mußteſt du Liebe geſtehn.

Auch mich drängte die Zornige nun zu dem Liebesbekenntniß;
Blöde verhaltenes Wort löste der glückliche Zwang.
Leicht, an den Anfangsschritt, den gewageten, schließt sich der Fortgang;
Bald, in der Lilienhand, las ich das süßeste Glück,
Las in dem freundlichen Aug willkommener Liebe Gestattung,
Küßte vom Purpurmund liebegewährendes Wort.
Dank chiromantischer Kunst, und dem Rachegelust der Prophetinn!
Also begünstige stets zürnenden Feind das Geschick!

Die Verſuchung.

I.

Unter Felſen ſaß der Sohn des Himmels,
Voll Begeiſtrung göttlicher Gedanken;
Fern von Menſchen und der Welt Getümmel,
Wollt' er hier das Göttliche vollenden,
Das allmächtig ihm den Geiſt erfüllte.
Vierzig Tage hatt' er in der Wildniß
Der Natur geheimen Gang erforſchet,
Vierzig Nächte hatt' er in Beſchauung
Des Unendlichen entzückt durchwachet,
Selten nur geſtärkt von kurzem Schlummer,
Spärlich nur von karger Koſt genähret,
Wie der Wüſte nie gepflügter Boden,
Wie des Felſen harter Grund ſie reichte.
Da verlangt ihn, mitten unter hohen

Großen Bildern der Natur, nach Speiſe,
Wie die Blume, ſtralend in des Thaues
Perlen ſich nach Regen dürſtend ſehnet.
Sieh, da trat zu ihm der Geiſt der Erde,
Sich des leichten Siegs voraus erfreuend,
Und er ſprach mit freundlich ſüßer Miene.
Wie, mein Lieber! muß der große Meiſter
Hier verſchmachten in der öden Wildniß?
Will die Gegend, die romantiſch große,
Nur die Augen, nicht den Geiſt ergetzen?
Wollen nicht die dicht verwachſnen Gründe,
Nicht des Waldſtroms wildempörte Fluten
Speiſe dem geweihten Sänger reichen?
Hier bewährt ſich, wen als wahren Meiſter
Und als Weiſen man mit Recht ſoll ehren!
Blicket dorthin, Freund, in jene Gegend,
Wo in hohem Gras und fettem Futter
Mühſam nur die ſchweren Rinder waten,
Wo des reifen Halms gebogne Aehren
Müde harren auf den Stahl des Schnitters,

Und im Garten ſich die ſtarken Aeſte
Fruchtbeladen erdwärts niederbeugen
Und der Arbeit ſüßen Lohn mir bieten.
Dort wird bleicher Mangel nie die Wohnung
Mit dem thät'gen Hausherrn läſtig theilen!
Iſt es nun mit eurer Kunſt und Weisheit
Etwas Großes; laßt uns Proben ſehen!
Schaffet Brot aus dieſen Steinen, pflüget
Dieſen Boden, bauet Klee und Futter,
Daß im Stalle ſich das Vieh ernähre,
Und es nicht auf Bergen unnütz kletternd
Seinen köſtlichſten Ertrag vergeude.
Legt die Art an jene hohen Eichen,
Daß ſie jungen Anwuchs nicht verhindern;
Pflanzt dann Bäumchen, die bei eurem Leben
Oft gefällt, euch immer Nutzen geben.
Nimmer müßt ihr dann, wie jetzo, darben,
Und gefüllt bleibt Scheune, Küche, Beutel.
Gütig blickt auf ihn der Sohn des Himmels,

Schaut dann in der Wälder heil'ges Dunkel,
Und auf wolkenhohe Fels-Coloſſen,
Und geſtärkt durch ſolchen Anblick ſpricht er:
Mehr iſt ja das Leben denn die Speiſe,
Und der Menſch lebt nicht allein von Brote!
Wo er nur des Ew'gen Bild erblicket,
Wo ihm Gottes mächt'ger Hauch begegnet,
Da iſt Nahrung für ſein inn'res Leben!
Höhnend ſchied von ihm der Geiſt der Erde.
Und der Sohn des Himmels blickte freudig
In die Gegend; und die ew'gen Bilder
Aller Weſen traten ſchön, wie Götter,
Vor die Augen des entzückten Sängers,
Und er ſang die ewigen Naturen.

2.

Wieder trat zu ihm der Geiſt der Erde,
Doch verändert an Geſtalt und Miene.
Freundlich ſprach er zu dem Sohn des Himmels:

Schön iſt's, junger Freund, von euch und löblich,
Daß ihr früh der Muſen Dienſt euch widmet.
Manches las ich ſchon von euch, was Feuer
Und Talent zur Dichtkunſt mir verrathen.
Doch, verzeiht! Zu hoch trägt euch der Flügel
Der Begeiſt'rung, daß der Menſchen Augen
Euch im unermeſſ'nen Blau verlieren.
Blickt nur ſelbſt herab, da, wo ihr meinet,
Daß des Tempels Zinne ihr erſtiegen,
Ob ihr wohl noch deutliche Begriffe
Seht in ſolchem ſchwindelnd tiefen Abgrund.
Seid ihr wirklich groß, ſo macht die Probe:
Laſſet euch herab von dieſer Höhe,
Löſt den Vers in Proſa, was Ideen
Stolz ihr nennt, zergliedert in Begriffe,
Werft auch weg poetiſche Verzierung,
Reim und Rhythmus und die Pracht der Worte.

Habt ihr dieſe Probe kühn beſtanden,
Dann wird man als Dichter euch verehren.
Darum laßt das allzuhohe Weſen;
Plattes liebt man, hocherhabnes langweilt:
Denn zum Ausruhn lieſt man, nicht zur Arbeit,
Und ihr leſ't ja ſelbſt im Buch geſchrieben:
Laſſet euer Licht vor Menſchen leuchten;
Iſt zu ſagen: ſchreibt, daß ſie's begreifen.

Lächelnd blickt auf ihn der Sohn des Himmels:
Wiederum — ſo ſpricht er — ſteht geſchrieben:
Nichts vernimmt der Menſch, der Ungeweihte,
Von dem Geiſte Gottes, Thorheit iſt's ihm;
Er begreift es nimmer, denn nur geiſtig
Wird der Geiſt vernommen und gerichtet.
Still ergrimmend ſchied der Geiſt der Erde,
Und der Sohn des Himmels blickte freudig

Zu den Sternen, und die ew'gen Lichter
Füllten ihm den Geiſt mit Himmelsklarheit,
Und er ſang des Geiſtes ew'ges Weſen.

3.

Und noch einmal trat der Geiſt der Erde
Vor den Sohn des Himmels, und er führt' ihn
Auf des hohen Thrones gold'ne Stufen,
Zeigt ihm machtverheißende Diplome,
Titel, Stern' und gold'ne Gnadenketten,
Und was ſonſt den eitlen Sinn erfreuet;
Sprach hoffärthig dann zum Sohn des Himmels:
Schaue hier der Herrlichkeiten Fülle;
Dieſes, und noch mehr, will ich dir geben,
So du meinem Dienſt allein dich weiheſt,
Meine Macht und meinen Ruhm nur preiſeſt,
Meinen Namen im Geſang verherrlichſt:
Denn die Menſchen lauſchen deinen Worten,
Und du ſprichſt zu ihrem Herzen mächtig.

Da ergrimmt im Geiſt der Sohn des
Himmels:
Weiche von mir — ſprach er — denn die
Geiſter
Meiner Bruſt empören ſich der Läſt'rung.
Nur dem Ewigen gebührt die Ehre,
Nur von ihm erglüht des Dichters Buſen!
Wild verließ ihn nun der Geiſt der Erde,
Und der Sohn des Himmels blickte ſehnend
Auf zum Vaterland, und ſel'ge Geiſter
Stiegen nieder, mit des Himmels Kränzen
Des erwählten Sängers Haupt zu ſchmücken.

Kleine Gedichte.

Skolien.

1.

Laß trübsinnigen Gram, sieh wie der Wald
grünende Wipfel hebt,
Schon aus südlichem Land nahet die Schaar
singender Vögel sich;
Selbst nun kränze das Haar, hebe das Aug'
froh zum Olymp empor,
Nur bei fröhlichem Sinn wohnet die Schaar
blühender Mädchen gern.

2.

Es blüht die hohe Linde
Vom Urvater gepflanzet;

Es blüht die dunkle Laube,
Im Lenz fröhlicher Jugend
Verborgnem Kuß geflochten;
Es breitet weit der Obſtbaum
Die vieljährigen Aeſte,
Und mehrt mit jedem Frühling
Die reiche Pracht der Blüthen,
Und jede Blüth' iſt Liebe.
Warum willſt du die Liebe,
Die ſüße Liebe meiden,
So lang' in Todesfeſſeln
Dir nicht die Glieder ſtarren?

3.

Einſt glüht' ich von Liebe zum Mädchen,
Doch ich fand ſie treulos;
Sie buhlte mit feurigen Knaben,
Mich beſchlich das Alter.
Da gab ich der Liebe den Abſchied,
Doch es ſchilt das Mädchen,

Denn ich buhle mit feurigen Weinen,
Gleich mit gleich vergeltend.

4.

Klaget dem Jüngling,
Welchen die ſchwarzen
Wilden Harpyien
Blühendes Lebens
Freuden entriſſen.
Nimmer begegnen
Nun in der Waldung
Heimlichem Dunkel
Mädchen der lieblichen
Göttergeſtalt.

Sonet.

Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde:
Zum Himmel kehrt es, wo es hergekommen,
Der niedern Erde wird es bald entnommen,
Daß mit dem Ew'gen es vereinigt werde.

Die Menſchen ſehn, mit trauriger Geberde,
Das Licht verlöſchen, welches kaum entglommen;
Doch haben ſie ein Troſteswort vernommen:
Dort heiligt, was Entzücken hier gewährte.

Vergebens flehn einſt heil'ge Lieb' und Wahrheit,
Am Tag des Weltgerichts den Zorn zu lindern,
Denn unter Menſchen konnten ſie nicht wohnen;

Das Schöne nur in unbefleckter Klarheit
Kann Mittler werden zwischen Gott und Sündern,
Drum eilt es hin, wo Lieb' und Wahrheit thronen.

Vergänglichkeit.

Freuden und Leid, abwechſelndes Loos ſchnell-
flüchtiges Lebens,
Wogen in buntem Gemiſch Götter den
Sterblichen zu.
Freue des farbigen Spiels ſich Jeglicher.
Alles verweht ſchnell,
Treu bleibt nimmer die Luſt, nimmer
der ſchmerzliche Gram.

Devisen.

Bücherballen.

Jahrlang ruhten wir still; jetzt gehn zum
Zerreißen wir schnell ab,
Nun zum Zerreißen die Zunft packender
Krämer uns sucht.

Zigeuner.

Wenn du schweigen kannst und ruhig tragen,
Wird kein Mensch dir Böses thun noch sagen.

Teufel.

Ihr meint, ich komm', um eure Seelen mir
zu fangen?
Ist doch nach keiner Mücke noch das Licht
gegangen!

Lindwurm.

Was stichst du mich Sankt Jörg? machst du
aus faulem Moor
Nicht beff'res Land, so wachs' ich grimm'ger
bald hervor.

Kannengießer.

Tadelt nicht die Heeresführer, denn sie thaten, was gebührt,
Niemals ward Armee und Bürger so von ihnen angeführt.

Schornsteinfeger.

Jauchzend steh' ich und sehe mich um auf oberstem Gipfel;
Doch, kaum hab' ich gejauchzt, muß ich zur Tiefe zurück.

Cicade.

Nicht die süßen melodischen Kehlen
Schützen die Lerchen vor schmählichem Tod;
Sollt' es Cicaden, die schrillenden, quälen,
Wenn ein gleiches Geschick sie bedroht?
Tief in dem Innern zu rühren die Seelen,
Keines Sterblichen Brust zu verfehlen,
Gab, begünstigend, nur Philomelen
Phöbus, der liedergewaltige Gott.

Cicaden.

Von

August Apel.

Zweites Bändchen.

Berlin.
Im Kunst- und Industrie-Comptoir.
1811.

Inhaltsverzeichniß.

Zweites Bändchen.

	Seite
Die Silfenbraut. 1806 - -	1
Curtius. 1809 - - -	49
Verluſt. 1806 - - -	67
Malvinas Fenſter. 1807 - -	70
Schmetterling. 1807 - -	72
Roſenkraut. 1807 - - -	73
Gewinn. 1807 - - -	74
Wahres Leben. 1807 - -	75
Bathyll. 1807 - - - -	76
Arkeſilas. 1807 - - -	77
An die Laute. 1807 - -	78
Lied. 1807 - - - -	79
Maria. 1807 - - -	81
Der Traum. 1807 - - -	101
Der Bach. 1807 - - -	141
Der Roſenbuſch. 1807 - -	142
Die Lampe. 1806 - - -	143
Beiſpiel. 1807 - - -	144
Heroſile. 1807 - - -	145
Lord William. 1807 - -	146

	Seite
Luna. 1805 - - - -	151
Morgenroth. 1806 - - -	155
Abendroth. 1806 - - -	159
Sehnſucht. 1806 - - -	162
Phyllis. 1806 - - -	163
Hymnus an Selene. 1808 - -	175
Der Klausner. 1806 - -	181
Die Krone. 1805 - - -	187
Sonnet. 1805 - - -	189
Serenate. 1807 - - -	191
Winterlandluſt. 1807 - -	192
Buchſtabenräthſel. 1808 - -	198
Lyra. 1807 - - - -	202
Geduld. 1807 - - -	205
Wechſel. 1806 - - -	210
Der Pantoffel. 1807 - -	211
Das Geſchlecht der Frommen. 1806	277
Päon der Korinther. 1807 - -	288
Erinnrung. 1807 - - -	292
Buchſtabenräthſel. 1807 - -	294
Lord Hereford. 1807 - -	295
Ständchen. 1807 - - -	299
Sermonen. 1807 - - -	501
Lucipe und Medoro. 1808 - -	531

Druck

Druckfehler

im zweiten Bändchen der Cicaden.

S. 54 Z. 5 statt: frohen Muths, lieſs: frohes Muths
— 61 letzte Zeile, st. vor, l. von.
— 68 Z. 1 st. rings, l. kühl.
— 70 — 6 st. rothen Granats, l. rothes Granats.
— 85 — 5 v. u. st. ehrfurchtsvoll, l. ehrfurchtvoll.
— 91 — 1 st. Sehnſuchtsvolle, l. Sehnſuchtvolle.
— 96 — 7 st. daß selig, l. deß selig.
— 127 — 10 st. Machanismus, l Mechanismus.
— 149 — 6 v. u. st. so ist's doch, seht dort, l. so ist's, doch seht dort.
— 161 — 5 st. glücklichen Tages, l. glücklicheſ Tages.
— 175 — 6 v. u. st. Okeanos' Weltumſtrömung, l. Okeanos' Weltſtrömung.
— 176 — 8 st. braunlockigen Abends, l. braunlockiges Abends.
— — — 11 st. gefildaufhellenden Augs, l. gefildaufhellendes Augs.
— — — 16 st. meerwogengenährten Sternheers, l. meerwogengenähretes Sternheers.
— 177 — 5 st. Schönambroſſchen, wolkenumschleierten, goldenen Haupthaars, l. Schönambroſſches, wolkenumschleiertes, goldenes Haupthaars.
— — — 5 st. Lichtscheu brütenden, l. Lichtscheu brütendes.

S. 178 Z. 3 st. Blütengefeierten Jahresbeginns, l. Blütengefeiertes Jahresbeginns.
— — — 9 st. Kraüterbegrüntem, l. Kraüterbegrünetem.
— — — 11 st. Nachtſinkenden Thau's, l. nachtſinkendes Thau's.
— 179 — 6 st. dumpfmurmelnden Zaubrers, l. dumpfmurmelndes Zaubrers.
— — — 2 v. u. st. Wehe, l. Wehn.
— 188 — 12 st. unſterblichen, l. unſterbliches.
— 194 — 13 st. eignen Laufs, l. eignes Laufs.
— 196 — 6 st. deutſchen Lands, l. deutſches Lands.
— — — 14 st. freundlichen Mahls, l freundliches Mahls.
— 203 — 3 st. Bacchus heiligen Widders, l. Bacchusheiliges Widders.
— — — 9 st. ſchaümenden Meers, l. ſchaümendes Meers.
— — — 13 st. buntfarbigen Meerthiers, l. buntfarbiges Meerthiers.
— — — 15 st. glückſeligen Volks, l. glückſeliges Volks.
— 204 — 4 st. Klarheithauchenden, l. klarheithauchendes.
— — — 6 st. kryſtallnen, l. kryſtallnes.
— 211 — 4 u. 22 st. Myrte, l. Myrto.
— 287 — 2 st. goldprangenden Bogens, l. goldprangendes Bogens.
— 288 — 6 st. fremdſprechenden Auslands, l. fremdſprechendes Auslands.
— — — 11 st. barbariſchen, l. barbariſches.
— — — 15 st. weißglänzenden Marmors, l. weisglänzendes Marmors.
— 289 — 1 st. hochflammenden, l. hochflammendes.
— 290 — 8 st. heimathlichen Sängers, l. heimathliches Sängers.

S. 290 Z. 6 ſt. lieblichen Getöns, l. liebliches Getöns.
— 291 — 5 ſt. hochwaltenden, l. hochwaltendes.
— 303 — 7 ſt. eingreifenden Sinns, l. eingreifendes Sinns.
— 304 — 13 ſt. eigenen, l. eigenes.
— — — 17 ſt durchdringenden Blicks, l. durchdringendes Blicks.
— 306 — 1 ſt. Klügelnden Sinns, l. Klügelndes Sinns.
— 310 — 13 ſt. geiſtblickenden, l. geiſtblickendes.
— 312 — 12 ſt. ſchlachtfeldentronnenen, l. ſchlachtfeldentronnenes.
— — — 14 ſt. zweideutigen, l. zweideutiges.
— — — 15 ſt. unkundigen Sinns, l unkundiges Sinns.
— 314 — 15 ſt. tiefen Bedachts, l. tiefes Bedachts.
— — — 18 ſt. aufſtehenden, l. aufſtehendes.
— 315 — 3 ſt. abweſenden, l. abweſendes.
— — — 5 ſt. ſtarrenden, l. ſtarrendes.
— 316 — 1 ſt. predigt, l. prediget.
— — — 13 ſt. Bühnebeſuchenden, l. Bühnebeſuchendes.
— 317 — 13 ſt. eigenen, l. eigenes.
— 321 — 1 ſt. Schreckensphantom, l. Schrekkenphantom.
— 322 — 11 ſt. beſchaueten, l. beſchauetes.
— 324 — 7 ſt. Scheelausblickenden, l. Scheelausblickendes.
— — — 9 ſt. Flammenden, l. Flammendes.
— 325 — 2 v. u. ſt.. prachtvollen, l. prachtvolles.
— 327 — 7 ſt. herrſchenden Zeitgeiſts, l. herrſchendes Zeitgeiſts.
— 329 — 11 ſt. finſtren, l. finſtres.
— — — 20 ſt. gewaltigen, l. gewaltiges.

Ueberhaupt hat ſich bei dem Drucke in dieſes zweite Bändchen, durch einen Mißverſtand, die fehlerhafte Endung des Genitivs der Adjektiven ohne Artikel in en faſt durchgehend eingeſchlichen. Der Verf. bittet die geneigten Leſer, in ſolchen Fällen überall die richtige Endung in es wiederherzuſtellen.

Die Silphenbraut.

Erzählung.

Es war ſchon ziemlich ſpät, an dem heiligen Sylveſterabend, als der Major Nordmann die durchgeleſenen Druckbogen ſorgfältig zuſammenlegte, und kopfſchüttelnd aus dem Fenſter ſah. Nun endlich . . ſagte er halbmürriſch, zog die Klingel, und brach dann ein großes Ohr in einen Bogen des rohen Buchs. Die muntere Geſellſchaft trat lachend und ſchäkernd in das Zimmer, die Damen legten ihre Pelze, und die Herren ihre Schlittſchuhe ab, indeß die Bedienten den Théetiſch am Kamine ordneten. Der Major wollte etwas ſchmälen, aber ſeine Tochter, die ſchöne Sophie, hüpfte ihm ſchmeichelnd entgegen. Der Abend iſt gar ſo ſchön, Väterchen — ſagte ſie — denken

Sie nur den prächtigen hellen Mondschein auf der spiegelnden Eisfläche, und die Bäume am Ufer, die alle wie Krystall flimmern vom Frost, ich hätte die ganze Nacht auf dem Eise bleiben mögen, man schwebt darauf hin, so frei und leicht wie Geister.

Weil du von Geistern sprichst — unterbrach sie der Major, und griff nach seinem Bogen. Doch Sophie ließ ihn nicht zum Worte kommen. Heißt denn das ein Sylvesterabend — rief sie, und sah sich überall im Zimmer um. — Da ist ja weder Lichter noch Kronleuchter, noch Notenpulte, noch Musikanten! Nein, Väterchen, Sie sprechen immer, daß Sie so viel auf die schöne alte Zeit halten, nun glaube ich davon kein Wort mehr! Sie sind ja der erste, der sich an den ehrwürdigen Gewohnheiten unserer Väter versündigt, und seinen leiblichen Kindern mit bösen Exempeln vorangeht.

Wie viel habe ich denn Kinder? Fräu-

lein Sittenrichterinn — fragte der Major, und drohte ihr lächelnd.

Zwei, gnädiger Papa, so viel mir bekannt ist — antwortete Sophie sich verneigend — Bruder Edmund und ihre gehorsame Tochter Sophie.

Die Schwester Sophie wird also mit ihrer Tanzlust sich gedulden, bis Bruder Edmund angekommen sein wird — erwiderte der Major.

Ach — sagte Sophie kläglich — das ist ja weit in's neue Jahr, bis zum Feste Epiphanias, oder der Erscheinung Christi!

Allerdings — versetzte der Major — aber bei der Erscheinung fällt mir ein ....

Und damit streckte er abermahls seine Hand nach dem Bogen mit dem Ohre aus, allein er mußte sie zum zweiten Mahle leer zurückziehen; denn die Gesellschaft war noch zu wenig in Ruhe gekommen, als daß die Rede des Majors hätte zu ihrem Ohre

dringen können. Er ſetzte ſich daher in ſeinem Lehnſtuhle feſt, und ſchien bloß mit ſeiner Théetaſſe und Pfeife beſchäftigt. Im Grunde aber lauerte er nur auf den Augenblick, wo das redende Orcheſter ſein vollſtimmiges Konverſations-Ritornell würde geſchloſſen haben, um ſchnell mit ſeiner Solo-Partie einzufallen.

Endlich erſchien der erſehnte Augenblick. Haben Sie ſchon — fing er an, um ſich des Momentes zu bemächtigen, und ſetzte nun erſt, während der Pauſe die er ſelbſt machte, ſeine Taſſe aus der Hand — haben Sie ſchon das neueſte Werk geleſen über meiner Frau Erſcheinung nach ihrem Tode? Das iſt wichtig — ſehr wichtig.

Haben denn die armen Pudel, Katzen und Kanarienvögel noch keine Ruhe im Grabe? — fragte Graf Julius.

Nein, nein, — erwiderte der Major — es iſt kein Scherz, es iſt Ernſt, vol-

ler Ernſt. Der Verfaſſer läugnet nun wol die Rückkehr der Todten, aber die Gemeinſchaft anderer Geiſter mit den Menſchen und ihre Erſcheinungen giebt er zu, und beweiſet ihre Möglichkeit mit ſehr wichtigen Gründen, die mich nun ganz überzeugt haben.

Der Graf lächelte. Hatte Sie Graf Gabalis noch nicht genug überzeugt? — fragte er in ſpöttelndem Tone.

O, der Graf ſpielt nur den Ungläubigen, rief Sophie — er weiß am beſten, wie er mit den Geiſtern ſteht. Wollen Sie es noch läugnen, daß die ſchöne verſchleierte Dame, die Sie auf dem Rückwege in ihren Schlitten nahmen, ohne ſie der Geſellſchaft vorzuſtellen — daß dieſes ſo eine Nixe oder Ondine war?

Sie vergeſſen, ſchöne Sophie — antwortete der Graf — daß die Ondinen jetzt

in ihrem Eispallaſte gefangen ſind, der Froſt feſſelt ſie mit kryſtallenen Ketten.

Oder eine Silphide, eine Salamandrine, oder ſo etwas — erwiderte Sophie. — Wo wär' ſie denn hingekommen? Nein, nein! der Kammerjunker von Allſtädt hat Recht, läugnen Sie es nur nicht länger.

Machen Sie meine Gemahlinn nicht eiferſüchtig — verſetzte der Graf — Silphiden ſind gefährliche Nebenbuhlerinnen.

Spotten Sie, wie Sie wollen — ſagte der etwas bejahrte Kammerjunker — daß es ſolche Geiſter giebt, das ſoll mir Niemand abſtreiten; denn ich habe ſelbſt mit meinen eigenen Augen die Silphide oder Salamandrine, was ſie ſein mochte, in dem Walde bei Roſenau geſehn.

Wär' es möglich! — fragte der Graf etwas verlegen — Sie können ſich getäuſcht haben, der Mondſchein bildet zuweilen ſonderbare Figuren in Wäldern.

Ich weiß, was ich ſage, und was ich geſehn habe, — erwiderte der Kammerjunker.

Des Grafen Verlegenheit wuchs ſichtbar, auch ſeine Gemahlinn ſchien aufmerkſam zu werden. Der Kammerjunker, dem dieſes nicht entging, behauptete immer zuverſichtlicher die Aehnlichkeit jenes Waldgeiſtes mit der verſchleierten Dame in des Grafen Eisſchlitten. Der Major war voll geſpannter Erwartung und avancirte mit ſeinem Armſtuhl gegen den Sitz des Kammerjunkers, während die Gräfinn dieſen mit komiſchem Ernſt beſchwor, ihr die nähern Aufſchlüſſe über jene Silphide nicht vorzuenthalten, die ſo nahe an ihrem väterlichen Schloſſe den Wald bewohnt habe. Der Kammerjunker ließ ſich einige Zeit bitten, endlich begann er:

Sie wiſſen, daß ich den Damen nichts

abſchlagen kann, Ihnen am wenigſten, ſchöne Gräfinn.

Aber rechnen Sie mir es auch nicht zu, wenn ich Dinge erwähnen muß, die Sie vielleicht nicht gern hören. Ich kam, wie Sie wiſſen, vor einiger Zeit öfters auf das Schloß Roſenau. Der Zweck meiner Beſuche wurde nicht erreicht — nun, laſſen Sie uns das vergeſſen, es that mir leid, aber ich erinnere mich doch immer noch gern an die vergnügten Tage. Da trug mich denn mein Weg oft durch das ſchöne Wäldchen unweit des Schloſſes; freilich die Straße führt nicht durch, aber der Weg iſt etwas näher und viel anmuthiger, als der gewöhnliche auf der Landſtraße. Furchtſam bin ich nicht, das weiß der Hof und die ganze Reſidenz, und ich bin vor dieſem wol mehrmahl durch gräulichere Forſte geritten, aber einmahl hatte ich doch in dem Wäldchen einen Schreck, der mir den Weg lange verleidete.

Ich reite ſo langſam in hellem Mondſchein, es war eine Nacht wie heute, nur wärmer verſteht ſich; denn es war im Monat Mai: auf einmahl ſeh' ich in der Ferne einen rothen Schimmer. Meinen Reitknecht hatte ich nicht bei mir, ich reite alſo ſelbſt ein Stückchen weiter in's Holz. Da ſteht, nicht weit von mir, ein Weib, von oben bis unten in einen rothen Schleier eingehüllt, darauf waren goldne Sterne und allerhand Zaubercharactere, und vor ihr kniet ein junger Menſch, der mir noch dazu bekannt ſchien, — den hatte die Hexe in ihr Netz gezogen.

War ſie denn ſo ſchön? — fragte die Gräfinn.

Was wollte ſie nicht? — fuhr der Kammerjunker fort — freilich alles durch Zauberei und Sinnenblendwerk. Mein Fuchs merkte es auch, der wurde ſcheu und brauſte gewaltig, daß ich ihn kaum halten konnte; denn das muß wahr ſein; die Thiere ſind

im Geiſtigen oft weit geſcheiter, als mancher Menſch. Ich wußte das und ließ ihm ſeinen Willen, da zog er aus in einer Strecke bis zu Hauſe, und das war gut; denn wer weiß, hätte es ſonſt den Unhold nicht auch nach mir gelüſtet, und wer einmahl in ſolchen Klauen iſt, dem ſei Gott gnädig! Nachher ritt ich lange nicht wieder durch den Wald. Endlich plagt mich doch einmahl die Neugier — denn das hab' ich immer gehört, wer einer ſolchen Hexe einmahl ins Geſicht geſehn hat, der kann hernach nicht mehr von ihr laſſen — und ich nehme meinen Weg wieder durch den Wald. Es war ſpäte Dämmerung, da hör' ich ſingen, ſo anlockend, ſo zart, wie die Sirenen ſollen geſungen haben. Singe du nur! locke du nur! — dacht' ich — mich ſollſt du nicht fangen. Endlich kam die Hexe ſelbſt durch die Büſche her, und hatte gar den Schleier aufgeſchlagen; weil ich ihr zu lange bleiben mochte. Wahr iſt es, ſo eine

exceſſive Schönheit habe ich in meinem Leben nicht geſehn.

Sie machen da den Damen ein artiges Kompliment — ſagte der Graf.

Ei was! — fuhr der Kammerjunker fort — was hilft ſolche Schönheit! Hören Sie nur weiter. Ich gebe meinem Fuchs die Sporen. Was thut ſie? Sie wirft den Schleier ab. Drückt' ich nun nicht die Augen zu, ſo war's um mich geſchehn; aber basta! Ich zog aus ventre à terre. Früh, wie die Sonne aufgeht, fällt mir aber ein, daß, wo ein Geſpenſt verſchwindet, oder etwas fallen läßt, da ſoll gewöhnlich ein Schatz liegen, alſo weil es Tag war, ſih' ich auf und reite wieder in mein Wäldchen. Nun hören Sie! Wie ich an den Ort komme, ich hatt' ihn genau gemerkt, es ſtand ein alter Wachholderbuſch da, da liegt der Schleier noch wie er gelegen hatte. Ich nicht faul, ſteige ab, da ſitzt ein altes Weib am Bu-

ſche, die keinen Zahn mehr im Munde und kein Haar mehr auf dem Kopfe hat, und wickelt mir den Schleier vor den Augen zuſammen. Das war meine Schöne! Nun hätte ſie ſingen und winken können, ſo viel ſie wollte, ich hätte den garſtigen Schatz nicht angeſehn, vielweniger angerührt.

Und die verſchleierte Dame auf dem Eiſe wäre ihr wirklich ähnlich geweſen? — fragte die Gräfinn ſich verwundernd.

Ich ſag' es Ihnen ja, — antwortete der Kammerjunker — wie ein Ei dem andern. Ich will nicht der Kammerjunker Allſtädt ſein, wenn ſie es nicht ſelbſt war. Fragen Sie nur den Grafen aufs Gewiſſen, der kennt ſie recht gut, und könnte uns viel von ihr erzählen.

Ich will meinen Gemahl durch meine Gegenwart nicht an Bekenntniſſen hinoern — verſetzte die Gräfinn — die ich vielleicht

zu hören nicht nöthig habe, und die Ihnen sehr interessant scheinen.

Mit diesen Worten stand sie auf und verließ die Gesellschaft. Alle waren bestürzt, der Major wollte ihr nachfolgen, aber Sophie hielt ihn zurück, und eilte schnell der Gräfinn selbst nach.

Ich könnte mich beleidigt finden, Herr von Allstädt — sagte der Graf — allein ich will den frohen Abend nicht stören. Sie sprechen nur halb unterrichtet über Dinge, welche ich einem freundschaftlichen Gespräche nicht würde vorenthalten haben. Ich habe nicht nöthig, irgend Jemand von meiner Liebe oder meinen Abentheuern Rechenschaft zu geben; aber eben so wenig habe ich Ursache mich ihrer zu schämen. Um Ihnen dieses zu beweisen, bekenne ich Ihnen jetzt freiwillig: ich selbst war der junge Mann, den Sie, Herr Kammerjunker, in dem Walde von Rosenau zu den Füßen der schönen Silphide

fanden, ich war der Glückliche, der die Liebe dieſes himmliſchen Weſens genoß, der in der Erinnerung an ſie noch jetzt ſeine höchſte Seligkeit findet, und der Sie jetzt auffordert, die Läſterungen, welche ſie ausgeſtoßen haben, zurückzunehmen, oder ſie mit dem Degen gegen mich zu beweiſen.

Alle drangen auf den erhitzten Grafen ein, und ſuchten ihn zu beſänftigen. Er fuhr ruhiger fort:

Ich verlange nichts Ungerechtes. Ich bin bereit, Ihnen mein Geheimniß zu enthüllen. Hören Sie die Geſchichte meiner Liebe zu dieſem himmliſchen Weſen, und dann urtheilen Sie ſelbſt, ob ich von meiner Foderung abgehn kann, ohne mich eines Verrathes an meiner Liebe ſchuldig zu machen, der mich ſelbſt in Ihren Augen entehren würde.

Freundchen, Freundchen — ſagte der Kammerjunker — wo denken Sie hin!

Wir

Wir werden uns nicht um eine Teufelsbraut ſchlagen.

Auch für die Teufelsbraut fodre ich Widerruf oder blutige Genugthuung — erwiderte der Graf.

Mein Gott! mein Gott! — rief der Kammerjunker — was die Liebe doch den Menſchen verblendet! Hätten Sie nur das Waldweib bei hellem Tageslichte geſehn wie ich!

Eben darum verlange ich das Bekenntniß, daß ſie am Tage ſo ſchön ſei, als in jener Nacht da Sie ſich fürchteten, von ihren Reizen geblendet zu werden — antwortete der Graf — oder der Degen entſcheidet.

Nun, wenn es ſein muß — verſetzte der Kammerjunker — aber bedenken Sie nur beſter Graf, durch alles Blutvergießen wird die alte Hexe doch nicht hübſcher, und bleibt bei Tage ein häßliches Scheuſal. Sie ſind von der Liebe geblendet, aber hören ſollten

Sie doch was Leute mit gesunden Sinnen sagen.

Der Major trat dazwischen und suchte die Streitenden zu versöhnen. Zugleich erinnerte er den Grafen, daß er auf jeden Fall Wort halten, und der Gesellschaft noch vor dem Duell seine Erfahrungen im Reiche der Elementargeister mittheilen müsse.

Der Graf erzählte nun.

Schon in meiner Kindheit — sprach er — hörte ich nichts lieber als Erzählungen und Mährchen von Geistern und Feen. Mein sehnlichster Wunsch war, eins von diesen wunderbaren Wesen im meinem Dienste zu haben, wär' es auch nur ein grüner Zwerg oder ein brauner Gnom oder Kobold. Es war mir dabei auch nicht sowohl um die Person eines solchen Dieners zu thun, als vielmehr um seine Dienste. Denn diese dachte ich mir um vieles prompter, als die der gewöhnlichen Dienstbothen, welche meine

Launen und Befehle nicht immer nach meinen Wünſchen reſpektirten. Dieſe kindiſche und zugleich herriſche Anſicht des Geiſterreichs machte indeſſen bald einer andern Platz. Jenes unruhige Sehnen, welches in jedem Menſchen den Uebergang aus der Kindheit in das Jünglingsalter begleitet, lenkte meine Wünſche von neuem nach dieſen unbekannten Regionen. Unter allen meinen Umgebungen und ſelbſt unter meinen bisherigen Wünſchen fand ſich nichts, was in jenem Zeitpunkte mich anziehen, oder das Gefühl meiner Sehnſucht hätte ſtillen können. So, verlaſſen von der Welt, die mich umgab, gewöhnte ich mich bald an die Hoffnung, daß aus jenem unbekannten Reiche überirdiſcher Weſen die Befriedigung meiner Wünſche kommen müſſe, die ich ſelbſt nur als ein dunkles Sehnen kannte nach etwas Beſſerm, als die Welt mir zeigte. Sind wir nicht durch unſer ganzes Leben geneigt,

die Befriedigung des Sehnens, welches uns über die Welt und das Leben erhebt, auch jenseit des Lebens und der Welt zu erwarten, und war es wol ein Wunder, daß ich für meine Sehnsucht ein Herabsteigen der Geister in meine Welt so zuversichtlich hoffte, wie der tiefe Denker das Hinaufschwingen seiner Natur in das Reich der Geister ahnet? Träume, und Fantasien, die nahe an den Traum gränzten, bestätigten meine Hoffnungen; mehr aber noch aus Büchern und Gesprächen, als aus eignem Gefühle hatte ich errathen, daß mein Sehnen Liebe hieß, und sein Gegenstand weibliche Schönheit. Liebe zog mich nun nach dem geheimnißvollen Reiche der Geister. Mein Ideal, das ich mit den glühendsten Farben mir ausmahlte, aber nie lebhaft, außer in Träumen erblickte, versuchte ich gar nicht auf der Welt zu finden, jede Berührung des Irdischen hätte es mir entheiligt, es mußte mehr

ſein als menſchlich, um die Glut meiner Liebe zu verdienen.

So hatte ich unter bloßen Träumen von Liebe mein zwanzigſtes Jahr erreicht. Ich war der einzige Sohn meines Vaters, und dieſer wünſchte, weil ſein Alter herannahte, mich bald verheirathet zu ſehn. Er veranſtaltete, von meiner Schweſter unterſtützt, unaufhörlich Gelegenheiten, mich mit den reizendſten Mädchen in Geſellſchaft zu bringen, allein, was ich auch Schönes ſah, es vermehrte nur meine Gleichgültigkeit, und wies mich immer von neuem und mit tieferer Sehnſucht zu der Geiſterwelt hin, in welcher allein mein Ideal leben konnte. An meinem zwanzigſten Geburtstage hatte aber mein Vater einen Hauptſturm auf mein Herz ausgedacht. Seit wenigen Wochen hatte der General Willamov, einer ſeiner älteſten Freunde, ſich in der Nähe unſres Schloſſes angekauft. Der Ruf von den außeror-

deutlichen Reizen ſeiner Tochter war vor ihm hergegangen, und mein Vater ſelbſt ſchilderte ihre Schönheit mit faſt jugendlicher Lebhaftigkeit. Es gelang ihm auch wirklich, meine ganze Neugierde zu erregen; denn weil ich nur ſo viel von jener Schönheit erfahren konnte, daß ſie alles, und ſelbſt das ernſte Alter meines Vaters, wie mit einem unwiderſtehlichen Zauber an ſich feſſelte, ſo bildete bloß meine Fantaſie an ihrer Geſtalt, und bildete ſie meinen Idealen nicht unähnlich. Ich wünſchte ſie zu ſehn, allein mein Vater ſpannte meine Neugierde noch mehr, indem er mir dieſe Schönheit nicht eher zeigen wollte, als bei einer Feſtlichkeit, die er zu meinem Geburtstage veranſtaltet hatte. Sein Plan wurde indeſſen vereitelt, denn dieſer Tag ſollte mir früher merkwürdig werden.

Ich ſaß in den warmen Vormittagsſtunden in einem einſamen Pavillon des Gartens, der mein Lieblingsaufenthalt war,

und überließ mich meinen Träumereien. Auf einmahl dünkt mich's, als ſtehe eine himmliſch ſchöne Geſtalt vor mir. Sie war in einen roſenfarbnen, mit goldnen Sternen überſäeten Schleier gehüllt, doch ſo leicht, daß ich den ganzen Umriß des göttlichen Körpers durchzuſehn glaubte. Ich zweifelte, ob ich wirklich wachte, und als ich mich beſann, war die Erſcheinung verſchwunden.

Daß ich die Geſtalt wirklich ſah, bürgt Ihnen mein Ehrenwort, doch dieſe Erſcheinung iſt nicht das Wunderbarſte in meiner Erzählung.

Ich war nun ſelig in der Ueberzeugung, daß meine Hoffnungen mehr waren als leere Träume, und beſchloß, mich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen, welche die Verbindung der Menſchen mit der Geiſterwelt lehren. Alle Bücher dieſer Art wurden ſogleich hervorgeſucht, und ich fing meine Studien ſo ernſtlich an, daß man mich eini-

ge Mahl rufen mußte, eh' ich mich zu dem Ball einfand, den mein Vater mir zu Ehren angeſtellt hatte. Aurora — ſo hieß nämlich die gerühmte Schönheit, die ich jetzt, wie Ihnen bekannt iſt, ſo glücklich bin meine Gemahlinn zu nennen. — Aurora hätte noch tauſendmahl liebenswürdiger ſein können, als ſie wirklich an jenem Tage war, ich hätte ſie doch nicht bemerkt, denn meine ganze Fantaſie war auf die verſchleierte Erſcheinung im Pavillon gerichtet, und arbeitete bloß im Zuſammenfaſſen des zu ſchnell vorübergegangenen Bildes. Ich ward nicht ruhig, bis der Ball geendigt war, und ich in der Einſamkeit meines Zimmers das geliebte Bild wieder ungeſtört in meiner Fantaſie bewegen konnte.

Mein Vater hatte zwar ſeinen Zweck für dieſen Tag verfehlt, aber der Plan war ihm zu lieb geworden, als daß er ihn nach dem erſten mißlungenen Verſuche hätte auf-

geben ſollen. Wenig Tage waren vorüber, als wir eine Einladung vom General auf das Schloß Roſenau erhielten. Der Tag verging unter mannigfaltigen abwechſelnden Vergnügen, und am Abend wollte der General meinen Vater durchaus nicht mit den andern Gäſten fortlaſſen, er mußte ſich entſchlieſſen die Nacht bei ihm zuzubringen. Ich ſollte indeſſen allein nach unſerm Schloß zurückkehren, damit ſeine Abweſenheit nicht unnöthige Beſorgniß dort verurſachen möchte. Den Umweg zu vermeiden, ließ ich meinen Wagen auf der Straße bis an den Ausgang des Ihnen bekannten Wäldchens voraus fahren, und ging in der Nacht zu Fuß den kurzen und angenehmen Holzweg. Kaum war ich einige hundert Schritte gegangen, als ich Klänge hörte, wie von einer Aeolsharfe, doch ward ich nirgends etwas gewahr, wovon dieſe Töne hätten ausgehen können. Indem ich aber um mich blickte, ſah ich die

himmliſche Silphidengeſtalt in roſenfarbnen Sternſchleier gehüllt, nicht weit von mir in dem Walde ſtehen, und die Klänge umſchwebten ſie wie eine unſichtbare Glorie von Himmelsharmonien.

Ja, Ja! — unterbrach der Kammerjunker die Erzählung — gerade ſo habe ich ſie geſehen, in der Nacht nämlich.

Um ſo eher werden Sie mir Glauben beimeſſen — fuhr der Graf fort —. Ich ſtand ſtumm vor Erſtaunen und Entzücken, und wußte nicht, ob ich wagen dürfte mich ihr zu nahen. Da hob ſie winkend den Arm, und ich eilte durch die Büſche, um mich vor der Göttlichen niederzuwerfen, aber ſie ſchwebte tiefer in den Wald, ich arbeitete mich mühſam durch das Geſträuch, endlich ſtand ſie unter einer blühenden Linde ſtill. Ich ſank ſtumm vor ihr nieder. Haſt du noch nie geliebt, Julius? fragte ſie, und ich glaubte in ihrem Ton die Melodien des

Himmels zu hören. So lange ich empfinde, hab' ich dich geliebt, war meine Antwort, aber in dieſem Augenblick erſt weiß ich es, bei deinem Anblick wird mir klar, was ich nie zu nennen wußte. — Doch, ich will Sie nicht mit dem Einerlei der erſten Liebesgeſpräche aufhalten. Verſicherungen und Schwüre ewiger Liebe wurden von mir verſchwendet, ich war unendlich ſelig, wiewol meine Geliebte mir nicht erlaubt hatte, ihr ſchönes Geſicht ohne Schleier zu ſehn, ich begehrte nichts, das Gefühl zu lieben und die Nähe der Geliebten erfüllte mein ganzes Herz und ſtillte alle meine Wünſche. — Endlich befahl ſie mir, mich zu entfernen. So lange deine Liebe wie dein Herz rein bleibt, — ſagte ſie zum Abſchied, — ſo lange wirſt du immer hier in der Nacht beim Scheine des Mondes mich finden, aber hüte dich vor Leichtſinn. Der leiſeſte Verrath deines Glükkes entreißt es dir auf immer.

Mein Glück war nun ohne Gränzen. Unter dem Scheine, als zög' mich Aurora nach Rosenau, konnte ich, so oft ich wollte, ungestört meine himmlische Geliebte sehen. Aber mit dem Lichte des Monds verdunkelte sich auch der Schimmer meines Glückes. Wir müssen nun scheiden, sagte sie in einer Nacht mit betrübter Stimme. Bis das erste Viertel des Mondlichtes wieder die weissen Stämme der Birken beleuchtet, wirst du mich nicht finden — wirst du mich aber hernach wieder suchen? Ich betheuerte ihr von neuem die feurigste Liebe, und zum ersten Mahle schlug sie ihren Sternschleier etwas zurück, und erlaubte mir zum Abschied ihre Lippen zu küssen. Lange noch sah ich ihr nach, als sie in den Wald verschwunden war, und verwünschte das Geschick, das das Glück meiner Liebe an den Wechsel des Mondes knüpfte.

Ich durfte nun zwar die Geliebte nicht

mehr in dem Walde erwarten, dennoch trieb mich die Liebe noch immer auf den gewohnten Weg nach Roſenau. Die glücklichen Stunden der Nacht, welche mich auf dem Rückwege erwarteten, hatten mich ſonſt in einem fröhlichen Taumel über alles wegblikken laſſen. Jetzt, da zwiſchen mir und meiner Hoffnung ein Zeitraum von vielen Tagen ſtand, fing die Gegenwart an meine Aufmerkſamkeit an ſich zu ziehn, Aurora kam mir ſo wohlwollend entgegen, ſie behandelte meine Schwermuth, mit welcher meine andern Bekannten mich oft neckten, mit ſoviel Schonung, daß ſie mir bald in Roſenau unentbehrlich wurde. Es fehlte mir etwas, wenn ſie ein Geſchäft oder ein Beſuch entfernt hielt, und nur wenn ſie zu der Geſellſchaft kam, konnte ich meine Silphide einige Augenblicke vergeſſen, und das Vergnügen der Geſellſchaft theilen. Dann ruhte auch mein Blick oft mit Wohlgefallen auf Aurora's

reizender Geſtalt, welche mir das geliebte Bild meiner angebeteten Göttinn in die Erinnerung zauberte, wie der Duft eines Veilchens das Bild des ganzen blühenden Frühlings lieblich hervorruft.

Mein Vater ſchöpfte neue Hoffnung, und leitete oft mit mir ein Geſpräch über Auroren und eine Verbindung zwiſchen mir und der Tochter ſeines beſten Freundes ein, aber ſo wenig ich auch im Stande war meine Neigung zu Auroren mir ſelbſt zu verbergen, ſo ernſtlich widerſetzte ich mich doch ſeinen Plänen. Dieſe Neigung — ſo überredete ich mich — war noch ganz Geheimniß meines eignen Herzens, es ſtand durchaus noch in meiner Gewalt ſie ſo in den Grenzen bloßer Freundſchaft zu halten, daß ſelbſt meine Geliebte darüber nicht zürnen konnte. Dieſe beſaß einzig meine Liebe und Treue, Aurora nur meine Freundſchaft mit der zarteren Aufmerkſamkeit

verbunden, welche ihr Geſchlecht foderte. So konnte mein Verhältniß zu beiden beſtehn, aber durch eine Verbindung mit Auroren war die Treue gebrochen und die Geliebte für mich verloren.

Mit dieſen und ähnlichen Sophismen täuſchte ich mich ſelbſt. Je mehr ich Auroren mich näherte, je mehr meine Neigung zu ihr wuchs, deſto mehr ſuchte und fand ich Aehnlichkeiten zwiſchen ihr und meiner ätheriſchen Geliebten, ja, endlich ſchien ſie mir ganz ihr eignes Abbild zu ſein, nur der himmliſchen Glorie entäußert und in eine mehr körperliche Hülle gekleidet. Meine Liebe zu ihr rechtfertigte ſich täglich mehr vor meiner Treue, denn wenn man das ähnliche Bild der Geliebten in lebloſen Farben anbetet, was iſt natürlicher, als die lebendigen Formen zu lieben, in welcher die Geſtalt der Geliebten bildlich erſcheint?

Der Neumond war indeſſen vorüber,

und die ſchmale Mondſichel fing an ſich mit Licht zu füllen. Meine Sehnſucht nach den glücklichen Abenden in dem Walde, war zwar weniger ſchmerzlich, ſeit ich in Auroren das Bild meiner Geliebten ſah, doch erloſchen war ſie nicht. In Gegentheil entflammte die Schönheit, welche ich an Auroren bewunderte, meine Fantaſie auf eine neue Weiſe, und der Gedanke an die hohen Reize der Geliebten, welche ſelbſt Aurorens Schönheit überſtrahlen würden, erfüllte mich mit unendlichem Verlangen nach ihrem Anblick und mit Erwartung eines überirdiſchen Glückes in ihrer Nähe. So war mein Weſen auf eine wunderbare Weiſe getheilt. Mein Herz war an Auroren gefeſſelt, deren ſanfte Liebenswürdigkeit mich immer unwiderſtehlicher an ſich zog; meine Fantaſie ſtrebte der hohen himmliſchen Schönheit entgegen, die von der göttlichen Silphengeſtalt mir entgegenſtrahlte. Ich

ſchwelgte

ſchwelgte im Gefühl meines Glücks, wenn ich einſam meine Lage überblickte; denn der Himmel und die Erde bot mir, jedes ſeine ſchönſte Seligkeit; aber jede Entſcheidung und jeder Beſitz vernichtete mein Glück. Meine Liebe mußte mir ſelbſt ein Räthſel bleiben, ich durfte, wie die Pſyche des ſinnvollen Mährchens, nicht einmal forſchen, ob mein Eros göttlicher oder ſterblicher Natur ſei, wenn ich ihn nicht verlieren, und entweder die Ruhe meines Herzens, oder das Glück meiner Phantaſie zerſtören ſollte. Gleichwohl ſehnte ich mich unaufhörlich nach dem hellern Lichte des Mondes, das mir mein Glück verkündigte, und ſuchte zugleich Aurorens Nähe, ſo gefährlich ich ſie auch ſelbſt für mein himmliſches Glück hielt!

An einem Abend, als mein Blick ſehnend an der ſinkenden Mondſichel hing, fand ich Auroren einſam in einer blühen-

den Laube des Gartens. Faſt noch nie hatte ſie mir ſo ſchön, ſo unwiderſtehlich reizend geſchienen, als dieſen Abend. Ich ſetzte mich neben ſie in die Laube, ſie war ſonderbar weich geſtimmt, und es kam mir vor, als blickte ſie durch glänzende Thränen nach dem Mond, der ſich in feurig glühendem Licht gegen den Horizont neigte und dort ſinkend über dem fernen See ſchwebte. Der Abendwind ſtreifte über die Saiten ihrer Guitarre, und ein leiſes Flüſtern tönte dem ſinkenden Lichte nach. Aurora griff nach dem Inſtrumente und ſtand auf. Laſſen Sie uns gehn — ſagte ſie — der Mond geht unter. Ich bat ſie zu bleiben und zeigte auf den Mond. Sehen Sie, ſagte ich — wie er ſich vom Himmel ſeinem zitternden Bilde in dem Waſſerſpiegel zuneigt, bald wird er es küſſend berühren, jetzt ..... Er berührt es — ſagte ſie ſinnend — und die Nacht wird ſchwärzer. — Um ſo heller

glänzen über uns die Sterne! rief ich, und zog ſie bittend neben mich auf den Sitz. Sie ſträubte ſich etwas, aber ein geſtatteter Kuß verſicherte mich bald ihrer Vergebung.

Sie blieb; das ruhige Dunkel, das leiſe Flüſtern des Abendwindes und der geheimnißvolle Duft, der in ſtillen Harmonieen über den küſſenden Blumen ſchwebte, jeder Zauber der Nacht beſtürmte mich, und wiegte meine Sinne in einen entzückenden Taumel. Bewußtlos entfloh das Geſtändniß der Liebe meinen Lippen, und Aurora gab mir das Wort ihrer Gegenliebe. Arm in Arm gingen wir aus dem Garten zurück, beide Väter laſen in unſern Blicken, was wir in Worten nicht wagten auszuſprechen, und dieſer Abend knüpfte mich mit unauflöslichen Banden an Auroren.

Gott ſei Dank — unterbrach ihn der Kammerjunker — daß Sie noch bei Zei-

ten in Sich gegangen ſind! Nun ſahen Sie doch das Waldweib nicht wieder?

Hören Sie weiter — fuhr der Graf fort. — Mit der Beſinnung ergriff mich auch die Reue. Der Rauſch eines Augenblickes hatte mich um mein ſüßeſtes Glück gebracht. Ich war der Verzweiflung nahe. Jetzt ſuchte ich durch das Gefühl von Aurora's Liebe meinen Schmerz zu betäuben, jetzt floh ich meine Braut, wie meinen böſen Geiſt, um durch Reue die Geliebte zu verſöhnen. Das Mondesviertel war noch nicht gefüllt, aber jede Nacht war ich in dem Walde, und hoffte auf die himmliſche Erſcheinung. Vergebens! Jetzt prangte die Hälfte der Mondſcheibe im hellſten Licht, aber noch immer ſah mich ihr Schein einſam im Walde. Vergebens flüchtete ich zu geheimnißvollen Mitteln, vergebens fragte ich die Sterne und ſuchte in den Sternbildern des Schleiers die Hiero-

glyphe zu finden, deren Löſung mir vielleicht das Mittel zum Beſitz der Geliebten zeigen würde; — ſie erſchien nicht. Schon füllte ſich der Kreis des Mondes, ſchon bereitete man im Schloſſe meine Vermählung mit Auroren, und noch erſchien mir die Geliebte nicht. Endlich, als faſt alle Hoffnung von mir gewichen war, erklangen in einer Nacht die bekannten Töne; ſie riefen mich in den Wald, und ich ſah meine ſchöne Verhüllte, unter der bekannten Linde, auf bunten Wieſenblumen ſchlummern. Sie erhob ſich, als ich mich ihr näherte, und, wie himmliſch reizend, wie unendlich Auroren an erhabner Schönheit überſtrahlend ſtand ſie vor mir, im verklärenden Schimmer des Mondes! Gütig, wie ſonſt, ſprach ſie zu mir, kein ferner Schein eines Vorwurfs erinnerte mich an meine Untreue, aber ihr Schleier öffnete ſich nicht, und ich wagte es nicht, um die kleinſte Gunſt zu bitten. Endlich, als ſie

ſich zum Abſchied bereitete, fragte ich ſie ſchüchtern, warum ſie erſt nach ſo langem vergeblichen Warten ſich von mir habe finden laſſen? — Sie ſchien ernſter zu werden. Bald — ſprach ſie — kannſt du mich nicht mehr ſehn. Wer die Gattinn gewählt hat, iſt an das Haus gebunden, du wirſt meine Erſcheinung in den Wäldern nicht mehr ſuchen; aber, wenn du mich liebſt, ſo vergiß in den Armen deiner Gattinn die Nächte in dieſem Walde nicht; vergiß die Sehnſucht nicht, mit welcher du meiner Erſcheinung entgegen ſaheſt! Nur in dieſer Hoffnung kann ich ohne Schmerz mich von dir trennen.

Da haben Sie die Satansränke — rief der Kammerjunker — ſehen Sie nun, wie der Feind nur Zwietracht zwiſchen Sie und die Gräfinn ſäen wollte? Vergiß die Nächte nicht! — Nein vergeſſen ſollten Sie die Hexe, und täglich beim Morgen- und Abendgebet um Kräfte dazu bitten.

Ein weiſer Rath — verſetzte der Graf lächelnd, — nur war ich damals etwas zu ſehr von der Schönheit meiner Geliebten entzündet. Ich beſchwor ſie, mich nicht zu verlaſſen; ich gab ihr die heiligſten Eide der Treue, wollte Auroren nie wieder ſehen, ihr auf immer entſagen — aber ſie blieb unbeweglich. Mein Schickſal beſtimmt es ſo — ſagte ſie — du ſelbſt wirſt einſt zu tieferer Einſicht gelangen, und über deine Wünſche lächeln, wie der Mann über die Träume ſeiner Kindheit. O Göttliche! — rief ich begeiſtert — kannſt du die Decke von meinen Augen heben, kannſt du die Hieroglyphen mir enthüllen, die deine himmliſche Natur mir noch im geheimnißvollen Schleier verbergen, ſo beſchwöre ich dich, löſe mir dieſe Geheimniſſe und laß mich dich und deine Welt in reiner, unverhüllter Geſtalt ſehn, wie du ſelbſt mit himmliſchem Auge ſie erblickſt! — Du wirſt die Löſung finden,

antwortete ſie, und ſchwebte tiefer in den Wald.

Erſt am Tage vor meiner Vermählung erſchien mir die Geliebte wieder. Wir ſehn uns zum letztenmale — ſprach ſie — wirſt du mich nicht vergeſſen? — Ich wiederholte meine Betheuerungen und zugleich meine Bitten. Willſt du ohne ein Pfand deiner Liebe von mir ſcheiden? — fragte ich wehmüthig. — Soll ich nicht einmal zuvor dein Angeſicht ohne Hülle erblicken? Du verſprachſt mir, die Geheimniſſe zu löſen und den Sinn dieſer Hieroglyphen zu enthüllen, die, wie eine dunkle Nacht, ſich zwiſchen dich und mich ſtellen. Vernichte dieſen Zauber, Göttliche, und ſcheide nicht von mir, ohne mir den Talisman zu laſſen, mit dem ich die mächtige Scheidewand zwiſchen uns durchbrechen kann! Was wäre mir das Leben, wenn du mir die Hoffnung daraus nähmeſt,

dich wiederzuſehn! — Sie ſchwieg einige Augenblicke. — Ich erfülle — ſprach ſie dann — deinen Wunſch, eh' ich dir den Scheidekuß gebe. — Damit verſchwand ſie vor meinen Augen in den Wald.

Die Hoffnung, meine Geliebte noch einmal zu ſehen, war es allein, was mich an meinem Vermählungstage noch aufrecht erhielt. Meine Braut bezauberte alle, die ſie ſahen; ich allein ging wie ein Träumender, ohne auf ſie zu achten. Der Abend kam. Der Mond und alle Sterne ſprachen zu mir von meinem ſchnell dahingeſchwundenen Glück, und meine Hoffnung ſank, je näher die Zeit rückte, in welcher ſonſt die Geliebte mir ſich zeigte. Ich entzog mich den Neckereien der Gäſte und ſehnte mich nach einigen einſamen Minuten; aber Aurora's zärtliche Beſorgtheit führte ſie mir nach. Wir traten in das für uns bereitete

Zimmer; ſie bat mich dringend, einige Augenblicke mich durch Ruhe zu erholen, und wollte meine Farbe bläſſer als gewöhnlich finden. Ich mußte ihren Bitten nachgeben, und in der peinlichſten Unruhe warf ich mich halb entkleidet auf das Bett, während ſie in ein Nebenzimmer trat, um ihren Brautſchmuck abzulegen.

Kaum war ich einige Minuten allein, ſo tönten die mir wohlbekannten leiſen Klänge um mich, und, wie ich aufblicke, ſteht meine geliebte Silphide in himmliſcher Schönheit vor mir. Ich ſtrecke die Arme nach ihr aus; ſie ſinkt an meine Seite, der roſenfarbene Schleier mit den magiſchen Sternbildern wich zurück und — die ſchönſte Hieroglyphe war mir enthüllt. Alle Räthſel waren gelöſet, und ich war ſeliger, als meine kühnſten Träume jemals geahndet hatten.

Ei, Herr Graf — fiel der Kammer-

junker ein — das ſind Märchen; ſo müſſen Sie verſtändigen Leuten nicht kommen! Da ſollten Sie mir nicht ſo geſund hier ſizzen, wenn Sie mit ſo Einer auf einem ſolchen Fuß geweſen wären!

Zweifeln Sie an meinen Worten? — rief der Graf etwas beleidigt.

Nun — erwiderte der Kammerjunker — freilich, was das Auge ſieht, glaubt das Herz! — wenn ich es ſehe. . . .

So glauben Sie Ihren Augen und widerrufen Sie — rief der Graf.

Indem ſchwebte eine ſchlanke weibliche Geſtalt in einem roſenfarbenen Kleide, mit Sternen überſäet, in das Zimmer und näherte ſich dem Kammerjunker, der zitternd und bebend ſich retirirte und in ſeiner Angſt einmal über das andere ausrief: Ja, ja! das iſt ſie leibhaftig! das iſt die leibhafte

Silphide von Rosenau. — Alle sahen voll Verwunderung den Grafen und die fremde Gestalt an.

Sie sehn meine Silphide — sprach der Graf und umarmte die Verschleierte — So stand sie vor mir, und als ihr Schleier sich theilte, erkannte ich — meine Aurora, die neben meinem Herzen auch meine Fantasie erobert, und mich so von allen Seiten und auf immer an sich gefesselt hatte.

Der Graf entschleierte bei diesen Worten seine Gemalin. Der Kammerjunker wollte sich durch den Scherz beleidigt finden, aber der Graf umarmte ihn lächelnd. Statt der Genugthuung — sprach er — können Sie mich nun nach Herzenslust auslachen; denn Sie können nicht fester an die Silphide von Rosenau geglaubt haben, als ich, der die Gelegenheit weit näher hatte, ihre Natur zu untersuchen. Das werden

Sie mir nun aber ohne Schwertſchlag zugeben, daß meine kleine Teufelsbraut bei Sonnenlicht nicht häßlicher iſt, als bei Mondſchein, und daß ich ihr zahnloſes Mütterchen am Wachholderbuſch verdiente, wenn ich für meine Silphide nicht auf Blut und Leben kämpfte.

Nun, weil Sie auch angeführt worden ſind — ſagte der Kammerjunker noch halb ärgerlich — ſo will ich mir dießmal den Spaß gefallen laſſen. Das hätte ich wiſſen ſollen, Frau Gräfinn, als Sie im Walde den Schleier abwarfen. Da wären Sie mir nicht ſo weggekommen! — Aber ſagen Sie mir doch, waren Sie denn auch die fremde Schlittendame?

Die der Roſenauer Silphide ſo ähnlich iſt, wie ein Ei dem andern? — erwiderte die Gräfinn. — Nun vergleichen Sie ſelbſt!

Sie ſchlug in die Hände. Da öffnete

ſich eine Seitenthüre und Edmund, von Sophien geführt, trat mit der fremden Dame an der Hand herein. Der Major wollte kaum ſeinen Augen trauen, als ſein Sohn ihn umarmte, und ihm in ſeiner Begleiterinn des Grafen Julius Schweſter und ſeine Braut vorſtellte.

Ich konnte — ſprach Edmund zu ihm — mir die Freude nicht verſagen, Sie noch zum Jahreswechſel mit meiner Braut zu überraſchen. Wir nahmen die mondhellen Nächte zu Hülfe; allein bald wäre die Sache noch in dem nächſten Dorfe, wo wir dieſe muntre Geſellſchaft antrafen, verrathen worden. Der Graf fuhr deswegen ſeine Schweſter auf dem Eisſchlitten voraus, und ich machte den Weg allein auf der Straße. Schweſter Sophie konnte ſich dieſe Gelegenheit nicht entgehen laſſen, die Ueberraſchung noch mit Scherzen von ihrer Erfin-

dung auszuſchmücken, ſonſt wär' ich ſchon längſt mit meiner Braut hereingetreten.

Soll ich nun die Lichter anbrennen und die Muſikanten aufſpielen laſſen, weil Bruder Edmund doch nun einmal da iſt? — fragte Sophie.

Es iſt dir ſchon recht — antwortete der Major — daß dein Späßchen und dein Verſteckenſpielen dich um den Tanz bringt, ſo gehſt du doch nicht allein ungeneckt aus.

Ei, was wär' denn ein Sylveſterabend ohne Tanz — rief Sophie — und noch dazu in Gegenwart einer Braut! Es lebe das neue Brautpaar!

Auf dieſes Zeichen öffneten ſich die Thüren eines erleuchteten Saales, aus welchem die Pauken und Trompeten in den Glückwunſch kräftig einſtimmten. An das trillernde Trompetenfinale ſchloß ſich ein raſcher

Walzer, und die Gesellschaft tanzte zum Zimmer hinaus.

Die Weiber haben uns alle angeführt — sagte der Major, der mit dem Kammerjunker den Zug langsam beschloß — und wenn sie es einmal darauf anlegen, so ist jeder Tag Sylvestertag.

Curtius.

Ballade.

Bezwungen iſt der Feinde Macht;
Rom's Adler ſchwingt die ſtarken Flügel,
Aus Trümmern ſteigt auf jedem Hügel
Weitſchimmernder Palläſte Pracht.
Begeiſtert rühmt die Wunderthaten
Mit Römerſtolz ein jeder Mund,
Sieht in den Helden Rom's Penaten,
Mit Waffenglück in ew'gem Bund.

Von Jubel hallt das Capitol,
Vom Markt, aus freudigem Gedränge,
Verkünden laute Feſtgeſänge
Dem Land des ſichern Volkes Wohl.
Doch unten waltet Adraſtea's
Erhabner, ernſter Richterſpruch;
Dem ſorgloſen Enkel Rhea's
Bereitet er des Orkus Fluch.

Und plötzlich durch die frohe Luft
Ertönt ein dumpf verworr'nes Brauſen;
Es wankt der Grund und banges Grauſen
Bebt ahndungsvoll in jeder Bruſt.
Ein grauer Nebel füllt die Lüfte,
Die Sonn' erliſcht in blut'gem Schein,
Und ſchweren Moderhauch der Grüfte
Haucht athmend jede Lippe ein.

Denn auf des Marktes offnem Plan
Hat, gleich dem gifterfüllten Rachen
Des fahlen, ſumpferzeugten Drachen,
Ein mächt'ger Schlund ſich aufgethan.
Vergebens ſucht das Aug' den Boden,
Auf ſeiner Tiefe herrſcht die Nacht,
Und giftig ſteigt ein feuchter Broden
Verheerend aus dem grauſen Schacht.

Die Noth erfordert kurze Wahl,
Nicht Sklav noch Bürger darf hier raſten,
Sie wälzen ungeheure Laſten

Vom Morgen- bis zum Abendſtrahl.
Es rollt der Fels, Paläſte fallen
Und Berge ſtürzen in den Grund,
Und dumpf und endlos hört man's hallen —
Doch ewig offen gähnt der Schlund.

Bang ahndend, daß durch Götterfluch
Die grauſe Gruft ſich nimmer fülle,
Eröffnen Prieſter der Sibylle
Weiſſagend wahres Schickſalsbuch.
Der Götter Zorn heiſcht theure Gaben:
Nie wird das Unheil abgelenkt,
Bis Roma's Schmuck der Schlund begraben,
Ihr heil'ger Schatz hinein verſenkt.

Stumm hört's das Volk und ſtarrt hinab,
Und gift'ger ſteigt der faule Schwaden
Und reißt auf nachtumhüllten Pfaden
Quirinus' Enkel in das Grab.
Er füllt der Tempel Marmorhallen,
Drängt tödtend ſich zum Richterſtuhl,

Und Hekatomben ſieht man fallen
Zum Opfer für den grauſen Pfuhl.

Da naht umſchleiert ſich ein Zug
Von holden, göttergleichen Frauen,
Der frohen Muths und voll Vertrauen
Der nahen Rettung Pfänder trug.
Was Brennus' ſchwertgefüllte Schale
Verſchont, den Schmuck an Arm und Haar,
Das bieten ſie zum zweitenmale
Für Roma's Heil zum Opfer dar.

Und plötzlich ſchweigt der Schätze Gier
In jeder Bruſt, man bringt das Beſte,
Den reichen Purpurſchmuck der Feſte,
Der Prachtgefäße goldne Zier.
Es ſinkt hinab, und frohes Hoffen
Verklärt zur Freude jedes Aug';
Doch weh — der Schlund bleibt ewig offen,
Und dampft empor den gift'gen Hauch.

Da faßt Verzweiflung jedes Herz;
Wehklagen hallt zum Götterſitze,
Und, ſpottend ſeiner Rächerblitze,
Tobt gegen Jovis' Thron der Schmerz:
Rom weiß zu kämpfen und zu ſiegen;
Kann nichts dem Schickſal widerſtehn,
So laßt uns kämpfend denn erliegen,
Im Kampf mit Göttern untergehn.

Und wüthend bricht die wilde Schaar
Verwüſtend in der Tempel Hallen,
Und Götterbilder ſieht man fallen,
Zertrümmern Säulen und Altar.
Doch plötzlich, in des Volkes Mitte,
Mit ſeelenfeſſelnder Gewalt,
Lenkt die geflügelt ſchnellen Schritte
Ein Jüngling, göttlicher Geſtalt.

„Ihr habt der Götter Wort verkannt,"
Spricht er zum Volk kühn und beſcheiden,
„Roms heil'ger Schmuck wird in Geſchmeiden,

In Prachtgefäßen nicht genannt:
Ein Kleinod iſt's, was Nationen
Gleich hoher Sterne Licht umglänzt,
Und ihren Ruhm mit Lorbeerkronen
Für ew'ge Zeiten ſchön umkränzt.

Ein Kleinod, das vom Himmel ſtammt,
Nichts Irdiſches gibt davon Kunde,
Doch hat es oft zu heil'gem Bunde
Mit Menſchen Götter ſelbſt entflammt.
Dies Kleinod glaub' ich zu bewahren,
Mir hat's der Götter Macht gezeigt,
Doch ſoll ich frei es offenbaren,
Sei mir der ſchönſte Lohn gereicht.

Um theuren Preis nur iſt mir's feil:
Ich reiß' es blutend von dem Herzen
Und opfr' es unter Todesſchmerzen
Dem grauſen Schlund für Roma's Heil.
Drum gönnt drei Tage mir zu leben,
Geſetzlos, frei, nach eigner Luſt,

Nicht Recht, nicht Macht ſoll widerſtreben
Dem ungebund'nen Wunſch der Bruſt.

Dann, wenn der dritte Morgen graut,
Eh' noch die goldumlockte Hora
Den Himmel öffnet, und Aurora
Mit Perlenſchmuck die Flur bethaut,
Werd' ich der Götter Wort erfüllen,
Rom wird durch meine Hand befreit;
Mein Kleinod ſoll der Schlund verhüllen,
Schon iſt's der ew'gen Nacht geweiht."

Entſetzen hat das Wort gezeugt.
Soll man den theuren Preis gewähren?
Ein ſchlimm'res Unheil kann gebären
Ein Herz, das Recht und Macht nicht beugt!
Doch neue Todesopfer fallen
Vom gift'gen Nebeldunſt bethaut;
Er drängt ſich in des Kindes Lallen,
Weht tödtend in dem Kuß der Braut.

Und zu der Väter Kreis mit Drohn,
Drängt ſich das Volk in wildem Grimme,
Einmüthig fordert jede Stimme
Für Curtius den theuren Lohn:
„Vermag er Götterzorn zu ſtillen,
So iſt er Retter uns und Gott;
Er lebe frei nach eignem Willen,
Ihn feſſ'le Macht nicht, noch Gebot.

Der ſchöne Jüngling ſteht erfreut.
Er winkt, und tauſend Sklaven tragen
Geräth zu Spiel und Luſtgelagen,
Die er dem Volk verſchwendriſch beut.
Rings reihen ſich die frohen Tänze,
Im Circus hallt der Sieger Ruhm,
Und Flora's Schmuck und Bacchus' Kränze
Weihn jedes Haus zum Heiligthum.

Und von der Flöten zartem Rohr
Wird niegeſehnes Spiel begleitet,
Die Bühne ſteigt, gemeſſen ſchreitet

Mit ernſtem Schritt einher der Chor:
Des Schickſals wundervolles Walten,
Des vielverſchlungnen Lebens Scherz
Erſcheint in täuſchenden Geſtalten,
Weckt jede Bruſt zu Freud' und Schmerz.

Und laut von tauſend Lippen ſchallt
Des Jünglings Lob, doch ſtill beſcheiden
Sucht er der Feſte Glanz zu meiden,
In Tempeln iſt ſein Aufenthalt.
Vergötternd ihn mit ſeinen Ahnen,
Hofft ſchon das Volk der Götter Huld,
Doch unterird'ſche Donner mahnen
An Roma's ungeſühnte Schuld.

Denn zu des Oſten goldnem Thor
Eilt Phöbus ſchon mit weißen Roſſen,
Aurora's Purpurblumen ſproſſen
Auf Bergesſpitzen ſchon hervor;
Nur Phosphor's Morgenfackel lodert
Noch von der Sterne bleicher Schaar,

Und neue Todesopfer fodert
Der ſchwarzen Unterwelt Altar.

Bang wechſeln Hoffnung, Furcht und
Graun;
In endlos ausgedehnten Maſſen
Drängt ſich das Volk durch alle Gaſſen,
Der nahen Rettung Werk zu ſchaun.
Und auf dem Markt, nach alter Weiſe,
Geſchmückt mit feſtlichem Ornat,
In weitem, ehrfurchtwürd'gem Kreiſe
Sitzt harrend Conſul und Senat.

Und mancher forſcht und mancher zagt,
Und flücht'ger ſcheint die Nacht zu eilen;
Schon wird im Volk des Jünglings Weilen
Mit wildem Zorn laut angeklagt.
Dort glühn im Morgenglanz die Wogen,
Schon flammt Aurora's Lichtgewand;
Iſt er entflohn? ward Rom betrogen?
Wo bleibt der Rettung theures Pfand?

Entſetzen ſtralt der junge Tag,
Und Donner hört man furchtbar rufen,
Da ſchallt es, wie von Roſſeshufen,
Und nah, und näher tönt der Schlag.
Der Jüngling iſt's! Er ſchwingt die Lanze,
Sein Schlachtroß wiehert freudevoll:
Er naht, umſtralt von Eos' Glanze,
In Mavors' Waffenſchmuck, Apoll.

Des Helmes Buſch umwogt das Haupt;
Von grünem, dichtgewundnem Zweige
Der ſtarken, Jovisheil'gen Eiche
Sind ſchön die Locken ihm umlaubt;
Hell ſtralt der Schild in ſeiner Linken,
Des Panzers Stahl umglänzt die Bruſt,
Des Schwertes flammengleiches Blinken
Glüht Feindestod und Siegesluſt.

Und zu dem Volk mit ernſtem Blick
Beginnt er inhaltſchwere Worte,
Als ſpräch' vor Orkus dunkler Pforte

Ein Schickſalsgott von Roms Geſchick:
Vernehmt, was Götter euch verkünden,
Roms Schmuck iſt nicht des Goldes Pracht;
Nicht Reichthum, Schätze nicht begründen
Des Volkes Heil und ſichre Macht.

Der Waffen ſiegreich ſtolzer Glanz
Der Zweig, der, tapfrer That zum Lohne,
Sich, ſchöner als die Herrſcherkrone,
Um unſre Scheitel ſchlingt zum Kranz;
Das tapfre Roß, das kühn und mächtig
Der Schlachten heißen Kampf nicht ſcheut,
Iſt unſer beſter Schmuck, der prächtig
Des Römers Männerbruſt erfreut.

Und ungebeugter Heldenmuth,
Der Väter theures Land zu ſchützen,
Für Heerd und Altar zu verſprützen
Des freien Herzens heißes Blut,
Das ew'ge Recht nicht zu verletzen,
Wenn keine Macht des Richters droht,

Und, losgebunden von Geſetzen,
Zu ehren, was die Pflicht gebot;

Das iſt der heil'ge Schatz von Rom!
Er ſühnt die zürnenden Gewalten,
Und Roma's Macht wird er erhalten
Auf ferner Zeiten ew'gem Strom.
Doch wehe, weh' den alten Laren,
Wenn dies Palladium entweicht!
Dann kehrt zurück das Heer Barbaren,
Das Wag' und Schwert euch herriſch zeigt.

Noch bring' ich rein das Opfer dar.
Empfangt es huldreich, Todesgötter,
Empfangt des Vaterlandes Retter
Auf eurem nächtlichen Altar! —
Er ruft's, und prächtig, gleich Poſaunen
Tönt Jovis Stimm' aus blauer Luft,
Der Himmel jauchzt und Völker ſtaunen, —
So ſtürzt er muthvoll in die Kluft.

Und über ihm iſt ſchnell das Thor
Des ſchwarzen Abgrunds dicht verſchloſſen,
Und grünend ſteigt mit jungen Sproſſen
Der erſte Feigenbaum empor.
Zum Denkmal weiht ihn Göttergüte
Dem Jüngling, den die Erd' umſchloß;
Und trauerheilig birgt die Blüthe
Sich in der Frucht verſchwieg'nen Schooß.

Kleine Gedichte.

Verluſt.

Der Morgen ſtralt!
Einſt winkte mir der Wolken Purpurſchein
Hinaus, wo jubelnd Fluß und Wald erklan-
gen,
Ein jeder Baum ſchien feſtlich froh zu pran-
gen,
Den ſtillen Kuß umwölbte mild der Hain.
Nun flieh' ich aus des Hain's vertrauten
Räumen,
Mir glänzt kein Glück, wenn Purpurlicht
von Säumen
Der Wolken ſtralt.

Der Mittag glüht!
Einladend bot ſie freundlich mir die Hand,

Und rings umfing uns dämmernd grüner
Schatten;
Wie ſich mit Roſen Epheuranken gatten,
Vereint' uns ſüß inbrünſt'ger Liebe Band;
Nun winkt kein Schatten mir zu ſüßer Wonne,
Schmerz glüht in mir, heiß wie vom Stral
der Sonne
Der Mittag glüht.

Der Abend ſinkt!
Froh führt' ich ſie durch blüh'nder Wieſen
Thau,
Der, wolkengleich, die Liebliche umſchwebte,
Und freudig ſelbſt den Silberſchleier webte
Um ihrer Glieder göttergleichen Bau;
Doch nun verjagt aus wieſ'umgrünter Aue
Mich bange Wehmuth, wenn mit weißem
Thaue
Der Abend ſinkt.

Auf ſteigt der Mond!
Du ſahſt ſie, Leuchtender, in ſtiller Nacht,

Als ſie dein Licht mit Silberſtralen kränzte,
Vom klaren Aug' dir ſchöner widerglänzte,
Als deiner ew'gen Sterne Himmelspracht.
Mir leuchten nicht mehr meines Lebens Sterne,
Ich wandl' allein, wenn du in Oſten ferne
Aufſteigſt, o Mond!

Tief ruht die Nacht!
Einſt wich des Tages Glück dem frohen Traum,
Des Traumes Bild des Tages ſchön'rem Leben;
Zu faſſen, was mir Glücklichem gegeben,
Bot freundlich Nacht und Tag den Doppelraum.
So lebt' ich liebend, ſel'ger Wonne trunken —
Doch jetzt entweich', Erinn'rung, und verſunken
Ruh' tief in Nacht!

Malvina's Fenſter.

Täglich erneuſt du, mit ordnender Hand, buntfarbiger Blumen
Augentzückendes Spiel, wechſelnd im Fenſter den Ort.
Bald herrſcht rothen Granats weitleuchtende Pracht; es ergießet
Goldpomeranzengezweig liebegebietenden Duft:
Bald, aus grünender Myrte Gebüſch blickt zeitiger Roſen
Zarte Geſtalt, duftvoll ſenkt die Narziſſe den Kelch;
Frühlingsduft aushauchet das Veilchen, es ſcherzt mit des Winters
Kleide das Glöckchen und grüßt kaum mit den Lippen den Lenz;
Bald, in gedrungenen Reih'n, hebt mächtige Blumen der Goldlack,

Bald die Levkoie, die bunt blühet in
Farben und Duft.
Jedes entzückt, und es mehret die Luft die
gelung'ne Verwirrung,
Und frohblühender Schaar wechselndes
buntes Gewühl.
Einem allein nur gönnt' ich Beſtand von
der lieblichen Menge:
Deinem Geſichtchen, wenn froh unter
den Blumen es blüht.

Schmetterling.

Scheltet den Flüchtigen nicht, aufknospende Blüthen; von Manchem
Duldet den Kuß ihr gern: Mancher gewährt er den Kuß.

Roſenkraut.

Sey willkommen, empfindſames Kraut, noch
ehrſt du die Rührung,
Wer dich ſchüttelt allein reget die Seele
dir auf.

Gewinn.

Liebe gewinnt mir den Schlaf; ich träume
von Lila und wachend
Denk' ich an Lila, ſo wird Schlafen und
Wachen mir Eins.

Wahres Leben.

Wahrhaft leb' ich im Traum, da umarm' ich die liebliche Lila,
Doch kaum bin ich erwacht, ſchreckt mich der Zweifel Phantom.

Bathyll.

Hier, an des Meers umrauſchtem Geſtad,
ſank tief in der Fluten
Wogenden Schooß, Bathyll's liebliche
Knabengeſtalt,
Feire der Gruft Klagopfer dem Glücklichen
nicht: der Umarmung
Liebender Nymphen des Meers folgte
der Liebende gern.

Arkeſilas.

Ueber Arkeſilas' Staub, o Wanderer, hebt
ſich der Fruchtbaum,
Blüthen ertheilt er im Lenz, Schatten
am heißeren Tag,
Labende Frucht in dem Herbſt, Obdach vor
den Fluten des Himmels;
Liebreich decket er ihm auch in dem Tode
das Grab.

An die Laute.

Laute, ſprich, warum die Saiten
Mit des Wohllauts ſüßem Klang
Willig ſtets das Lied begleiten,
Schmeichelnd gern des Herzens Drang?

Weckſt du nur in luft'gen Klängen
Gleiches Spiels vertraute Luſt?
Tönt nicht liebenden Geſängen
Antwort in des Mädchens Bruſt?

Biſt du mächt'ger als die Töne,
Biſt du weicher als ihr Herz,
Sanfte Laute, dann verſöhne
Tröſtend mich mit meinem Schmerz!

Lied.

Wo liebt mit ew'ger Treue
Schuldlos die fromme Bruſt?
Wo trübt nicht ſpäte Reue
Des Lebens ſchönſte Luſt?
Dort nur, bei reiner Sterne Glanz
Schmückt fromme Treu' der ew'ge Kranz,
Trübt nichts die reine Bruſt.

Wann wird dem Kampf zum Lohne,
Was frommer Sinn geglaubt?
Wann ſchmückt die Stralenkrone
Des ſtillen Dulders Haupt?
Einſt, wenn der Geiſt bei Sternen wohnt,
In Glanz verklärt die Liebe thront,
Wird dir, was du geglaubt.

Still ſoll der Blick hienieden
Zum Glanz des Himmels ſchaun,
Es ſoll das Herz in Frieden
Dem Herrn des Lichtes traun.
Der finſtrer Nacht die Sterne gab,
Führt mächtig uns durchs dunkle Grab,
Sein ew'ges Licht zu ſchaun.

Maria.

Bucharische Legenden.

1.

Das Loos.

Um Maria, die arme Waiſe,
Mit finſtren Blicken ſtanden,
Berathend, in weitem Kreiſe,
Des zarten Kindes reiche Verwandten.

Wer ſoll die Verlaſſene nähren,
Statt Vater und Mutter ihr ſeyn?
Keiner will es gewähren,
Für ſich ſorgt jeder allein.

Umſonſt, mit bittenden Mienen,
Steht vor ihnen das ſchöne, das zarte Kind;
Der Bittenden bleiben ſie taub und blind,
Von ihr will keiner den Dank verdienen.

Und jeder drängt ſie unhold zurück,
Streckt ſie nach ihm die kleine Hand;
Dem Nachbar gönnt jeder das theure Glück,
Das zu hoch iſt für ſeinen Verſtand.

Und einer ſpricht: was zaudert ihr viel?
Einer von uns muß ſich bequemen,
Und will ſie keiner freiwillig nehmen,
So mag entſcheiden des Zufalls Spiel.

Das Kind will ſich zu Einem drängen:
So werft eine Feder in's Waſſer hinein,
An weſſen Hand ſie ſich wird hängen,
Der ſoll des Kindes Pfleger ſeyn.

Sie tauchten alle in's Waſſer die Hände;
Wie ſchnell, daß die Feder abwärts ging!
Sie zogen alle heraus die Hände,
Froh, daß an ihnen die Feder nicht hing.

Da trat der fromme Sacharjas herbei;
Dem Kindlein war er nicht verwandt,

Doch heb er vermahnend auf die Hand,
Und ſprach von Erbarmen und Lieb' und Treu.

Und ſpottend wieſen ſie ihn zum Faß,
Wo die Feder einſam im Waſſer trieb:
„Iſt Dir das Kindlein ſo werth und lieb,
So mache doch ſelbſt die Hände Dir naß!“

Da blickt er zum Himmel mit frommem Gebet,
Und kaum iſt er zu dem Waſſer gekommen,
So kam, unſichtbar angeweht,
Die Feder ihm ſchon entgegengeſchwommen.

Und eh' noch die Hand das Waſſer berühret,
Da wird, von göttlichem Hauche gehoben,
Die Feder ihm hoch entgegengeführt,
Daß alle den Heiligen preiſen und loben.

Und ehrfurchtsvoll, mit anbetenden Mienen,
Umſtehn ſie das ſchöne, das liebliche Kind;
Die zuvor taub waren den Bitten und blind,
Stehn gebeugt und möchten dem Kindlein
dienen.

Aber Sacharjas, in froher Eil,
Führte Mariam über die Straßen,
Und dankete Gott laut für das Heil,
Das er ſeinem Haus widerfahren laſſen.

2.

Die Erhaltung.

Zu dem Tempel mußte Sacharjas eilen,
Ihn rief das heil'ge Prieſteramt;
Und von des Altars Dienſt entflammt
Pflegt' er oft lang im Gebet zu verweilen.

Einſt lag er betend vor dem Altar,
Entzückt zu göttlichen Geſichten,
Und ſah der Engel glänzende Schaar
Vor dem Thron den heiligen Dienſt verrichten.

Und viel Geheimniß ward ihm kund,
Er ſah die Wunder der Ewigkeiten;
Weiſſagend öffneten alle Zeiten
Dem heiligen Seher den ernſten Mund.

Bis endlich ein Tempeldiener den Saum
Des betenden Prieſters ſcheu berühret,

Und kindlich ſorgſam ihn entführet
Dem unausſprechlichen Himmelsraum.

Drei Tage, ſprach er, o Herr, verfloſſen,
Seit ihr an dem Altar betend lagt;
Nicht Speiſe habt ihr, nicht Trank genoſſen,
Da wurden wir alle um euch verzagt.

Drei Tage war ich vom Haus? O Jammer!
Ruft bang Sacharjas, und eilet hinaus:
Ach, einſam haucht in verſchloſſener Kammer
Maria verſchmachtend ihr Leben aus!

Und er eilet zu helfen, und weilt vor Entſetzen,
Daß zu ſpät die Hülfe der Armen erſcheint.
Nichts blieb ihr, die ſchmachtende Lippe zu netzen,
Als Thränen, vom brechenden Auge geweint.

Und er öffnet die Thür und dem Kommenden winken
Die köſtlichſten Speiſen mit ſeltenem Duft.

Milch ſieht er und Wein in den Bechern blinken,
Und er höret ſein Kind, das ihn freundlich ruft.

Wer brachte, mein Kind, dir die köſtlichen Speiſen?
Wer drang in die heimliche Kammer herein? —
Ach Vater, die Kinder, wie mögen ſie heißen?
Um die Locken mit goldenem Morgenſchein.

Sie kamen zu mir, und begrüßten mich fröhlich;
Mir war's, als wären wir lange bekannt;
Sie ſagten mir viel und ich fühlte mich ſelig,
Als wär' ich im goldenen Wolkenland.

Viel Gnade, mein Kind, hat der Herr Dir gegeben,
Dich entriſſen die heiligen Engel dem Tod;
Dem Himmel weihten ſie ſelbſt Dein Leben! —
So ſprach Sacharjas und blickte zu Gott.

3.

Die Verkündigung.

Unbewußt der knoſpend zarten Jungfrau
War Maria's Kindheit hingeſchwunden,
Und ſie wuchs heran, von Reiz umgeben,
Wie der Tag heranwächſt unter Blüthen.

Frühling war, und aus dem Kelch der Blumen
Stieg empor der ſüße Hauch der Sehnſucht.
Viele küßten ſich mit zarten Lippen,
Aber manche ſtand allein und hauchte
Lieb' und Thränen einſam in die Lüfte,
Welkend an dem Stral der Frühlingsſonne.

Und am Abend dampften alle Flüſſe,
Aus den Quellen ſtieg der weiße Nebel,
Und die Erde wob den feuchten Schleier,
Und die Blüthen boten gern die matte

Sehnſuchtsvolle Bruſt dem Bad des Abends,
Hoben friſcher dann ihr Haupt zum Himmel.

Und Maria ſtand, die zarte Jungfrau,
An des Quellborns weichumgrüntem Rande,
Gleich der einſam aufgeblühten Knoſpe,
Mitten in des dunklen Walds Umſchattung.
Von ſich legte ſie die weiße Kleidung,
Band empor des goldnen Haars Umlockung,
Und des klaren Quells erfreutem Spiegel
Gab ſie, ſtatt des Bild's, die reinen Glieder.

Abendluft war in dem Laub der Wipfel,
Nachtigallgeſang in tiefen Zweigen,
Aus dem Wieſengrund rief die Cicada,
Und Maria ſang mit leiſen Tönen
In des Waldes ſtille Abendfeier.

Aber bang vernahm ſie bald ein Rufen,
Sah doch Niemand, denn allein ſich ſelber,
Und: Maria! ſcholl es durch die Waldung.

Scheu ergriff ſie das Gewand, und ſchaam-
voll
Sich verhüllend, floh ſie, halb bekleidet.
Aber ſchnell zu himmliſcher Geſtaltung
Formte ſich die Luft vor ihren Blicken,
Und den Lauf ihr hemmend, trat ein Jüngling,
Lichthell von Gewand und hoch von Bildung,
Vor die ſchaamerröthend zarte Jungfrau.
Fliehe nicht! ſo ſprach er zu Maria,
Großes Heil will ich Dir jetzt verkünden:
Mutter werden wirſt Du eines Sohnes,
Iſai ſollſt du das Kindlein nennen,
Mir zum Zeichen, daß ich ihn verkündet.
Denn hervorgehn ſoll aus deinem Schooße
In dem Kindlein der Prophet und Heiland,
Der die Menſchen lehrt und einſt zum Himmel
Unbeſiegt vom Tode ſich erhebet.

Hocherröthend ſprach zu ihm Maria:
Wie vermag ich Deinem Wort zu trauen,
Da ich Jungfrau bin und ohne Gatten?

Und der Engel ſprach: Kein Mann der Erde
Wird als Gatte jemals Dich umfangen,
Denn vom Himmel biſt Du auserwählet.
Aus dem weiten Reich der todten Oede
Formte Gottes ew'ge Macht die Erde;
Aus der Erde, ſeiner erſten Schöpfung,
Rief ſein Hauch, mit Kraft die Kraft vermählend,
Adams erſte hohe Menſchenbildung;
In das Fleiſch des Menſchen haucht' er mächtig
Neue Götterkraft des ew'gen Weſens,
Und hervor trat holder Frauen Schönheit.
Aus dem ſchönſten Werk der ſchönſten Schöpfung
Will er ſich ſein eignes Bild erzeugen,
Und der Schöpfung heil'gen Kreis beſchließen,
Wenn dem Ew'gen gleich wird das Erſchaffne.

Himmelshauch umwehte nun die Jungfrau;
Von der Schöpfung heiligem Geheimniß
Ward die Bruſt der Seligen durchdrungen.
So, im reinen jungfräulichen Schooße
Ward der Sohn des Ewigen empfangen.

4.

Die Geburt.

Wie des Geiſtes mächt'ge Geſtalten,
Empfangen in des Weiſen Gehirn,
Zu des Wortes Geburt ſich entfalten,
Und doch nicht furchen die reine Stirn;

So, der Menſchen Augen verborgen,
Der jungfräulichen Mutter allein bewußt,
Wuchs, unter der zarten Bruſt
Das Kind entgegen des Lebens Morgen.

Und als der Scheuren Räume
Voll waren der goldenen Erndte Frucht,
Und dem herbſtlichen Wipfel der Bäume
Entnommen die reife ſaftige Frucht,

Da fühlte mit ſüßen Schmerzen
Maria die heilige Stunde nah;
Sie fühlt' es im tiefſten Herzen,
Was an ihr kein ſterbliches Auge ſah.

Als den Schmuck die Bäume verloren,
Keine Frucht in dem Laub mehr glühte,
Ward die Frucht des Himmels geboren
Aus der unverwelklichen Blüthe.

Zu dem Wald war Maria geflohn,
Wo das himmliſche Glück ihr verheißen,
Daß ſelig die Engel ſie preiſen,
Zu gebären den ewigen Sohn.

Sie durchzuckte der Seligkeit Stral,
Und der Schmerz und das ängſtende Grauen,
Die Foltrer gebärender Frauen,
Ruhten freundlich zum erſtenmal.

Sie träumte der Seligkeit Traum;
Luſt beugte die Kreißende nieder,
Und ſie ſenkte die matten Glieder
An des Waldes entblätterten Baum.

Und er grünt' in der üppigſten Pracht,
Es umwehten ihn Frühlingsweſte,
Und es wölbten die blühenden Aeſte
Um die Jungfrau dämmernde Nacht.

Und es blühte das weite Land;
Weich hob ſich die Wiege von Mooſe,
Als den Gott aus göttlichem Schooße
Die ſeligſte Mutter entband.

Und es hallte der Feiergeſang
Durch die Opfer der duftenden Fluren,
In die Feier aller Naturen
Tönt der Sterne Jubelgeſang.

Und es thaute das ewige Eis
Der demantfeſten Kryſtalle,
Aus der Erde geheimſter Halle
Rauſcht' es dem Ewigen Preis.

Es drang durch der Erde Rinde
In reiner urſprünglicher Quelle
Und bot die lautere Welle
Zum Bad dem heiligen Kinde.

Und die Engel ſchwebten hernieder;
Zunächſt von des Thrones Stufen
Waren die Erſten berufen,
Zu baden die göttlichen Glieder.

Und als ſie das Bad vollendet,
Tropften Demant, Rubin und Saphiren
Und den Waſſern, die tief ſich verlieren,
Ward heilende Kraft geſpendet.

Und vor der Jungfrau gebeuget,
Gaben die Engel das Kind zurück,
Und preiſeten ſie, die erreichet
Lebend des Himmels ewiges Glück.

Von den Wolken herniedergefahren,
Der heiligen Mutter zur Ehre,
Schwebten die himmliſchen Heere
Lobſingend in glänzenden Schaaren.

Die Hirten hörten es ſchallen,
Verwundernd bei ihren Heerden:
Das Heil iſt geboren Allen,
Ehr' in der Höh' und Fried' auf Erden!

5.

Die Rechtfertigung.

An der Bruſt den Sohn des Himmels, kehrte
Aus dem Wald die gottgeweihte Jungfrau.
Aber zornvoll ſahen's die Verwandten,
Zu Sacharjas kamen ſie mit Schelten
Um des Hauſes tiefe Schmach und Schande.
Und ſie ſparten nicht die ſchnöden Worte,
Nicht des Vorwurfs frech ſchaamloſe Reden:
Doch Maria hörte nicht ihr Toben,
Sprach kein Wort, die Wilden zu beſchämen.

Endlich, als der Strom unreiner Worte
Tiefe Schaam in ihrer Bruſt empörte,
Sprach ſie ernſt: Ich ſchweige, denn es ziemet
Nicht dem Menſchen, Gottes heil'ge Werke
Vor der Welt rechtfertigend zu nennen.
Doch mein Kind, der Zeuge meiner Unſchuld,
Wird das Recht der Mutter ſelbſt vertreten.

Und alsbald erhob das Kind die Stimme,
Und es ſprach vom ſeligen Geheimniß,
Das den Himmel mit der Welt vereinet.
Und, im Staub gebeugt dem hohen Wunder,
Flehten alle von Maria Schonung,
Betend an des Himmels Auserwählte.

Aber hochentzückt ergriff Sacharjas
Selbſt Maria's Kind, und hob es freudig
Auf den Armen hoch empor zum Himmel.
Und er rief in heiliger Entzückung:
Herr! in Frieden läſſeſt Du mich fahren,
Denn geſehen hab' ich Deinen Heiland!

Der Traum.

3 Febr. 1814. a

Luftige, leere Geſtalten, Bilder aus Nichts, ſchilt der Erwachte die nächtlichen Geſichte ſeines Traums. Er ſchenkt den heitren einen Augenblick froher Erinnrung, ſie ſchweben durch die Stunden des Morgens ein lichtes Wolkenbild, dem Monde gleich, wenn er am Tage durch den Himmel zieht; aber die finſtren Bilder verſcheucht der Wachende mit dem Licht des Tages und dem Gefühl der wahren Welt.

An dieſem Gefühl der wahren, wirklichen Welt allein, erkennt der Menſch die Nichtigkeit der Traumwelt; das Reale belehrt ihn über das Ideale, das Weſenhafte über das Weſenloſe, oder, um in einem Gleichniſſe die Vorſtellung der Verhältniſſe

ſchneller zu wecken: das Licht belehrt über ſeinen Abglanz, die Sonne erklärt den Schimmer des Mondes.

Ganz anders iſt das Verhältniß, ſo lange jenes Gefühl des Wirklichen die Traumwelt noch nicht überſtralt und verſcheucht hat. Im Traume bildet ſich eine neue Welt. Aber das Weſen, welches in dieſer neuen Welt meine Stelle vertritt, deſſen Empfindung und Thätigkeit ich mir zuſchreibe, das ich im Traume als mein Ich fühle und noch in der Reflexion über den Traum mein Ich nenne, — iſt es denn eins mit mir, der ich vom Schlummer gefangen liege und träume, oder iſt es ein von mir verſchiedenes Weſen, ein mir fremder Geiſt, der bloß meinen ſchlaftrunkenen Sinnen eine mir bekannte Geſtalt vorgaukelt, die ich im Wahn für die meinige annehme, bis ich, erwacht, mich ſelbſt finde und von dem fremden Gaukelſpiel unterſcheide?

Ueber die Gegenſtände, mit welcher ſich mein geträumtes Ich umgeben fühlt, drängen ſich mir weniger Zweifel auf. Ich erkläre ſie für Phantome, für weſenloſe Schattenbilder. Ich beruhige mich auch bei dieſer Anſicht, bis mich jene Ungewißheit über die Natur meines Ich's im Traume zweifelhaft und aufmerkſam macht. Kann ich denn über das Weſen dieſer Dinge entſcheiden, ſo lange mir jenes geträumte Ich, welches mit ſeiner Welt doch in gegenſeitiger fortdauernder Berührung ſteht, ein ungelöſetes Räthſel iſt? — Ich, Wachender, kann leicht eine, für mich nicht mehr vorhandene Welt für nichtig erklären; iſt ſie aber deswegen auch nichtig für den, welcher in dieſer Welt lebt? — Das Ich im Traume wird ſo lebhaft von den Umgebungen ſeiner Welt (der Traumwelt) angeregt, wie ich ſelbſt, wenn ich erwacht bin, von den Umgebungen der Welt, in welcher ich lebe. Für jenes alſo hat ſei-

ne Welt dieſelbe Wirklichkeit oder ſichere Selbſtſtändigkeit (Realität) als für mich die Welt, welche Gegenſtand meines Empfindens und Handelns iſt. Mit welchem Rechte darf ich nun wol der Traumwelt die Realität überhaupt abſprechen, ſo lang' ich zweifelhaft bin, ob das Ich, welches in dieſer Welt des Traumes lebt, mein eignes Selbſt iſt, oder ein Phantom, fremd meinem Weſen, und erzeugt, ich weiß nicht wie, noch wodurch?

Ich fühle das Gewicht dieſer Zweifel. Gleichwohl drängt ſich mir ein dunkles Gefühl auf, als ſey es mit ihnen kein rechter Ernſt, als ſey dieſes Raiſonnement ſelbſt ein leeres, ein Regenbogen für den Verſtand. Ich erfahre es ja mit jedem Erwachen, daß die ganze Welt des Traums, bis auf die Erinnerung daran, in Nichts verſchwindet, und ich finde mich, erwacht, in einer ganz andern, von der geträumten ganz verſchiede-

nen, und nur durch Zufall dann und wann ihr ähnlichen Welt. Anders iſt es mit dem, was in der Traumwelt die Stelle meines eigenen Selbſt einnimmt. Dieſes verſchwindet nicht, gleich jener Welt, es kehrt nur gleichſam zu ſich ſelbſt (als zu ſeinem Urbild) zurück, befreit von den Feſſeln, und den oft ängſtenden Beſchränkungen der Traumwelt. Es geht mir nicht ſelbſt verloren, wie ſeine Welt, die es im Traume umgab; nur die Beſtimmungen, die Verhältniſſe, die Beziehungen, in welchen es ſein Daſeyn in der Traumwelt empfand, haben es verlaſſen, und verſchwinden: das Ich ſelbſt, abgeſehn von dieſen Beſtimmungen, bleibt, und in ihm erkenne ich mich ſelbſt, mein eigenes wahres Selbſt, das ich im Wachen wirklich fühle und empfinde.

Vielleicht gelang es mir, in der nähern Betrachtung meiner Zweifel, ihre vollſtändige Löſung und einen genügenden Aufſchluß

über das Verhältniß meines wirklichen Lebens zu meinem Traume zu finden. Das Ich meines Traumes, in den Verhältniſſen und Beſtimmungen der Traumwelt, — mit Einem Worte: in ſeiner Traumindividualität — iſt von derſelben Realität, wie die ganze Welt des Traumes ſelbſt. Erſcheint mir, dem Wachenden, dieſe als Phantom, ſo iſt mein Traum-Ich auf dieſelbe Weiſe auch Phantom. Es entſteht (als Traum-Ich) mit der Welt, in welcher es ſich findet; denn es iſt ſelbſt nichts anders, als das Wiſſen um jene Welt, und das, ſich ſelbſt erkennende, Gefühl von ihrer Wirklichkeit. Spreche ich daher der Welt des Traumes die Realität ab, ſo habe ich den Geſichtspunkt wohl in Obacht zu nehmen, von welchem aus ich ſie betrachte. Stelle ich mich in das Verhältniß des Ich im Traume, ſo erſcheint mir die Traumwelt vollkommen und im ſtrengſten Sinne real. Stelle ich mich über die-

ſen Geſichtspunkt hinaus, auf den höhern Standpunkt, ſo iſt mir das Ganze des Traums, ſein Ich und deſſen Welt, etwas bloß Idcelles; ich begreife, daß mein eignes Selbſt, abgeſchnitten durch den Schlaf von ſeiner Welt, in deren Umgebungen allein es ſich bewußt wird, ſeine Kraft und Thätigkeit auf ſich ſelbſt richtet. Es ſtrebt, ein Bewußtſeyn wiederherzuſtellen, oder, was dasſelbe iſt: es ſucht ſich ſelbſt als etwas Beſtimmtes zu erkennen, und unterſcheidet ſich von dieſen Beſtimmungen, d. h. es findet ſich in einer Welt, deren Einwirkung auf ſich es als reell und von ſich unabhängig anerkennt, ſo wie es ſelbſt auf dieſe Welt, als auf etwas Fremdes, Reelles und von ſich Unabhängiges einwirkt. Ich, der Wachende, bemerke, daß ſich mein Selbſt im Traume gleichſam zerlegt hat, daß eine Welt daraus geworden iſt, in welcher das Empfindende und Erkennende ſich in Verhältniß mit Et-

was findet, welches nur empfunden und erkannt wird; daß aber dieſe ganze Welt, das Empfundene ſowohl als das Empfindende, nur Eins iſt, nämlich Ich ſelbſt. Philoſophirte das Denkende im Traum, ſo würde es, ſo lange es bloß reflektirte, entweder ſeine Welt als abſolut ſelbſtſtändig betrachten, und ſeine Umgebungen als Dinge, die, abgeſondert von dem Erkennen, für ſich beſtehen; oder es würde die Dinge aus ſeinen Vorſtellungen herzuleiten, und ihre Exiſtenz daraus zu erklären ſuchen. Wir, Wachende, würden beide Arten dieſer Philoſophie nur belachen, wiewohl ſie in der Traumwelt nicht ohne bedeutende Anhänger bleiben möchte. Möglich wär' es aber auch, daß das Denkende im Traum über ſeinen Standpunkt im Denken ſich erhöbe, und, von einem höhern aus, die Idealität, nicht blos ſeiner Objekte, ſondern des ganzen Verhältniſſes der Traumwelt erkennte. Ihm würde dann ſeine ganze

Welt bloß als Produkt einer urſprünglichen Handlung vorkommen, oder vielmehr als dieſe Handlung ſelbſt — nämlich, wie ſo eben erwähnt worden, als die, auf ſich ſelbſt gerichtete Kraft, des im Schlaf von der Außenwelt abgeſonderten Selbſt. Wir Wachenden würden ihm beiſtimmen, und ihm zugeſtehn, daß er, ideell, im Denken, die Welt nachgebildet habe, welche wir, ſo oft wir träumen, für ihn wirklich, reell, bilden; während die Bürger der Traumwelt über die weltbildende Philoſophie, die nicht das kleinſte reelle Objekt bilden könnte, ſpotteten. Seine Philoſophie würde uns die wahre, einzige heißen, während er in der Traumwelt manchen Widerſpruch und manche Verfolgung erfahren dürfte.

Das wache Leben haben viele ſchon figürlich, oder auch in religiöſer Erhebung, einen Traum genannt, und den Tod ein Erwachen zum wahren Leben. Er bleibt der

ſchöne Genius mit der verlöſchenden Fackel; aber er wendet ſie nicht, um die Finſterniß des Nichtſeyns herrſchen zu laſſen, ſondern das Sonnenlicht des wahren Lebens iſt aufgegangen, und der Geiſt bedarf nicht mehr der nächtlichen Fackel. Der alte Mythus, welcher den Schlaf und den Tod, als Zwillingsbrüder, der Nacht in den Schooß gab, findet ſeine tiefere, würdige Bedeutung. Die Mutter aller Götter des Himmels und der Erde konnte ja nicht unmittelbar aus ihrem Schooße den lebenlöſenden Tod und den Sinneſeßler, den Schlaf, gebären. Sie gebiert nur ſchaffende Götter, den Schlaf, den Bildner der Traumwelt, und den Tod, den Wiederherſteller der ewigen Welt. So angeſehen ſind beide ſelbſtſtändige Weſen, wie es Götterkindern geziemt; nicht Einer bloß das nachahmende Schattenphantom des Andern, wie eine andre Anſicht des Mythus, mehr auf Zufälligkeiten achtend, ſie auffaßt.

Je

Je tiefer ich in die Natur des Traumes eindringe, je feſter ich die Vergleichung der Traumwelt, mit der Welt, die mich im Wachen umgiebt, auffaſſe, um ſo klarer wird mir die Aehnlichkeit zwiſchen beiden. Nicht nur figürlich, nicht nur in religiöſer Erhebung; in der Wahrheit ſelbſt erkenne ich die Gleichheit des Lebens mit dem Traum. Ich fühle es in der tiefſten Seele, daß dieſe ganze Welt, in welcher ich mich finde, ſo wenig die wahre, ſelbſtſtändige, unabhängige Welt ſey, als die, welche mit meinen Träumen entſteht und verſchwindet; daß über ihr das wahre Weſen ſey, und daß, ſo lange meine Welt mich umgiebt, ich im Glauben lebe, und nur jenſeit der Welt im Schauen. Die Ahnung eines höhern Lebens, welche mir oft, gleich einer Geiſterſtimme, Troſt aus einer überirdiſchen Welt zuflüſterte, rechtfertigt ſich vor meinem Verſtande, und wird mir zur heiligen Gewißheit ſchon in dieſem

Leben, wie die Hoffnung, die mir oft in die Traumwelt, aus meinem wahren Leben, herüberglänzt: daß wol Alles, was mich ängstet, nur ein Traum ſey, ſich durch mein Erwachen rechtfertigt.

Nichts als Traum wär' alſo mein Leben? Unglückſelige Gewißheit! Immerhin beweiſe mir metaphyſiſche Subtilität die gleiche Wirklichkeit der Traumwelt für das Ich im Traume und meiner, mich umgebenden, Welt für mich ſelbſt; ich werde vielleicht nicht Worte finden, jenen Beweis zu widerlegen; aber ich fühle ſeine Widerlegung in mir. Der Traum iſt verſchwunden, wenn ich erwache; die Handlungen meines Ich im Traume ſind gleichgültig für mich Wachenden. So kann es mit meinem Leben nicht ſeyn! Es kann nicht verloren ſeyn, wenn der Tod es endet; meine Handlungen,

welche ich nicht einer blinden Nothwendigkeit unterwerfe, ſondern mit Freiheit nach einem mir vorſchwebenden Geſetz ordne, können einer höhern Welt nicht gleichgültig ſeyn; ich würde dieſe höhere Welt, das heilige Objekt meines Glaubens ſelbſt, zu einem Traumphantom herabwürdigen, könnte ich mein Leben, das auf jene Welt gerichtet iſt, gleich einem Traume für bedeutungslos achten. Jene Philoſophie, welche dieſes behauptet, müßte vor ihren Sätzen erröthen, und mein Glaube müßte vor dieſer Philoſophie erblaſſen. Darum kann es nicht alſo ſeyn. Eine Philoſophie, der nicht der ganze Menſch, mit Verſtand, Glauben, Phantaſie und Gefühl beiſtimmt, iſt unmöglich die wahre!

Wenn der Dichter den Hayfiſch die Hyäne des Meers, der Beobachter den vermutheten Centralkörper die Sonne des Weltſyſtems nennt, ſo ſtellt er die Verglichenen

nur in dem Hauptpunkt der Vergleichung, nicht aber in jeder ihrer einzelnen Bestimmungen sich gleich. Von der Sonne des Weltsystems z. B. behauptet er durch diese Benennung nicht, daß sie von der Größe unsrer Sonne sey, daß sie in gleicher Entfernung von der Erde ihren Platz behaupte, ja nicht einmal, daß sie, gleich der unsrigen, Licht ausstrale; sondern nur, daß sie in ihrer Sphäre, und für diese das sey, was die Sonne für und in der Sphäre ihres Systems ist. Völlige Gleichheit würde die Möglichkeit der Vergleichung aufheben. So könnte auch wol das Leben, in Beziehung auf eine höhere Welt, ein Traum genannt werden, ohne deshalb in jeder andern Beziehung dem Traume unsers Schlafes gleich zu seyn.

Ich habe mich überzeugt, daß das Ich meines Traumes zwar mein eignes wahres Ich sey, aber bestimmt und beschränkt (in

dividualiſirt) von einer, durch daſſelbe und für daſſelbe vorhandenen Welt, welche mir, dem Wachenden, fremd iſt. Es iſt mir dadurch klar, daß das Ich meines Traumes mich ſelbſt in einer niederern Sphäre, als die meinige iſt, repräſentirt; denn Ich ſelbſt bin der Urquell, nicht nur des Empfindenden im Traume, ſondern auch aller ſeiner Umgebungen, ſeiner ganzen Welt. Bildlich zu reden, iſt alſo mein Traum-Ich nur ein Theil von mir, und ſeine Welt der andre (wiewol ich weiß, daß mein Weſen durch den Traum nicht reell getheilt wird). Philoſophirte mein Ich im Traume, ſo würde es mein wahres Ich als ſeine höchſte Idee anerkennen, als ſein Abſolutes und Ewiges, als Einheit des Denkens und Seyns, des Ich und der Welt (als Subjekt und Objekt). Nenne ich nun mein Leben einen Traum, ſo bringt mir ja ſchon dieſe Benennung das Bekenntniß ab, daß dieſes Leben ſich zu mei-

nem Traum auch eben ſo verhalte, wie ich ſehe, daß ſich mein wahres Selbſt zu dem Ich im Traume verhält. Der Unterſchied zwiſchen beiden wird mich über die Bedeutung meines Lebens beruhigen, indem mich die Aehnlichkeit beider mit der Wirklichkeit ausſöhnt.

Die Umgebungen in meinem Traum zeigen mir eine Welt, aber keine Natur. Ich finde mich im Traum unter einer Menge von Gegenſtänden, die ich von mir und unter ſich unterſcheide; aber vergebens ſuche ich ein Geſetz, nach welchem ſie, unabhängig von meiner Vorſtellung, entſtehn und beſtehn. Eben ſo erlebe ich im Traume Begebenheiten, aber keine Geſchichte; die Aufeinanderfolge nur verbindet mein Traumleben zu einem Ganzen, nicht innere Nothwendigkeit; es entwickelt ſich nichts aus dem Andern, es erhält nichts das Andre; meine Welt iſt ein Chaos, nicht von Elementen, ſondern

von Geſtalten und Begebenheiten, ein ſolches Chaos, das ich oft wachend nicht mehr denken kann, weil die Formen, unter welchen ich im Wachen denke, ſeiner Aufnahme widerſprechen. Ich erfahre zwar in jedem Traume, daß mit meiner Traumwelt ſich auch der Raum und die Zeit bilde; denn wie verſchieden iſt oft das Raumverhältniß der Dinge im Traum, von dem in der wirklichen Welt; wie weit iſt der Raum meiner Thätigkeit im Traume, gegen den phyſiſchen, den ich wirklich erfülle; wie oft träume ich Begebenheiten vieler Wochen, Monate oder Jahre, während dem Wachenden neben mir kaum wenige Minuten verſtrichen; ich erkenne daher, daß Raum und Zeit — wie der Philoſoph ſpricht — nothwendige, aber nicht den Gegenſtänden ſelbſt, ſondern meinem Subjekte angehörige Formen des Erkennens ſind; allein wie verworren iſt meine Erkenntniß im Traum, in Anſehung der urſprüng-

lichen Begriffe, die jede Erkenntniß ordnen und befeſtigen (der Kategorien)? Urſachen ohne Wirkung, Wirkungen ohne Urſache, ſchweben unaufhörlich in dem Traume umher, ohne das Subjekt im Traume zu befremden. Nichts iſt unnatürlich, nichts unmöglich; eben weil keine Natur vorhanden iſt, und kein Geſetz, welches das Mögliche beſtimmt. Allein gleichwohl fühlt ſich das Ich der Traumwelt durch dieſen Mangel eines Naturgeſetzes in ſeinen Umgebungen am meiſten geängſtiget; denn es ahndet in ſeinem Innern ein Geſetz, dem gleichwohl in ſeinen Umgebungen nichts mit Nothwendigkeit entſpricht, das Geſetz einer Naturordnung, welches die phantaſtiſche Willkühr der Erſcheinungen ſeiner Welt zügele; und aus dem Widerſpruch der Traumwelt mit dieſem geahndeten Geſetze — nicht aus dem Widerſpruch mit dem Naturgeſetz ſelbſt, welches reell und wirkend nicht vorhanden iſt —

entſtehen die Schreckniſſe des Traums, in ſo fern ſie dem Traume ſelbſt angehören, und nicht bloße Reminiſcenzen aus dem wirklichen Leben ſind.

Die Traumwelt iſt demnach bloß eine Welt der Sinne, welche den Verſtand unbefriedigt läßt. Die Begriffe ſind dem Traum-Ich eine höhere Anſchauung, der in ſeiner Welt nichts Reelles entſpricht. Das Traum-Ich würde von ihnen, wie Plato von den Ideen, ſagen, ſie ſeyen verloren für die Welt, und lebten als Götter im Ewigen. Wir Wachenden würden den Sinn dieſer Worte verſtehn: in der Traumwelt hingegen dürften ſie vielleicht ſo verlacht werden, wie Plato's Worte in unſrer Welt.

Die Ordnung und Naturgeſetzlichkeit, welche das Ich des Traumes vergebens in ſeiner Welt ſucht, iſt nun der Grund unſrer ſogenannten wirklichen Welt. In ihr finden ſich die, für jene Traumwelt verlorenen —

d. h. in ihrer Bildung aufgelöſ'ten — urſprünglichen Begriffe als reell, und, um das obige Bild zu wiederholen, als weltregierende und erhaltende Götter, durch welche die Welt zu einer Natur wird. Wenn auch der Menſch dieſe Naturordnung in ihrem ganzen Umfange noch nicht erfahrungsmäßig kennt, ſo weiß er doch mit Gewißheit, daß ſeine Welt auf ſolchen Geſetzen beruht, und daß dieſe Geſetze wirklich für dieſe Welt gelten. Auf gleiche Weiſe ſieht er ſich und die Welt in einer Geſchichte enthalten, deren Vergangenheit beſtimmt und ſicher in der Erinnerung ruht, deren Gegenwart er ſieht, und deren Zukunft, ſo fern ſie mit Nothwendigkeit erfolgt, ſich durch die Begriffsverhältniſſe von Urſache und Wirkung vorherbeſtimmen läßt. Ein ganz andres Leben iſt alſo das wirkliche, als das Leben des Traums. Der Mangel einer Natur im Traum, und die Entblößung von Begriffen entzieht jener Welt

alle Dauer, alle Selbſtſtändigkeit, alle Bedeutſamkeit; was könnte mich denn aus der Welt des Traumes in die wirkliche begleiten, da mein Ich im Traume, des ordnenden und zuſammenfaſſenden Principes entblößt, nur Sinneneindrücke empfängt, aber keine Begriffe? Nur die Erinnerung an jene Sinneneindrücke folgt mir aus dem Traum in die Wirklichkeit; aber ſehe ich nicht ſogar in dieſen ſchwachen, flüchtigen Erſcheinungen, daß ihr Angenehmes oder Unangenehmes (das Gute und Böſe der bloß ſinnlichen Natur,) den Zuſtand meines wachen Lebens beſtimmt? Und aus dem wirklichen Leben, welchem Natur und Begriff Dauer, Selbſtſtändigkeit und Bedeutſamkeit geben, ſollte mich nichts in eine andre Welt begleiten, wenn der Tod mich von dem Lebenstraume erweckt? Mein Leben ſollte verloren ſeyn für eine andre höhere Welt, da nicht einmal mein Traum für dieſe Welt mir ganz verloren iſt? Ich

müßte den Ausdruck: das Leben ſey ein Traum, unbegreiflich mißverſtehen, wenn ich dergleichen Folgeſätze daraus ziehen zu können glaubte. Was ich in der Welt des Traumes mir wahrhaft eigen machen konnte, folgt mir in meine Welt nach; was ich hier mir wahrhaft eigen mache, kann mir nicht verloren ſeyn, wenn ich zu einer höhern Welt erwache.

Die Welt des wirklichen Lebens iſt alſo nicht, wie die Traumwelt, bloß eine Welt der Sinne, ſie befriedigt auch den Verſtand vollkommen. Allein Ich ſelbſt finde mich durch die Befriedigung des Verſtandes noch nicht beruhigt. Wie mich im Traum die Geſetzloſigkeit der Erſcheinungswelt und die Willkühr ihrer Erſcheinungen ängſtete, ſo beunruhigt mich im Leben die Geſetzloſigkeit einer andern Welt, zu welcher ich mich als denkendes und wollendes Weſen erhoben fühle. In mir wohnt ein Geſetz, welches

ich als Geſetz des Wollens und Handelns anerkenne; aber in der Welt des Wollens, die mich umgiebt, entſpricht nichts dieſem Geſetz mit Nothwendigkeit. Die Willkühr herrſcht, und ſelbſt die Naturordnung ſcheint mit jener höhern Weltordnung, deren Geſetz ich in mir fühle, in ewigem Streit. Die phyſiſche Kraft giebt den Ausſchlag auf der Wage des Schickſals über das Recht; die langen Beſtrebungen vieler Geſchlechter erliegen der gewaltſamen Erſchütterung eines zerſtörenden Augenblickes; die Thätigkeit und der Enthuſiasmus des Redlichgeſinnten ſcheitern an der trägen Starrheit des Egoismus; Ränke untergraben das Gebäude der Rechtlichkeit und die Krone des Gelingens ſchmückt das unwürdige Haupt des fühlloſen Verbrechers. Aus dieſem Widerſpruch der Wirklichkeit mit dem Geſetz, das ich in mir fühle, und doch nirgends in meiner Welt realiſirt finde, entſtehen für mich die Schreckniſſe

dieſer Welt, wie die Schreckniſſe der Traumwelt aus dem Widerſpruch der Erſcheinungen mit der geahndeten, und nirgends im Traum realiſirten, Ordnung der Natur. Der Menſch klagt über den Verluſt der Ideen, welche die höhere Weltordnung bilden und erhalten, wie die urſprünglichen Begriffe die Naturordnung, und er ahndet ihr wirkliches Daſeyn in einer höhern Welt, wo ſie, gleich Göttern, in den ewigen Wohnungen leben, und die Welt der Vernunft bilden und erhalten, welche dem Menſchen im Leben als eine ideale Welt vor den Augen des Geiſtes ſchwebt, deren Wirklichkeit aber er in ſeinen Umgebungen überall vermißt; die ein Gegenſtand ſeiner Sehnſucht iſt und ſeines Glaubens, die aber niemals in dieſem Leben von ihm reell erkannt oder erreicht wird.

Zu dieſer Welt der Vernunft werde ich erwachen, wenn der Tod den Traum meines

Lebens endet. Wie ich, in meinen wirkli-
chen Umgebungen des Lebens, das Natur-
geſetz finde und erkenne, welches mein Ich
im Traume nur ahndete, ſo werde ich in je-
ner Vernunftwelt die moraliſche Weltord-
nung als nothwendiges Naturgeſetz jener
Welt finden, welche ich hier nur ahnden
und im Glauben an etwas Heiligeres, als
die Erſcheinungen mir zeigen, hoffen und
wünſchen konnte. Hier ſuche ich es, dort
werd' ich es finden. Aber ſo gewiß ich die-
ſes Höhere finden werde, wenn ich es hier
ſuche; ſo gewiß werde ich es auch, ſelbſt nach
geſchloſſenem Lebenstraume nicht finden,
wenn ich es hier nicht mit Ernſt und Liebe,
mit Eifer und Andacht, mit ausdauernder
Geduld und mit Glauben ſuchte. Kann ich
denn wol, ſelbſt im gewöhnlichen Kreiſe mei-
nes Wirkens, etwas finden, deſſen Begriff
mir fremd iſt, und zu deſſen Natur ich mich
nicht durch innern Trieb gezogen fühle? Ich

kann dem, mir durchaus Fremden, wol durch Zufall begegnen, aber mir ſelbſt iſt es darum nicht ein Gefundenes. Ich werde ihm vorübergehn, wie das Nahrungſuchende Thier dem künſtlich gebildeten Marmor; ich könnte es ſogar in mich aufnehmen, aber ich würde mich nicht mit ſeinem Weſen, ſondern nur mit einer Zufälligkeit an ihm in Verbindung geſetzt haben, wie das Thier die Blüthe nicht als Blume, ſondern als Kraut genießt. Was ich wirklich finden ſoll, das muß ich geſucht haben: das heißt, es muß Gegenſtand meines Verlangens ſeyn. Und ſo erſcheint mir nun die Bedeutung meines Lebens in dem klarſten Lichte. Es iſt wahre eigentliche Vorbereitung zu dem ewigen Leben. Die Seligkeit der Vernunftwelt würde für mich nicht vorhanden ſeyn, hätte ich nicht ſelbſt hier ein Leben nach Vernunftgeſetzen gelebt; denn meine höchſte Seligkeit beſteht ja in nichts anderm, als in der Erkennt-

kenntniß und dem Gefühl der realen Uebereinſtimmung meiner Welt mit den Ideen (den Urprincipien der Vernunft) oder, wie die Religion es ausdrückt, in dem Anſchauen Gottes. Wem das Vernunftgeſetz in dem Leben gleichgültig war, wer ſeine Realität nicht ſuchte, und im Vorbilde in ſich ſelbſt und außer ſich darzuſtellen bemüht war, weſſen Sehnen bloß auf das Endliche gerichtet war — wie wär' es möglich, daß ein ſolcher Gott ſchauen und in ſein Reich eingehen könnte? Denn das Reich der Ideen iſt das Reich Gottes, und ſie ſind die ſeligen Geiſter, die, als ſeine erſte, reinſte Schöpfung ewig um ſeinen heiligen Thron ſtehen. Der Irdiſchgeſinnte verbannt ſich ſelbſt daraus, er hat ſich geblendet für das Licht des Himmels; denn in dieſen heiligen Regionen, aus denen Zufall und Willkühr, welche im Leben herrſchen, verbannt ſind, kann er nicht einmal, indem er Glück ſucht, Seligkeit finden, wie

das Thier, Nahrung ſuchend, die Blüthe antrifft.

Ueber die Bedeutung meines Lebens als eines Traumes, wär' ich denn durch dieſe Anſicht der verſchiedenen Welten vollkommen beruhigt; denn ſein Zuſammenhang mit dem ewigen Leben zeigt ſich mir als der innigſte und feſteſte, die Seligkeit erſcheint mir als Belohnung meines ernſten Strebens darnach, und der Olymp wird der Preis für den muthvollen Kampf des Heroen. Aber, indem ich mich über meine Anſicht des Lebens beruhigt fühle, werde ich auch dadurch vollkommen mit meiner Wirklichkeit ausgeſöhnt. Was mich mit Grund, in der Wirklichkeit, als Vernunftweſen ängſtiget, iſt dieſes, daß es Wahn iſt, wie der Dichter ſpricht, zu glauben:

an die goldene Zeit,
wo das Rechte, das Gute wird ſiegen;

zu glauben:

daß das buhlende Glück
ſich dem Edlen vereinigen werde.

Daß „das Rechte, das Gute ewig Streit führt; daß ihm nie der Feind erliegt, daß das Glück dem Schlechten mit Liebesblick folgt, und dem Guten nicht die Erde gehört" — das ſind die Schreckniſſe der Wirklichkeit, das die nie verſtummenden Klagen des nach dem Beſſern aufblickenden Menſchen; denn gegen dieſe Feinde kennt unſre Welt keinen Schutz; es iſt Wahn, von ihr und in dieſem Leben ihn zu erwarten. Allein eben dieſe Schreckniſſe ſind es ja, welche das Traumbild meines Lebens ausmachen; ſie ſind das Vergängliche, das Phantom, das Schattenbild, das mir gewiß nicht in jene Welt nachfolgt, das bei dem Erwachen verſchwindet, weil es einzig und allein dem Traum angehörte. Möge daher mein beſter

Wille in dieſer Welt nie ſeine Erfüllung finden, möge das Gute, welches ich ſchon um mich froh emporkeimen ſah, von dem eiſernen Tritt der Verheerung zu Boden gedrückt werden, möge der Sturm eines Augenblicks die, von Jahrhunderten gepflegten Blüthen erkälten und abſtreifen; ich werde es beklagen, daß das Schöne und Gute nicht beſteht, aber niemals wird, weder meine Ueberzeugung wanken, noch mein Glaube, der das Beſtehn des Guten in der fremden Welt, mit geiſtigen Blicken, ſieht. Noch weniger wird mich das Mißlingen des Guten zu dem Wahne verleiten, als ſey mein Handeln verloren, wenn es, vom Erfolg nicht belohnt, ſich auf das Gute richtet. Kein Wollen, kein Handeln nach Geſetzen der Vernunft iſt verloren, ſchien auch die ganze Welt mit ihrer Kraft ſich dagegen zu ſetzen und es zu vernichten; denn dieſer mein Wille, dieſes mein Handeln ſelbſt, iſt ja das

Beſtehende meines Lebens, das, was mir aus dieſem Leben in jene Welt hinüberfolgt, und mich fähig und würdig macht zu dem Leben in der ewigen Welt. Ueberzeugt mich alſo auch die Erfahrung meines ganzen Lebens von der Fruchtloſigkeit meiner Bemühung, das Gute in dieſer Welt zu befördern, ſo werde ich, dieſer Ueberzeugung ungeachtet, noch in dem letzten Augenblicke meines Wirkens mit demſelben Enthuſiasmus für das Rechte und Gute leben, leiden und ſterben, als in dem erſten. Die Welt kann aufhören, Gegenſtand meines frommen Hoffens zu ſeyn; aber bis zu meinem letzten Athemzug bleibt ſie Gegenſtand meiner Pflicht. Ich ſelbſt kann nach einem Leben voll Täuſchungen meinen Glauben einzig auf den Himmel richten; aber meine Thätigkeit bleibt unverändert dieſer Welt gewidmet. Nur dem, welcher im Wollen des Guten und im Kampf für daſſelbe bis an

das Ende beharret, wird die Krone des ewigen Lebens zu Theil.

Mein Glaube verſöhnt mich alſo nicht allein mit der Wirklichkeit, er giebt auch dieſer erſt ihre wahre Bedeutung. Je feſter mein Glaube iſt, deſto mehr und um ſo dringender fordert er mich auf, meine ganze Thätigkeit auf die, mich umgebende Welt, welche ich als das Objekt meiner Pflicht erkannt habe, zu wenden. Das iſt nicht Glaube, in thatenloſem Hinſchauen auf eine beſſere Welt, die gegenwärtige aufgeben. Trägheit wäre dieſes, welche den heiligen Namen des Glaubens durch Heuchelei mißbrauchte. Lebendig muß mein Glaube ſeyn, in meinen Werken muß er ſich zeigen, ſoll er ein ſeligmachender, d. h. auf die ewige Welt der Vernunft gerichteter Glaube ſeyn. Jener todte Glaube würde ſelbſt das Werk der Vernunft ſtören, indem er mich hinderte,

dem vernünftigen Willen angemeſſen zu handeln. Kann ich übrigens auch nicht mit Zuverſicht auf den guten Erfolg meines Wollens und Handelns rechnen, ſo iſt doch das Mißlingen des Guten eben ſo wenig abſolute Gewißheit. Ich würde alſo durch jene Trägheit beides ſtören: mein vernünftiges Handeln, das in meiner Macht ſteht, und die Möglichkeit des Gelingens und der Verbreitung des Guten, welche ich zwar nicht mit Gewißheit erwarten, aber eben ſo wenig im Voraus als unmöglich behandeln darf.

Noch mehr verkennen würde ich die Natur dieſes Glaubens, wenn ich ihn als Beruhigungsgrund wegen ſolcher Leiden mißbrauchen wollte, die nicht aus dem Widerſtreit einer geſetzloſen, unbezwinglichen, phyſiſchen Macht gegen die Forderungen der Vernunft entſtehen. Auch hier ſcheuet ſich oft die Träg-

heit nicht, das Heilige zu entweihen. Alles was in der, mich umgebenden, Welt nach Naturgeſetzen geſchieht, iſt ein Gegenſtand meines Erkennens. Ich kann es durchforſchen, in die Geſetze ſeines Weſens eindringen, und durch meine Erkenntniß entweder die ſchädliche Wirkung der Naturkräfte von mir ableiten, oder, ſind ſie meiner Einwirkung zu mächtig, mich ſelbſt dem Kreiſe ihres ſchädlichen Wirkens entziehen. Unterlaſſe ich dieſes, ſo verſäume ich, eine Kraft zu bilden, welche zu äußern, meine Pflicht, als verſtändiges Naturweſen, iſt; ſo iſt meine Trägheit mit meiner Umgebung in Widerſtreit, nicht die Weltwillkühr mit dem reinen Willen der Vernunft, und ich büße dann die Schuld meiner eignen Thorheit, nemlich der Vernachläſſigung meines Verſtandes. Wie kann ich mir anmaaßen, das Reich der Vernunft fördern zu wollen, ſo lang' ich noch nicht einmal den Grund

und Boden kenne, auf welchen mein Handeln beſchränkt iſt? Das Feſtſtehn auf dieſem Boden iſt Bedingung meines vernünftigen Lebens. Die Welt, mit allen ihren Verhältniſſen als Natur und als Menſchenverbindung, iſt die Sprache, welche ich kennen muß, um in ihr, würdig und vollſtändig, das heilige Wort der Vernunft ausſprechen zu können. Fern ſey es alſo von mir, den Machanismus des Verſtandes, und die Kenntniß der Dinge und der Menſchen, welche mich umgeben, zu vernachläſſigen, oder in verkehrtem Dünkel zu verachten! Dieſe Kenntniß iſt allerdings nicht mein Zweck, aber ſie iſt unentbehrliche Bedingung deſſelben. Bei ihr mich beruhigen, hieße, mich aus dem Kreiſe der Vernunftweſen ausſchließen; ſie verwerfen hingegen, meine Beſtimmung durchaus und in jeder Beziehung verkennen.

Die Beſtimmung und Bedeutung mei-

nes Lebens iſt mir klar geworden; ich betrachte es ruhig als einen Traum, denn ich habe das Weſen des Traums im Allgemeinen erkannt, nicht bloß in den nächtlichen Schöpfungen meines Geiſtes.

Kleine Gedichte.

Der Bach.

Oft an des Bachs umblühetem Rand, an der Seite Malwina's
Saß ich, und ſchnell, wie der Bach, rauſchten die Stunden dahin;
Aber unendlichen Quell ausſtrömte die freundliche Nymphe,
Ewiger Wolluſt Strom quoll mir in liebender Bruſt.

Der Roſenbuſch.

Seliger Zeit aufblühender Liebe zu holdem Gedächtniß
Pflanzte den blühenden Buſch duftender Roſen Myrtill;
Lieblich war, wie des mooſigen Zweigs Lenzblüthe der Kuß ihm,
Doch gleich dieſer, im Flug, war er zu eilig entflohn.

Die Lampe.

Spende des Lichts mondfarbigen Glanz,
sanftleuchtende Lampe,
Wenn in des Weihenden Arm froh die
Geliebteſte ruht;
Aber entweiht, treuloſes Gemüths, ſie den
heiligen Schimmer,
Dann gleich Artemis' Pfeil ſey der ver-
derbende Stral.

Beiſpiel.

Arm ward Thanatos' Reich an der Kunſt Aſklepios';
Zornvoll ſandte Kronion ſelbſt ihn zu den Schatten hinab.
Fromm anſtaunen der Göttlichen Zorn Aſklepios' Jünger;
Mit der verderblichen Kunſt reizen ſie nicht den Olymp.

Herophile.

Erde, warum, Grauſame, verſagſt du den pflegenden Buſen
Blühendem Grabdenkmal über Herophile's Leib?
„Mir in dem Schooß liegt hier die geliebteſte Blüthe; den Liebling
Schließet die Mutter allein gern an die liebende Bruſt.“

Lord William.

Grau flogen am Himmel die Wolken im Sturm,
Da rief Lord William vom Schloß:
Zu der Jagd! auf, meine Knappen!
Herbei, mein flüchtiges Roß!

Er jagt mit finſtren Blicken dem Wild
Durch Dickig und Heide nach:
„Mylord, der Hirſch iſt geſchwommen
Durch die Fluten vom Glencoebach.“

Schnell wendet Lord William ſich finſter zurück:
„Vor dem Waſſer ſcheuet mein Roß.“
Er eilet davon im Fluge
Zurück in das feſte Schloß.

Entgegen ihm treten der Lady Frau'n:
„Mylord, was wird uns zum Lohn?

Die Lady erſucht euch, zu ſchauen
Euren erſtgeborenen Sohn.“

Und finſtrer wird Lord William's Blick:
„Mich widert des Kindes Geſchrei!
Auf, bringet mir Wein, ihr Knappen,
Schnell in mein Gemach herbei!“

Zwei Becher ſetzet der Knappe auf:
„Mylord, ein würdiger Gaſt,
Mit Pilgerſtab und Kutte,
Sucht bei euch Labung und Raſt.“

Auf ſpringt Lord William mit wildem Blick:
„Heut mag ich Fremde nicht ſehn!
Ich haſſe Pilger und Kutten,
Heiß ſchnell vorüber ihn gehn!“

Eintritt ungerufen der Pilgersmann:
„Mylord, folgt ſchnell mir nach,
Es ſtrömen nach eurem Schloſſe
Die Fluten vom Glencoedach.“

Zum Fenſter eilt Lord William bang:
Schon heulen die Wellen laut,
Wohin er wendet die Blicke,
Er ſchäumende Fluten ſchaut.

Und die Knappen eilen mit Angſt herbei:
„Mylord, beſteiget das Boot,
Die Wogen brauſen — vor Abends
Eurem Schloſſe der Einſturz droht!

Und wilder blickt Lord William umher:
„Mag wogen die Flut heran!
Bis Mitternacht will ich harren,
Heut ſteig' ich in keinen Kahn!"

Und es ſchwanken die Mauern, es zittert der Grund:
„Mylord, entfliehet! das Dach
Senkt ſchon die goldenen Zinnen
In die Fluten vom Glencoebach."

Und Geheul durchſtöhnt das wankende Schloß:
„Mylord, flieht eilig herab,

Eure Lady mit ihrem Kindlein
Fand ſchon in den Fluten das Grab.“

Da flieht er und ſteigt in das nächſte Boot;
Ab ſtößt der Schiffer vom Land,
Lord William ſieht das Fahrzeug
Geführt von des Pilgers Hand.

Und es ſtarrt' ihm das Aug', das Geſicht
ward bleich —
„Mylord, was ruft durch den Wind?
Der Ruf gleicht wohl dem Angſtſchrei
Von einem ſterbenden Kind.“

Fahr ſchnell, o Schiffer, es war nichts mehr,
Als des Käuzleins gellendes Schrein.
„Mylord, ſo iſt's doch, ſeht dort,
Winkt nicht ein Kind von dem Stein?“

Fahr zu, o Schiffer, es iſt nicht mehr,
Als des Monds bleichfarbiges Licht!
„Mylord, ſo iſt's, er ſcheint hell
Auf des Kindleins bleiches Geſicht.“

Fahr ſchnell vorüber, mein Schiffer, o ſchnell!
„Mylord, ſelbſt lenkt ſich der Kahn,
Nehmt auf das bleiche Kindlein,
Seht, flehend blickt es euch an.“

Und er faſſet das Kind mit erzitternder Hand
Und er kennet die bleiche Geſtalt,
Schwer laſtet's im Arm ihm wie Steine,
Starr iſt es und marmorkalt.

„O Arthur, du ziehſt mich hinunter zu dir,
O Bruder, du fährſt mich zum Grab,
In die wogende Gruft deines Sohnes
Wirfſt du, Fährmann, den Bruder hinab.“

Da ſtrömten die Wellen hoch über den Kahn,
Und Kind und Fährmann verſchwand;
In den Glencoebach ſank Lord William,
Er ſah nie wieder das Land.

L u n a.

Die Sonne ſchloß den Stralenlauf
In goldner Abendpracht;
Da hob am Horizont herauf
Sich Luna durch die Nacht.

Erröthend blickt' ihr Angeſicht
Zum fernen Weſten hin,
Es ſcheut das prachterfüllte Licht
Der Jungfrau ſtiller Sinn.

Und höher ſteigt ſie nun empor,
Da Nacht die Welt umhüllt,
Und nur der Sterne ſtiller Chor
Des Himmels Plan erfüllt.

Und Alles huldigt nah' und fern
Der lieblichen Gewalt,
Und liebend ſchaut ein jeder Stern
Die holde Lichtgeſtalt,

Die, gleich des goldnen Traumes Bild
Den Schlaf der Nacht durchſtralt,
Und lieblich bald, bald himmliſch mild
Die Wolkenbilder malt.

Und eh' noch Hyperions Licht
Oeſtlich dem Meer' entſteigt,
Hat ſich ihr keuſches Angeſicht
In Weſten ſchon geneigt.

Doch Eos' goldner Morgenglanz
Weckt Luna's ſtillen Neid,
Ihr gnügt nicht mehr der Schönheit Kranz,
Den ihr die Nacht geweiht.

Sie zögert, bis aus goldner Flut
Auror' in Purpur ſteigt,
Und ſieht entzückt, daß nicht der Glut
Ihr ſinkend Licht erbleicht.

Und länger weilt ſie, bis das Heer
Der Sterne ſcheu entflieht,

Wenn es dem frohbewegten Meer
Den Gott entſchweben ſieht.

Und endlich, in vermeſſnem Wahn
Dünkt ſie dem Gott ſich gleich,
Will mit ihm wandeln ſeine Bahn,
Theilen des Tages Reich.

Da tritt in klarem Himmelslicht
Der Morgenſtern zu ihr:
Wo iſt dein glänzend Angeſicht,
Der Nächte ſchönſte Zier?

Schau dich im ſpiegelnden Kryſtall
Des hohen Aethers an;
Du wandelſt hin, ein dunkler Ball,
Auf fremder Stralenbahn.

Verſchwunden iſt der Silberſchein,
Der ſonſt dein Haupt geziert,
Als du der Sterne goldnen Reih'n,
Der ſchönſte ſelbſt, geführt.

Und Luna ſieht es und ſie ſinkt
Beſchämt zur Nacht zurück:
Dort nur, bei ſtillen Sternen winkt
Der Lieblichen das Glück.

Morgenroth.

Steigst du herauf, goldglänzend, am Thor
des erglühenden Morgens,
Göttliches Licht Eos', siegend in himmlischer Pracht?
Sieh, wie des Dunkels umhüllte Gestalt, wie
das feindliche Nachtgraun
Bange den Lichtglanz flieht, sieh, wie
die Luft sich erhebt!
Froh an der Hoffnung Hand aufschaut sie,
der sorgenden Welt blickt
Glückliches Tags Aufgang heiter die Lächelnde zu.
Ihnen aufjauchzet der Wald, froh hallt lautfeiernder Festsang,
Frei von der Nacht Schreckniß pranget
im Licht die Natur.

Aber es ſteigt an dem hochumſtraleten Bogen des Himmels
Höher der Lichtkreis auf — weh! es erlöſchet der Glanz!
Schwarzes Gewölk umdunkelt den Oſt, es verhüllet die Gegend,
Dumpf aufbrauſ't des Orkans Wuth, in verworr'nem Gebrüll
Stürzt, tiefwühlend im Wald, Steineichen die tobende Windsbraut,
Dort, wo des Purpurlichts goldener Stral ſich ergeß,
Zucket der Blitz, graunvoll, aus ſchwarz hervogendes, Unheil
Drohendes Wettergewölks fluteuverſchließendem Schooß.
Hoch flammt feurige Glut, auf blicket der Menſch um Errettung,
Weh! furchtbar in der Luft ſieht er die ſchreckliche nahn!

Schwarz, wie die Nacht, wälzt tief ſich heran, dumpf brauſend im Sturmwind
Schwebender Flut Dunſtball, ſtürzt in des Waldes Gezweig;
Aus nun bricht in gewaltigem Strom das verborgene Luftmeer,
Woget heran, und die Glut weichet der mächtigen Kraft.
Doch hinſtürzt des Gebäu's Steinlaſt, alt. kräftiger Vorwelt
Heiliges Prachtdenkmal ſinkt in den grauſen Ruin.
Weit, bahnlos ausſchweifet die Flut, brauſ't wild in des Gießbachs
Friedlichen Quell, ſchaumvoll ſtürmt er im Laufe dahin,
Trägt anſchwellend weiter das Graun furchtbarer Verwüſtung,
Fern zu dem Volke, das ſtill pflegte der Blumen am Bach —

Himmliſches Purpurlicht, ſehnſuchtvoll blick-
te der Menſch auf;
Doch ſchreckvolleres Graun führſt du
dem Harrenden zu!

Abendroth.

Stille ruht auf Hügel und Thal, es ſenkt ſich
Kühl des Abends Fittich herab, vom Saatfeld
Kehrt der langſam pflügende Stier, und heimwärts
Läutet die Schaafſtrift.

Raſchren Lauf lenkt ſchon Hyperion weſtwärts;
Lieberglühend blickt er hinab, und Thetys
Lächelt aufwärts, feſtlich erglänzt die Meerflut
Wallend in Purpur.

Wolken ſehn hochzeitliches Feſts Entzückung,
Schnell in Goldſtral ſchmücken ſie ſich; des Himmels

Hohe Wölbung feiert in Glanz der Götter
Seligen Brautkuß.

Farben wechseln feurige Glut; harmonisch
Strahlt des Azur liebliches Licht zu prangend
Stolzem Purpurglanz, und das zarte Meer-
grün
Stimmt in den Lichtglanz

Sanftes Dufthauchs weichen Accord, bis
endlich
Tief die Dämmrung herrscht, und dem Far-
benlichtspiel
Aus dem Buchhain nächtlicher Stimmen
Wohllaut
Tönet die Antwort.

Aus des Himmels weitestem Reich, mit
Andacht
Blicken horchend Sterne herab; der Mond
hebt,

Froh

Froh des erdumwandelnden Laufs, das nächtlich
Leuchtende Antlitz.

Stürme ruhn, kein düsteres Wolkengraunbild
Droht mit Unheil, glücklichen Tages Aufgang
Strahlt der Welt aus glühender Liebe sel'ger Götterumarmung.

Sehnſucht.

Iſt jedes Glück mit dir verſchwunden,
Der ſüßen Liebe goldner Wahn,
Will jener himmelvollen Stunden
Nicht eine mehr ſich lächelnd nahn?

Aus aller Bäume Wipfeln winket
Schnell hingeblühter Liebe Luſt,
Aus Mond und allen Sternen blinket
Erinn'rung Wehmuth in die Bruſt.

O, kehre lächelnd froh mir wieder,
Geliebter Täuſchung ſüßes Glück;
Tief beugt die Wahrheit mich darnieder,
Komm, gieb den Frieden mir zurück!

Phyllis.

Ballade.

Hoch vom Felſenufer ſchaute
Phyllis bang' in's Meer hinaus.
Wenn der Morgen dämmernd graute,
Floh ſie ſchon des Vaters Haus;
Wenn der Sonnenkreis ſich neigte,
Sah ſie noch mit trübem Sinn,
Ob kein Segel fern ſich zeigte,
Troſtlos in die Wogen hin.

Monden waren hingeflogen,
Seit das theure Schiff vom Strand
Durch der Meerflut öde Wogen
Eilte nach dem fernen Land.
Da ergoſſen ſich die Klagen,
Angſtvoll blickt ſie weit in's Meer:
Doch, ſo weit die Blicke tragen,
Bleibt die grüne Fläche leer.

„Wo verweilſt du, theures Leben?
Hält ein Sturm den Schiffer auf?
Aber leicht am Himmel ſchweben
Wolken hin in ſtillem Lauf.
Mächtig hält mit ernſtem Zügel
Seine Flut Poſeidon an,
Nur der mildern Lüfte Flügel
Ebnet ſanft die Wellenbahn.

Wieder hellt die Felſenpfade
Schon Selene's Angeſicht,
Und noch immer dem Geſtade
Nahn die theuren Segel nicht! —
Könnteſt du die Schwüre brechen,
Stürzen mich in ew'ges Leid?
Demophon! — die Götter rächen
Zürnend ſtreng den heil'gen Eid.

Stürme ſind mir treu geblieben,
Treu des Meeres wilde Flut,
Denn ſie ſahn mein treues Lieben,
Meines Herzens heiße Gluth:

Und auf ſtiller Wogen Rücken
Schwamm der Flotten ſich'res Heer;
Wellen wollten mich beglücken —
Nur dein Herz war liebeleer.

Konnt' ich trau'n den falſchen Lippen!
Nannt' er ſich nicht Theſeus' Sohn?
Theſeus', der auf Naxos' Klippen
Treuer Liebe ſelbſt entflohn? —
Götter! ja, ich bin verlaſſen!
Treulos iſt ſein ganz Geſchlecht!
Doch die Rache wird ihn faſſen,
Denn die Götter ſind gerecht.

Konnte dieſes Lächeln trügen,
Treue heucheln dieſer Blick?
Konnten ſeine Lippen lügen,
Scherzen mit der Liebe Glück?
Nein! der Treue feſten Glauben
Hält das liebend treue Herz,
Nicht Verzweiflung ſoll ihn rauben,
Nicht der hoffnungsloſe Schmerz!"

Und am dunklen Himmelsbogen
Glänzet matt der Sterne Schein;
Nacht ruht auf den ſchwarzen Wogen,
Dämm'rung hüllt die Felſen ein.
Blicke geben nicht mehr Kunde,
Doch die Liebe weckt den Muth,
Und ſie ruft mit bangem Munde
Sehnend in die weite Flut.

Demophon! — ſo ruft ſie bange —
Weit ertönt der Stimme Schall.
Demophon — mit dumpfem Klange
Widerhallt's im Felſenthal.
Doch, von ferner Luft getragen
Schwebt kein Laut der Liebe her;
Einſam ſchallen ihre Klagen,
Antwort rauſcht nur Fels und Meer.

„Tödtet mich mit eurem Blitze!"
Ruft ſie laut zu Göttern auf.
Neunmal zu des Felſen Spitze
Wendet angſtvoll ſie den Lauf.

Und zum kühlen Bett der Wogen,
In das grüne Waſſergrab
Fühlt ſie mächtig ſich gezogen,
Beugt zum Fall ſich ſchon hinab.

Aber ſchnell, an harter Klippe,
Hemmt den letzten Schritt der Fuß,
Und es ſtockt auf ſtarrer Lippe
Plötzlich ihres Leid's Erguß.
Des Gewandes Falten weichen
Glatter Rinden engem Band,
Und zu ſchön verſchlung'nen Zweigen
Theilt ſich die gehobne Hand.

Und wo ringelnd ſich ergoſſen
Goldne Locken von dem Haupt,
Sieht man Blätter grünend ſproſſen,
Und der Wipfel ſteht umlaubt.
Doch die Zweige ſelbſt, — im Winde
Klagen ſie der Liebe Schmerz,
Denn des Baumes ſtarre Rinde
Feſſelt nicht das treue Herz.

In des Meeres blaue Weiten,
Nach Athene's ferner Stadt
Wollen ſich die Zweige breiten,
Neigt ſich ſehnend jedes Blatt.
Doch die Treue wird im Baume
Selbſt des Kummers ſich'rer Raub,
Von des Leides ſchwerem Traume
Sinkt der Zweige dürres Laub.

Und beim Stral der Morgenröthe,
Von der Schiffe Ruderklang
Widerhallt die nahe Rhede,
Und es tönt der Schifferſang.
Und voraus im Meer geſchwommen
Naht ſchon Demophon dem Strand,
Denn der Erſte will er kommen,
Küſſen das geliebte Land.

Und er forſcht mit bangen Blicken —
Niemand harrt am öden Meer;
Und er ſucht auf Bergesrücken, —
Todt iſt's überall und leer.

Und es führen ihn die Frauen
Hin zum ſteilen Felſenhang,
Wo mit der Verzweiflung Grauen
Die Geliebte ſterbend rang.

Und, wie feſt mit Liebesarmen
Er den theuren Stamm umſchlingt,
Muß die Todte ſelbſt erwarmen,
Daß ſie Leben neu durchdringt.
Und es glüht der Liebe Flamme
Mächtig in dem ſtarren Leib,
Und noch in dem harten Stamme
Liebt als Baum das treue Weib.

Wo die Blicke ſonſt geſprochen,
Blickt ein junges Aug' hervor;
Schnell ſind Knoſpen aufgebrochen,
Blätter drängen ſich empor;
Wie die Worte ſich ergießen
Liebend von dem holden Mund,
Eilen Zweige jetzt zu ſprießen,
Grünend bei der Liebe Bund.

Und, wie ſich die Purpurlippen
Oeffneten, der Liebe Gruß
Vom geliebten Mund zu nippen
In entzückend ſüßem Kuß;
Wie die Wange lieblich glühte
Bei der Liebe ſel'gem Traum;
So, in Himmelspracht erblühte
In des Lieben Arm der Baum.

Kleine Gedichte.

Hymnus an Selene

bei'm Feſt der Frühlingsnachtgleiche.

Heiliger Nacht ſchönprangende Königinn,
hohe Selene,
Lichtumwallte, geſtirnumkränzete, nymphen-
umtanzte,
Schneeweißſchimmerndes Doppelgeſpann licht-
ſchnaubender Roſſe
Führt, glanzmähnenumwogt, aus Okeanos'
Weltumſtrömung
Deine verherrlichte Göttergeſtalt, ſchönthro-
nende Jungfrau!
Nachtthauſpenderinn prangſt du, in luftdurch-
rollendem Wagen,

Sendend farbigerblühendem Grund anfeuchtende Labung.
Wiederbelebt aufrichten die ſonnegebeugeten Blumen
Duftaushauchenden Kelch, lobpreiſend labende Gottheit.
Dir vorwandelt in Purpurpracht braunlockigen Abends
Heerdengefeierte Göttergeſtalt; Goldlockiger Morgen
Folget, gefildaufhellenden Augs, hinſcheidender Schönheit
Lieblichem Licht mit dem Doppelgeſtirn nachſchau'nd in Bewund'rung.
Dich umſchwebend tanzt meerwogengenährten Sternheers
Seliger, lichtaushauchender Chor nierastenden Feſtreihn.
Menſchengeſchickweiſſagenden Stral aus heiligem Aether

Tief-

Tiefabſendend, umkränzt dein Lichtdiadem die Umwallung
Schönambroſiſchen, wolkenumſchleierten, goldenen Haupthaars.
Lichtſcheubrütenden Frevelgemüths umdunkelte Mißthat
Schauet in nachtdurchwandelndem Glanz dein göttliches Auge,
Gleich umarmender Liebkoſung zartſchüchterner Jungfraun,
Leichtumgrüneter Laube vertraut in verſchwiegener Dämm'rung.
Hochherſchauende, Alleserſpähende, Stralengezeugte!
Himmliſche Glanzmelodie umhallt ſternprangende Lichtbahn,
Lenznachtfeiergeſang durchtönt grünſproſſende Waldung;
Andachtvoll auch hallet das Lied anbetende Menſchen:

Schau mildleuchtend herab, anrufenden Bittenden huldreich.
Blüthengefeierten Jahresbeginns gleichnächtiger Tagzeit
Spende bedeutenden Glanz dein glückweissagendes Antlitz,
Wenn vollstralendes Licht du erhebst aus Okeanos' Flut;
Kräuterbegrüntem Grund fruchtbarabrieselnde Feuchtung,
Auch nachtsinkenden Thau's umperlendes, schmückendes Labsal;
Leichte Geburtsarbeit fruchttragenden fröhlichen Müttern,
Junger Geburt, zuströmender Milch süßkräftige Nahrung.
Scheuche gefilddurchschauerndes Nachtgrau'n.
Dorrenden Gifthauch
Banne von jungaufknospendem Laub und erblühenden Zweigen.

Schirme geſegneten Stall vor milchausſau-
gendem Unhold;
Hemme des Zaubergeſangs baumfruchtaus-
tauſchenden Mißlaut,
Wendend böſes Geſchick zu dem Haupt dumpf-
murmelnden Zaubrers.
Birg dein leuchtendes Göttergeſicht ſtreng
jeglicher Unthat,
Nächtliches, ſinnebethörendes Grau'n um
Freveler hüllend.
Aber dem frommen Gemüth ſey hülfreich;
liebender Jungfrau
Helle des Frühlingshains ſüßduftende, trau-
liche Dämm'rung.
Schone der Lieblichen zartaufblühende, fräu-
liche Jugend,
Kränze mit nimmerverblühender Luſt ihr
bräutliches Lager,
Scheuche der gräßlichen Wehe umnachtete
feindliche Schaaren,

Daß frohlächelndes Kind frohlächelnde Mutter begrüße.
Glücklichen mehre das Glück und dem Unglückſel'gen die Hoffnung
Dankend ſchließe das Jahr wer mit flehendem Lied es begonnen.
Höre das Flehn, nachtleuchtende Königinn, hohe Selene!

Der Klausner.

Legende.

Ein Kloſterbruder war dem Zorn ergeben,
Die Mönche warnten ihn, der Prior ſchalt;
O, ſprach er, lebt' ich einſam in dem Wald,
Wer mag nicht zürnen und bei Menſchen leben!

Cyrillus ſpricht's, und eh' des Morgens Helle
Die Brüder weckt, iſt er ſchon weit
Von ſeines Kloſters Zelle,
Und ſucht in fernem Wald die Einſamkeit.

Von Palmen wölbt er ſich ein leichtes Dach,
Ein Klotz, von weichem Moos umgrünet,
Beut ihm den Sitz, als Tiſch und Altar dienet

Ein rauher Stein, er hilft nur wenig nach,
Denn, was er in der Wüſte nöthig hatte,
Trug — meint' er — wol die unbehau'ne Platte.

So kommt der Abend. — Freudig blickt Cyrill
Auf das vollbrachte Werk. Hier find' ich Frieden,
So ruft er aus, von Menſchen abgeſchieden,
Leb' ich zum erſtenmal beglückt und ſtill.
Hier wird kein wilder Zorn die Ruh' mir ſtören,
Des Frevels Anblick nicht mein Herz empören.

Die Sonne ſinkt — der Eremit bemerkt,
So tief er in Beſchauung auch verſunken,
Daß ſpärlich glimmt des Geiſtes matter Funken,
Wenn man den Leib durch Speiſ' und Trank nicht ſtärkt;

Auch muß er das Koſtum der Klausner ehren,
Und ſuchen gehn Laub, Wurzeln, Holz und Beeren.

Den Fund zu kochen fehlt es ihm an Töpfen,
Und roh bereitet er das karge Mahl;
Dann nimmt er ſeinen irdenen Pokal,
Um einen Trunk am friſchen Quell zu ſchöpfen.
Er irrte weit umher und ſuchte lang,
Bis ihm aus dürrem Sand ein Quell entgegenſprang.

Er trinkt, und füllt den Becher bis zum Rand,
Dann eilt er ſchnell zu ſeiner Klauſe,
Wo zum frugalen Abendſchmauſe
Sich alles ſchon bereitet fand.
Doch kaum iſt mit dem Trunk der Tiſch beſtellt,
So wankt der Becher — ach — und fällt.

Der Durſt thut weh — der Eremit,
So ſehr der Weg ihn mag verdrießen,
Muß noch einmal zur Wand'rung ſich entſchließen;
Er eilt zum Quell mit ſchnellem Schritt,
Der Krug wird angefüllt zum zweitenmal,
Doch, ungleich iſt des rohen Tiſches Fläche,
Der Becher ſteht nicht feſt, und Waſſerbäche
Entſtrömen bald dem fallenden Pokal.

Da ſchmäht der Eremit und ſchilt
Auf Tiſch und Krug mit lauter Stimme,
Dann greift er nach dem Becher, zornerfüllt,
Und ſchleudert ihn mit wildem Grimme
Weit von ſich weg; der Stein ſelbſt wird zerſchlagen,
Der nicht den Trunk des Klausners wollte tragen.

Da bricht auf einmal Himmelsglanz hervor,

Und ſchön, von weißem Lichtgewand umfangen,
Steht ernſt ein Heil'ger an der Klauſe Thor;
Gleich Sternen ſcheint der Glorie Glanz zu prangen.
Der Klausner ſtaunt und zu des Heil'gen Füßen,
Beugt er ſein Haupt, des Kleides Saum zu küſſen.

„In Wüſten nicht, nicht in der öden Zelle,
Mein Bruder, findeſt Du des Himmels Frieden;
Im Herzen einzig fließt die klare Quelle,
In der des Himmels Bildniß glänzt hienieden;
Doch trübt Dein ird'ſcher Sinn die laut're Welle,
So wird Dir nimmer Glück und Ruh' beſchieden.

Den Menſchen wird Dein Zorn den Frieden
ſtören,
Und einſam gegen Steine ſich empören."

So ſprach der Heil'ge, und Cyrillus
kehrte
In ſeiner Brüder frommen Kreis zurück.
Er bändigte den wilden Sinn und mehrte
In ſtillem Frieden ſeines Himmels Glück,
Und mehr als ſeine frommen Worte lehrte
Des ruhig heitern Aug's verklärter Blick;
Bis endlich ihm in hellem Lichtgewande
Ein Engel löſte ſeines Leibes Bande.

Die Krone.

Zierlich umwand, ſich ſchmückend im Spiel, die erblühende Jungfrau
Mit der Tiare des Haars reizend umſchlung'nes Geflecht;
Bald zu des Sängers Lohn aus ewiggrünendem Lorbeer
Bog ſie des lieblichen Schmucks lockenumſchließendes Bild;
Und hoch ehrten die Herrſcher der Schönheit Zierde, der Lorbeer
Kränzte den Sieger, der Fürſt gab die Tiare dem Haupt.
Aber es ſtieg der Gewaltigen Macht, gleich Sternen des Himmels
Stralten die Fürſten hervor unter dem niederen Volk.
Bald nun gnügte dem Stolz nicht mehr die beſcheidene Binde,

Prangend im Lichtſtralkranz zierte die Krone das Haupt.
Doch auf ſcheuchte der Glanz leichtſchlummernde Sorgen; die Krone
Senkte des Lichts Goldſtral unter der drückenden Laſt,
Und ſtreng herrſchte der Erde Gebild; die gebeugeten Stralen
Neigten das glänzende Haupt unter dem laſtenden Ball.
Aber es drang machtvoll die Gewalt unſterblichen Lichtſtrals
Tief in des Balls Laſt ein, gab den lebendigen Geiſt,
Da, gleich Knoſpen des ewigen Lichts aufblühte die Krone,
Schön, wie ein Himmelsſtern ſchmückt ſie das heilige Kreuz.

Sonnet.

Wenn Tulpen nicht mehr tauſendfarbig blühen,
Nicht mehr die Roſen, ſchön wie Mädchen, prangen,
Da fühlt die Erd' in ſehnendem Verlangen
Nach ihren Kindern heiß die Bruſt erglühen;

Der Blumen Geiſter wollen nicht entfliehen,
Der Mutter Liebe hält ſie feſt gefangen,
Und wie den Frühling ſie mit Duft durchdrangen,
So wollen farbig ſie den Herbſt durchziehen.

In bunten Aſtern blüht der Tulpen Schatten,
In Malven will der Geiſt der Roſen leben,
Noch einmal in des Lichtes Meer zu tauchen;

So will mit Trauer ſich die Freude gatten,
Das Lächeln ſelbſt wehmüth'gen Schmerz
umſchweben,
Und Liebe Luſt auf bleiche Wangen hauchen.

Serenate.

Tritt heraus in's ſtille Dunkel,
Lauſch' am Fenſter mild dem Klang;
Nichts verräth das Sterngefunkel,
Unſichtbar tönt nur Geſang.

Leicht, im Flug mit Abendlüften,
Wallet hin des Liedes Lauf,
Steigt zu Dir, gleich Blüthendüften,
Aus der Liebe Sehnſucht auf.

Tritt heraus in's ſtille Dunkel,
Mich verhüllt der Schatten Flor;
Droben nur glänzt Sterngefunkel,
Und zu Dir blick' ich empor.

Winterlandluſt.

— ⏑⏑ — ⏑⏑ —, ⏑̄ — ⏑ — ⏑̄
— ⏑⏑ — ⏑⏑ —, ⏑̄ — ⏑ — ⏑̄
— ⏑⏑ —, — ⏑ —, — ⏑⏑ —
— ⏑⏑ — ⏑ — ⏑̄ — ⏑⏑ —

Tief in den Hainen verſtummt iſt jeder Wohllaut,
Dohlen und ſchwärzliche Krähn nur krächzen Sturm her;
Glänzender Reif deckt das Feld, ſchimmert am Buſch,
Stumm in des Froſtes Feſſeln ſtarret der Bach.

Aber im Hauſe darum nicht ziemt der Rasttag,
Reichliche Freuden genug gab uns der Frühling,

Träger

Träger Empfang ziemet nicht fröhlichem Sinn,
Traget hinaus dem Winter Jubel und Luſt!

Fern von der Stadt, zu der waldumfangnen Gegend
Eilet in ſchnellerem Flug auf glatter Schneebahn,
Eh' ſich im Oſt Morgenglanz röthlich erhebt,
Eh' in dem Licht des Vollmonds Scheibe verbleicht.

Draußen geſchwind in den Wald, nach kurzem Frühmahl,
Wo ſich in ſchneeigem Grund vom Wild die Spur zeigt!
Hundegebell, Jägerruf, Hörnergetön
Ziert den entlaubten Forſt ſtatt Vogelgeſang.

Oder empört das Getös blutgier'ger Jagd-
luſt
Grau'n in der ſanfteren Bruſt zartſinn'ger
Jungfraun?
Hin zu dem Fluß! ſpiegelglatt blinket das
Eis,
Tönt von dem Strich des ſchnell hin-
gleitenden Stahls.

Seht den bequemlichen Sitz auf leichtem
Eisſtuhl,
Frauen gerecht, und dem Mann willkommne
Dienſtluſt;
Oder gewährt eig'nen Laufs kühneres
Spiel,
Dunkelgelocktes Mädchen, freiere Luſt?

Wähle den ſchöneren Stahl, umſonſt ver-
ſuchſt Du
Niedlichem Füßchen gerecht ihn auszuprü-
fen.

Gleite getroſt auf der Flut dünnerem Glas,
Schwebender Flugberührung weichet es nicht.

Aber hinaus, wo der Fluß durch Wald und Berghöhn
Gern in dem Laufe verweilt! Schon glänzt des Abends
Röthlicher Stral, flammt von Eisklüften der Bahn,
Schimmert im Reifkryſtallglanz golden vom Hayn.

Gleitet zum Hauſe zurück dann froh der Eistanz,
Steiget die Scheibe des Monds im Silberlicht auf;
Dämmernder Stral gießt um uns magiſchen Glanz,
Elfen und Sylphenchor gleich ſchwanket der Reihn.

Dampfend erwartet das Mahl frohſinn'ge Gäſte,
Golden ergießet des Rheins mildernſter Trank ſich,
Lange bewahrt, deutſchen Lands heimiſche Flur
Grüßte des Vaters Prachtlauf freudiger noch,

Als in dem räumlichen Faß geiſtvolle Gährung
Pflegte des edelſten Sohns ſtarkkräft'ge Jugend;
Tief im Gewölb' harrt' er ſtill freundlichen Mahls,
Keuſch, von dem Mund des Fremdlings nimmer berührt.

Aber den brauſenden Geiſt luftvoller Perlen
Spendet vor allen den Fraun! Hoch ſprengt den Kork auf,

Laßt von dem Glas himmelan ſpritzen den Schaum!
Weihet Geſang dem Erſtlingsbecher des Mahls!

Jedem gewaltigen Geiſt voll Muth und Klarheit
Schalle der Becher Getön! Wer göttlich Lied ſang,
Steinen Geſtalt, Farben gab lebenden Geiſt,
Sternen die Tön' entrief, ihn feire der Klang!

Aber vor Allen dem Mund voll ſüßer Küſſe
Töne das Lied, und der Bruſt voll Lieb' und Wahrheit;
Heiliger nicht flammt das Licht hoch im Olymp,
Als in der Bruſt der Lieb' unendlicher Stral!

Buchſtaben-Räthſel.

Ein Trauerbild am ſchwarzen Sarko-
phage,
Feind jedes Lebens, Tod der ſüßen Luſt
Erſchein' ich dir; mein Kind iſt bitt're Klage,
Die Eltern Reu' und trauernder Verluſt;
Doch, wäge nicht mit ungerechter Waage,
Auch Götter führ' ich oft in deine Bruſt:
Der Mutter Natterngift, des Vaters Wer-
muth
Bring' ich der Welt, doch Wonnen auch der
Schwermuth.

Hinweg der Natter ziſchendes Getön!
Der Bräut'gam naht, laut hallen Feier-
glocken
Durch Trift und Wald; ſchön kränzen Thal
und Höhn
Der frohen Braut zum Liebesfeſt die Locken.

Sein Herold kommt, gleich Himmelskindern
ſchön,
Mit Blüthenſchnee verjagt er Winterflocken.
Er ſchmückt die Bahn dem frühlingſchönen
Heros,
Dem roſ'umkränzten Götterjüngling Eros.

Der Biene Summen ſchweigt. Aus
kalter Gruft
Steigt ein Tyrann in blendend ſtolzem Glanze.
Machtvoll durchhallt ſein Donnerton die Luft,
Wo blut'ger Krieg aufſchwingt die Todes-
lanze,
Doch wo ſanftſchmeichelnd ſeine Stimme ruft,
Erzittert ſelbſt die ſturmgeprüfte Schanze.
Erzürnt flieht heil'ge Treu, der bange Bür-
ger
Sieht ſchaudervoll im Oberhaupt den Wür-
ger.

O, komm zurück, du frühverſunkner
Schatten,

Du ſanfter Hauch, das Schreckbild iſt entflohn,
Willſt küſſend du mit dem Phantom dich gatten;
In jeder Bruſt erbau'ſt du dir den Thron,
Du ſiegſt im Schlachtfeld, auf beblümten Matten
Empfängſt und giebſt du ſüßer Liebe Lohn.
Du kannſt im Kampf mit drohenden Gefahren
Allein des Menſchen Geiſt machtvoll bewahren.

Kommt auch zurück, ihr die zuvor verſunken,
Ihr muntern Gaukler mit dem frohen Spiel,
Mit eurem Liſpeln weckt des Witzes Funken,
Doch ehrt der Sitte leicht umgang'nes Ziel,
Nicht allzuernſt und nicht bacchantiſch trunken,

Spielt nicht zu wenig, tobt nicht allzuviel,
Und ſelbſt im Räthſelſpiel weicht von der Straße
Zu weit nicht ab, ſchwärmt, wenn ihr ſchwärmt, mit Maaße!

L y r a.

Auf Arkadiſcher, weit liederberühmter Flur
Bog Kyllenios' Hand aus der geglätteten
Schaalthierhülle des Wohllauts
Vollaustönenden Widerklang;

Auswärts ſchauendem, ſanftbogigem Doppelhorn
Fügt' ausſpannend er leicht zitternde Sehnen ein;
Froh antwortete Lyra
Bald ambroſiſcher Finger Ruf,

Tönt' aus göttlicher Hand ſel'gen Olympiern,
Rauſcht prachtvoll in des Volks ſtürmenden Siegsgeſang,
Hallt Preishymnen des Jubels
Mächtig auf zu der Götter Sitz.

Auch nektariſchen Mahls wild dithyrambiſche

Feſtluſt feiert in laut brauſendem Jubelklang
Bacchus heiligen Widders
Frohaufjauchzende Sehne noch.

Doch, wenn Feiergeſang ſchallt Amathuſia's
Holdanlockender Luſt, feſtlicher tönet dann
Meerentſtiegener Wölbung
Leiſ'aufzitternder Widerhall;

Denn, als ſchäumenden Meers Wogen der göttlichen
Kypris' Fuß ſich enthob, ſchwebte die Lächelnde
Auf buntfarbigen Meerthiers
Schönumpanzertem Rücken auf.

Froh glückſeligen Volks goldenen Tagen, ſcholl
Lyra's heiterer Ton, bis der entgötterten
Welt glückſpendender Frohſinn
Spät entwich und zum Himmel ſtieg.

Hoffnung folgte, die rothwangige Schweſter
ihm;
Lyra's Saitengetön trug ſie hinauf; im Glanz
Klarheithauchenden Sternheers
Tönt Lichtklänge die Göttliche

Durch kryſtallnen Olymps ſtralendes Götter-
reich;
Chortanz ſeliger Luſt wecket der Lichtgeſang,
Erdumwandelnde Sterne
Freu'n ſich leuchtender Melodie.

Geduld.

Horch, welch ein klagender, ſchmerzlicher Klang
Kommt her aus der Ferne gezogen?
Er tönt von dem einſamen Felſenhang,
Rauſcht dumpf vom Geſtade der Wogen:

„Was wendeſt du, Sonne, den ſtralenden Lauf?
Was weht ihr Lüfte gelinder?
Was ſteigſt du, holdlächelnder Frühling, herauf,
Zu wecken die ſchlummernden Kinder?

Du weckſt mir die ſchlummernde Liebe doch nicht,
Aus dem dunklen nächtlichen Grabe,
Das Gras, das jung aus dem Hügel bricht,
Iſt der Lieblichen einzige Gabe.

Was blickeſt du, Mond, zu dem öden Strand
Auf des Schiffs zertrümmerte Splitter?
Einſt hatteſt du doch dein Geſicht gewandt
Und verhüllt in ſchwarze Gewitter;

Du entzogſt der bedrängten Liebe den Schein,
Gabſt die Flücht'gen den tobenden Wellen:
O Menſchen, o Sterne, ihr freu't euch der Pein,
Wollt das Leid nur feindlich erhellen.

Da ſank der Verlaſſ'ne aufs hügliche Grab,
Verzweifelnd in tödtlichen Qualen;
Und lichthell ſchwebt' es vom Himmel herab,
Wie des Mondſcheins ſilberne Stralen.

Und gleich des Himmels Engeln ſchön,
Mit blaſſen Lilienwangen,
Senkt ſich ein Bild aus Sternenhöh'n,
Vom Lichtgewand umfangen.

Des Augs ſanftblickend Lächeln ſchien
Mit Thränen mild zu ſtreiten,

Und leiſe glitt die Hand dahin
Auf bebend goldne Saiten:

„Vom Vater bin ich ausgeſandt,
Den leiderfüllten Kindern
Mit Troſt aus überird'ſchem Land
Des Lebens Schmerz zu lindern.

Noch hielt des Schickſals Hand der neu
Entſtandnen Welten Looſe,
Da rief mich heil'gen Glaubens Treu
Aus ew'ger Liebe Schooße.

Geführt vom Frohſinn junger Luſt,
Geſchmückt mit Roſenkränzen,
Der nahen Götter nur bewußt,
Sollt' ich als Hoffnung glänzen.

Doch bald entfloh das ſchöne Glück,
In lichterfüllte Fernen
Trat heilig jeder Gott zurück,
Lebt ewig über Sternen.

Da ſchwebt' auch ich zum Sternenheer,
Die Bruſt voll tiefer Wunden,
Denn auf der Erde ward nicht mehr
Der Hoffnung Raum gefunden.

Dort nahte mir des Vaters Huld,
Der Mutter ſüße Liebe,
Und wieder kehrt' ich als Geduld,
Daß Troſt den Menſchen bliebe.

Denn auf der dunklen Erde nicht
Wohnt Glück, das Niemand raubet;
Hoch oben ſtralt's wie Sternenlicht
Dem Geiſt, der liebt und glaubet."

Sie ſprach es, und hoch zu den Sternen hinan
Erhoben ſie himmliſche Stralen,
Und der Jüngling ſchaute die leuchtende Bahn,
Ihm ruhten im Herzen die Qualen.

Und

Und weit aus zog er ins heilige Land,
Geleitet vom Pilgerſtabe,
Heimkehrend ruht er am Meeresſtrand
Und erblaßt auf dem theuren Grabe.

Wechſel.

Wie gleichſt du, holde Luna,
Du ſchönſtes Licht des Himmels,
Wie gleichſt du meiner Myrte!
Mit immer hell'rem Auge
Blickſt du zu mir hernieder,
Zeigſt ſchöner ſtets dein Antlitz
Und freundlicher und milder;
Stets weiter weicht die Hülle,
Die dich dem Aug' verborgen,
Und jede Nacht vermehrt ſich
Die Zahl der ſüßen Stunden,
Die freundlich du verweileſt;
Doch kaum hat deine Schönheit
Mich ganz entzückt, da hüllt ſchnell
Dein Antlitz ſich in Dunkel,
Und finſtrer wird der Abend,
Die Nacht verſchwindet lichtleer,
Und dich hat fremder Glanz mir,
Dem Harrenden, entzogen —
Du ſchönſtes Licht des Himmels,
Wie gleichſt du meiner Myrte!

Der Pantoffel.

Märchen

nach dem Franzöſiſchen.

Vor vielen, vielen Jahren lebten ein König und eine Königinn, die sich zärtlicher liebten, als es damals unter gekrönten Häuptern Sitte war. Das Volk folgte dem herrschenden Beispiel und das ganze Land glich bald einem Panorama häuslicher Glückseligkeit. Aber ein benachbarter Monarch, dem es zu Hause nicht so wohl gefiel, zog mit großer Heeresmacht heran. Er schlug die Armee des friedlichen Königs, verjagte ihn aus seiner Residenz und setzte sich selbst auf seinen Thron.

Der König vergaß bei seiner Flucht nicht, die Krone mit den andern Reichskleinodien zu sich zu nehmen. Auch die Königinn packte ihre Staatskleider, Points,

Diademe, nebſt allen dazu gehörigen Kaſten und Schränken, ein, und zuletzt führte der König noch die drei Prinzeſſinnen an den Wagen.

Die Königinn umarmte ihre Töchter zärtlich und verſicherte, daß ſie über den Schmerz der Trennung beinah vergeſſen hätte, ſie mit zu nehmen. Der Zug ging nun fort, und da der Ueberwinder im Lande manches zu thun fand, ſo kam der König mit Gepäck und Familie glücklich über die Gränze.

Das Privatleben — ſagte der König zu der Königinn — iſt nicht ſo übel, als es vom Throne herab ausſieht. Wenn man auch auf dem Throne eben nicht viel Sorge hat, ſo bildet man ſich es doch manchmal ein, weil einem die Unterthanen immer ſo viel davon vorſchwatzen. Ich wenigſtens habe in meiner zwanzigjährigen Regierung immer geglaubt, ich lebte nur in den Flit-

terwochen des Regiments und der Ernſt mit den Sorgen werde noch kommen. Darum bin ich meiner eigentlichen Königsfreuden auch niemals recht froh geworden. Ich wüßte keinen Unterſchied zwiſchen Sonſt und Jetzt, als daß ich mich vor den künftigen Sorgen gar nicht mehr zu fürchten habe.

Die Königinn gab ihrem Gemahl Recht.

Die entthronte Königsfamilie zog in eine artige Handelsſtadt, machte nach dem erſten Banquier das beſte Haus, und fand, daß häusliche Tugend die beſte Vorbereitung auf ein Leben jenſeit des Thrones ſey.

Während der Zeit leerte und füllte ſich die königliche Kaſſe mehrmals, und bald zeigten die Gläubiger des Königs ihm nochmals den Wechſel ſeines Glücks in ſeinen eignen Wechſeln.

Die Brillanten ſeiner Krone waren nicht hinreichend, die Schuld zu tilgen; er mußte

die ganze Zierde des königlichen Hauptes dem Goldschmiede anbieten. Aber dieser materielle Kritiker bezeigte vor der reinen Form so wenig Respekt, daß er sie bloß nach ihrem wahren Werthe schätzen und bezahlen wollte.

Der König fand sich indessen abermals in sein Schicksal. Er versammelte die vornehmen Trödler der Stadt zu einer Berathschlagung über seinen Mobiliar-Etat, überließ die Reste der königlichen Garderobe dem Schauspieldirektor um ein Billiges, die Sammlung seiner Gewehre dem Stadtmagistrat um ein Ansehnliches, und Haus und Hof seinen Gläubigern um ein Beliebiges.

Dann zog er mit Gemahlinn und Prinzessinnen nach einem kleinen Landhäuschen, um hier der Sorge für seine Familie und seine Finanzen zu leben.

Sie richteten sich schnell ein, um die

Bewillkommnungsbeſuche aus der Nachbarſchaft anſtändig empfangen zu können. Weil aber acht Tage vergingen, ohne daß ſich die Nachbarſchaft einſtellte, ſo ſagte der König eines Abends zu der Königinn: Mein Schatz, wir ſind aus unſerm Königreiche und nun ſogar aus der Welt vertrieben. Gleichwohl müſſen wir leben, und unſre drei Töchter auch. Ich erſuche Dich nun, überlege, wie wir dieſes anfangen; denn, was mich betrifft, ich habe nichts gelernt, als Land und Leute regieren; das lernt ſich bald, und iſt nicht ſchwer, wenn man nur Land und Leute hat.

Die Königinn hatte einen ungemein aufgeweckten Geiſt; weil ſie nun eben ſehr ſchläfrig war, und nicht Luſt hatte, viel zu ſprechen, ſo bat ſie ſich bis zum Morgen Bedenkzeit aus.

Am Morgen ſprach ſie: Mein königlicher Gemahl, wir wollen uns um unſern

Unterhalt nicht viel Sorge machen. Kaufe Dir eine Heerde Schaafe und einen Hund zum Gehülfen Deines neuen Regimentes. Die Schaafe ſind überall nicht allzuwitzig, und den Hund kannſt Du Dir etwas beißig auswählen; ich will Dir beim Melken und bei der Schaafſchur treulich beiſtehn, und Deinen Hund kareſſiren, daß er mit dem ſchlechten Futter vorlieb nimmt. So werden wir beide von dem Wechſel unſers Zuſtandes wenig gewahr werden.

Bei dieſen Worten umarmte ſich das königliche Ehepaar, und die Sprecherinn fuhr fort:

Unſre drei Töchter ſollen uns auch nicht lange mehr Sorge machen. Das ſind faule Staatspuppen, denen nichts gut genug iſt. Sie denken, ſie ſind noch große Damen, und wollen hier die Prinzeſſinnen ſpielen. Deine Schaafe würden nicht Milch genug geben, ihre Lärvchen damit zu waſchen. Die

müſſen wir wegführen, weit, weit, daß ſie das Wiederkommen vergeſſen.

Der König weinte, wie er hörte, daß er ſeine Kinder einbüßen ſolle. Er war ein guter Vater, aber die Königinn ſtellte ihm vor, man müſſe mit der Zeit fortgehn, und im Kriege ſey das häusliche Glück aus der Mode gekommen. Weil nun die Königinn am Ende immer Recht behielt, ſo hatte ſich der König das Widerſprechen bei Zeiten abgewöhnt, und gab ihr bei dem erſten Worte Recht.

Die jüngſte Prinzeſſinn, Betty, hatte indeſſen Papa und Mama einen guten Morgen ſagen wollen: weil aber die Thüre abgeſchloſſen war, ſo hatte ſie am Schlüſſelloche den elterlichen Plan belauſcht. Ohne ſich lange zu beſinnen, nahm ſie Butter, Eier, Milch und Mehl zu ſich und machte ſich auf den Weg zu der Fee Miranda. Dieſe war nemlich ihre Pathe.

Sie lief im Anfang leicht und ſchnell, wie ein junges Reh: aber bald wurde ſie müde. Die dünnen Söhlchen liefen ſich bis auf das letzte Häutchen ab, die Strümpfchen dazu, und ihre zarten, niedlichen Füßchen zerſtachen und zerritzten ſich, daß es ein Jammer war. Endlich konnte ſie nicht weiter; ſie ſetzte ſich in's Gras, und fing an zu weinen.

Da kam auf einmal ein Pferd herangeſprungen, ſchneeweiß, geſattelt und gezäumt, und ſchlank wie ein Hirſchchen. Zaum und Gebiß waren mit Brillanten beſetzt, man hätte drei hübſche Städte dafür kaufen können. Wie das Pferd nahe an Betty kam, blieb es ſtehn, fing an zu graſen, kam immer näher und beugte die Kniee, wie ein abgerichtetes Kunſtpferd. Die Prinzeſſinn gab ihm Gras aus ihren weißen Händchen, faßte es dann bei'm Zaum und ſprach: Du hübſches Hotto'chen, trügſt Du mich wol zu

meiner Frau Pathe, der Fee? Du biſt auch recht hübſch, wenn Du es thuſt, und ich will Dir mit eignen Händen den beſten Hafer geben, und ſchönes Heu und auch friſches Stroh zum Lager, daß Du Dich recht weich legen kannſt.

Das Pferdchen ſtreichelte mit ſeinen rothen Lippen Betty's Händchen, als wäre es ihm mehr um die Hand, als um den künftigen Hafer darin, zu thun; dann bückte es ſich tief, und die kleine Betty ſprang leicht wie ein Vogel auf den ſchlanken Rükken. Nun ging es fort, gerades Weges nach der Wohnung der Fee. Es ſchien, als hätte das Pferd den Weg gelernt, und ſo war es auch; denn Miranda war nicht eine ordinäre Fee, wie man ſie in Romanen zu Dutzenden findet. Sie hatte das Pferd ſelbſt abgeſchickt, weil ſie als eine kluge Frau wohl wußte, daß Pathchen Betty ſie beſuchen wollte.

Betty trat in die Grotte der Fee, und verneigte ſich dreimal tief, tief vor der Frau Pathe. Dann faßte ſie den Saum ihres Kleides und küßte ihn. Guten Morgen, liebe Frau Pathe, ſprach ſie nun, wie befinden Sie ſich? Hier bringe ich Butter, Eier, Milch und Mehl, und will Ihnen einen Kuchen à la Patypata backen, wie er jetzt Mode bei uns iſt.

Sey willkommen, liebe Betty, ſprach die Fee, und umarmte die Prinzeſſinn. Ich weiß wohl, was Dich zu mir führt. Du haſt an der Thüre gelauſcht, und gehört, daß Deine Mutter Dich mit Deinen Schweſtern weit, weit wegführen will, und darum biſt Du in Angſt. Nun, ſey nur ruhig: hier haſt Du einen Knaul Garn. Binde das Ende an Deine Hausthüre und wickle im Gehn ihn immer nach und nach ab. Der Faden iſt beim thée médisant von einer funfzigjährigen Jungfrau geſponnen und

reißt nimmer. Wickle alſo den Knaul getroſt ab, ſo weit Dich Deine Mutter auch führen mag. Wenn ſie zurück iſt, wirſt Du den Weg leicht finden, wenn Du den Faden aufwickelſt.

Betty bedankte ſich bei ihrer Frau Pathe, und empfahl ſich. Dieſe gab ihr noch ein Päckchen mit ſchönen Kleidern von Gold und Edelſteinen auf den Weg, umarmte die Prinzeſſinn und ließ ſie wieder auf das ſchöne, ſchlanke Pferdchen ſteigen. In zwei bis drei Minuten war ſie ſchon vor dem Hauſe Ihrer Majeſtäten. Sie ſtreichelte das Pferd und ſagte: Schimmelchen, Du biſt ganz allerliebſt, Du ſollſt ſchön bedankt ſeyn, komm' wohl nach Hauſe! Damit galoppirte das Pferdchen ſchneller als der Wind zurück.

Betty ſchlich ſich nun in's Haus, legte ſich zu Bette, und that, als wüßte ſie von allem nichts. Als der Morgen anbrach, ſtand die Königinn auf, zog ihre dickſten Rah-

menſchuhe an, dazu einen kurzen Rock und einen fleiſchfarbenen Kaſimir-Mantel mit großem Kragen; in die Hand nahm ſie einen Stock und rief dann ihre drei Töchter, Nanny, Fanny und Betty.

Mich hat dieſe Nacht von meiner Schweſter geträumt, ſagte ſie, und ich habe Luſt, ſie zu beſuchen. Sie wird uns gut bewirthen und da wollen wir nach Herzensluſt eſſen, tanzen und lachen.

Wenn ſie gut zu eſſen hat, ſagte Leckermäulchen Fanny, ſo geh ich mit bis an's Ende der Welt; denn hier ſchmeckt mir's gar nicht mehr ſchön.

Wenn es Bälle giebt, ſagte Putzköpfchen Nanny, ſo bin ich auch dabei; denn hier ſieht einen ja kein ordentlicher Menſch, wenn man ſich noch ſo. ſchön putzt.

Wenn's auch dort nichts zu lachen giebt, ſagte Schmeichelkätzchen Betty, ſo lach' ich,

wenn ich nach Hauſe komme. Nicht wahr Papa?

Dem guten König ſtand das Waſſer in den Augen, aber das Feuer in den Augen der Königinn trocknete ſeinen Thränenquell. Er blieb ſtill, umarmte die reiſefertige Gemahlinn, reichte Betty den Mund und den andern beiden Prinzeſſinnen die Hand zum Kuß, und befahl die ganze Reiſekarawane dem Schutze des Himmels.

Die Königinn führte ihr Kindergefolge beinah ſo weit, als der berühmte Kindermuſaget zu Hameln, und Betty war ſchon bange, daß ihr Faden nicht bis an das Ende des Weges reichen würde. Endlich, als ſie einmal früh aufwachten, war die Königinn verſchwunden. Nanny und Fanny meinten, die Mutter wäre vorausgegangen, und nun ſchalten ſie die arme Betty, daß ſie nicht munterer geweſen ſey; aber Betty

erzählte ihnen die Geheimniſſe mütterlicher Zärtlichkeit.

Wär' ich nicht ſo ein gutes Mädchen, ſetzte ſie hinzu, ſo hätte ich jetzt die ſchönſte Gelegenheit, mich an Euch zu rächen, weil ihr mich immer kratzt und ſchlagt. Denn meine Frau Pathe, die Fee Miranda, hat mir ein Mittel gegeben, daß ich bequem den Weg nach Hauſe finden könnte, während Ihr verhungern und verdurſten müßtet, wenn Euch die wilden Thiere noch dazu kommen ließen.

Die Schweſtern ließen ſie kaum ausreden. Sie fielen ihr um den Hals, küßten ſie, und gaben ihr die ſchönſten guten Worte. Manny verſprach ihr die geputzteſte Lyoner Puppe, und Fanny die beſten Pariſer Bonbons. Betty ſagte, ich weiß doch, daß Ihr nicht beſſer als ſonſt Wort halten werdet; aber ich kann es nicht über's Herz bringen, Euch allein zu laſſen. Damit griff

ſie nach ihrem Garnknauel und drehete den Faden mit ihren niedlichen Fingerchen ſo ſchnell darum, daß die drei Prinzeſſinnen Abends in der Dämmerung vor dem Landhauſe des Königs ſtanden.

Sie pochten an die Thüre. Der König fragte: Wer da? Ihre drei Töchter, Papa, war die Antwort: Fanny, Nanny und Betty. Die Königinn fing an zu zittern. Mache nicht auf, ſagte ſie zu dem Könige, ſie können es nicht ſeyn, und wenn ſie da wären, ſo wären es doch nur ihre Geſpenſter. Der König war eben nicht in ſeiner tapferſten Stimmung, und rief: Packt Euch fort; Ihr mögt ſeyn was ihr wollt, aber nicht meine Töchter. Betty beſann ſich nicht lange. Papa, ſagte ſie, ich will mich bücken, ſehen Sie durch das Katzenloch, und wenn ich nicht Betty bin, ſo will ich die Ruthe kriegen. Papa König bückte ſich,

und weil er seine liebe kleine Betty erkannte, so machte er auf.

Die Königinn drückte die Kinder an ihr mütterliches Herz. Sie sagte ihnen, sie hätte nur etwas vergessen gehabt, und wär' eben auf dem Wege gewesen, nachzukommen. Die Prinzessinnen thaten, als glaubten sie alles, und gingen in ihr Schlafkämmerchen. Nun sagte Betty, wir sind zu Haus. Wo bleibt nun meine Puppe? wo bleiben meine Bonbons?

Da kannst Du warten, hieß es. Wir hätten ohne Dich auch wol den Weg gefunden! — Und nun schlugen sie die arme Betty ärger, als jemals, daß sie sich weinend zu Bett legte, und vor Weinen nicht einschlafen konnte.

Es währte nicht lange, da hörte sie, daß die Königinn zum Könige sprach: diesmal sind sie zurückgekommen, aber nicht wieder. Ich will die Mädchen in eine an-

dere, noch weniger bekannte, Gegend führen, und noch viel weiter; da ſollen ſie wol wegbleiben lernen.

Betty dachte gleich an ihre Frau Pathe, die Fee Miranda. Mit dem frühſten Morgen ſtand ſie leiſe, leiſe auf, ging in den Hühnerſtall, nahm zwei Hühner nnd einen fetten Kapaun zu ſich, und machte ſich auf den Weg.

Sie war kaum eine Stunde gegangen, da ſprang ihr das bekannte Pferdchen wiehernd und munter entgegen. Sie begrüßten ſich beide, wie gute Bekannte. Betty ſprang hinauf, ſetzte ſich ſeitwärts auf den Sattel, ließ dem Pferde den Zügel, und ſtützte ſich, wie eine junge Kunſtreiterinn, ganz nachläſſig auf den ſchlanken Hals des niedlichen Thiers.

So ſchnell, wie das vorigemal, kam ſie auch jetzt vor die Wohnung der Fee. Sie trat ein, machte eine Verbeugung und brachte

ihre Geſchenke. Dann klagte ſie ihr neues Leiden, daß Mama ſie nun bis an's Ende der Welt führen werde, wo ſie gewiß nicht zurück könnte.

Mein liebes Pathchen, ſagte die Fee, ſo ſchlimm ſoll es dieſesmal nicht werden. Hier haſt du einen Sack mit Aſche. Beſtreue damit den Weg, den Deine Mutter Dich führen wird, die Aſche iſt aus aſſonirenden Dramen und Romanzen gebrannt, und liegt feſt auf dem Boden; ſie bleibt auch trocken, weil ſie bloß Erde und wenig Salz enthält. Laß Dir alſo vor Wind und Regen nicht bange ſeyn, ſie ſchaden ihr nichts. Wenn Du nun zurück willſt, ſo haſt Du bloß dieſer Spur nachzugehen, und kannſt nicht fehlen. Aber Deine Schweſtern nimm nicht mit zurück. Das ſind böſe Kinder. Sonſt will ich nichts mehr von dir wiſſen.

Betty bedankte ſich und nahm Abſchied. Die Fee gab ihr noch in einem

Schmuckkäſtchen für dreißig bis vierzig Millionen Diamanten mit auf den Weg; das Pferd ſtand geſattelt und gezäumt vor der Thür, und trug ſeine ſchöne niedliche Reiterinn, ſo geſchwind als das erſtemal, zurück.

Den andern Tag früh ſprach die Königinn zu den drei Prinzeſſinnen: der König wird mir etwas hypochondriſch. Das geht ſo, wenn man in gewiſſe Jahre kommt. Da hab' ich nun dieſe Nacht von gewiſſen Kräutern und Blumen geträumt, die in einer gewiſſen Gegend vorzüglich wachſen. Dahin wollen wir einen Spaziergang machen und welche ſammeln, um damit den König zu verjüngen.

Fanny und Nanny behaupteten zwar, ihre Botanik beſchränke ſich bloß auf die künſtlichen Blumen zum Schmuck des äußeren Menſchen: es half aber nichts, und die Lehre der Mutter, daß ſie mit der Zeit gern

nach solchen Blumen weit, weit gehen würden, machte sie endlich willig.

Gegen diesen Spaziergang war der berühmte Spaziergang nach Syrakus nur eine Bademotion. Die Asche in Betty's Feensack ging zur Neige, und noch zeigte sich keine Ausbeute dieses botanischen Exkurses. Endlich, an einem sehr schönen Morgen nach einer sehr dunklen Nacht, war die Königinn wieder über alle Berge. Fanny und Nanny wollten verzweifeln, Betty aber war ein mitleidiges Mädchen. Sie vergaß die Warnung der Fee, und führte ihre beiden Schwestern auf der poetischen Asche glücklich nach Hause.

Ihre Majestäten waren nicht wenig erstaunt, die Prinzessinnen wiederzusehn. Sie sprachen die ganze Nacht davon, und Betty hörte, daß die Königinn einen neuen Plan ausfann. Sie wollte sie nun gar in eine Wüste führen, wo sie ohne Ret-

tung würden umkommen müſſen. Betty weckte ihre Schweſtern, erzählte ihnen, was ſie eben erlauſcht hatte, und fing an zu weinen, daß ſie ihrer Frau Pathe nicht gefolgt war, und ihre Schweſtern dem Hunger und den Bären im Walde überlaſſen hatte. Wär' ich allein zurückgegangen, ſagte ſie, ſo fände ich jetzt gewiß wieder Hülfe bei ihr: nun aber darf ich ihr nicht mehr vor die Augen, ſie wird mir das hübſche Pferdchen nicht mehr entgegenſchicken, und allein find' ich den Weg nicht zu ihr.

Wir brauchen die alberne Fee nicht, ſagte Fanny. Sie wird nicht alle Weisheit allein in ſich haben. Wir nehmen einen Sack mit Erbſen auf den Weg und ſtreuen ſie aus. Die werden uns den Rückweg ſo gut zeigen, als die ſchmutzige Aſche.

Nanny fand die Auskunft vortrefflich, und nahm die Erbſen. Betty nahm ihr Diamantenkäſtchen und das Päckchen mit

ſchönen Kleidern zu ſich. Fanny verſah ſich mit Torten und Bonbons. So waren ſie ſchon reiſefertig, ehe ihnen die Königinn noch die Reiſe ankündigte. Diesmal ging es noch viel weiter, bis in eine Wüſte, wo kein Baum und kein Strauch wuchs. In einer dunkeln Nacht machte ſich die Königinn unvermerkt auf den Rückweg, und als es Nachmittags bei den Prinzeſſinnen Morgen ward, ſahen ſie ſich allein. Das Weinen war nun an Betty. Nanny und Fanny ſchalten ſie aus, und meinten, dieſesmal ſchon ohne Pathe Miranda den Weg zu finden. Lachend ſahen ſie ſich nach ihrer Erbſenſaat um, aber ſtatt der Erbſen war eine lange, unabſehliche Reihe Tauben zu ſehn, an welchen die Wüſten ungemein reich ſind. Dieſe pickten eben die letzten Erbſen auf und flogen dann mit dem Wegweiſer der Prinzeſſinnen hoch in die Luft.

Nun gab es groſses Wehklagen. Statt zu eſſen, weinten die armen Kinder zwei Tage, und am dritten, als ſie eſſen wollten, fanden ſie nichts und mußten nun von neuem darüber weinen. Der Hunger iſt nicht der beſte, ſondern der ſchlechteſte Koch von der Welt, oder gar nur ein Pfuſcher; denn er ſetzt die Speiſen ſchlecht oder halb gekocht auf, und den armen Prinzeſſinnen ſervirte er gar die Kräuter und Wurzeln roh, wie ſie die Natur gab.

Eines Tages fand Betty eine Eichel. Ihre Schweſtern hätten ſie ihr gerne genommen und ſich einen deutſchen Kaffee gekocht; aber weil ſie fürchteten, er möchte für zwei zu dünn ausfallen, ſo folgten ſie einmal Betty's Rath, und pflanzten die Eichel, um einen Baum zu haben, der ihnen die Frucht in Menge trüge. Alle Morgen und Abende lockerten ſie die Erde auf und

begoſſen ſie. Dann tanzten ſie herum im Kreiſe und ſangen:

Keime ſchön und grün hervor,
wachſe, liebe Eiche;
hebe bald den Stamm empor,
breite bald die Zweige!

So ſangen ſie täglich, und die Eiche wuchs zuſehends friſch in die Luft, wie das allemal bei den Eichen der Fall iſt, wenn es nicht natürlich damit zugeht.

Als das Bäumchen etwas herangewachſen war, wollte Nanny hinaufſteigen und ſich umſehn, allein die Prinzeſſinn hatte etwas zu viel Embonpoint, das Bäumchen beugte ſich unter ihr und ſetzte ſie wieder ſanft auf den Boden. Fanny wollte es nun verſuchen, aber ſie war nicht gewandt genug, um ſich an der glatten Rinde zu halten, und glitt ſanft am Stamme herab. Betty war leicht und behend; ſie klimmte ſchnell in den grünenden Wipfel hinauf,

und das Bäumchen schaukelte sie nur etwas hin und her. Man wußte nicht, wollte es sie necken, oder ihr damit liebkosen.

Siehst Du was? fragten sie die Schwestern, und Betty sah sich weit um. Ja, ja, rief sie, dort, ein großes Schloß! Ach, wie schön, wie schön! Die Wände sind von Smaragd, das Dach von Rubin, die Fenster und Thüren mit Diamanten eingefaßt, und überall hängen goldene Glöckchen, die der Wind bewegt. Ach, wie schön muß das klingeln, und wie muß das in der Nähe erst glänzen, und gar inwendig!

Fanny und Nanny mußten es auf's Wort glauben, und, während Betty sich oben an den Herrlichkeiten nicht satt sehn konnte, untersuchten die Schwestern unten ihr Packet von der Fee, erklärten es für gute Prise, und packten aus. Dann machten sie ihre Toilette, kräuselten sich die Haare mit huile antique, zogen Kleider von Peti-

net an, mit diamantnen Sternen, und putzten sich heraus, — man konnte nichts Prächtigeres sehen.

Betty wollte sich geschwind auch putzen; aber als sie ihr Päckchen öffnete, fand sie nichts darin, als Kiesel. Sie wurde nun gewahr, daß ihre Schwestern mit ihrem Eigenthume Staat machten, und forderte weinend ihre schönen Kleider zurück. Aber die ungerathenen Prinzessinnen lachten sie nur aus, und drohten ihr gar mit Schlägen.

Soll ich denn so, wie ich hier bin, auf das Schloß gehen, fragte das arme Mädchen, während Ihr Euch mit meinen Sachen so schön geputzt habt? — Du kannst unsere Magd vorstellen, war die Antwort; zu weiter nichts bist Du gut, und wenn Du das nicht willst, so schlagen wir Dich todt, und begraben Dich hier, ohne daß ein Hahn um Dich kräht.

Betty mußte sich in ihr Schicksal er-

geben. Fanny und Nanny zogen geſchmückt, wie Königinnen, nach dem Schloſſe, und ſprachen ſchon in prophetiſcher Begeiſterung von den Herrlichkeiten der Zukunft. Betty ging in ganz einfacher Kleidung, als Magd, hinter ihnen und wollte vor Betrübniß vergehen.

Als ſie an das Schloßthor klopften, kam ein Ungeheuer von altem Weibe heraus, das ſie für eine Art von Pförtnerinn hielten; denn ſie hatten ehemals in der groſſen Welt von Rieſen und häßlichen Mohren mancherlei gehört. Das Weib hatte ein einziges Auge, und zwar nicht, wie gewöhnlich, neben der Naſe, ſondern gerade darüber, in der Mitte der Stirn. Dieſes einzige Auge war größer, als alle ſechs der Prinzeſſinnen zuſammengenommen, die doch nicht unter die kleinſten gehörten; aber man ſah lieber das halb geſchloſſene der weinenden Betty, als das ungeheure der

Riesinn, das sie, wie ein Krebs, beständig offen und ohne Wimper trug. Uebrigens maß das Ungethüm funfzehn Fuß in der Höhe und dreißig im Umkreis, hatte eine platte Nase, einen Teint wie ein alter Eichstamm im Regen, eine Haut, wie eine zerfahrne Chaussée, und einen Mund, der das ganze Gesicht quer in zwei Theile zerschnitt.

Was wollt Ihr hier? sprach sie; wer führt Euch hierher? Das ist das Schloß des Ogers, dem Ihr noch kein Frühstück ausfüllet. Seid froh, daß ihr nur mir in die Hände gefallen seid. Ich bin nicht so ein Vielfraß, wie mein Mann. Kommt herein, ich speise nur Eine auf einmal: da habt ihr doch den Trost, daß die Eine ein paar Tage länger lebt.

Die armen Mädchen zitterten vor Angst, und wollten entlaufen; aber Ein Schritt der Frau Ogerin maß über funfzig solcher Mädchenschritte. Sie haschte sie ein, nahm

alle

alle drei unter den Arm, und warf sie in einen Keller, wo viel tausend Eidechsen und Schlangen herumkrochen. Man trat in dem finstern Loche überall auf Knochen von Menschen, welche diese Thiere schon gefressen hatten.

Die Ogerinn hatte eben Essig, Oehl und Salz geholt, um sich gleich aus der zarten Betty einen delikaten Salat zu machen. Da kam der Herr Oger selbst nach Hause. Sie stülpte geschwind ein großes Faß über die Prinzessinnen, denn, weil sie alle drei so jung, zart und weiß waren, so wollte sie den guten Bissen allein schmausen, und dem Oger nichts davon geben.

Herr Oger war sechsmal so groß, als Madame. Wenn er sprach, so klirrten die Fenster, hustete er gar, oder nies'te er, so zitterten die Mauern und der Grund des Schlosses. Er hatte ebenfalls nur Ein Auge, und Haare wie Stachelschweinstacheln. In

der rechten Hand hielt er eine Tanne, die von ihm zu einem Spazierstock geschnitzt war, in der linken aber einen Korb mit funfzehn Kindern, die er unterwegs eingesteckt hatte. Er zog sie nach und nach im Gespräch mit seiner Frau heraus, und verzehrte sie, wie eine Mandel Pflaumen.

Die Prinzessinnen zitterten und bebten unter ihrem Fasse; sie trauten sich nicht zu weinen, um sich nicht durch Schluchzen zu verrathen. Weil Mädchen aber doch nicht ganz stumm bleiben können, so klagten sie sich ganz leise, leise ihre Noth, obgleich keine der andern etwas Neues sagte.

Es währte nicht lange, so sah sich der Oger um. Du — sagte er zu seiner Frau — ich wittere frisch Fleisch, gieb her!

Ei, Du witterst immer, sagte die Ogerinn. Die Kinder werden es seyn, die Du eben verzehrt hast.

Frisch Fleisch ist hier. Wart, ich will selbst suchen, erwiderte Er.

Suche wo Du willst, antwortete Sie; wenn Du keins bringst, wirst Du keins finden.

Der Oger ward nun böse. Hast Du mir's versteckt — grunzte er — so schneide ich Dir den Kopf ab, und mache Preßkopf daraus.

Die Drohung war der Ogerinn zu ernsthaft. Aergere Dich nur nicht gleich, Ogerchen, sagte sie und krabbelte ihm die Stachelhaare; ich muß Dir nur alles erzählen. Ich habe heute drei junge Mädchen eingefangen, aber es wäre Schade, diese zu verspeisen; denn sie sind sehr geschickt und bethulich. Ich werde, wie Du weißt, mit jedem Tage älter, und möchte auch gern einmal Ruhe haben. Sieh nur unser schönes Haus an, wie alles aussieht! ich kann nicht mehr alles allein zwingen; sonst geht

mein bischen Ansehn vollends ganz fort und das wird Dir auch nicht recht seyn. Da will ich denn die Mädchen als Mägde brauchen. Du darfst sie also wenigstens jetzt nicht essen: künftig kann eher einmal Rath dazu werden, wenn Du so großen Appetit hast.

Es kostete noch viel Suade, dem Oger die Prinzessinnen aus den Zähnen zu schwatzen. Er wollte erst zwei, dann wenigstens Eine, und endlich nur die kleinste essen. Zuletzt mußte er doch nachgeben: denn die Frau Ogerinn kannte die Gewalt der Zunge so gut, als ihre schönen menschlichen Schwestern. Um indessen wenigstens etwas von seinem männlichen Willen durchzusetzen, verlangte er, die drei Gefangenen zu sehn.

Die Ogerinn assekurirte ihnen ihr Leben, und sie erschienen vor dem allezeit hungrigen Schloßherrn.

Was könnt Ihr? — grunzte er sie an,

und hätte gern von ſeinem Faſtengelübde ſich diſpenſirt.

Betty erholte ſich am erſten, und ſprach: Wir haben alles gelernt, was zu guten Wirthſchafterinnen gehört: ſticken, ſtricken, nähen, flicken, Kuchen backen, Sülze hacken.

Könnt Ihr auch kochen? — fragte der Oger unterbrechend.

Freilich! fuhr Betty fort, und das ganz delikat, engliſch und franzöſiſch, wie es verlangt wird. Wir haben lange bei dem König und der Königinn, und bei drei Prinzeſſinnen die Küche beſorgt, und ſie haben faſt die Teller mit aufgegeſſen, ſo viel Appetit hatten ſie noch nach Tiſche.

Der Oger aß gern etwas Gutes; da er aber zeither alles roh verſpeiſen mußte, weil er mit den Köchinnen immer den Anfang machte, ſo kannte er die Küchenkünſte nur dem Namen nach. Jetzt konnte er es nicht erwarten, ſeine neuen Köchinnen in

Thätigkeit zu ſetzen. Allein Betty hatte an ſeinem Küchengeräth überall etwas zu mäkeln. Der Heerd war ihr zu breit, der Rauchfang zu weit, der Ofen zu ſchief, die Kaſſerole zu tief. Wollte der Oger etwas Delikates auf ſeinen Tiſch haben, ſo mußte er ſich entſchließen, Hand anzulegen und alles nach Angabe der Meiſterinn Betty zu arbeiten.

Erſt mußte er ihr den größten Keſſel über das Feuer ſetzen, der ſo weit war, daß ein mäßiges Kriegsſchiff darin allerlei Wendungen machen konnte; hierin ließ ſie ihn hundert Kälber, funfzig Rinder und tauſend Hühner zu einer kräftigen Brühſuppe werfen. Dann ſollte er zwei große Backöfen bauen, von welchen ſich doch Betty, gleich einem billigen Feldconſtrukteur, durch Bitten und Verſprechungen die Hälfte abdingen ließ.

Arbeit macht Appetit, und der Oger ſehnte ſich nach dem Fleiſchkeſſel.

Iſt denn das Fleiſch noch nicht gut? fragte er faſt bei jedem Stein, den er vermauerte.

Wir müſſen probiren, ſagte endlich Betty, als der Dampf wie Gewitterwolken in den Rauchfang ſtieg.

Woran ſiehſt Du das? fragte der Oger neugierig.

Die ſchlaue Betty merkte wohl, daß ihr großer Schüler nur darum ſo gelehrig war, um nächſtens an dem Fleiſche ſeiner Lehrerinn ſelbſt den Verſuch machen zu können.

Das iſt ganz leicht, ſagte ſie; man muß die Zunge etwas tief in die Brühe, bis auf das Fleiſch, bringen. Wenn es gelinde wärmt, ſo iſt es gut.

Nun ſo probire, erwiderte der Oger, und führte die kleine Betty zu dem Heerd.

Ich bin nur für den großen Keſſel viel zu klein, ſagte ſie, und ſah freundlich an

dem Oger hinauf. Eure Hoheit könnten wol eher hinanreichen.

Was wollt' ich nicht, antwortete der Oger; bei der Gelegenheit profitire ich selbst etwas von Deiner Kochkunst.

Damit bückte er sich so weit in den Kessel hinab, daß sein Vordertheil das Uebergewicht bekam, und der ganze Oger zu den Rindern, Kälbern und Hühnern in den Kessel fiel.

Das Feuer zischte laut von der aussprühenden fetten Brühe. Die Ogerinn kam erschrocken herbeigelaufen, weil sie glaubte, das Essen sey in das Feuer gefallen. Als sie aber hörte, daß es sich nicht vermindert, sondern gewissermaßen vermehrt habe, gab sie sich bald zufrieden. Die Prinzessinnen bezeigten ihr das in solchen Fällen übliche Beileid und stellten ihr vor, wie das Leben einer Wittwe in ihren Jahren nicht ohne eigne und bedeutende Annehmlichkeiten sey,

und daß, wenn sie nur sich etwas moderner zu kleiden belieben wollte, alle Könige und Fürsten um ihre Hand werben würden.

Das häßliche Unthier hörte diese Schmeicheleien schmunzelnd an, und befahl den Prinzessinnen, sie sollten sie auf der Stelle zur schönsten, liebenswürdigsten Dame umschaffen, wenn sie nicht selbst von ihr in die delikateste Sülze wollten umgeschaffen werden.

Die Prinzessinnen erschraken vor dieser Drohung, gegen welche sie keine Toilettenkunst schützen konnte; aber Betty ersann auch in dieser Noth, gleich dem vielgewandten Ulysses, den besten Rath. Sie wusch, kämmte und salbte nach Möglichkeit an dem häßlichen Ogerkopf: indessen mußten ihre Schwestern eine Waffelform zum Krepp-eisen, und ein paar Bratspieße zu Schnabeleisen einrichten und weiß glühen lassen. Betty brannte nun erst mit dem Waffelei-

ſen ein paar Stachellocken der Ogerinn, um ſie an das Feuer zu gewöhnen, dann aber ſtach ſie ihr das neue Schnabeleiſen ſo tief durch das Stirnauge in das Seelenorgan, daß die desorganiſirte Seele, noch ehe das Eiſen kalt ward, aus dem übelorganiſirten Leichnam entwich.

Nun gab es Freude vollauf. Die Prinzeſſinnen liefen im ganzen Schloſſe umher, und konnten nicht ſatt werden, die vielen ſchönen Sachen darin zu beſehn und zu bewundern. Sie lachten und ſangen, und tanzten und ſprangen, und wenn ſie von dem vielen Glanz geblendet waren, liefen ſie auf die rubinenen Schloßzinnen und klingelten mit den goldenen Glöckchen.

Alles, was ſie nur verlangen konnten, hatte das Schloß im Ueberfluß. Da gab es Korn und Walzen, Confekt und Früchte, und Puppen von lauter Perlen und Edelſteinen, ſchöner als in allen Kunſtkammern

und Raritätengewölbern. Wir ſind jetzt reicher, ſagte Fanny zu Nanny, als Papa und Mama, wie ſie noch ihr Königreich hatten; es fehlt uns in der Welt nichts, als ein paar Männer, die uns heirathen wollen; aber hier ſucht uns kein Menſch. Denn das Schloß iſt gewiß weit und breit als eine Gurgelſchneide verſchrieen, und wer weiß es denn, daß der Oger mit ſeiner Frau todt iſt?

Da wollen wir uns helfen, ſagte Nanny. Wir machen dieſen Todesfall durch ein Avertiſſement in den Zeitungen bekannt. Oder noch beſſer, wir gehn morgen ſelbſt in die Stadt und ziehn vorher unſre ſchönen Kleider an. Jetzt, nach dem Kriege, treffen wir reiche Lieferanten, Commiſſairs und kaſſiteridiſche Kaufleute genug, die ſich nach Prinzeſſinnen umſehen, und wie können wir ein beſſeres Glück machen?

Beide fanden den Plan allerliebſt, und beſchloſſen, ihn morgen auszuführen. Dann

legten ſie ſich, jede in ein ſchönes Himmelbett, mit inkarnatſeidnen Vorhängen; die Kiſſen waren mit Flaum von Colibri gefüllt und viel weißer, als friſchgefallner Schnee. Die arme Betty wurde in die Küchenkammer verwieſen und erhielt den Beſcheid, morgen mit Tagesanbruch die Toilette der beiden Prinzeſſinnen bereit zu halten, und, während ihres Spazierganges in die Stadt, das Haus zu ſäubern, zu kehren, zu bürſten, zu fegen und zu waſchen, was ſich nur zu kehren, zu bürſten, zu fegen und zu waſchen fände. Und das war nicht wenig.

Ach, wär' ich doch meiner Frau Pathe, der Fee, gefolgt! ſeufzte Betty, als ſie nun allein in dem weiten Hauſe war, und Zimmer kehrte und Schlöſſer putzte. All' mein Unglück kommt davon her, daß ich nicht folgte. Meine Schweſtern ſtehlen mir meine ſchönen, reichen Kleider und putzen ſich damit, und ich muß nicht nur zuſehn,

ſondern ihnen noch gar als Kammermädchen dabei helfen. Ohne mich lebten Herr und Madame Oger noch, und hätten ſich meine Schweſtern wohlſchmecken laſſen, und ich bin hier im Hauſe ſchlimmer daran, als die niedrigſte Magd. Hätte ich mich doch lieber freſſen laſſen! — Was helfen mir nun alle meine Thaten? Hier fing ſie an bitterlich zu weinen, daß ihr die Thränen die Worte erſtickten.

Indeſſen kamen ihre Schweſtern aus der Stadt. Sie hatten alle Taſchen voll Ananas und ſüße Orangen, und die Strickkörbchen voll Bonbons und alle Arten von niedlichen Delikateſſen. Betty mußte ſie auskleiden, und von alle den Herrlichkeiten erzählen hören, welche ihre Schweſtern geſehn hatten, und die ſie nicht ſatt werden konnten, ſich zu wiederhohlen.

Als ihr darüber von neuem ein paar Thränen in's Auge traten, fielen die böſen

Schweſtern über ſie her, und ſchlugen ihr blaue Striemen auf die zarte, weiße Haut.

Den andern Tag ging es eben ſo. Fanny und Nanny vergnügten ſich auf dem Ball in der Stadt, und Betty ſaß zu Hauſe und weinte. Sie kehrte eben die Küche, als ſie zwiſchen den Fugen der Steinplatten einen niedlichen Schlüſſel entdeckte. Er war ſo ſchmutzig, daß ſie lange putzen mußte, eh' er rein wurde, nun aber ſah ſie, daß er von purem blankem Dukatengolde war.

Ein Schlüſſel von Gold kann nichts Gemeines verſchließen, dachte Betty und verſuchte ihren Fund an allen Schlöſſern im Hauſe; aber vergebens. Endlich fand ſie ein allerliebſtes Käſtchen von Schildkröte, Elfenbein, Marmor und Alabaſter, ein wahres Meiſterſtück. Der Schlüſſel öffnete und aus dem Käſtchen quollen Kleider, Schleier, Kämme, Ketten, Bänder, Spitzen, Ringe, Schmucknadeln, kurz, alles, was ſich ein

junges, allerliebſtes Mädchen wünſchen kann, wenn ſie ſich zum Balle putzt. Schönheitswaſſer und Pommaden, Lippenpurpur, Wangenroſen und Halslilien kamen nicht mit heraus; denn das Käſtchen wußte, wen es vor ſich hatte, und daß es bei Purpurlippen, Roſenwangen und einem Lilienhals dieſe Spende auf ein andermal ſparen konnte.

Alles war auf das koſtbarſte und geſchmackvollſte gewählt und der ſchönen Betty wie auf den Leib gepaßt, ſo daß keine Putzmacherinn es ſo artig für ſie hätte auswählen und zuſchneiden können. Keine Königinn hatte noch als Braut einen ſo reichen und ſchönen Anzug gehabt.

Betty konnte vor Freude kein Wort ſprechen. Sie hütete ſich auch wohl, ihren Schweſtern ein Wort von ihrem Glück zu ſagen. Aber kaum hatten dieſe den Rücken gewandt, um wieder nach der Stadt zu gehn, ſo flog ſie zu ihrem Käſtchen, und putzte

ſich heraus, daß ſie ſchöner war, als Sonne, Mond und alle Sterne.

Sie ging nun in die Stadt, auf den nämlichen Ball, wo ihre Schweſtern waren. Bei ihrem Eintritt erhob ſich ein leiſes Flüſtern, das immer lauter wurde, je weiter ſie hervortrat. Die Tänzer vergaßen den Tanz vor Bewunderung und die Tänzerinnen vor Eiferſucht. Der Pauker zitterte vor Entzücken und ſchlug einen Wirbel, die Trompeter riefen ein erſtaunendes Ah! in die Trompeten und bliesen einen Tuſch. Der ganze Tanz war geſtört, man mußte von neuem anfangen. Zwei galante Herren duellirten ſich, weil jeder mit Betty vortanzen wollte, indeſſen führte ſie ein dritter an die Spitze der Colonne. Nun vermehrte ſich die allgemeine Bewunderung, denn Betty übertraf alle Damen an Gewandtheit und Anſtand im Tanz, ſo wie ſie alle an Schönheit und Pracht überſtralte.

Die

Die Frau vom Hauſe bezeigte ebenfalls der ſchönen Fremden ihre Achtung, und bat ſie mit vieler Artigkeit um ihren Namen. Betty hatte Grund, ihren wahren Namen nicht bekannt werden zu laſſen, und, weil ihr in der Eile kein anderer einfiel, ſo nannte ſie ſich Amöne. Alles war nun entzückt. Der getreu'ſte Liebhaber vergaß ſeine Schöne, und ſeufzte: Amöne! Jeder Dichter zitirte die Kamönen und reimte auf Amönen. Das Echo hallte nur von Klagetönen um Amönen; denn niemals hatte noch ein niedliches Figürchen ſo viele Köpfe geplündert und ſo viele Herzen entzündet, als Amöne. Man hatte nicht Augen genug, ſie zu bewundern, und nicht Lippen genug, ſie zu preiſen.

Nanny und Fanny hatten auf dem Balle ausgeglänzt, als Betty erſchien. Gleichwohl mußten ſie zum böſen Spiele gute Miene machen und ſich an Betty's Be-

wunderer anſchließen, wenn ſie nicht allein im großen Tanzſaale ſtehen wollten. Sie erkannten ihre Schweſter nicht; denn, weil ſie zu Hauſe nur gewohnt waren, ſie in dem ſchlechteſten Aufzuge zu ſehn, und ſo in die Farbe der Küche gekleidet, wie ein Kätzchen, das ſich in dem Aſchenloche gewärmt hat; ſo hätten ſie in der ſchönen, glänzenden Ballkönigin Amöne eher eine Fee vermuthet, als ihre Schweſter Betty.

Als ſie zurück in ihr Schloß kamen, war auch Betty ſchon wieder an ihrer Arbeit. Sie mußte ihre Schweſtern auskleiden, und die Herrlichkeiten des Balls von neuem rühmen hören. Diesmal weinte ſie auch nicht, ſondern als Fanny und Nanny von der wunderſchönen Dame erzählten, ſang ſie ganz leiſe vor ſich: So war ich, ſo war ich, ach wär' ich noch dort! Was murmelſt du? fragten ihre Schweſtern, und als

ſie noch leiſer fortſang und dazu lachte, ſchlugen ſie das arme Mädchen beinah wund.

Die Freude in der Stadt dauerte noch einige Zeit fort. Betty war alle Tage auf dem Ball und jeden Tag glänzender. Denn ihr Käſtchen war ein Talisman, und jemehr man forderte, deſto mehr gab es, und alles, was es heraus gab, war noch neuer, als die neu'ſte Mode; denn es ward von dem Augenblick an Mode, da es Betty trug. Alle Damen kleideten ſich nach ihrem Modell, und weil dieſes alle Tage wechſelte, konnten die Modehändler und Putzmacherinnen nicht genug liefern, um die Damen zu befriedigen, und die Ehemänner und Galans nicht genug eincaſſiren, um die Modehändler und Putzmacherinnen zufrieden zu ſtellen.

Einmal hatte ſich Betty-Amöne in der Stadt verſpätet, weil ein junger Ritter bei ihr vorüber ritt, der ihre ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog. Er war ſchlank,

wie Apollo, und anmuthig, wie der junge Bacchus. Sein Pferd war ſchwarz wie die Nacht, aber ſo prächtig geſchmückt, wie das Leibroß der Pathe Fee. Betty wollte nichts weiter ſehn, wiewol der ſchöne Ritter keinen Blick auf ſie geworfen hatte. Warum bin ich denn ſo hübſch, wie alle Leute mir vorreden? ſagte ſie auf dem Rückwege, wenn der es nicht ſehn will, für den ich allein hübſch ſeyn möchte? Was helfen mir alle meine ſchöne Kleider, wenn ich ihm darin nicht gefalle?

Sie hing ihr Köpfchen, wie eine Narciſſe, und, weil ihre Gedanken bei dem ſchönen Ritter geblieben waren, ſo dachte ſie nicht an ihre ſchönen Tanzſchuhe von rothem Sammt, die mit Perlen und Diamanten reich geſtickt waren. Sie verlor auch wirklich einen davon, und bemerkte es, in Gedanken vertieft, nicht eher, als bis ſie nach Hauſe kam. Der Schade war indeſſen nicht

groß. Denn, obgleich mit dem niedlichen Pantöffelchen ein Solitär verloren war, den allein die Kaufleute höher ſchätzten, als alle ihre Waarenlager in und außer der Stadt, ſo hatte doch das Zauberkäſtchen dergleichen Koſtbarkeiten für Betty mehr.

Das Beſte aber dabei war, daß Solitär und Pantoffel in Hände gekommen waren, die ſo einen Fund zu ſchätzen wußten. Der Kronprinz des Königreichs war der Finder. Er war eben auf der Jagd, und ſah am Wege den großen Solitär leuchten, als ob der Abendſtern vom Himmel gefallen wäre. Neugierig bückte er ſich darnach, und hob den niedlichſten Pantoffel auf, der jemals ein Mädchenfüßchen bekleidet hatte. Er konnte ſich nicht ſatt daran ſehn, drehte ihn hin und her auf alle Seiten, herzte und küßte ihn, und trug ihn auf ſeinem Herzen mit in ſeinen Pallaſt.

Von Stund' an ſchmeckte dem Kron-

prinzen kein Biſſen mehr. Er ward ſtill, niedergeſchlagen, traurig, blaß, mager, und endlich gar krank. Der König nahm andere Köche an, aber der Appetit ſtellte ſich nicht ein. Man engagirte eine andere Schauſpielergeſellſchaft, welche ſich auf eigentliche Kunſt verſtand, aber der Prinz ſah und hörte nicht darauf. Man wollte auf den Rath einer Wahrſagerinn fremde Aerzte verſchreiben, aber der König hatte ſo viele Länder erobert, daß überall nichts Fremdes mehr zu haben war. Dabei ward es von Tage zu Tage gefährlicher mit dem Prinzen, und der König und die Königinn waren außer ſich vor Schmerz.

Endlich gelang es der Königinn, hinter das Geheimniß zu kommen. Sie überraſchte den Prinzen einſt, als er ſich unbemerkt glaubte, und eben das niedliche Pantöffelchen mit tauſend Thränen benetzte.

Du liebſt, mein Sohn, redete die Kö-

niginn den Prinzen an. Sey ohne Furcht! Dein Leben und Dein Wohl gilt uns mehr, als Alles. Wer auch Deine Geliebte ſey, unſre Macht erhebt uns über politiſche Convenienz, und wir haben Länder genug, Deine Braut zu einer größern Königinn zu machen, als jemals eine geweſen iſt.

Der Prinz war gerührt, und ſprach, indem er den Pantoffel küßte und emporhielt: Wol liebe ich, meine königliche Mutter! Sehen ſie hier die kleine, niedliche, allerliebſte Urſache meiner Leiden! Kann ich das Füßchen nicht finden, das dieſes Pantöffelchen tragen kann, ſo will ich ſterben. — Damit neigte er das Haupt und ſank erſchöpft auf das Kiſſen zurück.

Sey nur ruhig, lieber Sohn, ſprach die Königinn, das Füßchen wird ſich wol finden. Nimm indeſſen etwas zu Dir, und werde munter; denn wenn Du eine hübſche Braut haben willſt, ſo mußt Du friſch aus-

ſehn und lebendig ſeyn; abgehärmte Liebhaber intereſſiren nur in der Ferne, und unterhalten in der Nähe ſchlecht. Steh' auf und ſetze Dich zum Gabelfrühſtück. Ich will Dir Krebspaſtete ſchicken und einen Faſan und einen Becher Portwein, daß Du wieder zu Kräften kommſt.

Die Königinn trug ſogleich die Nachricht von der Liebe des Prinzen zu dem König, und dieſer hatte nun nichts Angelegentlicheres, als durch Heroldruf und Trompetenſchall alle niedliche Füßchen in Requiſition zu ſetzen. Keine Requiſition war jemals ergiebiger. Von allen Seiten ſtrömten mehr Füße und Füßchen zu dem königlichen Fußmeſſer, als Köpfe und Köpfchen jemals zu dem Wiener Cranioſcopen, und Herrn Mercier's Behauptung, daß nicht der Kopf, ſondern der Fuß über den Menſchen entſcheide, fand damals ihre volle Beſtätigung.

So vielen Fleiß aber die schönen Damen auch anwandten, ihren Füßchen die Königsform zu geben, so drängten sich doch bei allen die Unterthanen- und Bürgerorgane zu sehr vor, als daß alles Fasten und Leiblich-sich-bereiten mehr bei ihnen bewirkt hätte, als eine feine äußerliche Zucht. Die unköniglichen Protuberanzen waren weder durch Schönheitwasser noch feine Pomaden zu extirpiren. Das niedliche Pantöffelchen fing schon vom vielen Probiren an, sich abzunutzen; bei dem Prinzen stellten sich Rückfälle ein, und Stadt und Reich waren noch immer ungewiß, wer auf einem so kleinen Füßchen stehe, um damit auf den großen Fuß einer Königinn leben zu können.

Nanny und Fanny hatten kaum gehört, wie sehr das Wohl des Reichs auf einem kleinen Fuße beruhe, als sie ihre engsten Schuhe hervorsuchten, um sich an die, einer Königinn nöthige, Beschränkung zu gewöh-

Druckfehler

im ersten Bande der Cicaden.

S. 179 Z. 8 statt lächelnden Hauch, ließ lächelnden Mund.

S. 180 Z. 10 st. unzeitiger, l. unzeit'ger.

S. 182 Z. 6 st. du ereilst die, l. du ereilst dir.

S. 283 Z. 3 v. u. st. Grauen, l. Grau'n.

S. — Z 1 v u. st. schauen, l. schau'n.

S. 284 Z. 3 st. erbauen, l. erbau'n.

S. 335 Z. 1 st. Aus des Vergangenen, l. Auch des Vergangenen.

S. 336 Z. 1 st. Endlicher schien, l. Endlich erschien.

S. — Z. 6 v. u. st. fertiges, l. farbiges.

S. 337 Z. 4 v. u. st. Flammendes Augsaufhob, l. Flammendes Aug's aufhob.

nen. Als Betty's Schwestern hatten sie in der That ein niedliches Familienfüßchen, und wenn Betty selbst nicht gewesen wäre, so hatte ihnen der Preis beinahe nicht entgehn können.

Sie putzten sich zu der Königsprobe prächtiger als jemals, und Betty fragte, was für besondre Festlichkeiten sie vorhätten. Wir wollen nach der Residenz, war die Antwort. Der Prinz hat einen Pantoffel gefunden, und wer den anziehn kann, wird seine Gemahlinn. Unser Fuß paßt gewiß hinein, und da wird eine von uns Königinn.

Betty dachte an ihren verlornen Pantoffel, und hätte sich bald verrathen. Soll ich da nicht auch mit? fragte sie schnell. Aber die beiden Prinzessinnen lachten sie aus. Dauerten uns unsre schönen Kleider nicht, sagten sie, so wollten wir Dir die Lust vertreiben. Geh in Deine Küche, und waſche auf; dann kannst Du das Haus fegen, bis

wir wieder kommen. Betty ſchwieg. Aber kaum waren die Schweſtern fort, da nahm ſie aus ihrem Zauberkäſtchen das ſchönſte Kleid, und putzte ſich. So ſchön war ſie noch niemals geweſen, und das Käſtchen übertraf alle ſeine vorigen Lieferungen diesmal noch weit an Pracht, Reichthum und geſchmackvoller Wahl. Das Einzige, was die ſchöne Betty bekümmerte, war, daß ſie den Weg nach der Reſidenz nicht wußte; denn der Ball, den ſie oft beſucht hatte, war in einer andern Stadt.

Sie überlegte eben, was zu thun ſey, da war ihr, als hörte ſie Pferdegewieher, und, wie ſie die Thür öffnete, da ſtand das bekannte Pferdchen der Pathe Fee vor dem Schloſſe, geſattelt und gezäumt, aber weit prächtiger als ſonſt. Auf dem Kopfe hatte es einen hohen Buſch von Diamanten, Rubinen und Sapphiren, und an dem Buſch hingen viele goldne Glöckchen, die wie eine

Aeolsharfe klangen, bald leiſe, bald laut, aber immer ſo lieblich und ſchön, daß man nicht müde wurde, ihnen zuzuhören.

Betty kareſſirte das Rößchen, und dieſes bezeigte ſeinerſeits auch ſeine Freude, der ſchönen Reiterinn wieder dienen zu können. Es beugte die Kniee, und Betty ſaß in dem Sattel leicht und ſchön, wie eine Nymphe. Das Pferdchen wußte den Weg nach der Stadt ſo gut, wie nach der Wohnung der Fee, und ſchien mehr in der Luft, als auf dem Erdboden zu laufen, wiewol es keine Flügel auf ſeinem ſchlanken Rücken hatte.

Vor der Reſidenz nahm das Feenroß einen ſtolzern, prächtigern Schritt an. Die Wachen meinten, wenigſtens eine Königinn zu ſehn, und traten ungerufen in's Gewehr, der Tambour wirbelte, der Fahnenjunker ergriff die Fahne, die Officiere, welche Betty-Amönen vom Balle her kannten, liefen, als ob ſie in der Schlacht wären, von ihren

Posten, machten ihr Bahn durch das Volk, und riefen laut: Platz, Platz für Amönen, das Wunder der Schönen! die Juristenfakultät sprach in der Begeisterung das erste unangefochtene Urtheil: daß sie nicht wisse, was sie denken solle; der Bürgermeister gab die erste Resolution ohne den Stadtschreiber: daß man sich näher erkundigen müsse, und die gesammten Rathsherren sagten Ja, als ob sie in der Rathsversammlung votirten. Die ganze Stadt war auf den Straßen, und die Räuber hätten in den offenen Häusern gutes Spiel gehabt, wenn sie nicht über Amönen ihr Metier vergessen hätten.

Betty trat endlich in das Gemach des Prinzen, und ihre schönen Wangen röthe-ten sich höher; denn sie erkannte in ihm ihren schlanken Ritter, dessen Bild ihr manchmal auf ihrer Reise zum Throne in den Weg getreten war. Der Prinz vergaß seinen Pantoffel, warf sich der schönen

Betty zu Füßen, und beschwor sie, nicht durch einen Versuch damit ihn zu beschämen; denn er verlange von Göttinnen weder Ahnen- noch Pantoffelprobe.

Er war schon im Begriff, zu Bekräftigung seiner Worte den Pantoffelsolitär dem versammelten Gassenpublikum durch das Fenster zuzuwerfen. Aber Betty war ihrer Sache zu gewiß und wollte nicht Gnadenkönigin heißen, wo sie mit vollstem Recht Gerechtigkeitskönigin seyn konnte. *) Sie hielt den Prinzen von dem raschen Wurf zurück. Halten Sie ein, mein Prinz, sagte sie lächelnd; trennen Sie nicht das Paar, welches für einander gemacht ist und unzertrennlich bleiben soll.

---

*) Gerechtigkeits-Ritter heißen bekanntlich diejenigen Ordensritter, welche der Strenge der Ahnenprobe volle Gnüge leisten. Gnaden-Ritter hingegen nennt man die, welche durch Verdienste die Mängel der Geschlechtsregister bedecken.

Mit dieſen Worten überreichte ſie dem Prinzen den Compagnon zu dem gefundenen Pantoffel, und indem er und Alle die Augen verwundert darauf hefteten, wechſelte ſie ſchnell den Schuh an ihrem Fuße mit dem gefundenen Modellpantoffel. Der König, die Königinn und der Prinz umarmten ſie nun auf's zärtlichſte, der Hofmarſchall gab ein Zeichen, und alle Kanonen auf den Wällen ſalutirten mit einem feurigen Zuruf die königliche Braut. Alles Volk ſchrie laut: Lebe hoch! und was ſich nur von Inſtrumenten ſtreichen, ſchlagen und blaſen ließ, das wurde geſtrichen, geſchlagen und geblaſen. Es war eine Freude, dergleichen ſich Männer von ausgezeichneter Erfahrung am Hofe nicht zu erinnern wußten.

Betty erzählte nun ihre Geſchichte. Wie man erfuhr, daß ſie eine Königstochter

war, freute man ſich noch mehr, und beinahe über die Hofſitte. Der König ließ das Hauptbuch ſeiner Eroberungen nachſchlagen, und fand darin, daß er Betty's Vater ſein Königreich genommen hatte. Er machte ſich einige Vorwürfe darüber, und fertigte ihm geſchwind ein Patent aus, worin er ihn nicht nur als wirklichen König mit Land und Leuten anerkannte, ſondern ihm auch zum Erſatz der bisher entbehrten Reichsnutzungen das erſte Königreich verhieß, welches er erobern würde. Er konnte es thun, denn er hatte weit über hundert Königreiche; eins ab und zu kam gar nicht in Betrachtung.

Indeſſen waren Fanny und Nanny auch angekommen; ſie hörten das Krachen der Kanonen, und erfuhren, daß der entſcheidende Pantoffel ſeinen Fuß gefunden habe. Voll Verdruß wollten ſie umkehren,

aber

aber Betty hatte ſie ſchon bemerkt, und ließ ſie vor ſich führen. Sie hätten ihre Schweſter im Königsglanze nicht erkannt, noch weniger, als auf dem Ball; allein Betty redete ſelbſt ſie an. Erſchrocken warfen ſie ſich ihr zu Füßen; denn ſie erwarteten nicht eben die freundſchaftlichſte Aufnahme bei ihr. Doch Betty hob ſie liebreich auf, ſtellte ſie der Königinn vor und ſprach: Ew. Majeſtät, hier ſind meine Schweſtern, ein paar liebenswürdige Prinzeſſinnen. Ich erſuche Ew. Majeſtät, ihnen Ihre Liebe zuzuwenden. Dann erzählte ſie ihren Schweſtern, daß der König ihrer Familie ihr voriges Königreich zurückzugeben entſchloſſen ſey, und daß ſie daher beide mit ihren Eltern in die Reſidenz zurückkehren könnten.

Betty ſchrieb nun an ihre Pathe, die Fee Miranda; denn ſie glaubte, alles Glück ihr allein ſchuldig zu ſeyn. Sie lud

ſie zu ihrer Hochzeit, und ſchickte das ſchnelle artige Pferdchen mit dem Briefe an ſie ab.

Am Hochzeittage kam die Fee Miranda mit Betty's königlichen Eltern in der Residenz des Brautpaars glücklich an. Alle umarmten ſich auf das zärtlichſte, und die Hochzeit ward mit einer Pracht gefeiert, daß das Papier im Lande nicht zureichte, die Feierlichkeiten zu beſchreiben, und der König ſich genöthigt ſah, den Kanzleien engere Schrift vorzuſchreiben, um Papier zu gewinnen. Zwei fremde Könige verlobten ſich noch während Betty's Hochzeit mit ihren Schweſtern, und der Vater von Betty's Gemahl ſtellte ihnen zum Hochzeitgeſchenk einen Revers aus, daß er ihre Länder niemals erobern wolle.

Alle reiſten nun voll unendlicher Rührung zurück. Beim Abſchied nahm die Fee

Betty's Pantoffel, und ſprach: Liebes Pathchen, folge mir jetzt beſſer als vorher, ſo wirſt Du glücklich leben. Halte den Pantoffel hoch, und wenn Dein Mann launiſch wird und grillenfängig, wie es alle Männer zu werden pflegen, wenn ihnen alles nach Wunſch geht, ſo zeige ihm den Pantoffel, und erinnere ihn dadurch an die Zeit ſeiner Sehnſucht und treuen Liebe; Du ſelbſt aber erinnere Dich dabei an die Geduld, welche Du Deinen Schweſtern beweiſen mußteſt, und beweiſe ſie freiwillig und gern auch Deinem Mann.

Mit dieſen Worten ſchied die Fee. Betty verſprach, zu folgen, und hielt das Verſprechen bis an ihren Tod. Ihre Enkelinnen aber, welche im Scherz von der Pantoffelgewalt der ſchönen Betty gehört hatten, deuteten dieſes Symbol des Hausfriedens anders, und, ſtatt ſchöner Erinne-

rungen an die heiterſten Stunden der Liebe, weckte in der Folge der Pantoffel zuweilen böſe Ahnung von trüben Tagen künftigen Unfriedens.

Das Geſchlecht der Frommen.

Ballade.

Was ſtarrt die Menge voll Grauſen
Hinauf zu des Bergs rothflammender Glut?
Dumpf tönt in dem Grund das Brauſen
Der gährenden Feuerflut.
Entflieht! bald drängt durch den finſtern
Schlund
Sich Feuer und Waſſer zum dampfender
Mund.

Es erhebt ſich hinauf zum Himmel
Hellglühend und blitzend der mächtige Dampf,
Und es wüthet in wildem Getümmel
Der Natur lautdonnernder Kampf.

Wer eilet hinauf in vermeßnem Wahn
Durch flammende Pfade die grauſende Bahn?

Zwei Brüder ſind es, ſie wagen
Die tödtliche Bahn auf dem flammenden Steg:
Sie kennen nicht Furcht, nicht Zagen,
Sie wandeln den grauſenden Weg:
Zu tragen die Aeltern aus ſtrömender Glut
Entflammt die Tapfern der liebende Muth.

Und entſchwunden iſt ſchon den Blicken
Der Jünglinge raſcher, kräftiger Lauf:
Da zittert des Berges Rücken,
Es wälzen ſich Fluten herauf,
Es berſtet der Boden, in gräßlicher Kluft
Bereitet der Berg ſich die eigne Gruft.

Und es ſtürzen die Felſen, es fallen
Die Wälder hinab in den gähnenden Schacht,

Und herauf aus der Tiefe wallen
Gluthwogen in flammender Pracht;
Dampfwolken hüllen den Himmel ein
Und es flammt durch die Nacht nur der
grauſende Schein.

Denn hoch von dem Berg' ergießet
In das Thal ſich der flammende Strom
hinab,
Und in tauſend Armen fließet
Das glühende Wogengrab;
Es wälzet ſich fort und verhüllet weit
Das Gefild und die Stadt der künftigen
Zeit.

Dumpf krachen zertrümmerte Säulen,
Es ſtürzt der Pallaſt und das niedere Dach,
Und es ſchallt der Verzweiflung Heulen
Der wilden Verwüſtung nach;
Der Schnelle fliehend die Rettung ſucht,
Und findet den Tod oft ſelbſt in der Flucht.

Und die Brüder — noch einmal wagen
Sie die tödtliche Bahn auf dem grauſenden Steg,
Und die heilige Bürde tragen
Die Frommen auf flammendem Weg,
Und ſchon iſt der Hang des Berges erreicht,
Wo den Kühnen die nahe Rettung ſich zeigt.

Da plötzlich aus tiefſtem Grunde
Erhebt ſich der Flammen wildeſtes Heer,
Und es ſtürzt ſich aus dampfendem Schlunde
Roth glühend ein Feuermeer;
Es woget hinab auf der Brüder Bahn,
Und ſie ſehn das Verheerende furchtbar nahn.

Doch es hemmet die Laſt die Tritte,
Und Rettung nur bietet die eiligſte Flucht,
Und umſonſt vom ſchwankenden Schritte
Wird der ſchnellere Lauf verſucht.

Schon fordern die Aeltern mit ernſtem Gebot,
Die Kinder zu retten, den Flammentod.

Doch zum erſtenmale verſagen
Den Gehorſam beide der Aeltern Wort,
Und die liebevoll Zürnenden tragen
Auf dem tödtlichen Wege ſie fort;
Und ſchon erreichet der Eilenden Fuß
Des glühenden Meers breit ſtrömender Fluß.

Und ſie flehen hinauf zu den Göttern,
Sie rufen des Himmels ſchützende Macht:
Doch es ſchäumet, in donnernden Wettern,
Das Gewog und der Boden kracht,
Und weit aufreißt ſich ein mächtiger Spalt, —
Und hinab brauſ't flammend des Stromes Gewalt.

Und ſicher an ſtürzenden Gluthen
Vorüber wandelt der Brüder Paar

Mit der theuren Bürde, ſie ruhten
An der ſchützenden Götter Altar.
Und weit durch das ganze bewundernde Land
Ward ihr Stamm das Geſchlecht der
Frommen genannt.

Kleine Gedichte.

Päan

der Korinther.

— ∪∪∪ —, ∪̄ — ∪ ∪ — ∪̄
— ∪∪∪ —, ∪̄ — ∪ ∪ — ∪̄
— ∪ —, — ∪ —
— ∪̄ — ∪∪ — ∪∪ — ∪̄

Schau von des Olymps hellglänzendem Lichtthron
Gnädig in das Land voll Jammer und Trübsal;
Nah dich uns hülfereich,
Steig hernieder, o König Apollon!

Spanne das Geschoß goldprangenden Bogens,

Finſteres Gewölk umſchatte das Antlitz,
Wenn du hernahſt und Zorn
Drohend flammt von dem göttlichen
Augſtern,

Ueber das verhaßt, hoffärtig im Siegsglück
Pralende Gezücht fremdſprechenden Aus-
lands.
Schau, die unreine Hand
Legt es ſchon an die heil'ge Korinthos.

Tempel, wo Geſang aufſtieg zu den Göttern,
Hallen vom Getös barbariſchen Sieggliedes;
Statt des Weihrauches dampft
Durch Prachtſäulen verderbliche Peſt-
luft.

Göttliches Gebild weißglänzenden Marmors
Senket in den Staub ſpätheilige Trümmern;
Unerkannt dient es fern
Eitlem Schimmer ein müßiger Zierrath;
Lodern-

Lodernde Gewalt hochflammenden Feuers
Leuchtet in der Nacht aus künſtlichem Prachtbau,
Löſ't in formloſen Guß
Schöngetriebene Bildnergeſtaltung.

Kaum zu dem Altar noch waget der Sühnung
Feirendes Gepräng lautklagender Feſtzug,
Weihgeſchenk bringen nicht
Unſre Hände, ſie leerte die Raubſucht.

Pythios Apollon, göttlicher Päan,
Grauſendes Geſchick todhauchender Krankheit
Bannſt Du machtvoll vom Land,
Scheuchſt es tief zu der nächtlichen Wohnung;

Banne von dem Volk jetzt größeres Unheil,
Schmähliches Geſchick umfeſſelter Knechtſchaft,

Laß der Freiheit Geſchenk
Nicht entweichen den heiligen Mauern.

Schallte von dem Mund heimathlichen Sän-
gers
Lieblichen Getöns jemals Dir ein Loblied;
Hob den marmornen Schaft
Wohlgefälliger Tempel Umſäulung;

Dann von dem Olymp ſchnell ſende den
Flugpfeil,
— Wie zu Niobe's ſtolzprangender Hof-
fahrt —
Auf den ſiegtrunknen Feind,
Lehre pralende Zungen die Demuth!

Wie an Agamemnon's Heer Du, des Prie-
ſters
Klagendes Gebet anhörend, in Zornglut
Rache todſendend einſt
Nahmſt, Allmächt'ger, ſo ſtrafe die
Frevler!

Scheuche ſie zurück durch tödtliches Schreck-
bild,
Oder ſo die Kraft hochwaltenden Schickſals
Deinen Arm mächtig hält,
Send' uns Thanatos' ſichere Rettung!

Erinnerung.

∪∪ — — ∪∪ — — ∪∪ — — ∪∪ — —
∪∪ — — ∪∪ — — ∪∪ — — ∪∪ — —
∪∪ — — ∪∪ — —

O wie grauvoll die Erinn'rung von dem
Tag naht, wo das Volk ſank,
Wo der Bergſtrom von dem Blut roth in
die Herbſtflur ſich herabgoß
Und die Gluth hoch zu Gewölk ſtieg;

Wo die Luft weit vom Getrach ſcholl, und
vom Schlachtruf die Gebirgswand,
Wo der Angſtruf mit Geheul laut im Pal-
laſt tönt' und zum Altar
Das Geſtöhn drang der Verzweiflung:

Wo das Kriegsheer um die Freiheit von Ko-
rinthus ſich den Tod focht,
Und der Feldherr, o wie ſchändlich! dem Ver-
rath feil, um den Kaufpreis
In die Knechtſchaft es dahingab,

Wo die Freiheit in Entrüſtung von dem
ſchmachvollen Geſchlecht wich,
Und das Land Raub der Gewalt ward, und
entgöttert der Altar ſtand,
Und das Volk tief in Erniedrung

Zu dem Feind floh, und Verrath ſann, und
die Braut ſelbſt der Umarmung
Im Gewinn gab, um ein Lächeln von dem
Fremdling zur Belohnung,
Und mit Dank nahm die Beſchimpfung.

Mit Gewölk trübt um des Volks Schmach
in der Luftbahn ſich der Lichtkreis,
Da die Herbſtflur in dem Jahrlauf ſich er-
neu't, nicht mit dem Antlitz
Zu erſchau'n mehr die Entwürd'gung.

Buchſtaben-Räthſel.

Ermüdet wank' ich durch das Leben,
Des Wanderns ſatt, voll Ueberdruß,
Kaum kann ich noch den matten Fuß
Zum letzten ſchweren Schritt erheben.

Fragſt Du, was ich hier mühſam ſuche?
Nimm mir den Kopf, ſo iſt's genannt.
Hier trägt's die dürre Birk' und Buche,
Das feuchte Feld in fernem Land.

Gibt mir's der Baum, ſo iſt gefunden
Die Wehr die meinen Feind vertreibt,
Haſt du mir noch ein Glied entwunden,
So nennt ihn, was dir übrig bleibt.

Lord Hereford.

Bei dem Liebchen ſaß Lord Hereford,
Sie tranken den perlenden Wein:
„Gute Nacht, Du trauteſte Molly,
Heut bleibſt Du bis morgen allein.

Nach der Stadt hin muß ich eilen
An den Hof des König's zur Stund,
Bewahre mir Lieb' und Treue,
Verſprich es mit Hand und Mund!"

Sie gab ihm Hand und Küſſe,
Er eilte geſchwind davon;
Doch ſchwang er ſich nicht zu Roſſe,
Er harrt' auf der Minne Lohn.

Schön Harriet wollt' ihn finden
In dem Garten um Mitternacht,
Da harret' er lang' und hatte
Den Morgen herangewacht.

Es trat ſchön Harriet leiſe
Zu der Schweſter an's Kämmerlein:
Ach, Molly, thu auf die Thüre,
Laß Schweſter Harriet ein.

Da war ein Küſſen und Koſen,
Sie legten ſich beid' ins Bett;
Nie waren Schweſtern ſo liebend,
Als Molly und Harriet.

Sie hatten noch viel ſich zu ſagen,
Als die Lerche das Frühlied ſang;
Da ward im Garten Lord Hereford
Die Zeit des Wartens zu lang.

Er ſchlich zu Molly's Kammer,
Den Schlüſſel in der Hand,
Wie ward ihm, als er bei Molly
Einen Schlafgefährten fand!

Er zog das ſcharfe Eiſen
Und ſchwang's hoch über das Bett;
Laut ſchrie die zärtliche Molly,
Stark faßte den Lord Harriet:

„Gemach, gemach, Lord Hereford!
Haſt Du ſo wenig Vertraun,
Weil an Dir, Du falſche Seele,
Weder Lieb' noch Treue zu ſchaun?

Du wollteſt Harriet finden
In dem Garten um Mitternacht,
Drum haſt Du Molly betrogen,
Und wirſt nun ausgelacht."

Lord Hereford bat vergebens,
Die Schweſtern eilten davon;
Statt neues Liebchen zu finden,
War ihm auch das erſte entflohn.

Ständchen.

Biſt Liebchen dort oben im Stübchen allein,
Iſt heut nicht die Mutter zu Haus,
So tritt an das Fenſter im Mondesſchein,
Und guck' mit dem Köpfchen heraus!
Am Himmel da blinken
Die Sternlein und winken
In's Freie die blinkenden Aeuglein heraus.

Biſt, Liebchen allein, daß die Mutter nichts hört,
So ſprich mir ein freundliches Wort!
Die Gaſſen ſind leer und wir ſind nicht geſtört,
Laß nicht ungetröſtet mich fort!
Die Saiten die rauſchen,
Beim Schalle, da tauſchen
Wir beide manch heimliches, trauliches Wort.

Schläfſt Liebchen vielleicht in dem Stübchen
allein,
Wirſt nicht von der Mutter bewacht,
So laß mich, Du Schönſte, zum Fenſter hin-
ein
Und gieb mir die fröhlichſte Nacht!
Mit Seelchen und Leibchen
Biſt bald ja mein Weibchen,
Da hüt' ich Dich ſelbſt ſtatt der Mutter
bei Nacht.

Sermonen.

I.

Dankentblößt wol ſchiltſt du, o Freund, mit Recht die Bemühung,
Welche dem Brettergerüſt zuführt Schauſpieler und Dichter,
Lockend ſcheinet es wol Anfangs, von erleuchtetem Prachtbau
Sprechen zu hören das Wort eingreifenden Sinns, das Begeiſt'rung
Tief in der Bruſt aufweckte dem nachtdurchwachenden Jüngling;
Lockender noch, vor dem ſtaunenden Volk auf ſtolzem Kothurnus
Ernſt herſchreitend in würdigem Kampf zu begegnen dem Schickſal,

Oder in leichtem Gewand buntfarbige Spiele des Zufalls,
Sinn und Gemüth des bethörten Geschlechts kurzsichtiger Menschen,
Frei von der Bühne herab zu bezeichnen der lachenden Menge.
Vielen erhitzte die Brust solch lockendes Ziel, und der Arbeit
Mühtal scheuten die Wackeren nicht. Dem gewaltigen Weltgeist
Forschten sie nach, tiefkundige Schrift der Geschichten der Vorwelt
Ernst ausprüfend, und eigenen Sinnes Gestalt und Bedeutung
Tief anschauend im Geist — (denn Aeußeres gleichet dem Innern,
Sieht es ein Mann, durchdringenden Blicks voll Eifer und Wahrheit.)
Auch in des Weltlaufs wechselndem Spiel auffaßte das klüglich

Spä-

Spähende Aug' manch Zeichen verhaltener tiefer Empfindung,
Heimlich entſchlüpft achtloſem Gemüth in der Stunde der Wallung,
Oder bedeutende Worte, die kaum zu verſenden der Mund wagt.
So ausrüſteten ſich der Natur Günſtlinge mit Kenntniß
Mancherlei Art, und ſie übten den Geiſt, wie der Glieder Bewegung,
Daß der Natur Gunſtgabe ſie nicht ihr lohnten mit Undank.
Früchte des ſinnenden Geiſts nun ſtellten ſie auf der Beſchauung:
Völkergeſchick, der gewaltigen Könige Sturz und der Freiheit
Siegende Kraft, in dem göttlichen Geiſt voll ewigen Glaubens,
Sang der begeiſterte Mund mit gewichtvollhallendem Prachtwort.

Klügelnden Sinns Schwachheit, umstrickt
von dem eigenen Netzgarn,
Oder vom helleren Blick durchschaut frohle-
bender Jugend,
Zeichnete scharf, nichts sparend am Bild, der
Beschauer des Weitlaufs.
Treu auffaßte das Bild, in Geberd' und
Gestalt, die Gewandheit
Mimischer Kunst, in gewaltiger Götterge-
stalt des Heroen
Bald herschreitend, nimmergesehn, doch je-
dem befremdet,
Bald alltäglichem Thun nachbildend im Spiel
die Gewohnheit —
Sollte das Volk nicht jauchzen, da ihm so
reicher Genuß wird?

Doch, wie kommt es, o Freund, daß,
wenn aufwärts sich der Vorhang
Faltet, und auf dem erleuchteten Zaubergе-
bäu des Theaters

Nun vor dem harrenden Volk ſich zeigt das
Gewebe des Schauſpiels —
Selten die Luſt gleichkommt der erwarteten,
ſeltner der Beifall
Krönet das Werk, das im Bunde mit jeg-
licher Kunſt Poeſie ſchuf?
Leicht wol iſt es geſagt; auch tönt nicht ſel-
ten die Antwort:
„Gebt uns treffliches Werk, Schauſpieler
und Dichter! es lohnt euch
Gern lauthallendes Zeichen des Danks und
die frohe Bewundrung;
Doch, umſonſt nicht zollet der Mann, der
verſtändige, Beifall!“
Wahr auch iſt es, genügend indeß ſcheint
nicht die Gewährung.
Selbſt einſt, ſitzend im Kreis, anhöret' ich
muntere Zweiſprach
Kritiſcher Herrn, von den Frauen gemiſcht
mit lieblicher Anmuth;

— Denn unkundig waren ſie nicht kunſtwägender Ford'rung,
Früh von dem Geiſt einheimiſcher Kunſt viel hörend und Abends
Lauſchend wichtigem Wort der gefeierten Kunde der Vorzeit —
Erſt flog leicht das Geſpräch von des Heers gleichfarbigem Kriegszug
Hin zu des Tanzſaals buntem Gemiſch vor nahender Faſtnacht;
Aber es lenkt' oft fragend ein platzunkundiger Nachbar
Bald das gefällige Wort zu der Bühne Geſtalt und dem Schauſpiel,
Dann zu der Dichtung Kunſt. Viel waren der Köpfe, der Sinne
Mehr noch, jeglicher faſt entlud ſich doppelter Meinung,
Wie des Geſprächs umwandelnde Zaubergewalt ſie hervorrief.

Dem dünkt loſe das Spiel, trägt nicht tiefſinniger Weisheit
Heiligen Ernſt das gewichtige Wort. Fern, rufet der Andre,
Bleibe Geſetz und pedantiſches Schulengeſchwätz von der Dichtung!
Macht das Unendliche kund in dem Endlichen, fordert ein Dritter.
Welche Verblendung! Schafft im Objekt von den Beiden die Einheit,
Rufet der Vierte, einſeitiges Schattengebild, wo vereint nicht
Alles erſcheint, vollendend im Bild das geſchloſſene Weltall!
Bleibet getreu altgriechiſchem Geiſt, ſagt wichtig ein Fünfter,
Wecket des Chors koloſſale Geſtalt, in erhabenem Prachtſchritt
Wandle der Held und in rhythmiſcher Kraft laßt tönen den Wortfall!

Nichtiges Formengeſchwätz! entgegnet ein
Chor in dem Einklang:
Weg mit der Kunſt Hellas! Deutſchheit iſt
jetzo vonnöthen,
Kraft in dem Arm, in dem Mund Schlacht-
liedergeſang und Poſaunhall! —
Lang fortwogte der Meinung Kampf; was
den Einen entzückte,
Dünkte den Andern zu ſchlecht, drob nur zu
verlieren ein Scheltwort.
Endlich, ermüdet vom Streit, aufriefen die
Kämpfer ein Mägdlein,
Jung, geiſtblickenden Augs und den Mund
voll lächelnder Anmuth,
Daß ſie mit zartjungfräulichem Sinn aus-
ſpräche das Urtheil.
Nimmer gebührt dir entſcheidende Richter-
gewalt, ſo begann ſie,
Mir, die den tieferen Sinn kaum ahnet der
dunkelen Worte:

Aber betrübt iſt ſicher das Loos für Künſtler und Dichter,
Theilet die Richtenden ſelbſt ſolch unauflöslicher Zwieſpalt.
Ungern hörten das Wort die Befragenden; ſpät zu der Antwort
Oeffnet den Mund der behendeſte Sprecher. Da hob ſich der Vorhang.

Doch, der Betrachtung werth ſchien mir, was geſprochen die Jungfrau.
Weniger oft trägt Künſtler und Dichter die Schuld, wenn es mißlang
Tief zu entflammen mit himmliſcher Gluth die Gemüther der Menſchen,
Als, wie es ſcheint, der Beſchauer beſondere Sinns- und Gemüthsart.
Keltre den reineſten Moſt, und erfülle der geiſtigen Gährung
Dunkles Geſetz, es begünſtige ſelber das Werk dir Jakchus,

Lege die Jahre dazu langlebender Parzen Verschonung,
Daß starkkräftig und mild nektarische Flut in das Glas strömt;
Netzet den frohauskostenden Mund der gelungene Trank nicht,
Trinket der durstige Staub den vergeudeten; feuchtet den Steingrund
Tief im Gewölbe der goldene Strom, entlassen dem Stückfaß
Durch fluchwürdige Hand schlachtfeldentronnenen Wüthrichs,
Oder verschlingt in beängsteter Eil zweideutigen Siegsglücks,
Ihn rauhfordernde Schaar, unkundigen Sinns und geschmacklos,
Gießt dem gestumpfeten Gaum ihn ein schwachlallende Sattheit —
Wirst du des göttlichen Kraft ausspähn in dem schmählichen Mißbrauch?

Alſo des Dichters Werk! Es verlangt hingebendes Anſchau'n,
Ruhigen Sinn, leicht reges Gemüth und der Sorgen Verbannung;
Dann entzückt es die Bruſt, ſchnell findend erfreulichen Eingang.
Manches Geſetz der poetiſchen Welt aufſtellten die Weiſen:
Wie der Natur nachahme die Kunſt; wie den heftigen Ausbruch
Wilden Gemüths ſanft mild're der ſinnige Geiſt; wie der Wohllaut
Adle das kräftige Wort, die Geſtalt Anſtand und Gewandtheit;
Aber gelehrt hat keiner bisher, wie die Menge den Schauplatz
Möge betreten: iſt nicht auf Seiten der Dichter das Recht auch?
Lehrt doch jeglicher Arzt, anordnend heilende Kräuter,

Wie von der Sechszahl nicht natürlicher Dinge die Wirkung
Seines Recepts abhänge. Besorgt folgt jeder der Vorschrift
Durch sorgfältige Wahl des Getränks und der Speisen Bereitung.
Aber die Dinge, die nicht natürlichen jeder Begeist'rung,
Bringet die Welt sorglos zu des Schauspiels göttlichster Dichtung;
Schilt dann, weil vor dem trüberen Sinn die Gebilde der Kunst fliehn,
Auf das Gedicht, nicht fühlend im Inn'ren die Schuld der Verkehrtheit.

Solches erwog ich, tiefen Bedachts, von der Rede des Magdleins
Innig erfreut: da entriß mich der Lärm aufstehenden Volksschwarms
Schnell den Gedanken, und sieh! schon war vollendet das Schauspiel.

Schaamvoll trat ich heraus, denn ſtrafend
im Herzen die Andern,
Uebt' ich ähnliche Schuld. Abweſenden Sinns
und Gedankens
Saß ich ſtarrenden Blicks, nichts ſehend in
fremder Beſchauung.

II.

Tadel erſinnt leicht jeder und predigt: doch in des Uebels
Grund eindringen, und bannen das Schädliche, Wenigen glückt es.
So auch meinſt du, o Freund, anklagen der ſchauenden Menge
Unregſames Gemüth, ſey leichtes Geſchäft; die Erſtarrung
Löſen, den trüberen Sinn aufhellen, erfordre Bemühung,
Nimmerbelohnte, verſpottete gar. Schlecht kennet die Sinnsart
Bühnebeſuchenden Volks, wer zu lehren es meint und zu meiſtern.
„Zahl' ich doch die Gebühr, die geforderte, wegen des Eintritts,
Tadeln mag ich es auch, mißfällt das bezahlete Werk mir."

Alſo des Sinns Rohheit. — „Ich ſuche die Luſt und es langweilt
Mich das gedehnt hochtragiſche Werk," — entgegnet der Lüſtling. —
„Von den Geſchäften des Tags, den ermattenden, ſuch' ich am Abend
Süß abſpannende Ruh, ſchier ſchwindelndem Haupt zur Erquickung,"
Gähnt, ſchwerfällig im ſeufzenden Stuhl ausruhnd, der Geſchäftsmann. —
So, von der Bühne, verlangt nur jeder das eig'ne Bedürfniß,
Eigenen Sinnes Gelüſt: kein einziger folgt der Belehrung.

Wie du geſprochen, ſo iſt's. Doch weil nichts frommt die Vermahnung,
Mußt du deswegen im Mund einſchließen die goldenen Worte?
Schaue dich um: wie lebet das Volk? — Scheint ihnen das Leben

Nicht bloß Karnevalzeit vor des Tods trüb-
nahender Fastnacht?
— Anders deuten sie nunmer die Pflicht der
empfohlnen Bereitung —
Wollten darum die Verständigen gleich von
der Lehre sich abziehn,
Längst zu sünden um uns Lehrstühle ver-
ödet und Kanzeln,
Akademieen zur Schmach und zur Schande
der kirchlichen Ordnung;
Aber sie hoffen von besserer Zeit, was der
schlechteren mißlang.
Ziehet das Licht den erfreulichen Stral doch
nicht von der Welt ab,
Rühret er gleich Anfangs kalt starrendes
Eis, und empfängt ihn
Später das anmuthlose Gesicht aufthauen-
der Landflur.
Stillfortwärmend erzeuget er bald des be-
kranzeten Frühlings

Holdauflächelndes Bild; es erſcheint ſchneefarben das Glöcklein,
Oft Froſtſtürmen zum Raub, doch Bote der ſiegenden Sonne,
Bis allfarbiger Glanz einſtralt in des Waldes Triumphlied,
Und Siegsfahnen von jeglichem Baum weißprangend herabwehn.
So auch — duldet das größere Werk mit dem kleinen Vergleichung —
Mag das verlorene Wort ausſtrömen; verlach' es die Menge,
Oder entgegne ſie gar anmuthentblößte Geſinnung.
Beſſert es nicht, doch zeiget es an, daß vor dem Theater
Weniger nicht Unziemliches wohnt, als hinter dem Vorhang.

Bring' ein freies Gemüth zu der Bühne! Der Sorgen Beſchwerung

Stört den Genuß. Es verkennt ja den Wein,
den gewählteſten, oftmals,
Ward ſie von herberem Safte geſtumpft, die
getäuſchete Zunge.
So das Gemüth. Starr bleibt das be-
kümmerte jeder Berührung,
Schauend allein, in verſchloſſener Oede der
Bruſt, die Betrübniß.
Willſt du jedoch mit der Kunſt gottgleicher
Gewalt die Verbannung
Wirken des läſtigen Grams, gieb muth'gem
Beſchluß die Erfüllung,
Selbſt angreifend im Streit; dem Begin-
nenden helfen die Götter;
Tritt zu der Bühne; vielleicht, daß in mäch-
tiger Kämpfe Beſchauung
Klein und gering dein Schmerz dir erſcheint;
vielleicht, daß im Anſchau'n
Fröhlichen Spiels ſich das trübe Gemüth
aufhellt, und des Schickſals

Schrek

Schreckensphantom ſich löſ't in die neckende
Larve der Thorheit.
Doch, mißlingt der Verſuch, nicht tadle
darum das Verſuchte.

Trauer allein nicht ſtört den Genuß;
auch froher Entzückung
Herzdurchſtrömende Luſt. Dir, Glücklichem,
glühet die Wange
Hoch von dem Erſtlingskuß der Geliebteſten.
Bleibe vom Schauſpiel!
Himmliſches Glück ſchon gab dir ein Gott;
was die Seele des Dichters
Ahndend ſchauet im Geiſt, das erlebteſt du
ſelbſt. Zu der Wahrheit
Fordre mit ungnügſamen Gemüth nicht
ſchimmernde Täuſchung!
Oder dafern ruhlos dich umher treibt mächtige Wonne,
Kalt dich dünket der Buſen des Freunds,
und am nächtlichen Himmel

Wehrt, in die Flur, den beflügelten Schritt, sternhüllender Schneesturm,
Nahe dem leichthinschwebenden Spiel; schnell rauscht es vorüber,
Störet den Traum, den beglückenden, nicht, und erweckt es gewaltig:
Wahrlich, es lohnt den Erwachenden dann, und ersetzt den Verlust ihm.
Doch, wenn süßer die Zeit hinschwand in dem Traum: mit dem Tadel
Nimmer beschaueten Spiels entheilige nicht das Empfundne.

Glücklich wäre der Bühne Geschick, entführte die Lust nur,
Oder des Leids bangtraurender Gram den verdieneten Beifall.
Trauer und Lust aussenden die Himmlischen; aber in niedrem
Kreise gezeugt, stört öfters ein anderer Feind die Beschauung.

Viel, unzählige faſt, umſchweben das Volk in dem Schauſpiel,
Gleich Dämonen der Nacht aufregend im Sinn die Verwirrung.
Welcher vermöchte zu zählen die feindlichen? — Einige nenn' ich.

Führe den Reihn, du bejahrte Matrone, gefeierte Kritik,
Göttlicher Mutter entartetes Kind, der geheiligten Wahrheit!
Vormals ſprach, was die Mutter gelehrt, dein kindlicher Mund aus,
Und gern lauſchte der Genius dir, wie das Auge der Jungfrau,
Selbſt ſternklar, aufblicket mit Luſt zu dem himmliſchen Sternglanz.
Doch, dich, glänzendem Ruhm Nachbuhlende, lockte Gefallſucht
Bald in die Schule der ſtarren Manier, und der flatternden Mode,

Bis du, geſchwätzig und jeglichem feil, in die ſchmähliche Knechtſchaft
Sankſt, unrühmlichem Sinn zu beſtehn unredliche Kämpfe.
Dir folgt, nimmer getrennt, bleichfarbiger Neid, und die Mißgunſt,
Scheelausblickenden Augs, mit ſchadenbelachender Rachſucht,
Feigheimtückiſcher Groll, und flammenden Blick's Parteigeiſt.
Schlau das verhaßte Geſicht dem betrachtenden Volke verbergend,
Dingen die Larven von dir das Geſicht und die blendenden Worte.
Manche bethört die erborgte Geſtalt, und der beſſern Empfindung
Blöd' mißtrauend, ertauſchen ſie Dunſt und des Sinnes Verkehrtheit.
Doch den Verſtändigen täuſchet ſie nicht, wohl kennt er die Geiſter:

Urtheil prüfe er am Werk, nicht prüft er
das Werk an dem Urtheil.

Weiter bewohnet das Haus vornehm
nachläſſige Neugier.
Gern auswählet ſie ſich den geſuchteren Platz,
wo den Umkreis
Weit durchſchauet das Aug' und das Volk
hinſtaunt in Bewund'rung
Ueber der Kleider Gepräng' und des Schmucks
buntſtralenden Lichtglanz.
Nicht an dem Spiele den Geiſt zu erfreun
umſitzt ſie die Bühne;
Spät ankommend, in weitem Bezirk mit
dem künſtlichen Hohlglas
Rings ausſpähnd in der Schaar die Be-
kannteren, oder den Fremdling,
Sendet ſie kaum halbſtreifenden Blick zu der
Welt des Theaters,
Wenn in dem Reiz prachtvollen Gewands
ſich erhebet die Schönheit,

Oder dem gluthaufflammenden Grund entſteiget ein Nachtgeiſt.
Paſſender wählte ſie wol in dem bunten Gewühl der Verſammlung,
Bei dem geſelligen Thee und dem Tanz anſtändigen Wohnſitz;
Doch nicht ſtört ſie den fremden Genuß, mißt gleich ſie den eig'nen.

Herriſcher ſtets blickt dienendes Volk, als hohe Gebieter,
Derb auftragend, im grellſten Tünch nachäfft es die Herrſchaft;
So das Gefolge der weitumblickenden läſſigen Neugier.
Träg ausſtrecket die Glieder im Sitz mißmuthige Schlaffheit,
Sich mit erkünſteltem Schein aufſchmückend erſättigter Wünſche.
Nimmer zufrieden entladet die Bruſt großprahlende Flachheit,

Rühmt der bereiſeten Städte Gepräng, und erzählet des Auslands
Sitten, erzürnt dem verfehleten Bild auf heimiſcher Bühne.
Lächelnde Blicke dem müßigen Spiel ſchenkt ſchwache Beſchränktheit,
Mild unſchädlichem Ruf nachgebend herrſchenden Zeitgeiſt's,
Dem Poeſie mehr gilt, als ſchwermühſeliger Arbeit
Wichtiges Werk von den Alten gelehrt in verſtändiger Vorzeit.
Alles beſchwatzt mit geläufiger Zunge die thörige Geckheit;
Gab dir im Zorn dein böſes Geſchick ſolch läſtigen Nachbar,
Fruchtlos öffnete ſich dir ſelbſt der Olympus und fruchtlos
Sängen die Engel im himmliſchen Chor die bezaubernden Lieder.

Bessere Sänger verkündet er dir, noch hört er die Töne,
Hört der Begleitung süße Musik, luftsäuselnder Flöten,
Flußnachlispelnder Geigen Getön und die Pracht der Posaunen.
Richtet mit Ernst dein Blick zu der Bühne sich hin, der Verfolgung
Nimmer entgingst du darum, er belehret dich über den Dichter:
Shakespeare sey der gewaltigste Geist, doch leid' er an Rohheit,
Lebet' er jetzt, in der Zeit der Kultur, leicht würd' er ein Muster.
Bist du bewegt durch würdige Kunst, so erseufzt die Empfindung
Ihm in der Brust, und er mahnet zu hören, daß durch die Vermahnung
Nichts du vernimmst, und den besten Genuß dir scheuchet der Unmuth.

Mehr noch ſchwärmen im Hauſ' Dämonen umher, legionweis.
Doch nicht fülle das Blatt die gehäſſige Menge; genugſam
Zeuget die Zahl der Benenneten ſchon von der Bühne Bedrängniß.
Möchte mit heiterem Sinn doch wieder das Volk in dem Schauſpiel
Suchen der Freuden ermunternde Luſt, und der Herzens Erhebung,
Daß, ſtatt finſt'ren Geſchlechts, frohlächelnde Töchter des Himmels
Sähen erfreut das vereinete Spiel helikoniſcher Schweſtern.

Aber, o Freund, der du menſchliches Herz durchſchau'ſt, und Gedanken
Lieſeſt, den Lettern gleich, auf preſſengeglättetem Druckblatt,
Nenne die Formel, du findeſt ſie aus, die gewaltigen Bannfluchs

Scheuchet den Feind, und bereitet im Herzen den Göttlichen Wohnung.
Jeglichem Guten verheißt die Natur zwar sich'res Gelingen,
Doch mild gaben die Götter dem Geist das erhabene Machtwort,
Welches dem Werk der Natur vorgreift und das Säumende zeitigt:
Drum ernsthaft zu der That, und belohne das Werk dir Apollo!

Lucine und Medoro

oder

die Zauberbälle.

Muſikaliſches Intermezzo.

Perſonen:

Ubaldo, König.
Lucine, Prinzeſſinn.
Medore, ihr Gemahl.
Phöbe, Sonnenkönigiun.
Sirene, Meergöttinn.
Proteus, Meergott.
Chor von Nymphen und Tritonen.
Chor von Ubaldo's Gefolge.

Die Scene iſt ein felſiges Meergeſtad.

Chor
der Nymphen und Tritonen.

Auf, hebet die glänzenden Glieder
Zu fröhlichem Wellentanz!
Laßt ſchallen die lockenden Lieder,
Wie Schwäne das weiße Gefieder,
Umwall' uns magiſcher Glanz!

Zwei Nymphen.

Wir ſchweben in feſtlichen Tänzen
Auf ſchäumender Wogen Schnee,
Wir winden zu bräutlichen Kränzen
Die Lilien der wallenden See.

Zwei Andre.

Wir weben aus thauigen Dünſten
Den Schleier mit emſiger Hand,

Wir wirken aus Muſchelgeſpinſten
Der Königinn Brautgewand.

Chor.

Auf, hebet die glänzenden Glieder
Zu fröhlichem Wellentanz!
Laßt ſchallen die lockenden Lieder,
Wie Schwäne das weiße Gefieder,
Umwall' uns magiſcher Glanz!

Die Tanzmuſik geht nach einigen Wiederholungen in pathetiſche Bewegung über.

Proteus (ſteigt auf.)

Zu früh webt ihr das Brautgewand,
Verbergt euch, Unglück naht vom Land.

(er verſchwindet)

Chor.

Weh! welches Wort der Schrecken
Sprach des Propheten Mund!
Laßt Wellen uns bedecken,
Hinab zum Meeresgrund!

Sie verſinken im Waſſer. Unter paſſender Muſik treten auf:

Ubaldo, Lucine, Gefolg.

Ubaldo.

Recitativ mit Begleitung.

O, ſenke nicht das trauerſchwere Haupt,
Geliebtes Kind, ſo tief gebeugt zum Boden!
Der ſtarre Grund hält den Geliebten nicht
Mit unzerbrechlich ſchwerem Band gefangen.
Er ruht im ſchwankendweichen Meeresſchooß,
Von froher Götter Liebesarm geraubt,
Nicht von der kalten Hand des ſtummen
Grabes.

(Nach dem Zeitmaaß)

Horch, fernes Murmeln ſchallt!
Die Wellen rufen Troſtesworte,
Sie öffnen gern die leichtbewegte Pforte
Von des Geliebten Aufenthalt.

Lucine.

Ja, öffne dich, wogendes Thor!
Kommt, Wellen, den Raub zu empfangen,

Laßt im Tode mich liebend umfangen,
Was ich ſchmerzlich im Leben verlor!

(Sie eilt nach dem Meere.)

Ubaldo und der Chor des Gefolges.

Halt ein, halt ein! zurück!

Ubaldo.

Arie.

Traue den Himmelsmächten,
Stille das bange Klagen;
Hoffen und nicht verzagen
Führt dich allein zum Glück.

Bald, aus den dunklen Nächten
Hebet das Haupt die Sonne,
Leben und Götterwonne
Kehrt in die Welt zurück.

Lucine.

Recitativ mit Begleitung.

Vergebens tönt des Troſtes holder Laut;
Kein frohes Echo wohnt in meinem Herzen!
Ein Räthſel gab die Fee ſtatt Rath und Hülfe!

Wie

Wie löſ' ich es? Mir grau't vor ihren Ga-
ben!
Hier, dieſer klare, helldurchſicht'ge Ball,
Gleicht nicht den hellen Fluten ſein Kryſtall?
Die rothe Kugel von Korallenzweig,
Auch ſie gebar der Wellen falſches Reich;
Und tief im grauſenvollen Meeresſchlund
Wuchs dieſer Rieſenperle weißes Rund:
Doch ſollen ſie den Theuren zu mir führen,
Wenn in Gefahr den Boden ſie berühren.
Gebt mir Vertrauen,
Himmliſche Götter!
Sendet den Retter
Gnädig herab!
Laßt mich ihn ſchauen,
Gebt mir den Gatten,
Oder dem Schatten
Folg' ich hinab.

Ubaldo.

Hier iſt das Meergeſtad. Wir ſind am
Ziele!

Schützt uns mächtige Gewalten,
Hört der Liebe banges Flehn!

Lucine.

Götter, die im Himmel walten,
Laßt mich froh ihn wiederſehn!

Chor.

Hört uns, himmliſche Gewalten,
Hört der Liebe banges Flehn!

Lucine.

Medoro! Medoro! Medoro!

Chor.

Schon wogen die Wellen,
Sie ſchäumen, ſie ſchwellen
Zum Ufer empor.
Weh, wehe, welch Brauſen!
Wild ſtürmen die grauſen
Orkane hervor.

Lucine.

Rett' uns, rett' uns, heller Kryſtall,
Rolle zum Boden, magiſcher Ball

Indem der Kryſtall den Boden berühret.

ſchweigt der Sturm und es erklingen
liebliche Harmonieen.

Chor des Gefolgs.

Horch, welche Wunderklänge
Entſtrömen dem Kryſtall!

Chor
der Nymphen und Tritonen.

Wo tönen die Geſänge?
Woher der ſüße Schall?

(Sirene ſteigt auf.)

Sirene.

Aus tiefem Reich der Wellen
Lockt mich die Melodie.
Zeigt mir der Töne Quellen,
Sagt mir, wo find' ich ſie?

Lucine.

Liebliche Töne quellen
Aus dem kryſtall'nen Ball,
Weit auf des Wohllauts Wellen
Woget der ſüße Schall.

Chor.

der Meergötter und des Gefolges.

Himmliſcher Luſt Geſänge
Strömen aus dem Kryſtall.
Horch, welche Zauberklänge,
Horch, welcher ſüße Schall!

Sirene.

Mir glüht die Bruſt von Verlangen
Nach dem lieblichen Zauberton;
Du ſollſt, was du willſt, empfangen;
Fordre den reichſten Lohn!

Lucine.

Willſt du den Ball empfangen
Mit dem lieblichen Zauberton,
So ſtille mir mein Verlangen,
Medoro fordr' ich zum Lohn.

Sirene.

Medoro? — Wohl! du ſollſt ihn ſehn.

(Medoro ſteigt auf.)

Medoro.

Lucine!

Lucine.

Ach, Medoro!

(Medoro verſinkt.)

Chor des Gefolges.

Entſetzen! Es ſchwellen
Zu Bergen die Wellen,
Sie decken ihn ſchon.
Wild kommen auf Wogen
Unthiere gezogen;
Auf, fliehet davon!

Lucine.

Rett' uns, rett' uns, korallener Ball,
Rolle zu Boden mit lockendem Schall!

Der Sturm ſchweigt. Es ertönen noch lieblichere Melodieen. Sirene ſteigt auf.

Sirene.

O, Falſche, du haſt mich betrogen!
Noch ſüßer tönen die Klänge,

Mich locken die Zaubergeſänge
Herauf aus des Meeres Grund.

Lucine.

Um den Gatten haſt du mich betrogen;
Doch ſollſt du den Zauber empfangen,
Nur laß mich Medoro umfangen,
Und küſſen den theuren Mund.

Sirene.

Umarm' ihn! Wohl! es ſey gewährt.

Medoro ſteigt nah am Ufer auf.

Quartett.

Lucine.

Dich hab' ich Theurer wieder,
Du ruhſt an meinem Herzen;
O ſel'ge Himmelsluſt!

Medoro.

Dich hab' ich, Theure, wieder,
Vergeſſen ſind die Schmerzen,
Ich ruh' an deiner Bruſt.

Sirene.

Hinab zur Tiefe wieder!
Der Liebe heiße Schmerzen
Fühl' ich in meiner Bruſt.

Ubaldo.

Was rufſt du ihn hernieder?
Gönne den treuen Herzen
Der Liebe Himmelsluſt.

Lucine.

Willſt du die Gattinn laſſen?
Iſt das der Treue Lohn?

Medoro.

Sieh, wie die Fluten mich faſſen,
Sie reißen mich wild davon.

Ubaldo.

Eil' aus der Flut zum Lande,
Dir winkt der Liebe Kuß.

Medoro.

Ach, es feſſeln des Zaubers Bande
Mir an die Wellen den Fuß.

Sirene.

Hinab zum Meeresgrunde,
Hinab im Arme der Braut!

Medoro.

Fluch deinem ſchnöden Bunde!
Fluch der verhaßten Braut!

Sirene.

Reißt ihn hinab, Tritone!

Lucine.

Schreckliche, ſchon', ach ſchone!

Sirene.

Umſonſt, er iſt ewig mein!

Lucine, Medoro, Ubaldo.

Nein, Nein, Nein, Nein!

Alle.

O qualvoll herbe Pein!

Lucine.

Unglückſel'ge Schreckensſtunde!
Grauſam reißt von meinem Munde
Dich verhaßter Liebe Wuth.

Medoro.

Unglückſel'ge Schreckensſtunde!
Grauſam reißt von deinem Munde
Mich verhaßter Liebe Wuth.

Sirene.

Unglückſel'ge Schreckensſtunde!
Grauſam drohet meinem Bunde
Fremder Liebe heiße Glut.

Ubaldo.

Unglückſel'ge Schreckensſtunde!
Neu droht Trennung ihrem Bunde
Von verhaßter Liebe Wuth.

Chor des Gefolgs.

Unglückſel'ge Schreckensſtunde!
Weh! hinab zum Meeresgrunde
Reißt ihn wilder Liebe Gluth.
Furchtbar brauſ't das Heer der Wogen,
Nacht umhüllt des Himmels Bogen,
Grau'nvoll tobt der Stürme Wuth.

Lucine.

Perle, du liebliche Felſenbraut,
Stille den Zorn mit melodiſchem Laut!

Der Sturm ſchweigt und die lieblichſten Melodieen ertönen.

Chor aufſchwebender Nymphen.

Horch, wie der Zauberton lieblich erklingt,
Wie er mit Himmelsluſt alles durchdringt!

Chor des Gefolgs.

Horch, wie der Zauberton alles bezwingt,
Stürme beſänftiget, Herzen durchdringt!

Lucine.

Hilf uns, o Mächtige, daß es gelingt,
Daß mir der Zauber den Gatten erringt!

Ubaldo.

Hilf uns, o Mächtige, daß es gelingt,
Daß ihr der Zauber den Gatten erringt!

Beide.

Sie naht, ſie naht! Sirene ſteiget auf.

Sirene erſcheint.

Duett.

Sirene.

Mächt'ger, als der Liebe Wonne
Ruft des Zaubers Allgewallt,
Bannt herauf mich an die Sonne,
Wo der ſüße Ton erſchallt.

Lucine.

Süßer, als die Töne ſchallen,
Ruft der Liebe mächt'ger Laut,
Tief hinab zu Meereshallen
Folgt dem Liebling gern die Braut.

Sirene.

Ew'ge Sehnſucht glüht im Herzen,
Leben athm' ich in dem Klang,
Stille mir die heißen Schmerzen
Durch die Macht, die mich bezwang!

Lucine.

Sehnend ſchmilzt mein Aug' in Thränen,
Seufzend wein' ich um mein Glück.

Stille mir mein banges Sehnen,
Gieb den Gatten mir zurück!

Sirene.

Wohl, dein Arm soll ihn umfassen,
Noch einmal zum Abschiedsgruß.

Lucine.

Aber ganz der Flut entlassen
Schwebe frei empor sein Fuß!

Sirene.

Doch, dann ist der Zauber mein?

Lucine.

Ja, dann ist er dein!

Sirene.

Mein!

Lucine.

Dein!

Sirene.

Weit in aller Fluten Reichen
Kann nichts meiner Wonne gleichen,
Froh zum Meer kehr' ich zurück.

Lucine.

Weit in aller Welten Reichen
Kann nichts meiner Wonne gleichen,
Bald glänzt mir der Liebe Glück.

Sirene verſinkt. Man hört aus der Ferne einen Marſch. Bald erſcheint ein Zug von Tritonen und Meernymphen. Zuletzt Sirene und Medoro auf Delphinen ſtehend. Mit dem Chor fällt auch das vordere Orcheſter in die Muſik ein.

Chor
der Meergötter und Nymphen.

Preis der Beherrſcherinn wogender Meere,
Heil ihr, der Königinn blaulicher Flut!
Singt ihr, Tritonen und Nymphenheere,
Jauchzt ihr, der See frohwimmelnde Brut!

Einzelne Stimmen.

Laßt in den Felſenhallen
Hymnen der Luſt erſchallen,

Tief bis zum Meeresgrunde
Halle der Feierklang!

Seid zu dem Fest geladen,
Götter von Meergestaden;
Singt bei der Göttinn Bunde
Festlichen Jubelsang!

Chor

Preis der Beherrscherinn wogender Meere,
Heil ihr, der Königinn blaulicher Flut!
Singt ihr, Tritonen und Nymphenheere,
Jauchzt ihr, der See frohwimmelnde Brut!

Einzelne Stimmen.

Streuet in dunkler Grotte
Blüthen dem neuen Gotte;
Perlen und Glanzkorallen
Leuchten der süßen Nacht!

Hoch auf Delphinenrücken
Prangt er, der Braut Entzücken.

Laßt

Laßt frohen Klang erſchallen,
Preiſ't ſeiner Gottheit Macht!

Chor.

Preis ihm, dem Herrſcher der wogenden Meere!
Heil ihm, dem König blauwallender Flut!
Singt ihm, Tritonen . . .

Genien ſchweben herbei und erheben Medoro über das Meer in die Luft.

Sirene.

Verrath! Verrath! Rache!

Chor.

O ſehet ihn ſchweben!
O Wunder, es heben
Ihn Geiſter empor!
Den ſchäumenden Wogen
Hat ſchnell ihn entzogen
Ein Genienchor.

Lucine.

Soll ich hoffen, ſoll ich zagen?

Medoro.

Hoffe treuer Liebe Lohn!

Sirene.

Soll ich ſolchen Hohn ertragen!

Ubaldo.

Fruchtlos iſt dein eitles Drohn.

Sirene
und
Chor der Meergötter.

Auf, ihr brauſenden Stürmer der Lüfte,
Eilet he an mit donnerndem Schall!
Schleudert ihn nieder in ſchäumende Grüfte,
Stürzt ihn hinab in zertrümmerndem Fall!

Lucine, Ubaldo
und
Chor des Gefolgs.

Weh! wild brauſen die Stürme der Lüfte,
Laut umkracht uns der donnernde Schall.

Weit ſchon öffnen ſich wogende Grüfte,
Sturmwind reißt uns zu gräßlichem Fall.

Phöbe, die Sonnenköniginn, erſcheint in einer glänzenden Lichtwolke.

Phöbe.

Halt ein! Entweicht ihr Stürme, ruht ihr Wogen!
Zum tiefſten Meergrund ſcheuch' ich dich zurück.
Nicht Tyrannei erzwingt der Liebe Glück,
Du haſt, Sirene, ſelbſt dein Glück betrogen.

Sirene
und
Chor der Meergötter.

Weh uns, es iſt alles verloren!
Mich vernichten die Schaam und die Wuth.
Hinab zu des Oceans Thoren,
Hinab in die Tiefe der Flut!

Während des Chors hat Phöbe Medoren in

ihre Wolke aufgenommen. Das Theater verwandelt ſich in einen prächtigen Lichtstempel, und die Wolke in den Thron der Fee. Die Genien führen Medoro herab zu Lucinen, welche von andern erſcheinenden Genien mit Blumenguirlanden Medoro'n entgegengeführt wird.

Lucine.

Hab' ich dich wieder,
Süßeſtes Leben?

Medoro.

Biſt du mir wieder,
Theure, gegeben?

Beide.

Selige Wonne!
Göttinn der Sonne,
Preis dir, und ewiger
Dank ſey dein Lohn!

Chor.

Feindesmächte ſind bezwungen,
Freiheit, Freiheit iſt errungen,
Alles Leid iſt nun entflohn:
Bringt der Göttinn Huldigungen,
Heißer Dank ſey ihr geſungen,
Laut umhall' er ihren Thron!

Cicaden.

Von

August Apel.

Drittes Bändchen.

Berlin,
im Kunst- und Industrie-Comptoir.
1811.

UNIV. U. L.
HALLE
(SAALE)

Inhaltsverzeichniß.

Drittes Bändchen.

	Seite
Das ſtille Kind. 1806	3
Das Gottesgericht. 1804	121
Die Immerblühende.	143
Moosroſe. 1804	144
Lord Duglaß. 1806	146
Ruhm und Glück. 1807	150
Charade. 1804	151
Grabſchrift. 1806	152
Die Flamme des Altars. 1806	153
An Glycera. 1807	154
Serenate. 1807	156
Elegieen. 1807	157
Liebe und Kunſt. 1801	219

Seite

Sinfonie. 1804 - - - 277

Die drei Paternoſter. 1806 - - 303

Die Symplegaden. 1806 - - 310

Buchſtabenräthſel. 1804 - - 317

Friede. 1806 - - - 320

Cicade. 1811 - - - - 323

Der deutſche Kritiker und die Muſe. 1811 329

Ines und Pedro. 1807 - - 333

Das ſtille Kind.

Erzählung.

Die Muſik ſchallte munter aus den erleuchteten Sälen in den Garten hinab, — die bunten Lampen glänzten in langen, unabſehlichen Reihen und vielfachen Bogen. Ueber dem künſtlichen Tag ſchwebte ſtill der Mond und ſein Licht ſpiegelte ſich tauſendfach in den zitternden Wellen des ruhigen Meeres, deſſen Fläche, wie ein bewegter Himmel, von unzähligen, wechſelnden Sternen ſchimmerte. Da rauſchte die Gondel an das Ufer. Eilig und etwas ſchüchtern ſprang Ottilie an das Land. — Man wird uns vermiſſen, — ſprach ſie zu dem zögernden Antonio — und zog ihn durch die hohen Bogengänge mit ſich fort, nach dem glänzenden Landhauſe,

aus welchem der fröhliche Lärm rauschend ertönte.

Doch besser wär' es, rief sie schnell, als sie den Stufen des Eingangs sich näherten, — wenn wir nicht zusammen zurück kämen, — und eine brennende Röthe überflog sie bei dem übereilten Wort. Sie entzog hastig Antonio's Arm ihre Hand und eilte die Stufen hinauf zu dem tanzenden Schwarm.

Antonio blickte mit Sehnsucht der Eilenden nach, bis hinter ihr die Flügelthüren sich schlossen. Sich selbst und alles vergessend, wendete er sich nach dem Meere zurück, um in der eben verlassenen Gondel sich allein und ungestört seinen Empfindungen hinzugeben.

Wie ein Träumender ging er, bald schnell bald langsam, durch die langen Gänge des Gartens. Die spiegelnde Meeresfläche lag schon nahe vor seinen Blicken, da trat ein artiger Knabe aus dem Gebüsch hervor. Eine

aufblühende Roſe bewegte ſich gegen Antonio und der Knabe ſchien ſie ihm durch das Halten des Zweiges anzubieten.

Ich danke dir Kleiner — ſagte Antonio, indem er die Roſe von dem Zweige brach — gehörſt du in das Schloß?

Der Knabe nickte. — Indem ſchallte Geſang und Muſik fröhlich vom Meere her. Eine bunt erleuchtete Gondel ſtieß an's Land. Männer und Frauen, mit Blüthenkränzen in den Händen und um die Locken, ſprangen jubelnd heraus, ſich wechſelnd bekränzend, und die Kränze ſchäkernd einander entreißend. Antonio wollte ſich hinter den Bäumen verbergen, aber der muntre Haufe ſtürmte ſchon lärmend gegen ihn her. — Es waren einige von der Geſellſchaft aus dem Schloß, welche die ſchöne Mondnacht aus dem Tanzſaal auf das Meer zu einer nächtlichen Fahrt gelockt hatte, und die eben jetzt zu den Feſtlichkeiten nach dem Schloſſe zurückkehrten.

„Da haben wir ja unſern Bacchus gefunden, den König des Feſtes" — rief einer, den Wein und Fröhlichkeit vor den andern begeiſtert hatten. Ein lautes Evoe ſtimmte ihm bei, die Inſtrumente fielen, wie verabredet, mit wildem Lärm tobend in den Jubel ein, und der neue Bacchus ward, mit Kränzen geſchmückt, und mit Epheuranken umwunden, der Geſellſchaft im Schloſſe zugeführt.

„Wo iſt die Braut?" — riefen die Einſtürmenden — „ſie muß von uns den Bräutigam löſen: wir haben ihn gefangen!"

Ein ſchlimmes Zeichen — ſcherzten einige — daß der Bräutigam ſchon am Verlobungstage der Braut entläuft.

O nein! — entgegneten neckend die Mädchen, die ihn noch gefeſſelt hielten — der empfindſame Bräutigam ſchlich einſam in dem Gebüſch und ſuchte frühe Roſen für die Geliebte.

Antonio's Wangen glühten. Ottilie, welche der Lärm in den Kreis um den Bräutigam gelockt hatte, entfernte sich schnell, und Fiora mußte von den Gästen einige Scherze über die Sentimentalität ihres künftigen Gemahles anhören, indem ihr Antonio, in den Scherz einstimmend, die Rose überreichte.

Der Bräutigam mußte nun, zum Preis seiner Entfesselung, mit den Mädchen, und die Braut, zum Lösegeld ihres Verlobten, mit den Männern, die ihn gefangen hatten, den Rest der Nacht durchtanzen. Bei dem letzten Tanze trat Ottilie nahe bei Antonio in die Reihe der Tanzenden. Sie schien ganz an seinen Blicken zu hängen, und kaum den Augenblick erwarten zu können, wo sie von den Wendungen des Tanzes ihm näher geführt wurde.

Woher haben Sie die Rose — flüsterte sie ihm schnell zu — die Sie meiner Schwester gaben?

Aus dem Garten — antwortete Antonio — freilich ....

Unmöglich! — unterbrach ihn Ottilie — dieſe Roſe kann ....

Der Tanz entfernte ſie, eh' ſie vollenden konnte. Antonio bemerkte auf ihrem Geſicht und in ihren Bewegungen unverkennbare Zeichen innerer Unruhe. Er ſchmeichelte ihr mit bittenden Blicken, und wenn es die Ordnung des Tanzes geſtattete, mit deutungsvollem Händedruck; aber es gelang ihm nicht, der Sinnenden ein Lächeln abzugewinnen. Endlich führte ſie der Tanz wieder zuſammen.

Ich bitte Sie — wiederholte Ottilie dringend — woher bekamen Sie die Roſe?

Bei meiner Liebe, Ottilie — antwortete er, — ich brach ſie ſelbſt vorhin im Garten von einem Roſenbuſch.

Sie wollen es mir verbergen — fuhr ſie

fort — aber ich ahnde es doch, und mir sollten Sie nichts verheimlichen.

Ottilie! — rief Antonio — könnten Sie mich für fähig halten, Sie zu hintergehen? — Für Sie brach ich diese Rose.

Für mich? — fiel Ottilie erschrocken ein — Nimmermehr!

Einzig für Sie — erwiderte Antonio — können Sie heut, an diesem Abend, zweifeln? Daß ich sie Ihrer Schwester gab, war bei dem Drang der eintretenden Umstände unvermeidlich, das Gegentheil wär' unverzeihliche Unbesonnenheit gewesen. — Könnten Sie darum zürnen, Ottilie!

Wie gern glaubte ich Ihnen — sagte Ottilie, in Gedanken verloren — aber nein, es ist unmöglich, es kann nicht so seyn!

Sie wurden von neuem getrennt. Ottilie sprach nicht mehr, tanzte ohne Theilnahme, und entfernte sich schnell, als der Tanz geendigt war. Antonio freute sich

der übel verheelten Eiferſucht, welche aus Ottiliens Verdacht hervorblickte. Im Taumel ſeines Entzückens ſuchte er die Geliebte durch die weiten Säle, bis er endlich bemerkte, daß alle Gäſte ſich entfernt hatten, und nur noch einige Diener mit den verlöſchenden Lichtern beſchäftigt waren.

Der Morgenſtrahl glänzte Antonio'n entgegen, als er in ſein Zimmer trat. Er warf ſich auf ſein Bett, nicht um zu ruhen, ſondern um ſeine Empfindungen feſt zu halten und bei den Bildern der vergangenen Stunden in ungeſtörtem Genuß zu verweilen. Ottiliens Liebe ſchien ihm gewiß. Ihr Blick, das hohe Erröthen ihrer Wangen, als er ſie in der Gondel erſt ſchüchtern, und, da ſie nicht widerſtand, bald feuriger umfaßte, hatte ihm ihr Gefühl deutlich verrathen; ihr dringendes Fragen nach dem Geber der Roſe ließ ihm jetzt keinen Zweifel. Er ſchalt auf die Ungeſtümen, die ihn der

Braut zu überlaſſen nöthigten, was er einzig der Geliebten beſtimmt hatte. Der Vorzug, den jene erhielt, hatte vielleicht dieſe erſt gereizt, und der Verdacht einer fremden Geberin war leichter zu entfernen, als der Schein einer Vernachläſſigung, welcher vielleicht erſt jenen Verdacht zufällig erweckte.

Antonio's Freude war geſtört. Seine Liebe, und die Gewißheit, er werde geliebt, war noch zu neu; er fürchtete, Ottiliens jung aufkeimende Neigung verletzt zu haben. Er ahndete eine mögliche Spannung unter den Schweſtern, welche bei Fioren Verdacht erregen, und Ottilien Verlegenheiten ausſetzen konnte. Da trieb ihn die Unruhe wieder in den Garten; er hoffte, noch eine Roſe zu finden, wär' es auch nur eine, von kaum durchſcheinender Röthe gefärbte, jugendliche Knoſpe. Dieſe wollte er dann Ottilien als Pfand ſeiner Liebe bringen.

Allein, er ſuchte vergebens. Im Gar-

ten blühten die schönsten Frühlingsblumen in den buntesten Farben, aber die Rosenknospen, selbst der frühesten Gattungen, waren noch tief in den Blättern verborgen, und hatten sich kaum noch aus den Stengeln entwickelt. Der Busch, an welchem er gestern die Rose entdeckt hatte, war grün und frisch, aber an ihm so wenig, als an den andern, war eine schwellende Knospe zu sehen.

Ottiliens Verdacht schien bei Antonio nun gerechtfertigt. Bei der Unmöglichkeit, eine Rose in dem Garten zu finden, mußte sie hinter diesem Vorgeben eine Verbergung der Wahrheit argwohnen. Errathend ging Antonio nach der Wohnung des Gärtners. Ein artiges Mädchen begoß hier die seltneren Gewächse, welchen selbst Italiens Nächte nicht mild genug sind, und unter diesen einige frühe Rosen. „Daher also kommt der Verdacht" — sagte sich Antonio und wollte schon sich entfernen, aber das artige

Gärtnermädchen hatte geſchwind einige der ſchönſten Roſen zierlich geordnet, und überreichte ſie Antonio'n, um ſeine ſchöne Braut damit zu ſchmücken.

Auch dieſe Roſen ſchienen alſo für Ottilien verloren, denn ſie konnten ihren Verdacht nur vermehren. Antonio erkundigte ſich bei dem Mädchen nach ihren Aeltern und Geſchwiſtern; denn er glaubte nun gewiß, der Knabe, von welchem er in der vorigen Nacht die Roſe empfangen hatte, ſey ein Sohn des Gärtners geweſen, und habe ihm durch die ſeltne Blume ſeine Aufmerkſamkeit beweiſen wollen. Das Mädchen behauptete aber, ihr Vater, der Gärtner, habe keinen Sohn und ſie ſey die einzige Tochter. Von einem Knaben wußte ſie gar nichts anzugeben, und endlich ſchien ſie gar etwas ängſtlich zu werden, als Antonio fortfuhr, nach dem Knaben zu fragen.

Der Morgen war indeſſen größtentheils

vorübergegangen, und die zunehmende Wärme trieb Antonio'n nach dem Schloſſe, wo man ihn ſchon bei dem Frühſtück erwartete. Die Braut und Ottilie waren noch nicht zugegen. Man ſcherzte über manche drollige Vorfälle des geſtrigen Tages, doch ſchienen einige Tanten, welche das väterliche Schloß nie hatten verlaſſen wollen, in den frohen Ton nicht mit einzuſtimmen. Bedenkliche Mienen wechſelten mit abgebrochnen bedeutenden Worten; auf den Geſichtern der ab- und zugehenden Dienerſchaft malte ſich Bangigkeit und Neugierde; man ſchien etwas verſchweigen und zugleich auch entdecken zu wollen. Endlich brach die Schweſter des Grafen, welche mehr, als die übrigen Verwandten, bei ihm galt, das halbe Schweigen und erzählte mit bebender Stimme: man behaupte, das ſtille Kind habe ſich wieder ſehen laſſen.

Auf jedem Geſicht verſchwand bei dieſer

Rede

Rede das Lächeln, und der Ernſt verwandelte ſich in Bangigkeit und Furcht. Antonio erſtaunte weniger über die Rede ſelbſt, als über die plötzliche und allgemeine Wirkung.

Das ſtille Kind? — wiederholte er — was iſt das? was wollen Sie damit ſagen?

Niemand antwortete ihm.

Iſt's auch gewiß? — unterbrach endlich der Graf das Schweigen — wer hat es geſehn? wo ſah man es?

In dieſer Nacht ſoll es umhergegangen ſeyn, — antwortete ihm die Erzählerin.

Arme Flora! — ſeufzte der Graf. — Hat ſie es ſelbſt geſehn? wo iſt ſie?

Ein Diener ging, ſie zu rufen.

Das weiß ich nicht — erwiderte des Grafen Schweſter, — noch iſt es nur ein dunkles Gemurmel.

Oder ein leeres Geſchwätz — ſagte der Graf etwas unwillig. — Man ſollte die Ge

heimnisse der Familie nicht so unvorsichtig Preis geben. Ein Trunk über die Gebühr bei frohen Gelegenheiten erzeugt alsdann Fantome und jeder will sehn und sieht, wenn er nur weiß, daß etwas zu sehen ist.

Ottilie kam. „Hatte ich es nicht geahndet!“ sagte sie leise im Vorübergehn zu Antonio, dessen Erstaunen mit jedem Worte, das er vernahm, höher stieg. Dann schlte sie sich furchtsam an die Seite ihres Vaters.

Fiora kam gleichfalls. Sie schien von der Furcht der andern noch nicht unterrichtet. Antonio vertheilte die Rosen des Gärtnermädchens an sie und an Ottilien.

Ich ergreife das gute Zeichen, — sagte Fiora scherzend, — daß Sie Ihre Trauerblume von gestern gegen diese eintauschen.

Mit diesen Worten nahm sie eine dunkle, graue, fast schwarze Rose von der Brust, und gab sie Antonio zurück.

Nehmen Sie nicht! weg mit der Un-

glücksblume! — rief Ottilie ſchnell dazwiſchen tretend, nahm heftig die Roſe aus Fiora's Hand, und warf ſie zerblättert auf den Boden.

Ich höre und ſehe ſo viel Befremdendes auf einmal, — ſagte Antonio — daß ich Sie angelegentlichſt um die Enthüllung dieſer Räthſel bitten muß, wiewol ich kaum weiß, weſſen Erklärung ich zuerſt wünſchen ſoll. Welche Bewandtniß hat es mit dieſen Blumen? was bedeutet die Erſcheinung des ſtillen Kindes, welche Sie insgeſammt ſo wunderbar mit Furcht und Schrecken erfüllt?

Sie werden in dem, was ich Ihnen davon erzählen kann, wenig Befriedigung finden, — antwortete der Graf. — Daß ich Ihnen aber kein Märchen erzähle, zeigt Ihnen die Beſtürzung, welche Sie ſelbſt bei der Erwähnung dieſes Kindes an uns bemerkt haben. Mein Vater hörte ſchon in ſeiner Kindheit von der Erſcheinung dieſes Kindes,

als von einer unbezweifelten Wahrheit reden. So oft es sich zeigte, folgten allemal ungewöhnliche und traurige Begebenheiten in unsrer Familie; wen es freundlich anlachelte, auf wessen Wege es einige Schritte voraus ging, der blieb gewöhnlich nicht lange mehr in unserm Kreise. So war es immer für unser Haus ein gefürchteter Bote des Unglücks. Wodurch es aber zu seinem Erscheinen bewogen werde, und wie dieses Schloß zu einem so geheimnißvoll geistigen Wesen gekommen sey, davon ist weder mir etwas bewußt, noch irgend jemand, der in dem Schlosse wohnt.

Hat denn niemand gewagt, dieses räthselhafte Wesen anzureden? — fragte Antonio.

Oft ist dieses geschehen, — erwiderte der Graf. — Denn es erscheint niemals in einer furchtbaren, Gespenster-ähnlichen Gestalt; man glaubt vielmehr ein körperliches

Kind zu ſehen. Auch blieb es oft lange, und ſpielte mit andern Kindern; nur hat man nie einen Laut von ihm gehört und darum nennen es alle das ſtille Kind. Auf anhaltende Fragen entfernte es ſich allezeit ſtill, und verlor ſich, ohne daß man ſagen konnte, wohin. Meine Tochter Ottilie hat ehevem ſelbſt ſehr oft mit ihm geſpielt.

So iſt es wirklich — verſetzte Ottilie. — Als in meiner Kindheit die Kriegsunruhen unſrer Gegend ſich näherten, ſah ich es faſt täglich und ſpielte unbefangen mit ihm; denn man hatte mir die Sage von dieſem Kinde noch nicht erzählt, und ich hielt es für einen Knaben aus der Nachbarſchaft. Es ließ ſich geduldig von mir vorſchwatzen, und ich bemerkte es in dem kindiſchen Spiele kaum, daß es ſelbſt nie ſprach. Endlich einmal, als der Marcheſe Montaldi im Gefecht geblieben war, und in der Familiengruft beigeſetzt werden ſollte, verleitete mich

die Neugierde, die Vorbereitungen zu dem Leichenbegängniſſe in der Gruft anzuſehen; ich ſtieg mit den Arbeitern die Stufen hinab, da ſah ich bei dem Schein der Hanglampe, die von oben das lange Gewölbe beleuchtete, meinen Geſpielen an einem Sarge lehnen, als ob er ſchlummerte. Mir grauſete zwar bei der langen Reihe von Särgen, doch war ich erfreut über den bekannten Anblick in dieſem ſchauervollen Aufenthalt, und ſchon wollte ich zu ihm eilen, da faßte meine Wärterin mich auf einmal heftig bei dem Arm und rief im Tone des höchſten Entſetzens: Ottilie, wo willſt du hin? dort iſt das ſtille Kind! Alle ſegneten ſich erſchrocken mit dem heiligen Kreuz, ich ſah noch den Knaben ſich langſam in den Hintergrund ziehen, aber der Schreck raubte mir die Beſinnung und man trug mich ohnmächtig aus der Gruft. Späterhin hörte ich, daß man allezeit bei Eröffnung der Familiengruft dieſes Kind an einem

Sarge lehnend finde, und daß es dann langſam in den Hintergrund der Gruft ſich verliere. Ich ſelbſt habe es nachher nie wiedergeſehen, aber ich konnte auch in der Folge nicht mehr ſo ruhig ſpielen; denn die Feinde verſchonten die Plätze unſrer Spiele nicht mehr, wie vorher, und wir mußten ſogar alle auf einige Zeit flüchtig werden.

Das iſt ſehr ſonderbar, — ſagte Antonio — können Sie mir wol die Geſtalt des Kindes beſchreiben?

Es gleicht — antwortete Ottilie — einem Knaben von vier Jahren, ſo viel ich mich erinnern kann. Vor Zeiten aber ſoll es auch als ein ganz junges Kind erſchienen ſeyn.

Gab er Ihnen denn Blumen, — fragte Antonio weiter, — oder verbirgt dieſe ſchwarze Roſe ein neues Geheimniß?

Er trug eine Roſe von der Art immer an ſeiner Bruſt, — erwiderte Ottilie —

ich bat ihn einigemal darum, und er ließ mich gelassen sie nehmen, aber allezeit vermißte ich sie, wenn ich mich nachher unter Andern befand. Daher kam meine Unruhe, als ich gestern die schwarze Blume an meiner Schwester Brust erblickte. Gott und allen Heiligen sey Dank, daß jetzt andere Rosen hier blühen!

Ottilie fiel bei diesen Worten ihrer Schwester heftig um den Hals, und war tief bewegt; Antonio sammelte schnell die zerstreuten Blätter der Rose, und verbarg sie sorgfältig. Es war nun kein Zweifel, daß der Knabe, welchen er in der Mitternacht gesehn hatte, kein andrer war, als das gefürchtete stille Kind; doch schwieg er davon, um Fioren, welche die Blumen aus der Gruft an ihrer Brust getragen hatte, nicht mit bangen Ahndungen zu schrecken.

Die Nachforschungen, wem das stille Kind sich gezeigt habe, blieben ohne Erfolg;

gleichwohl verließ die Furcht nicht die Bewohner des Schloſſes. Von Fiora's Vermählungstage, der, nach dem Plane des Grafen, der Verlobung bald nachfolgen ſollte, war wenig die Rede. Die Braut ſchien von der ſchwarzen Roſe tief erſchüttert; ſie vermied die Geſellſchaft und man bemerkte, daß ſie mit Anſtrengung ihre bange Empfindung zu verbergen ſuchte. Der Bräutigam, der die Blume der Trauer ihr ſelbſt überreicht hatte, ſchien ſich mit Vorwürfen zu quälen, und ſuchte die Einſamkeit. So kam der Abend herauf.

Noch tiefer aber hatten dieſe Vorfälle auf Ottilien gewirkt. Sie war in einem nahen Kloſter erzogen worden, damit ſie ſchon von der Kindheit an ſich an das einſame Leben gewöhnte, welchem ſie der Graf beſtimmt hatte, um der ältern Tochter das ungetheilte Vermögen zu erhalten. Nur ſelten hatte ſie einige Tage im Schloſſe ihrer El-

tern zugebracht, und jetzt war sie nur ihrer Einsamkeit entlassen worden, um den Festlichkeiten beizuwohnen, welche in dem Schlosse des Grafen von Fiora's Verlobung bis zu ihrer Vermählung abwechseln sollten. Mit der letztern wollte dann der Graf Ottiliens feierliche Einkleidung verbinden.

An die Einsamkeit und Stille des klösterlichen Lebens gewöhnt, hatte Ottilie fast mit Widerwillen das väterliche Schloß betreten, wo sie nur wilder Lärm und störendes Geräusch des Weltlebens, wie sie glaubte, erwartete. Die Unbefangenheit des kindlichen Sinnes hatte sie, bei den stillen Umgebungen ihres Aufenthaltes, bis in die ersten Jahre der Jungfrau begleitet, und gab nun der, ihr selbst unbewußt, erwachenden Neigung die frische Lebendigkeit, welche unter den Verhältnissen des geselligen Lebens gewöhnlich ermattet, ehe noch die Neigung sich entwickelt, und nur in seltnen Fällen die

Liebe zu einem beſtimmten Gegenſtand in ihrer erſten Jugendkraft begleitet. Ottiliens Fantaſie gefiel ſich lange in unſtetem Umherſchweifen. Bald waren es religiöſe Bilder, welche ihren Geiſt erfüllten, bald dunkle Erinnerungen an frühe Ereigniſſe, bald auch bloß räthſelhafte Träume, und die Unruhe, welche ſie von dem Einen zu dem Andern trieb, ohne daß etwas ihrer innern Sehnſucht Gnüge that, ſchien ihrem kindlichen Gefühle nur ein Zeichen der angeerbten Sündlichkeit, zu deren Bekämpfung die klöſterlichen Uebungen ihr ein ſicheres, aber von dem weltlichen Sinn zu oft verſchmähtes Mittel, darböten. Die Kloſterſchweſtern fanden in ihren verworrnen, bilderreichen Reden die Zeichen eines frommen, von den Heiligen wunderbar ergriffenen Gemüths, und die Andacht, mit welcher Ottilie den geiſtlichen Uebungen ſich hingab, befeſtigte ſie in dieſem Glauben, ſo daß die Lobſprüche, welche Ot-

tilie von ihnen empfing, und die Hinweisungen auf eine Zukunft, in welcher der Friede des Himmels sichtbar auf der andachtvollen Novize ruhen werde, diese zu einer nie ruhenden Sehnsucht nach jener seligen Zeit entflammte, in welcher das Sehnen gestillt, und das Ziel, welches ihr oft in unaussprechlichen Traumbildern, gleich dunklen Offenbarungen, vorschwebte, errungen seyn würde.

Mit diesen Gefühlen war jetzt Ottilie in das väterliche Schloß zurück gekommen. Antonio schien, durch seine nahe Verbindung mit Florens, zu einem zwangloseren Umgang mit der Schwester seiner Braut berechtigt, und Ottilie, welche nur die Zärtlichkeit einer Schwester auf ihn überzutragen glaubte, und in den Aeußerungen ihrer Liebe eine Beruhigung jener lange gefühlten Sehnsucht fand, überließ sich seinen Liebkosungen, ohne etwas von der wahren Natur ihrer

Neigung zu ihm zu ahnden. Selbſt als ſie einſam mit Antonio in der Gondel auf dem ſtill bewegten Meere ſchwebte, und er, den jugendlich ſchlanken Leib Ottiliens umſchlingend, die ernſtere Fiora vergaß, waren ihr ſeine Küſſe nur wie die Freuden ihrer Träume. Sie weckten nur jene ſchnell vorüberrauſchenden Bilder mit aller der unendlichen Sehnſucht, welche ihr Erſcheinen begleitete, doch ohne einen beſtimmten Wunſch in ihr zu erregen. Aber jetzt, mit der Erzählung von dem ſtillen Kinde, erwachten auf einmal die Erinnerungen an ihre Kindheit und ſtanden wie herangewachſene Geſpielen mit bedeutenderen Blicken vor ihrem Geiſte. Das frohe, in beſtändigem Glanz bewegliche Leben auf dem Schloß ihrer Aeltern, zog noch einmal vor ihrem Blick vorüber, mit allen den ſchönen Farben geſchmückt, wie es ihr Gedächtniß in den Jahren der Kindheit aufgefaßt hatte, und mit dem ma-

giſchen Schimmer beleuchtet, in welchen Erinnerung und Hoffnung, gleich der Morgen- und Abendſonne, ihre Gegenſtände einhüllen. Sie fühlte, daß es auch außer der klöſterlichen Abgeſchiedenheit Freuden gebe, deren ſich ihr reines Gemüth mit Wohlgefallen erinnerte, und auf einmal ſah ſie ſich ausgeſchloſſen von einem Glück, welches ihre Schweſter an Antonio's Seite erwartete, deſſen Liebkoſungen ihr nun als das erſchienen, wovon ihre, in himmliſchen Gegenden ſchwärmende, Fantaſie ihr nur ein ſchwaches Vorbild gezeigt hatte. Fiora's Vermählungstag ward ihr ein gefürchteter Zeitpunkt; denn an dieſem ſollte ſie der Welt entſagen, und aus den klöſterlichen Mauern blickte ihr jetzt nicht mehr das endliche Ziel ihrer Sehnſucht, wie vormals, freundlich winkend entgegen.

Antonio'n war es ebenfalls nicht unerwünſcht, daß durch die Erſcheinung des ſtillen Kindes ſein Vermählungstag etwas in

Vergeſſenheit zu kommen ſchien. Ottiliens unſchuldiges Hingeben, die kindliche Unbefangenheit, mit welcher ſie ſeine Liebkoſungen annahm und erwiderte, verbunden mit dem Reiz der ſich eben nur entfaltenden Blüthe ihrer Schönheit, hatten ihn mehr, als er ſich ſelbſt geſtand, angezogen. Flora ſchien ihm, mit Ottilien verglichen, kalt, und ihre Liebe erfreute ihn mehr als wohlwollende Zuneigung einer Freundin, wenn ihn bei Ottilien mädchenhafte Schüchternheit, in der ſchönſten Vereinigung mit glühendem Verlangen, entzückte. Ohne über ſeine Empfindungen ſich Rechenſchaft geben zu wollen, war er gegen die Braut zuvorkommend, gefällig; gegen Ottilien glaubte er immer etwas vergüten zu müſſen, und ſelbſt der Gedanke, daß ſie bald die Welt gegen das Kloſter vertauſche, ſchien ihn zu der zarteſten Behandlung und zu der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit auf ihre Wünſche aufzufor-

dern, ja ſogar einen Vorzug vor ſeiner Braut auf dieſe kurze Zeit zu rechtfertigen.

Er hatte ſich, als am Abend noch immer die Heiterkeit in der Familie nicht hergeſtellt war, bei einem einſamen Spaziergange wieder an das Ufer des Meeres verloren, in deſſen Horizont die Sonne eben unterging. Hier begegnete ihm Ottilie, welche der ſchöne laue Abend ebenfalls an das Meer gelockt hatte. Antonio ſchlug ihr, wie geſtern, eine Luſtfahrt auf dem Waſſer vor, ſie ſetzte ſich aber auf einen Raſenſitz und freute ſich der purpurnen und goldnen Streifen, welche den abendlichen Himmel bedeckten und zitternd in dem bewegten Waſſerſpiegel widerglanzten. Antonio ſetzte ſich neben ſie, aber indem er ſeinen Arm um ſie ſchlang, und ſich beugte, um das geliebte Mädchen im Abendglanze zu betrachten, bemerkte er ein ſchmerzliches Zucken um ihre Lippen, und

ein

ein Senken der Augenlieder, als wollte ſie eine hervorbrechende Thräne zurückdrängen.

Was iſt Ihnen, beſte Ottilie? — rief er beſtürzt und zog ſie feſter an ſich.

Laſſen Sie uns zurückgehn! — antwortete ſie, und wollte ſich ihm entwinden.

Sie ſind auf einmal ſo ſchmerzlich bewegt — fuhr Antonio bittend fort — wollen Sie mir nicht Ihr Zutrauen ſchenken?

Kommen Sie, — ſagte Ottilie — warum ſoll ich an ein Glück mich gewöhnen, das ich bald auf immer entbehren muß? In meinen dunkeln Mauern wird mir der Abend von keinem lieblichen Strahl freundlich erhellt.

Iſt's möglich, Ottilie, — rief Antonio heftig — iſt das Kloſter nicht Ihre eigne Wahl?

Damit ſie es bleibe, darf ich die Freuden des Lebens nicht ſehn — antwortete ſie. — Kommen Sie! ich bitte.

Antonio war im Innerſten bewegt; er zog Ottilien zu ſich nieder, umarmte ſie auf das zärtlichſte, und betheuerte ihr mit heiligen Schwüren, ſie zu ſchützen.

Die kurze Dämmerung war indeſſen vorüber und das Mondlicht erhellte nur ſchwach durch die verſchlungenen dichten Zweige das Dunkel. Ottilie blickte furchtſam um ſich und ſchmiegte ſich immer feſter an Antonio's Seite. Die zunehmende Dunkelheit erinnerte endlich Beide an die Nothwendigkeit, zum Schloſſe zurückzukehren; allein Ottilien überfiel eine ſo heftige Angſt, wenn ſie in die dunkeln Gänge des Gartens blickte, daß ſelbſt Antonio's Zureden nicht im Stande war, ſie zu beruhigen. Sie geſtand ihm endlich, hier am Meere habe ſie vormals mit dem Kinde geſpielt, und ſeine Geſtalt ſcheine ihr überall aus dem Gebüſch hervorzutreten. Sie ſuchte vergebens die Furcht zu bezwingen, und bat endlich Antonio,

auf dem Meere einen Theil des weiten Gartens zu umfahren, und an einem freiern Orte zu landen.

Der Abendwind trieb die leichte Gondel langsam an dem Ufer hin. Freier wurden nun die Gespräche der Liebe; aber je mehr die Besorgnisse unter den Liebenden selbst verschwanden, um so deutlicher erschienen die Hindernisse, welche von außen her ihrer Liebe drohten. Antonio suchte Ottiliens Bangigkeit wegzuschmeicheln, obgleich ihm selbst ein glücklicher Ausgang aus diesem schönen Labyrinth fast unmöglich schien; aber Ottilie schwieg und die Worte des Trostes konnten sie nur wenig erheitern.

Jetzt bewegte der Wind die Gondel stärker nach dem Ufer. Da hörten sie von ferne leise Töne, wie einen Gesang, von der Chitarre begleitet. Bald schienen sie von Meere, bald vom Ufer zu schallen; zuweilen erhob

ſich die Stimme, und endlich hörten ſie deutlich die Worte:

Will dir nirgends Troſt erſcheinen,
naht ein Retter aus der Gruft.

Ein Retter aus der Gruft! — wiederholte Antonio ſchaudernd.

Selig, wer ſeiner Rettung ſich freuen kann! — ſagte Ottilie ſtill.

Die Stimme ſang fort:

Und wenn jede Hoffnung ſinket,
faſſe noch den Augenblick!
Ob kein Stern dem Schiffer blinket,
wen die Lieb' umfaßt, dem winket
aus den Wellen noch das Glück.

Wer ſingt uns jetzt die wunderbaren Worte? — rief Antonio. — Laß uns dem Wink des Zufalls folgen, Ottilie! Uns bleibt der Augenblick, wenn alle Hoffnung um uns verſchwindet. Dieſen laß uns faſſen, unbekümmert, was in der Zukunft ſich

verbirgt! „Wen die Lieb' umfaßt, dem winket aus den Wellen noch das Glück!“ —

Ottilie war ebenfalls durch dieſen Geſang wunderbar bewegt. Sie fühlte ſich beruhigt, als hätten ſchützende Genien ihr dieſe Worte zugerufen. Ihre Liebe ſchien ihr vor den Heiligen ſelbſt gerechtfertigt, und dieſen Beſchützern überließ ſie nun in feſtem Vertrauen die Leitung ihrer Schickſale. Heiter ſtieg ſie an Antonio's Arm an das Land, und bei dem Abſchiedskuß lud ſie ihn ſelbſt zu einer Waſſerfahrt auf den nächſten Morgen ein, um die Sonne, auf dem Meere ſelbſt, dem Meere entſteigen zu ſehen.

Wo haben Sie denn die Braut? — rief der Graf Antonio'n entgegen, als er in das Schloß trat.

Ich hoffte ſie bei Ihnen zu finden, entgegnete dieſer. — Sie klagte, als ich ſie verließ, über Kopfweh, und ſchien die Einſamkeit jeder Geſellſchaft vorzuziehn.

Sonderbar! — ſagte der Graf. — Faſt muß ich glauben, das Geſchwätz von dem ſtillen Kinde habe einen tiefern Eindruck auf ſie gemacht, als ich bei ihr erwartet hätte.

Vielleicht auch das Geräuſch des geſtrigen Tages — verſetzte Antonio. — Das Ungeſtüm der berauſchten Bacchanten nöthigte ſie mehr zu tanzen, als ſie ſelbſt gut fand.

Auch möglich — erwiderte der Graf — doch laſſen Sie uns jetzt von der Hochzeit ſprechen. Warum wollen wir lange zögern? Oder glauben Sie, daß ſich der Marcheſe noch entſchließt, dem Feſte ſeine Gegenwart zu ſchenken? — dann freilich . . .

Mein Vater könnte vielleicht — antwortete Antonio etwas verlegen — indeſſen, da es ungewiß bleibt . . .

Ich ſehe ſchon — unterbrach ihn der Graf lächelnd — Sie ſind ein guter Sohn, und ein verliebter Bräutigam. Nun, ich nehme die Verantwortung auf mich. Ueber-

morgen ſey die Vermählung! — Iſt es ſo recht?

Antonio vermochte in der Beſtürzung nicht zu antworten. Indem er ſich noch zu ſammeln ſuchte, ſtürzte Fiora erſchrocken in den Saal.

Was iſt dir? — fragte der Graf.

Das Kind zeigt ſich wieder — ſtammelte ſie athemlos.

Mehrere von der Familie und von der Dienerſchaft folgten ihr eben ſo erſchrocken. Vergebens fragte der Graf, wer es geſehn habe? — Jeder hatte nur die Nachricht von der Erſcheinung gehört, keiner das gefürchtete Kind ſelbſt geſehn. Unwillig drohte der Graf, es ſtreng zu ahnden, wenn Jemand wieder mit dergleichen leeren Gerüchten das Haus in Schrecken ſetzte. Niemand, verbot er, ſolle es künftig wagen, von der Erſcheinung zu ſprechen, wenn er ſie nicht mit eignen Augen geſehen habe.

Ehe er aber noch die Drohungen ausgesprochen hatte, erblaßte er plötzlich, seine Lippen zitterten und die Augen waren starr nach einem fernen Winkel gerichtet. Alle sahen jetzt die Gestalt eines Kindes in dem Hintergrund des Saales nach der offenen Thüre eines schwach erleuchteten Zimmers langsam gehen und in diesem sich verlieren.

Sehr sonderbar! — sagte der Graf, als er sich von dem Erstaunen etwas erholt hatte. Er nahm zwei Lichter, und ging in das Zimmer, in welches das Kind verschwunden war. Die Unerschrockensten thaten dasselbe, und folgten ihm nach; aber nichts war zu finden, was einigen Aufschluß geben, oder eine Täuschung vermuthen lassen konnte.

Man erschöpfte sich nun in Vermuthungen, welchen Unfall diese Erscheinung verkündigen werde. Was vorher nicht geachtet worden war, bekam nun, da etwas Unleugbares von Allen gesehn worden war, Be-

deutung, und schien mit dieser Erscheinung in geheimem Zusammenhang. Das Unbedeutendste machte auf Berücksichtigung Anspruch, Träume und ähnliche Geistergeschichten wurden erzählt und erst spät in der Nacht trennte man sich, nicht ohne Grauen und Furcht vor den Schatten der Nacht und den unwillkührlichen Bildern der Träume.

Antonio fand am andern Morgen Ottilien schon in dem Garten. Er erzählte ihr, wie das stille Kind gestern durch seine Erscheinung die unglückliche Beschleunigung seiner Vermählung mit Fiora abgewendet habe; und Ottilie gestand ihm, daß sie noch mit einer unbegreiflichen Liebe an dem Bilde dieses Kindes hänge, daß aber die Erinnerung an seine Wohnung in dem Grabe in diese Liebe ein furchtbares Grauen mische; sie fürchte seine wirkliche Erscheinung so sehr, als sie sich seiner ehemaligen Erscheinungen in der Erinnerung erfreue. Von ihren Schwär-

mereien entzündet, hielt ſelbſt Antonio dieſes Kind nun für den ſchützenden Genius ſeiner Liebe. Hoffnungen umſchwebten zum erſtenmale die Umarmungen der Liebenden. Der Retter aus der Gruft war ihnen erſchienen; er hatte das dunkle Wort, das auf den Meereswellen zu ihnen ſchwebte, ſelbſt ſichtbar gelöſet. Entzückt ſchwuren ſie ſich ewige Liebe, und dem ſtillen geheimnißvollen Beſchützer Vertrauen, wenn auch die tiefſte Nacht ſie umhüllte, und ihr Auge vergebens nach einem Ausweg blickte.

Ein Schiff zeigte ſich in der Ferne, und ſchien ſich ihnen zu nahern. So gern Antonio noch länger mit der Geliebten auf dem einſamen Meere geſchwebt hätte, ſo mußte er doch ihrer Furcht vor Räubern nachgeben, und den Rückweg antreten.

Nah am Schloſſe begegnete ihm ein Fremder. Antonio ſah ihn mißtrauiſch an.

Bald aber erkannte er in ihm ſeinen lange vermißten Freund, Jeronymo, und flog mit froher Eile in ſeine Arme. Ottilie entfernte ſich während der lebhaften Freude des Bewillkommnens.

Jeronymo erzählte nun ſeinem Freunde, wie ſein Pflegvater und Lehrer, Ambroſius, vor einiger Zeit geſtorben ſey, und ihm bei ſeinem Ende noch zur Pflicht gemacht habe, einige Länder Europa's und Afrika's zu durchreiſen, theils, um ſich in den Geheimniſſen der Natur mehr zu unterrichten, theils, um gewiſſe Nachforſchungen zu vollenden, von welchen Ambroſius ſelbſt durch Altersſchwäche abgehalten worden war. Er ſey aber genöthigt, weil ſein Lehrer ihm zwar wichtige und vortreffliche Geheimniſſe, aber wenig Baarſchaft hinterlaſſen, als Mahler zu reiſen, und von ſeiner Kunſt zu leben. Jetzt habe er von der nahen Vermählung der Gräfin Fiora gehört, und da habe er

dem Bräutigam Glück wünschen, und dem Hause nebenbei seine Dienste anbieten wollen.

Antonio erbot sich, seinen Freund sogleich in das Schloß einzuführen, allein dieser stellte ihm vor, daß die frühe Morgenstunde hierzu keine schickliche Zeit seyn möchte, auch habe er selbst noch einige Verrichtungen in der Gegend. Noch vor Abends werde er aber unfehlbar seinen Freund im Schlosse besuchen.

Froh über dieses unerwartete Zusammentreffen, trat nun Antonio in den Saal, in welchem sich gewöhnlich die Familie versammelte. Er fand noch niemand, als Fioren und Ottilien. Beide hielten sich auf das zärtlichste umarmt, und schienen tief bewegt.

Helfen Sie mir — redete Fiora den Eintretenden an — helfen Sie mir meine geliebte Ottilie trösten! und mich selbst — setzte sie bald hinzu. — Sollte ich nicht vor meinem Vermählungstage schaudern, der mei-

ne Schweſter von mir trennt, die ich kaum erſt gefunden habe? Denn das Kloſter hielt ſie gefangen, und ſoll ſie bald wieder in ſeine Mauern begraben.

Ottiliens Thränen floſſen. Fiora legte die Weinende ſanft in Antonio's Arm. Könnten Sie wollen — ſagte ſie — daß ich mein Glück durch ewige Thränen meiner Schweſter erkaufte? Gewiß, das Loos dieſer Unglücklichen muß Sie jammern. Es wäre doppelt grauſam, wenn ſie jetzt, da ſie die Freuden des Lebens und der Liebe geſehn hat, in jenes traurige Grab zurückkehren ſollte.

Antonio wußte ſich kaum zu faſſen. Bald glaubte er das Geheimniß ſeiner Liebe verrathen, bald war er entzückt von Fiorens Liebe zu der Schweſter. Schon war er auf dem Wege, ſeiner Braut Alles zu entdecken, da beugte ſich dieſe tröſtend auf die ſtill fortweinende Ottilie, und indem

ſie ihre Stirn leiſe küßte, liſpelte ſie: Bitte ihn ſelbſt um deine Rettung, meine Ottilie; denke, daß du zu einem Bruder redeſt, der dich gewiß liebt.

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich ſchnell.

Was iſt das? Ottilie! — rief Antonio außer ſich — weiß Fiora um unſre Liebe?

O, ſie ahndet nichts! — erwiderte dieſe mit einem Blick zum Himmel. — Ach ſie iſt ſo himmliſch gut, ſie liebt mich wie eine Mutter! Laß mich, Antonio! ich darf nicht bleiben! noch heute will ich zurück in mein ſtilles Kloſter, und bald in noch ſtillere Mauern.

Vergebens beſchwor ſie Antonio, keinen zu ſchnellen Entſchluß auszuführen; vergebens erinnerte er ſie an die heiligen Eide der Beſtändigkeit. Gegen Gefahren war Ottiliens Bruſt gewaffnet; aber nicht gegen die Liebe der Schweſter. Sie riß ſich aus ſeinen Ar-

men und eilte Fioren nach. Antonio folgte ihr von weitem, um durch ſchnelles Dazwiſchentreten vielleicht Fioren an weiterm Forſchen zu hindern.

Ottilie ſtürzte ſich heftig an Fiorens Bruſt; aber zu tief bewegt, vermochte ſie nichts zu ſprechen, als, ſie wolle noch heut in das Kloſter zurück. Fiora trocknete lächelnd ihre Thränen. Ich kenne dein liebes Herz, meine Ottilie — ſprach ſie liebkoſend — ſey ohne Furcht, vertraue deiner Schweſter, auf dich wartet ein ſchöneres Glück, als die traurige Stille des Kloſters.

Nein, nein! rief Ottilie außer ſich — laß mich fort, noch heute! Du weißt nicht...

Ich weiß auch — unterbrach ſie Fiora ſcherzend — wie ein Mädchen im funfzehnten Jahre empfindet. Meinſt du, kleine Unſchuld, ich habe alles in den paar Jahren, die ich vor dir voraus habe, vergeſſen?

Hier näherte ſich Antonio.

Kommen Sie, lieber Marcheſe — rief ihm Fiora entgegen — meine zarte Ottilie wird zu ſehr durch die finſtern Ausſichten auf ihr Kloſter erſchüttert, in das wir ſie doch durchaus nicht zurücklaſſen. Der Schmerz überwältigt ſie, ich muß mit dem Vater ſprechen. Heitern Sie mir ſie indeſſen auf, und wenn Sie mir gut ſind, ſo bemühen Sie ſich, mir meine Ottilie zu erhalten.

Sie legte Ottilien wieder in Antonio's Arm, küßte beide ſchnell, und entfernte ſich.

Ottilie wollte ihr nach; aber jetzt gelang es Antonio, ſie zu beſänftigen. Er führte die Erſchöpfte in ihr Zimmer zurück, und verließ ſie nicht, bis ſie ihm heilig verſprochen hatte, in dem Gange ihrer Schickſale nichts durch vorſchnelles Handeln oder übereilte Entdeckungen zu ſtören.

Unterdeſſen hatte ſich Jeronymo ſchon ein-

eingefunden, und Antonio fand ihn, als er Ottilien verlaſſen hatte, in dem Garten, wo er mit Fiora auf ihn wartete.

Haben Sie Ottilien beruhigt? — fragte Fiora, als ſich die beiden Freunde bewillkommt hatten.

Ich hoffe es, — antwortete Antonio.

Fiora erzählte nun dem Fremden, wie ihre Schweſter aus bloßen Familienrückſichten zum Kloſter verurtheilt ſey. Dabei drang ſie immer lebhafter in Antonio, daß er alles aufbieten möchte, ſie zu retten; war ſo unerſchöpflich in Ottiliens Lobe, und fand Antonio's Theilnahme ſo kalt, daß Jeronymo einigemal mit Lächeln bemerkte, nur eine Fiora dürfte gegen ihren Verlobten eine Freundinn mit ſo viel Wärme ſchildern, und wenn es auch ſelbſt die Schweſter wäre.

Während dieſer Geſpräche fand ſich auch der Graf bei der Geſellſchaft ein. Jeronymo's Bekanntſchaft war ihm lieb, denn

er war selbst Freund und Kenner der Kunst. Er erbot sich sogleich, ihm die Kunstschätze seines Schlosses zu zeigen, da er späterhin einen Fremden erwartete, der sich wegen Familienangelegenheiten bei ihm habe ansagen lassen. Sie werden nicht eben viel bei mir sehen, — sagte er zu Jeronymo — aber vielleicht manches, das sie freuen wird, und gewiß nichts, wobei Sie einen Zeitverlust zu beklagen haben würden.

Wirklich fand Jeronymo manches Bewundernswerthe in der Sammlung. Eine Gruppe der heiligen Siebenschläfer zog besonders Antonio's Aufmerksamkeit an sich. Er zeigte es Jeronymo und erinnerte ihn an eine ähnliche Abbildung desselben Gegenstandes, welche ehemals in Vater Ambrosius Einsiedelei den Grund zu ihrer Bekanntschaft gelegt hatte. Jeronymo betrachtete das Gemälde ebenfalls mit lebhaftem Interesse. Er schien es schon genauer zu kennen, und

der Graf ließ ſich die Gelegenheit nicht entgehen, ihm die einzelnen Schönheiten des Bildes und zugleich ſeine eigne Bekanntſchaft mit den feinern Künſten des Malers aus einander zu ſetzen. Jeronymo war ein aufmerkſamer Zuhörer, und dieſes ſowohl, als ſeine Aeußerungen über Gegenſtände der Kunſt und der Natur, erwarben ihm bald die Gunſt des Grafen, beſonders da er hörte, daß Jeronymo außer der Malerei noch die Arzeneiwiſſenſchaft erlernt habe, und dieſe nicht eben methodiſch, ſondern nach Art der Aerzte alter Zeit, als eine göttliche Kunſt ſtudiere und ausübe. Er mußte dem Grafen verſprechen, einige Zeit in ſeinem Schloſſe zu bleiben, und keine fremde Arbeit zu übernehmen.

Der Graf hätte ſich noch nicht von ſeinen Lieblingsgegenſtänden losmachen können, wär' ihm nicht der Fremde angemeldet worden, deſſen Beſuch er erwartete. Er erin-

nerte Jeronymo nochmals an sein Verspre-
chen, in dem Schlosse zu bleiben, und verließ
die Gesellschaft, um den Fremden anzunehmen.

Jeronymo mußte nun Fioren seine
Zeichnungen vorzeigen, und diese hatte ihn
bald so tief in Gespräche über seine Kunst
verwickelt, daß Antonio, ohne vermißt zu
werden, Zeit gewann, nach der geliebten Ot-
tilie zu sehen. Sie kniete betend vor einem
Heiligenbilde; als Antonio eintrat, erhob
sie sich, und kam ihm still weinend entgegen.

Wie wird das enden, Antonio! — seufzte
sie, indem sie ihn mit Thranen umarmte.

Wie es immer wolle — antwortete er. —
Hast du vergessen, wie die Stimme an jenem
Abend zu uns sang?

Die Stimme hat mich verführt! — sag-
te Ottilie schmerzlich. — Meine Liebe schien
mir vor den schützenden Geistern gerechtfer-
tigt.

Und ist sie es nicht? — erwiderte An-

tonio. — Erſchien uns nicht ſchon der Retter aus der Gruft? Verzage nicht, Ottilie! ſchwurſt du nicht an jenem Abend Liebe, Beſtändigkeit und Vertrauen?

Ottilie war durch den heftigen Sturm ihrer Gefühle zu weich geworden, als daß ſie den Bitten des Geliebten hätte widerſtehn können. Sie wiederholten ihre Eide; aber wie eine Träumende hing Ottilie in Antonio's Arm. Sie war zu ermattet, um ihm zu folgen: wie hätte er die Geliebte jetzt verlaſſen können! Er verſchwendete alle Liebkoſungen, um ſie aufzuheitern; aber ſie erwiderte ſeine Küſſe nur in halber Betäubung. So bemerkten ſie nicht, wie die Zeit eilte, bis das Rollen eines Wagens über den Schloßhof ſie an die Abreiſe des Fremden erinnerte. Antonio umarmte Ottilien inniger und feuriger als jemals, nannte ſie ſeine Schweſter, ſeine Geliebte, ſeine Bat-

tin. Da lächelte sie wieder, und bereitete sich, ihm bald zu folgen.

Der Graf war bei der Mahlzeit äußerst zerstreut. Man versuchte alle Mittel der Unterhaltung; am Ende weniger, um ihn auf bessere Laune zu bringen, als um zu verbergen, daß man üble Laune an ihm bemerkte.

Ich danke Ihnen — sagte er endlich selbst — für Ihre Schonung. Aber was soll ich Sie quälen? ich will es lieber gestehn, daß verdrüßliche Dinge mich heute um so mehr für jede Gesellschaft untauglich machen, da sie einige Nachsuchungen in Papieren verursachen, die meine Aufmerksamkeit von allem andern abziehn. Der Aufseher meines Archivs hat sich Unordnungen zu Schulden kommen lassen, die mir nun selbst eine höchst beschwerliche Revision nöthig machen. Ich will sie keinen Augenblick verschieben, und wer Uebung im Lesen alter Schriften hat,

und mir beiſtehen wollte, würde mich ſehr verbinden.

Antonio und ſein Freund boten ihre Hülfe an, und nach aufgehobener Tafel begaben ſie ſich mit dem Grafen in das Archiv.

Ottilie verſchwendete indeſſen alle Zärtlichkeit gegen ihre Schweſter. An die Rückkehr in das Kloſter dachte ſie nicht mehr. Fiora malte ihr die Zukunft mit den ſchönſten Farben, rühmte ihr Antonio's Theilnahme an ihrem Schickſal, und gab ihr die heiligſten Verſicherungen, daß weder ſie, noch Antonio, etwas unterlaſſen würden, ſie vom Zwange des Kloſters zu befreien. Oft, wenn Fiora von Ottiliens Befreiung mit der ruhigſten Sicherheit ſprach, war dieſe wieder entſchloſſen, der Schweſter ihr Geheimniß zu enthüllen; aber immer wußte Fiora ſchonend oder neckend das Geſpräch zu wenden, ſo daß Ottilie ſich ſelbſt beinah für zu ſehr Kind hielt, als daß die Geheim-

nisse ihres Herzens für die erwachsenere Schwester von Wichtigkeit seyn könnten.

Erst spät am Abend kam der Graf mit seinen beiden Gehülfen aus dem Archiv zurück. Er selbst war unzufrieden, daß die gesuchten Urkunden noch nicht aufgefunden waren; doch ließ er sich durch die Aussicht auf die große Anzahl der noch undurchsuchten Papiere beruhigen, nebenbei erheiterte ihn auch die neuhergestellte Ordnung in dem Archiv, und die Auffindung einiger andrer, für verloren gehaltener Pergamente.

Ich begreife nun — sagte er — wie sich zu den verdrüßlichsten Arbeiten Menschen finden. Nichts ist so unangenehm, das nicht einige Belohnung geben, und selbst anziehend werden müßte, wenn man es nur mit Eifer angreift. Selbst unserm Aufzug in den alten, den Staub gewohnten Kleidern, läßt sich ein leidliches Bild abgewinnen. Wir gleichen travestirten Siebenschläfern, die aus

der finstern Bergkluft in verjährtem Kostum, statt alter Münzen mit alten Pergamenten, ans Tageslicht steigen; und so geben wir ein komisches Gegenstück zu dem Bilde der Heiligen, welches in meiner Gallerie Ihren Beifall erhielt.

Die Geschichte dieser Heiligen ist mir immer unendlich anziehend gewesen — sagte Ottilie. — Es ist gewiß ein grosser, erhebender Gedanke, die Leiden und den Druck ganzer Jahrhunderte zu verschlummern, wie den Kummer einer trüben Nacht, und dann beim Erwachen den neuen Morgen eines bessern Tages über ein ganzes Menschengeschlecht aufgegangen zu finden.

Schade nur — versetzte der Graf — daß diese schöne Ansicht zu fern von der Wirklichkeit liegt. Denn so wenig ich auch in Glaubenssachen zu grübeln pflege, so muß ich doch gestehn, dieses Wunder ist mir etwas zu wunderbar.

Ob dieſe Erhaltung der Heiligen — entgegnete Jeronymo — durch ein Wunder bewirkt worden ſey, wage ich nicht gegen die Lehre der Kirche zu bezweifeln. Daß ſie aber auch ohne Wunder könne ſtatt gefunden haben, dünkt mich unläugbar. In ſofern muß ich Ihnen widerſprechen, wenn Sie das Natürliche als Wunder für unglaublich halten.

Sie ſcherzen — rief der Graf — ohne Wunder war' eine ſolche Erhaltung möglich?

Allerdings — wiederholte Jeronymo — es kann Ihnen, wie das oft der Fall iſt, nur ſo lange wunderbar vorkommen, als Sie ſich auf Ihre eignen Kenntniſſe von der Natur nicht beſinnen.

Alle fragen nun in Jeronymo, daß er ſich deutlicher hierüber erklären ſolle.

Vergeſſen Sie nicht — hob er an — daß ich nicht das Wunder laugne; ich behaupte nur, das Ereigniß ſelbſt habe ſich eben auch ohne Wunder zutragen können.

So läugnet z. B. der Theoretiker nicht, daß ein Kunstwerk aus Genialität herstamme, wenn er auch berechnen kann, welche Gesetze der Harmonie, des Rhythmus, der Raumverhältnisse und ähnlicher Dinge ihm zum Grunde liegen. Das Wunder selbst verletzt die Naturgesetze nicht, es greift nur unsrer Kenntniß davon — vielleicht in das Unendliche vor, wie etwa das wahre Genie der wissenschaftlichen Untersuchung.

Sie schweifen in ein fremdes Gebiet — sagte der Graf.

Ich bin bei der Sache — versetzte Jeronymo. — Unsre Frage ist doch diese: ob eine Unterbrechung des Lebens, auf einige Zeit, sich nach bekannten Gesetzen der Natur denken lasse? — Ich kann Ihnen, als zunächst liegendes Beispiel, den Scheintod anführen; ein in unsern Zeiten sehr oft erwähntes Phänomen.

Das ist Etwas — erwiderte der Graf — allein die Dauer des Scheintodes ist gewöhnlich zu kurz, um Ihren Satz vollkommen zu beweisen.

Wenn der Scheintod nur länger anhält — fuhr Jeronymo fort — als ein völlig lebloser Körper der Zerstörung widerstehn, oder ein lebender der Nahrung entbehren kann, so wäre die längere oder kürzere Dauer dieses Zustandes wol gleichgültig. Was sagen Sie aber zu dem Winterschlaf der Thiere? Hier treffen wir doch die Siebenschläfer sogar dem Namen nach wieder an. Und erinnern Sie sich nicht an die Fähigkeit einiger Thierarten, Jahrhunderte lang in Steinen, Klüften und Höhlen eingeschlossen, ohne Luft und Nahrung zu leben? ja sogar an die Natur der ganz niedern Thierklassen, deren Leben der Naturforscher bei seinen Versuchen nach Willkühr erweckt und einschläfert, um ihre Reviviscenz zu beweisen?

Sie beſchränken dieſes ſelbſt auf die niedern Klaſſen — wendete der Graf ein.

Das Geſetz gilt durch die ganze Natur, — verſetzte Jeronymo. — In den höhern Klaſſen iſt freilich das kräftigere Leben ſchwerer zu feſſeln, als in den niedern, wo es oft nur dann erſt als Leben erſcheint, wenn die Kunſt die Feſſeln der Natur gelöſet hat. Und dieſes iſt eben das Geheimniß, das Freie zu binden, ohne es zu tödten, und das Gebundne zu erlöſen, ohne es zu zerſtören.

Hier fragt es ſich nun eben — ſagte der Graf zweifelnd — ob dieſes Feſſeln und Löſen nicht mehr ſey, als ein Werk natürlicher Kräfte.

Wenn nun die Natur ſelbſt dieſes Werk nicht nur vollbrächte, ſondern auch ihre Operationen dabei, jeden, der ſie zu fragen verſteht, deutlich lehrte? — erwiderte Jeronymo. — Sie wiſſen, daß die Winterſchläfer ſich vor ihrem Schlafe auf das ſorgfältigſte

von allem nährenden Stoffe in ihrem Körper befreien, und daß auf der andern Seite Thiere, welche lange ohne Nahrung zubringen können, wenig athmen. Was bei den Thieren der Instinkt, wie wir das Unerkannte nennen, vollbringt, daß nämlich Athmen und Ernährtwerden zugleich sich hemme, das bewirkt bei dem Menschen die Kunst. Schon vom Epimenides erzählt die Geschichte, daß er sieben und funfzig Jahre einen ähnlichen Schlaf in einer Höhle zu Kreta schlummerte, wie unsre sieben Heiligen in ihrem Berge.

Sie machen mir bange, — sagte Ottilie. — So könnte vielleicht mancher Bewohner der Särge noch in dieser Welt seine Auferstehung hoffen?

Es ist nicht unmöglich — erwiderte Jeronyme. — In jenen frühern Zeiten, als die Kunst noch nicht der leeren Methode gewichen war, verbarg sich vielleicht mancher für bessere Jahrhunderte unter friedlichen

Todten. Aber oft ſtarb mit den Meiſtern die Kunſt, und mancher, den verborgen vormals die Hand eines Freundes zur Ruheſtelle führte, wartet nun vergebens in dieſer Welt auf die weckende Stimme.

Laſſen Sie uns abbrechen, — ſagte Fiora — mir wird bange, als wär ich unter den Todten, und ſäh ſie peinlich auf die Erlöſung harren, und verzweifeln, daß ſie das Weltgericht aus den Gräbern rufen wird, ehe ſie der Tod berührt hatte.

Das Geheimniß iſt noch nicht verloren — fuhr Jeronymo fort. — Viele werden noch aus den Grüften im irdiſchen Leibe hervorgehn, ehe die Poſaune zum Gericht ruft. Manches wird ans Licht kommen, wenn die lebenden Todten erſcheinen, ehe noch das Licht des letzten Tages alles Verborgene erleuchtet!

Was iſt dir, Jeronymo? — rief An-

tonio. — Du sprichst feierlich, wie ein Prophet!

Erstaunen Sie nicht — versetzte Jeronymo. — Die alten Meister meiner Kunst haben vieles in ihren Schriften hinterlassen, was mich zu solchen Erwartungen berechtigt. Ob sie jemals erfüllt werden, ob nicht vielleicht manche jener Andeutungen nur Uebertreibung eines feurigen Gemüths war — wer mag das entscheiden? Aber die Aufmerksamkeit solchen Winken zu verschließen, wäre strafbare Trägheit. Jeder muß zu leisten suchen, wozu ihn seine Verhältnisse auffordern. Es ist besser, zu viel hoffen, als in tragem Unglauben, oder im Wahn vornehmer Aufklärung, zu wenig unternehmen.

Sie werden mir mit jeder Stunde theurer, — sagte der Graf und faßte freundschaftlich Jeronymo's Hand. — Aber lassen Sie uns Abends nicht von so ernsten, feierlichen Dingen sprechen. Sehn Sie nur die Mäd-

Mädchen, wie ſie ſich furchtſam umfaßt hal-
ten. So machen es die Weiber! Von Furcht
und Bangigkeit flüchten ſie in Umarmungen.

Jeronymo lächelte, küßte Fioren die
Hand und verſprach, den Graf am andern
Morgen wieder in das Archiv zu begleiten,
und ſodann das, im Schloß ihm ſchon ange-
wieſene, Zimmer zu beziehen.

Weit verdrüßlicher, als geſtern, kam der
Graf heute aus dem Archiv zurück. Alle
Schriften waren durchſucht und mit ängſtli-
cher Genauigkeit durchblättert, aber die ver-
langte Urkunde war nicht zu finden. „Die
Hälfte meiner Beſitzungen wollte ich um die-
ſes Blatt geben" — rufte der Graf in höch-
ſter Bewegung aus. — „Mein ganzes Ver-
mögen" — rief er nochmals, — und kaum
konnte ihn das Verſprechen einer nochmali-
gen Durchgehung jedes einzelnen Blattes
etwas beruhigen. Das ganze Haus war in
ängſtlicher Erwartung und erſchöpfte ſich in

Vermuthungen, welches Document das seyn müsse, das mehr werth wär, als alle Besitzungen des Grafen. Endlich mußte er sich selbst zur Entdeckung des Geheimnisses entschließen; denn der Schreck über den Verlust hatte ihn so erschüttert, daß er unfahig war, die Revision des Archivs noch einmal selbst zu übernehmen.

Mein einziger Sohn — sprach er — starb in früher Jugend. Durch diesen Tod, mit dem meine männliche Nachkommenschaft vernichtet war, glaubte meines Bruders Sohn ein Erbfolge-Recht auf meine Herrschaft zu erhalten, und war so dreist, dieses vermeintliche Recht schon bei meinem Leben gegen mich geltend zu machen. Ich hatte die Beweismittel, daß auch Töchter meine Besitzungen erben können, in den Händen, und mein Vetter verlor den Prozeß. Aufgebracht darüber, verband er sich nun mit einigen entfernten Verwandten zu einem neuen

Streit gegen mich, den ich noch geringer achtete, weil mein Recht ganz ohne allen Zweifel schien. Gestern aber verlangt ein Fremder, der sich als Commissarius legitimirt, von mir die Vorzeigung eines Original-Documents, auf welchem nicht allein mein Vermögen, sondern mein Stand, meine Ehre, und Alles beruht. — Daß ich es vergebens suche, wissen Sie selbst. Was es enthalten solle, urtheilen Sie aus Folgendem. Mein Urahn Hippolyt vermählte sich mit der Gräfin Jolante, vielleicht weniger durch Liebe, als durch Familien-Convenienz bewogen. Am Hochzeittage sah er ihre Schwester Ottilie, und entbrannte für sie in der heftigsten Liebe.

Ottilie hieß die Schwester? — fragte Ottilie selbst etwas erschrocken.

So hieß sie, — antwortete der Graf — Du hast keinen glücklichen Namen!

Ottilie erblaßte. Der Graf fuhr fort.

Sie erwiderte seine Liebe nicht mit minder heftiger Glut. Dieses scheinen wenigstens Briefe zu verrathen, die sich wirklich noch in meinem Archive befinden, und uns entzücken würden, wären die Folgen jener Liebe nicht so traurig für uns späte Nachkommen. Ottilie war für Hippolyt verloren; denn hätte auch das Sacrament der Ehe gelöset werden können, so war doch Ottilie durch ein unlösbares, heiliges Gelübde dem Kloster verbunden. Gleichwohl fanden sie Mittel, sich im Geheimen zu sehn, und man entdeckte im Kloster die Folgen von Ottiliens Liebe. Sie floh Hippolyt, und Jolante begleitete sie auf sein Verlangen zu einem frommen Eremiten, um sie dort zu verbergen. Aber Jolante's erschöpfter Körper mochte die Beschwerden der Reise nicht ertragen, und sie starb, als sie in der Hütte des Einsiedlers einen Sohn geboren hatte. Diesen brachte auch der Eremit mit

dem Leichnam Jolante's auf Hippolyts Schloß. Ottilie war, wie er berichtete, ihrer Schweſter bald nachgefolgt. Der Kummer hatte ſie getödtet, ehe ſie gebären konnte, und der fromme Mönch hatte ihren Körper in einem nahen Kloſter beigeſetzt. Hippolyt ertrug dieſen Schmerz nicht; er ſtürzte ſich in den Krieg und fand verzweifelnd in der erſten Schlacht ſeinen Tod. Er liegt begraben, wo er gefallen war, und ein ſteinernes Kreuz iſt ſein Monument. Niemand zweifelte nun jemals, daß jenes Kind, von welchem ich abſtamme, Hippolyt's rechtmäßiger Sohn von Jolanten war: jetzt aber hat mein Vetter wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß nicht Jolante, ſondern Ottilie jenes Kind geboren habe. Man legt mir unläugbare Beweiſe vor, daß jenes Kloſter bei der Aufnahme des Leichnams ſich zur Erziehung des verlaſſenen Kindes erboten, welches der Einſiedler aber dem Kloſter

nicht habe überlaſſen wollen, weil er es, wie er vorgegeben, dem Vater ſelbſt überantworten müſſe. Mein Stamm wird alſo für unächt, und der Stamm von Hippolyt's Bruder für den einzig ächten erkannt, wenn ich nicht das Bekenntniß des Eremiten über Jolante's Entbindung vorzeigen kann. Dieſes ſuche ich nun vergebens, und vielleicht iſt es ſchon durch Treuloſigkeit in die Hände meiner Feinde gerathen!

Antonio verſprach mit ſeinem Freunde alle Sorgfalt anzuwenden, um dieſes wichtige Document noch aufzufinden. Jeronymo fragte nach der Wohnung jenes Einſiedlers und nach ſeinem Namen; aber der Graf wußte über dieſes alles keine beſtimmte Auskunft zu geben; denn Hippolyt war, nach dem Bericht des Kapellans, der ſich in dem Archiv fand, in einer Fehde begriffen geweſen, als der Einſiedler mit dem Leichnam und dem Kinde auf dem Schloß ankam, und

hatte, ohne ſeinen Erben zu ſehen, den Tod im Streite gefunden.

Auf Ottilien hatte die Erzählung des Grafen den tiefſten Eindruck gemacht. Sie ſah in der Geſchichte jener Ottilie das Vorbild ihrer Liebe und ihres Unglücks. Sie empfand den fürchterlichen Fluch der Schuld, die den Schuldigen überlebt, und mit ſeinem Tode nicht abgebüßt, noch ſpäte Geſchlechter ſtrafend verheert. Antonio bemerkte ihre Bewegung und ſuchte ſie zu beruhigen, indem er ſeine eigne Empfindung nur mit Anſtrengung verbergen konnte. Fiora ſelbſt bat ihn, die Schweſter zu erheitern und führte beide nach dem Garten. Hier ging ſie von ihnen, um ihren Vater in ſeiner trüben Stimmung, wie ſie ſagte, nicht ohne Geſellſchaft zu laſſen.

Antonio verſuchte lange alles vergebens, um Ottiliens Traurigkeit zu verſcheuchen. Die ſchönen Plätze, welche Zeu-

gen ihrer erwachenden Liebe geweſen waren, erfüllten ſie mit Entſetzen und ſie floh vor ihnen, wie vor Mitſchuldigen ihrer ſündigen Liebe. Sie ſuchte die wildeſten Schatten, welche ſie noch geſtern furchtſam geſcheut hatte; denn im Gefühl eines Unglücks und einer Schuld, welche dieſe Welt nicht zu löſen vermochte, ſehnte ſie ſich nach Durchbrechung dieſer Schranken, und blickte verlangend in das grauenvolle Dunkel, ob kein Weſen einer fremden Welt, vermittelnd oder zerſtörend, zwiſchen ſie und ihr Unglück treten wollte. Antonio fürchtete von ihrer wild aufgeregten Phantaſie; er berührte leiſe jene Erſcheinung des ſtillen Kindes, die ſo günſtig für ihre Liebe ſich bewieß; aber Ottilie war taub für ſeinen Troſt. Nein, — rief ſie, — nein! Unglück nur verkündigte allezeit die Erſcheinung! ſie weiſſagte den Fall meines Hauſes, und meine frevelhafte Deutung führte meinen eignen Fall mit herbei!

Indem ſie noch, die Hände ringend, ſtarr zu Boden blickte, ſchwebte leiſe die Melodie zu ihnen heran, die ſie vor wenig Tagen auf dem Meere vernahmen; ſie erklang dreimal, und verhallte dann ſtill in die Luft.

Erkennſt du die Stimme unſers Beſchüzzers? — ſagte Antonio. — Er umſchwebt uns, und mahnt dich an deinen Eid, Ottilie! Liebe, Beſtändigkeit und Vertrauen. Vergiß es nicht:

wen die Lieb' umfaßt, dem winket
aus den Wellen noch das Glück!

Ottiliens wilder Schmerz war, während die Töne klangen, in mildere Wehmuth aufgelöſet. Sie umarmte Antonio. Liebe, Beſtändigkeit, Vertrauen! ſagte ſie, mit ſtillem Lächeln zum Himmel aufblickend, und ließ ſich ruhig von ihm in das Schloß zurückbegleiten.

Hier fanden ſie den Grafen bei Fiora und Jeronymo, gegen welchen er nicht

aufhören konnte, ſich in die verbindlichſten Dankſagungen zu ergießen. Der Fremde hatte ſich wieder eingeſtellt und auf die Vorlegung des verlangten Documents gedrungen. In der Beſtürzung hatte der Graf beinahe die vergeblichen Nachſuchungen verrathen; aber Jeronymo hatte ſchnell das Wort genommen, und den Fremden verſichert, der Graf habe ſich geſtern, als er unvorſichtig in das kalte Gewölbe des Archivs geſtiegen, einen heftigen Zufall zugezogen, und er könne, als deſſen Hausarzt, durchaus nicht geſtatten, daß er ſich von neuem ausſetze. Das Aufſuchen des Documents werde alſo Anſtand haben müſſen, bis man ohne Gefahr für die Geſundheit es unternehmen könne. Der Fremde hatte zwar dagegen Zweifel erregen wollen, und war heftig geworden; aber Jeronymo hatte mit bedeutendem Blick und feſtem Ton ihn erinnert: er möge doch, wenn ihn der Stand des Gra-

fen nicht in den geziemenden Schranken des Wohlſtandes halten könnte, wenigſtens die ihm bekannten Folgen des Affekts bedenken. Bei dieſen Worten war der Fremde auf einmal gelaſſen geworden, und hatte ſogar dem Grafen unaufgefordert drei Monate Zeit zum bequemern Aufſuchen der Urkunde geſtattet. Dabei war er in die äußerſte Verlegenheit gerathen, hatte heftig gezittert, und am Ende vor Aengſtlichkeit kaum mehr zu ſprechen vermocht. Jeronymo aber hatte ſein angebliches Amt als Hausarzt des Grafen verwaltet, und den Fremden in wenig Minuten wieder hergeſtellt, der ſich nun ſehr bald mit Bezeugung der größten Achtung für Jeronymo entfernt hatte.

Ottiliens Vertrauen war durch dieſe günſtige Wendung mächtig geſtärkt. Jene Melodieen hatten ihr nicht, gleich frohen Ahndungen, ein Glück verkündigt, deſſen Blüthe noch unentwickelt in der Zukunft lag:

ſie ſchienen vielmehr geiſtige Boten eines ſchon erſchienenen Glückes, die, gleich Düften einer ſchon aufgeblühten Blume, aus der Ferne ſie anwehten. Sie war heitrer, als jemals, und ſchmiegte ſich Glückwünſchend an ihren Vater, der, in dem ſchnellen Uebergang von der Verzweiflung zu einer faſt ſichern Hoffnung, ſich den lebhafteſten Aeußerungen ſeiner Freude überließ.

Singe mir — ſprach er endlich zu Fiora, als er ſich von der Gewalt der Freude erſchöpft fühlte — Singe mir noch einmal das Lied, das mir ſo wohlgefiel, von der Hoffnung.

Fiora nahm ihre Chitarre und ſang:

Laß die Hoffnung nicht entweichen,
Nimmer iſt die Hülfe fern;
Schnelle Rettung kann ſich zeigen,
Von dem Himmel kann ſie ſteigen,
Denn die Götter helfen gern.

Freude winkt dir aus den Hainen,
Liebe lispelt dir die Luft.
Laß das Klagen, laß das Weinen!
Will dir nirgends Troſt erſcheinen,
Naht ein Retter aus der Gruft.

Und wenn jede Hoffnung ſinket,
Faſſe noch den Augenblick!
Ob kein Stern dem Schiffer blinket:
Wen die Lieb' umfaßt, dem winket
Aus den Wellen noch das Glück.

Ottilie horchte beim Anfange des Liedes ſchon befremdet auf die, ihr bekannte, Melodie; bei dem Schluſſe des zweiten Verſes konnte ſie kaum ihre heftige Bewegung zurückhalten. Auch Antonio erblaßte. Während des letzten Verſes war Ottilie faſt in todtengleicher Erſtarrung.

Woher haſt du das Lied? — fragte ſie Fioren mit bebender Stimme, als ſie ſich etwas gefaßt hatte.

Jeronymo hat es mir gegeben — ſagte Fiora gleichgültig — kennſt du es auch?

O, daß ich es nicht kennte! — ſeufzte Ottilie, und verbarg ihr Geſicht in beide Hände. Still ſetzte ſie ſich in den dunkelſten Winkel des Saales: ihr ſchönſter Glaube war durch die Wirklichkeit zerſtört. Antonio ſuchte die Aufmerkſamkeit von ihr abzulenken, und ſtimmte, um ſein eignes Gefühl zu verbergen, lebhaft in Jeronymo's Lob ein.

Die Sicherheit, mit welcher dieſer dem Commiſſar die bedeutenden Worte geſagt hatte, und der erwartete Erfolg davon, erhöhete die Meinung von ſeiner tiefen Kenntniß der verborgenſten Dinge, und der Graf ſchien ſogar in der Perſon des Fremden einen, durch geheime Unthaten ausgezeichneten, Menſchen zu vermuthen.

Sie irren — ſagte Jeronymo. — Dieſer Menſch iſt an ſich ganz unbedeutend;

darum ſucht er ſich, wie alle Leute ſeiner Art, bedeutend zu machen, ſobald ihn ſein Amt mit Perſonen zuſammenführt, welche in jeder anderen Rückſicht weit über ihm ſind.

Wie konnten ihn aber Ihre Worte ſo erſchüttern? — fragte der Graf.

Ich bemerkte, — antwortete Jeronymo, — an ſeinen Blicken und Bewegungen die Zeichen nahender heftiger Zufalle, welchen er, ſeinem Anſehn, nach oft ausgeſetzt zu ſeyn ſcheint. Da warnte ich ihn denn ſchnell, theils um ihn durch Ueberlegenheit außer Faſſung zu ſetzen, theils um Ihnen ſelbſt den unangenehmen Anblick zu entziehn.

Und Alles wär' auf ſo einfache, natürliche Art geſchehen? — ſeufzte Ottilie, hoffnunglos zum Himmel blickend.

Sind Sie mit der Wirkung weniger zufrieden, — antwortete Jeronymo, — weil ihr Grund natürlich war? Nicht die Sache; die Zeit, der Ort, die Verhältniſſe bilden das

Uebernatürliche in der Begebenheit, denn die Natur dient dem höhern Willen. Sie iſt das Saitenſpiel, deſſen Tönen die Hand des Meiſters Harmonie giebt. Eine tröſtende oder rathende Stimme in Gefahr iſt die Stimme Ihres Genius, wenn ſie auch in der Wirklichkeit nichts war, als der Widerhall des Felſen, der Ruf eines Hirten, oder ferner Geſang, den der Wind Ihnen zuwehte.

Ottilie ſchwieg. Das Wunder war aus ihrer Phantaſie verſchwunden, aber der Troſt, welchen es ihr gegeben hatte, kehrte durch Jeronymo's Wort in ihr Herz zurück.

Der geſtattete Aufſchub hatte indeſſen auf einmal die Furcht vermindert, und die Gefahr ſelbſt erſchien durch die Ferne, in welche ſie gerückt war, um vieles verkleinert. Der Graf beſchloß, die nächſten Tage bloß der Freude zu widmen, und das Suchen der

Ur

Urkunde auf einige Zeit einzuſtellen. Frohe Feſte erfüllten nun wieder Tage und Nächte; ſelbſt Antonio's bedeutendes Erinnern konnte die Unbeſorgtheit des Grafen nicht ſtören, und an einem Abend, als das Schloß von Jubel widerhallte, erklärte er laut bei der Tafel, morgen ſolle das Vermählungsfeſt ſeiner Tochter gefeiert werden. Alles jubelte laut auf. Kanonen donnerten, Pauken wirbelten, Gläſer erklangen und alle Inſtrumente rauſchten mächtig in den Jubel. Da erhob ſich der Graf — heute noch! rief er freudetrunken; wer wehrt es uns denn, das Glück der Zukunft gleich zu entreißen? Er faßte Fiora's und Antonio's Hände, um ſie in einander zu legen, aber plötzlich ſank Ottilie mit einem lauten Schrei unſern von ihm ohnmächtig zu Boden. Der Graf blickte erſchrocken nach ihr, da ſtand das Kind neben der Ohnmächtigen, ſchritt ſtumm durch die von Erſtaunen gefeſſelten Gäſte, und

war verſchwunden, ehe ihnen noch ſo viel Beſonnenheit zurückgekehrt war, um der Erſcheinung nachzublicken.

Ottilie erholte ſich bald durch die Hülfe des herbeieilenden Jeronymo. Die geſtörte Geſellſchaft ging zeitig aus einander, ohne ſich den Vorfall enträthſeln zu können. Der Graf war dieſes Mal am tiefſten erſchüttert; denn er befürchtete ein neues Unglück, und klagte ſeine Sorgloſigkeit als die Urſache an, daß ſein Schickſal ihm vielleicht einen neuen Beweis ſeiner Uebermacht geben werde. Er beſchloß ſogleich, alle Feſtlichkeiten einzuſtellen, und nicht eher wieder der Freude ſich zu überlaſſen, bis die entſcheidende Urkunde gefunden ſeyn werde.

Die Erſcheinung hatte ihn nicht betrogen. Am andern Morgen brachte ein Bote einen Brief von Antonio's Vater. Der Marcheſe verlangte die Vermählung ſeines Sohnes mit Fioren aufgeſchoben, bis der

Graf ſeine rechtmäßige Abſtammung aus dem alten gräflichen Stammhauſe würde außer Zweifel geſetzt haben. Es ſey, ſetzte er hinzu, nicht ſowohl Rückſicht auf das wegfallende Vermögen ſeiner künftigen Schwiegertochter, ſondern die Nothwendigkeit, ſeinen Sohn mit einem alten Geſchlecht verbunden zu wiſſen, die Urſache ſeiner Bitte. Auch zweifle er nicht, daß es dem Grafen gelingen werde, jeden ſcheinbaren Flecken in dem Stammbaume ſeines Hauſes zu vertilgen.

Der Graf war außer ſich über dieſen Schimpf. Kaum konnte er es über ſich gewinnen, den äußern Anſtand nicht zu beleidigen, als er Antonio'n den Willen ſeines Vaters bekannt machte. Im Gefühl der erlittenen Beleidigung, hörte er nicht auf Antonio's Verſicherungen. Er verbot Fioren heftig, ferner an eine Verbindung mit dem Marcheſe zu denken, und verbarg dieſem

nicht, daß unter diesen veränderten Verhältnissen seine Gegenwart im Schlosse dem Rufe seiner Tochter nachtheilig seyn würde. Umsonst suchte Jeronymo, ihn zu besänftigen; der Graf versicherte auch ihm, daß er seine Freiheit zu reisen nicht länger beschränken wolle, und noch an demselben Tage verließ Antonio mit seinem Freunde das Schloß.

Antonio wollte verzweifeln, aber der hellblickende Jeronymo sah die bald erfolgende Reue des Grafen voraus. Ihm war die Unmöglichkeit, jene Urkunde im Archive aufzufinden, bei dem ersten Suchen nicht entgangen, und er hatte bloß, um dem Grafen nicht auf einmal alle Hoffnung zu benehmen, zum wiederholten Suchen gerathen. Jetzt bereitete er sich zu einer Reise nach Afrika, von welcher er in wenig Monaten zurückzukehren hoffte; unterdessen wollte Antonio in der Gegend umherschweifen, um

vielleicht unbemerkt der Geliebten ſich nähern zu können.

Als ſie am Abend vor der Trennung die nöthigen Verabredungen wegen ihrer Angelegenheiten genommen hatten, und eben die Mitternachtsſtunde anfing zu ſchlagen, hob Jeronymo ſein Glas. Auf froheres Wiederſehn! — rief er dem bewegten Antonio zu. Das geben die Heiligen! — antwortete dieſer wehmüthig, und indem er zitternd ſein Glas erhob, zerklirrte es ihm in der Hand, das ſcharfe Glas verwundete ihn, und der Wein, den er zu dem Munde brachte, war von ſeinem Blute geröthet.

Unglückliche Zeichen verfolgen mich! — rief er beſtürzt. — Als ich heute, in meinen Papieren ſuchend, einen theuren Brief zu eröffnen glaube, und das geliebte Blatt an meinen Mund drücke, da berührt die ſchwarze Blume der Gruft meine Lippen — jetzt bricht der Becher des Wiederſehns in meiner Hand,

und ich trinke mein Blut in dem Wein. Wir ſehn uns nicht wieder, Jeronymo.

Du zitterteſt beim Anſtoßen — ſagte Jeronymo. — Aber was haſt du mit der Blume der Gruft in dem Briefe?

Antonio erzählte nun, wie ihm ein Knabe eine Roſe gereicht habe, als er am Abend ſeiner Verlobung gedankenlos in dem Garten umhergeſchweift; daß er die Roſe noch am Abend Fioren gegeben, aber am andern Morgen mit Schaudern geſehn habe, daß die Roſe ſchwarz ſey. Nach Allem, was er dabei gehört habe, müſſe er als gewiß annehmen, niemand ſey der Geber dieſer Roſe geweſen, als das ſtille Kind, der Bewohner des Grabes, deſſen Erſcheinung allezeit Unglück und Tod bedeute.

Jeronymo hatte mit immer ſteigender Spannung Antonio's Erzählung angehört. — Warum entdeckſt du mir dieſes erſt jetzt? rief er etwas unwillig — und verlangte die

Roſe zu ſehn. Antonio zeigte ſie ihm nicht ohne Grauen. Jeronymo drückte ſie als ein unſchätzbares Kleinod an ſeine Lippen. Dein Glas hat nicht gelogen, — rief er, indem er Antonio heftig umarmte, — das Wiederſehn iſt für uns verloren, denn — nun trennen wir uns nicht! das Ziel meiner Reiſe iſt gefunden!

Der ſtaunende Antonio bat um Erklärung; aber Jeronymo erwiderte, die Zeit ſelbſt werde alles am beſten aufklären. Die Roſe, fuhr er fort, überlaß mir: in meinen Händen allein kann die ſchwarze Blume der Trauer zur Blume der Liebe für dich werden.

Ich glaube an deine Freundſchaft — verſetzte Antonio — und an die Macht deiner tiefern Kenntniſſe: aber könnteſt du nicht irren, wo du am ſicherſten zu ſeyn glaubſt?

Fürchte nichts — antwortete Jeronymo lächelnd — ich erlaſſe dir das Geſtänd-

niß. Sey gewiß, die ſchwarze Roſe ſoll nicht am unrechten Orte ſich verwandeln.

Antonio umarmte ſeinen Freund mit ſtürmiſcher Freude, und am andern Morgen ſagte Jeronymo ſeine Reiſe auf.

Der Graf hatte indeſſen viel Urſache gefunden, ſeine Uebereilung zu bereuen. Sein Enthuſiasmus, in welchem er lieber allem entſagen, als dieſe Beſchimpfung ſeines Hauſes ungeahndet laſſen wollte, erſchien ihm nun als eine wilde Fieberhitze, welche die hohe Kraft des Willens zeigt, während ſie durch verkehrte Richtung ſie in Zerſtörungen verſchwendet. Antonio's und noch mehr Jeronymo's Umgang war ihm zum Bedürfniß geworden, und ſein weites Schloß ſchien ihm ohne dieſe beiden öde und ausgeſtorben. Der Verdruß über das nirgends zu findende Pergament und das Verſtreichen von Tagen und Wochen, unter vergeblichem, und endlich faſt ohne Hoffnung unternommenem

Suchen, vermehrte seine Sehnsucht nach Jeronymo, dessen Sicherheit in allem, was er unternahm, des Grafen Zutrauen in so hohem Grade erweckt hatte, daß er selbst das Unmögliche von ihm zu hoffen geneigt war. Oft sann er auf einen Vorwand, nach ihm zu schicken; oft beschloß er sogar, ihm seine Uebereilung zu gestehn: aber immer hielt ihn Stolz und eine Scheu vor dem Anblick des Beleidigten zurück.

Noch mehr wurde sein Verlangen nach Jeronymo geweckt, als seine von ihm innigst geliebte Schwester von einer gefährlichen Krankheit überfallen wurde. Alle Kunst der Aerzte wurde vergebens aufgeboten; vergebens erfüllten alle Bewohner der Gegend, welche die Kranke wie eine Mutter verehrten, Tag und Nacht die Kirchen mit ihrem Gebet; vergebens schickte der Graf nun Boten nach Jeronymo aus: er war nirgends anzutreffen, und niemand wußte sei-

nen Aufenthalt. Endlich eines Tages entdeckte die Kranke ihrem Bruder selbst, das stille Kind sey vor ihr hergegangen, und habe ihr freundlich gewinkt. Traure nicht um mich — setzte sie hinzu. — Ich weiß es, was deine Liebe mir sorgfältig zu verbergen suchte. Die Zeit ist nahe, der Tag ist sogar bestimmt, welcher den Fall unsers Geschlechtes herbeiführt. Die Bosheit hat über das Recht gesiegt. Wohl mir, daß ich diesen Tag zu erleben nicht bestimmt war! Wie könnte ich das Haus meiner Aeltern noch in meinem Alter lebend verlassen, ohne in Schmerz zu vergehn? Waffne dich mit Standhaftigkeit, mein Bruder, wenn das traurige Schicksal herein bricht! — Sie lächelte noch einmal schmerzlich, wollte die Arme nach dem geliebten Bruder ausstrecken; aber eh' sie es vermochte, sank sie entseelt zurück.

Wohl dir! — rief der Graf der Verschiedenen nach. Das doppelte Leiden gab

ihm Faſſung. Er veranſtaltete ihr Leichenbegängniß ſelbſt, mit einer Ruhe, die niemand in glücklichen Tagen an ihm gewohnt war. Er häufte die traurige Pracht mit einer Verſchwendung, als feierte er die Beſtattung ſeines ganzen Hauſes. Drei Tage ſtand die geliebte Leiche in der prächtigen Säulenhalle des Schloſſes. Kein Strahl des Tages erleuchtete ſie; nur die hohen, um den Sarg dicht gedrängten Kerzen, goſſen, wie ein unterirdiſches Geſtirn, falben Schimmer in die unabſehlichen Säulengänge, an deren Enden die Doppelreihen der Kerzen ſich zu berühren ſchienen. Todtenſtille wohnte überall in dem leeren Schloß; denn alles Leben war feierlich ſtill um den Sarg verſammelt und betrauerte hier ſtumm den Sieg des Todes. Tag und Nacht wechſelten ſtündlich die Wächter, mit langen beflorten Stäben, an dem Sarge und an den Pforten. Aber in jeder Mitternacht, wenn die Glocken zur

Feier der Todten ſchauerlich hallten, ſah man ein Kind ſtill und langſam aus dem Hintergrunde der Halle durch die Saulen herwandeln. Es verweilte einige Augenblicke am Sarge, und verlor ſich dann wieder auf der entgegengeſetzten Seite der Halle, hinter den Saulen. Die Wächter wollten es aufhalten, aber es ging eine Nacht wie die andere langſam durch ſie hin, und keiner hatte den Muth, ſeinen ſtillen Weg zu ſtören.

Endlich gegen die dritte Mitternacht bewegte ſich der lange feierliche Zug durch den weiten Schloßhof nach der alten Familiengruft. Aus der Kapelle tönten ihm die gewaltigen Töne der Orgel in ſchauervollen Harmonien entgegen, und indem man den Sarg vor dem Hochaltar niederſetzte, erhob ſich der Todtenmeſſe ernſter Geſang. Trauernde ohne Zahl füllten die weite Kapelle. Leiſes Aechzen durchzitterte erſt die hohen Gewölbe, und bald übertönte das klagende

Stöhnen der Trauernden die Stimmen der Sänger. Endlich als der Chor die Worte anſtimmte: Huic ergo parce Deus! ſtürzte alles Volk auf die Kniee, und tauſend Stimmen miſchten ſich, mit Thränen und lautem Wehklagen die Todte preiſend, in den heiligen Geſang. Der Graf begleitete den Sarg in die Gruft. Ottilie und Fiora folgten ihm mit den übrigen Verwandten nach, und kaum war man im Stande, die Menge, welche die prachtvolle Feierlichkeit aus allen Gegenden herbeigerufen hatte, vom Eindrängen in das Begräbniß abzuhalten.

Der Sarg ruhte nun auf ſeinem marmornen Lager, und die Geſänge ſchwebten noch von oben ſchauerlich zu den Todten hinab. Durch ihre Melodien hallte jetzt der Schlag der mitternächtlichen Stunde. Der Graf ſchauderte heftig, und kaum vermochte er ſich aufrecht zu halten. Mein letzter Tag erſcheint — ſagte er mit bebender Stim-

me — meine Feinde vertreiben mich heute aus dem väterlichen Erbe, mein letztes Geschäft war in der Gruft, wo ich nicht ruhen werde bei den Meinigen. Heil der Entschlafenen, die den Tag der Trauer nicht sah! O, warum kann ich dir nicht heute noch folgen!

Er sank auf den Sarg, und feierliche Stille herrschte in dem Gewölbe. Niemand wagte, den Hingesunkenen aufzurichten, niemand ein Wort des Trostes zu sprechen.

Zu wem gehört das Kind? — tönte auf einmal eine Stimme durch die Stille, und ein Eremit, der sich unfern von dem Grafen an eine Säule lehnte, zeigte auf ein Kind, das dicht an dem Sarge stand, auf welchen der Graf gesunken war.

Entsetzen bemächtigte sich Aller. Nur der Graf sprach mit gelassenem Tone: Was kannst du mir noch Trauriges verkündigen, Unglücksbote? Rufst du meine Kinder, das Einzige, was mir von meinem Glücke blieb?

Rufst du mich selbst? O, rufe uns noch heute, daß wir nicht morgen in fremdem Lande um ein Grab betteln müssen.

Das Kind schritt langsam durch die Reihe der Särge; aber, ohne zu verschwinden, lehnte es sich still im Hintergrunde an Einen aus der schauervollen Reihe.

Hebet die Decke des Sarges! — rief wieder die Stimme des Eremiten, der dem Kinde gefolgt war. Niemand wagte, sich zu nahen.

Hebet die Decke! — rief er nochmals ernst. Der Graf nahte sich erstaunt, die Fackelträger folgten, und alle versammelten sich um den Sarg, an dem das Kind, ohne zu weichen, still ruhete.

Jolante's Körper ruht hier, — sagte der Graf. — O, daß dein stummer Leichnam jetzt für mich zeugen könnte, theure, unglückliche Mutter!

Der Eremit winkte, und die Decke des

Sarges ward gehoben. Kein moderner Leichnam erſchien. Ein ſchöner, jugendlicher Körper, Ottiliens liebliches Ebenbild, lag hier in ſchwarzem Nonnengewande, unberührt von der Zerſtörung, als ſchlummere eine Nonne hier in dem grauenvollen Bette der Büßerinnen. Um ſie her in dem Sarge waren ſchwarze Roſen geſtreut. Ottilie erkannte die ihr nicht fremden Blumen der Gruft; ſie erkannte ſchaudernd ihr eignes Bild im Sarge, und ſank bewußtlos in die Arme ihrer Schweſter.

Der Eremit reichte dieſer ſchnell eine Fiole, um die Ohnmächtige mit einem ſtärkenden Geiſt in das Leben zu rufen. Aber Fiorens zitternder Hand entfiel das Glas. Es zerbrach auf dem Marmorboden, und ein heftiger Geruch durchdrang auf einmal die Luft. Doch in wenig Augenblicken war der gewaltſame Dunſt verflogen, und der lieblichſte Roſenduft erfüllte das Gewölbe. Die

ſchwar

ſchwarze Farbe der Roſen, auf welchen die Todte ruhte, verwandelte ſich in das ſchönſte Frühlingsroth, und aus den verjüngten Kelchen duftete der aufſchwebende Geruch. Die blaſſen Wangen des Leichnams durchdrang die Farbe des Lebens, die erröthenden Lippen öffneten ſich, die Bruſt athmete empor. Endlich erhob ſich die Schlummernde, und als ſie die Augen öffnete, und um ſich blickte, ſchien ſie allen keine Sargbewohnerinn, ſondern die Zwillingsſchweſter Ottiliens.

Iſt das Wahrheit oder Traum? — rief der Graf — und faßte ſich ſelbſt und die neben ihm Stehenden an, um die Wirklichkeit zu prüfen.

Viel werden aus den Grüften in irdiſchem Leibe hervorgehen, — ſprach der Eremit — ehe die Poſaune zum Gericht ruft.

Jeronymo! Jeronymo! rief Fiora entzückt.

Weckt ihr mich ſelbſt, ehrwürdiger Va-

ter — sprach die Erstandne, und streckte die Arme nach ihm. — Wer sind aber diese? wo ist Hippolyt?

Ich bin nicht Vater Hieronymus — saate Jeronymo zu der Erstandenen, indem er den Eremitenmantel abwarf — aber sein Enkel und der Erbe seiner Geheimnisse.

Die Erwachte erhob sich nun ganz aus dem Sarge. Ottilie stürzte schwärmerisch vor ihr nieder. Du bist Ottilie — rief sie — segne deine Tochter!

Ottilie bin ich, — sagte die Erstandne ihr zulächelnd — aber meine Tochter bist du nicht. Ich hatte noch nicht geboren, als mich die Wohnung der Todten aufnahm.

Sieh dein Kind, Anastasie — sagte Jeronymo — denn diesen Namen bestimmte dir Hieronymus; sein Geist bewachte dich als schützender Engel, er hat Jahrhunderte lang in der Gruft deine Sünde gebüßt, nun schwebt er auf zu der seligen Wohnung.

Das Kind ſtand auf dem Sarge. Es zerfloß, während Anaſtaſie vor ihm kniete, in eine himmliſche Glorie, und in dem Sarge blühte, als es verſchwand, unter den Roſen eine Lilie auf.

Du haſt Wort gehalten, frommer Vater, — ſagte Anaſtaſie — ich erwache unter Hippolyts Enkeln.

Und du biſt nicht Jolante, Hippolyt's Gattin? — fragte der Graf, der ſich vom Erſtaunen noch nicht ſammeln konnte.

Ich bin Ottilie — fuhr ſie fort — Jolante's Leiche liegt in einem Kloſter in Mayland. Mich, die Lebende im Sarge, gelobte mein Erretter in Hippolyts Schloß zu bringen, daß ich nicht unter Fremden einſam erwachte. In meinem Kiſſen verbarg er ausführliche Nachrichten von Jolante's Ruheſtätte, und von der Geburt und Taufe ihres Sohnes Herkules, damit es mir,

wenn ich erwachte, nicht an Beweiſen ſeiner Vorſorge gebrache.

Ein lauter Ruf des Entzückens hallte jetzt von den Gewölben zurück, wo noch nie andere, als Klagetöne erſchallt waren.

Haben Sie nun Glauben, Ottilie — ſagte Hieronymo —

wenn dir nirgends Troſt erſcheinet,
nahet ein Retter aus der Gruft.

Ottilie blickte ihn dankend an; aber ſie konnte ſich aus Anaſtaſiens Armen nicht losreißen. Dem Grafen machte jetzt ſeine Freude mehr Unterſtützung nöthig, als vorhin ſein Schmerz. Er fand in den Nachrichten des frommen Vaters Hieronymus nicht allein vollkommene Befriedigung und Beweiskraft; ſie zeigten ihm zugleich, wo Jolante's Leichnam wirklich beſtattet war, und daß der Eremit aus Vorſorge für Ottilien die Körper der Schweſtern vertauſcht hatte. Er beſchloß ſogleich, Jolante's Lei-

che mit der größten Feierlichkeit aus jenem Kloſter abzuholen, und an der Stelle der Erſtandenen in ſeiner Gruft beizuſetzen.

Jeronymo erinnerte nun an die Nothwendigkeit, die Gruft zu verlaſſen. Der Graf, der im Rauſche ſeiner Freude alles andre und auch den Erwecker der Todten vergeſſen hatte, wollte ihm jetzt danken; aber die Größe ſeiner Dankbarkeit fand keinen Ausdruck. Er verſuchte zu ſprechen, aber er vermochte es nicht. Stumm fiel er Jeronymo in die Arme, und dieſer, welcher ihn verſtand, erwiderte mit Innigkeit ſeine Umarmung. Ich werde Sie recht bald um Etwas bitten — ſagte er — worauf mein Glück mehr beruht, als das Ihrige auf den gefundenen Documenten. Gewähren Sie mir dieſe Bitte, ſo thun Sie mehr, als meine Dankbarkeit jemals erwidern kann.

Sprich! fordre! — rief der Graf in

frohem Ungeſtüm — fordre, einziger Freund, Sohn, Bruder, was du willſt!

Ich erinnere Sie bald an dieſes Wort — ſagte Jeronymo — und reichte Fioren den Arm, um ſie aus der Gruft zu führen.

Alle verließen nun das Grabgewölbe, dem ſie vor wenig Stunden in Trauer und Verzweiflung einen Todten durch die Stille der Nacht zuführten. Jetzt, da ſie in Freude und Entzücken die Lebende aus der Behauſung der Todten führten, glänzte ihnen lächelnd der heiterſte Morgen entgegen.

Die beiden Ottilien hatten ſich mit den Roſen des Grabes, die jetzt ſchön, wie ſie ſelbſt, blühten, geſchmückt, und ſchienen wie Liebende unzertrennlich. Einer fehlt noch in dem Kreiſe — ſagte Jeronymo — als man im Schloſſe angekommen war.

Ja wohl — antwortete der Graf ſeufzend — ich errathe, wen Sie meinen.

Er kommt, ſobald Sie es wünſchen — fuhr Jeronymo fort; dem Vater der Geliebten vergibt man alles.

Wenn Sie ohne ſolche Rückſicht vergeben konnten, — erwiderte der Graf — ſo darf ich es ja wol von ihm auch hoffen.

Jeronymo lächelte, und winkte Fioren, die ſich entfernte, aber bald heiter zurückkehrte. Da ich Sie ſo bereitwillig finde, ſich mit Antonio zu verſöhnen, — fuhr er fort, — ſo hab' ich nicht nöthig, Sie an die verſprochene Erfüllung einer Bitte zu mahnen, wenn ich Sie jetzt um Ihre Ottilie für meinen Freund erſuche.

Ottilien? — rief der Graf — Fiora wollen Sie ſagen.

Ottilien, — wiederholte Jeronymo. Die Ottilien aller Zeiten ſcheinen der Liebe ihrer Schweſtern gefährlich zu ſeyn.

Der Graf horchte hoch auf. Ottilie entfernte ſich erröthend.

So iſt es — fuhr Jeronymo fort. In den ſonderbarſten Regungen des Herzens ſpricht oft das Verhängniß ſeinen verborgnen Willen aus. Sollten Sie das für bloßen Zufall halten können, was in der Geſchichte beider Ottilien durch ſo wunderbare Aehnlichkeit uns überraſcht; was Anaſtaſiens Erweckung mit dem Wohl Ihres Hauſes ſo auffallend ſonderbar verbindet?

Ich kann in dem ſchnellen Wechſel der Dinge noch nicht klar genug ſehn — ſagte der Graf. — Aber wird Fiora..

Fiora faßte ſchnell ihres Vaters Hand. Darf ich ſprechen, liebſter Vater? — ſagte ſie, und als der Graf es geſtattete, fuhr ſie erröthend fort: Sie erinnern ſich vielleicht noch des jungen Balduin, der als ein Verwandter des Grafen Ruggieri in deſſen Schloſſ' erzogen wurde. Ihrer Feindſchaft mit jenem Hauſe ungeachtet, fand ich Balduin's Bekanntſchaft, und — erſparen Sie

mir die ausführliche Erzählung — wir liebten uns mit dem Feuer der erſten Liebe, und — mit der Beſtändigkeit — ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu — welche bei Eltern oft ſo wenig Glauben findet.

Ich will heute keinem Groll in mir Raum geben — ſagte der Graf ernſthaft. — Aber ſprich, wie war es möglich ...

Fiora warf einen Blick voll Liebe auf Jeronymo. Der Graf bemerkte es. Wie? — fuhr er fort — hätte mein Erretter auch die geheime Liebe meiner Tochter beſchützt? Iſt dieſes, ſo kenne ich keinen Unwillen mehr gegen Balduin.

O mein Vater — rief Fiora — weit mehr als Sie, danke ich dieſem Erretter. Er gab mir Troſt, wenn ich verzweifeln wollte, er umſchwebte mich ſichtbar und unſichtbar, wie ein ſchützender Engel, als ich auf ſeinen Rath ſelbſt einem Andern meine Hand verſprach, und nur das Vertrauen auf die Hei-

ligen und auf ihn mich erhielt. Er war in dieſer fürchterlichen Nacht mein einziger Troſt, und — laut kann ich es jetzt bekennen — er iſt mein einzig Geliebter, er iſt Balduin!

Fiora hielt ihren Vater bei dieſen Worten feſt umſchlungen. Kennen Sie keinen Unwillen mehr gegen Balduin — ſagte dieſer zu dem Grafen — und darf Jeronymo für Balduin bitten?

Jeronymo ſoll nicht bitten, erwiderte der Graf. — Wohl mir, daß ich etwas anders, als Worte, für meinen nie endenden Dank finde.

Mit dieſen Worten umarmte er Beide, und führte Fioren zu ihrem Geliebten.

Aber Ottilie? — fragte Balduin bittend.

Ich geſtehe — erwiderte der Graf, daß Ottiliens Liebe mich etwas beunruhigt. Sie war dem Kloſter beſtimmt, ihre Aufnahme wurde durch die Unruhen in meinem

Hauſe nur aufgeſchoben. Ich fürchte, das Kloſter giebt ſeinen Anſpruch nicht auf. Doch was meine Verbindungen vermögen ...

Laſſen Sie uns auch hier an der Hoffnung feſt halten, — ſagte Jeronymo und öffnete eine Thüre, aus welcher Antonio hervortrat. Der Graf ging ihm entgegen. Können Sie meine Uebereilung verzeihn? — redete er ihn an.

Vergeſſen Sie die Veranlaſſung — antwortete Antonio; und niemand erwähnte weiter des Vergangnen.

Balduin ſtellte nun Fioren ſeinem Freunde als ſeine Braut vor. Siehſt du, Zweifler — ſprach er dabei lächelnd — daß deine Trauerblume nicht am unrechten Orte für dich zur Blume der Liebe geworden iſt?

Antonio erſtaunte. Sie lieben Ottilien — redete ihn der Graf an — von meiner Seite finden Sie kein Hinderniß.

Außer ſich vor Freuden flog Antonio

zu Anaſtaſien. Meine Ottilie — rief er — wie viel Kummer haſt du um mich gehabt! Ich leſe ihn auf deinen Wangen, die ſich mit ſanfterm Roth, als ehemals, färben.

Indem trat Ottilie herein. Sie erſtaunte, Antonio in Anaſtaſiens Armen zu ſehn. Antonio ſtand wie verſteint, ſah bald Anaſtaſien, bald Ottilien an, und fürchtete ſchon einen neuen Eingriff der fremden Welt in das Glück ſeiner Liebe. Alle erfreuten ſich ſeiner frohen Verwirrung, und neckten ihn mit einer Wahl zwiſchen beiden Ottilien.

Wie ſoll ich wählen — ſprach er — beide gleichen ſich, als ob das Bild der wahren Ottilie aus dem Spiegel getreten wäre; nur ſcheint die Eine ſtiller und ſanfter zu blicken, als die Andre. Wählen kann ich nicht, denn, welche es ſey, ich will keine, als meine Ottilie! Aber freuen würde es mich, wenn ich keine Zeichen von vorübergegang-

nem Kummer auf den blühenden Wangen der Geliebten finden müßte.

Errathen! Errathen! riefen Alle, und Antonio eilte in die Arme ſeiner Ottilie.

Jedes bemühte ſich nun, Antonio'n die Räthſel zu löſen, und man drang in Anaſtaſien, die Geſchichte ihrer wunderbaren Erhaltung zu erzählen. Ich bin dazu bereit — ſagte ſie — doch zuvor wünſchte ich ſelbſt die nähern Umſtände meines Erwachens zu kennen. Noch iſt mir die Welt, die mich umgibt, zu neu, ich finde mich in ihr noch nicht, und ſelbſt die Bilder der Erinnerung zerfließen mir noch in dämmernde Geſtalten.

Baldnin nahm jetzt das Wort. Der Graf Ruggieri — ſprach er — der mich erzog, ſtarb plötzlich, ehe er einige Verordnungen für mein Fortkommen in der Welt machen konnte. Seine Erben nöthigten mich, mit einem geringen Reiſegelde das Schloß

zu verlaſſen, und ich irrte hülflos umher, bis ich auf den Apenninen einen Einſiedler fand, der mich mitleidsvoll aufnahm. Er hieß Ambroſius und ward von den Gebirgsbewohnern wie ein Heiliger verehrt. Die Schwäche ſeines ſehr hohen Alters hatte ihn ſchon lange einen Gehülfen wünſchen laſſen. Ich nahm ſeinen Antrag gern an; aber vielleicht hielt mich ein kindiſcher Stolz ab, ihm, deſſen Diener ich war, meinen wahren Geſchlechtsnamen zu nennen. In ſeinem Umgange ſammelte ich mir manche Kenntniſſe, und da ihm meine Aufmerkſamkeit gefiel, ſo unterrichtete er mich endlich ſogar in ſeinen geheimern Kenntniſſen von der Natur und ihren wunderbaren Kräften. Oft wenn ich ſtaunend ihm zuhörte, ſagte er freundlich: Mein Sohn, was ich weiß, ſind nur die erſten Stufen der Wiſſenſchaft. Mein frommer Lehrer Hieronymus hatte ein höheres Ziel erreicht, nach dem ich bei meinem

Alter vergebens ſtrebe. Als nun ſein Vertrauen zu mir mit jedem Tage ſich vermehrte, ſchämte ich mich meines kindiſchen Stolzes, und entdeckte ihm meine wahre Geburt. Er verwies mir erſt liebreich meine Verſtellung, dann ſtand er auf, betete und umarmte mich. Sey mir willkommen, ſprach er, du Enkel meines frommen Lehrers Hieronymus! Dabei entdeckte er mir, daß Gaetano Ruggieri, einer meiner Ahnen, nicht, wie man allgemein glaube, gegen die Ungläubigen geblieben ſey, ſondern in derſelben Hütte, welche wir bewohnten, viele Jahre unter dem Namen Hieronymus als Einſiedler zugebracht habe. Noch vor ſeinem Ende habe er ihm als ſeinem Nachfolger in der Einſiedlerhütte wichtige Geheimniſſe entdeckt, und ſey dann mit einer dunkeln Weiſſagung von einem ſeiner Enkel, welcher einſt ſeine Geheimniſſe erben ſollte, verſchieden. Ambroſius unterrichtete mich nunmehr auf das

ſorgfältigſte in ſeiner Wiſſenſchaft. Beſonders lag ihm die Kenntniß am Herzen, welche den Stillſtand des Lebens bewirken und aufheben lehrt. Er hatte ſie nur unvollkommen ſich erworben, und rieth mir, ſeine Nachforſchungen fortzuſetzen und zu vollenden. Dabei empfahl er mir vorzüglich eine von Hieronymus dem Schlaf im Sarge übergebene Nonne. Sie iſt mit ſchwarzen Roſen in den Schlummer verſenkt — ſetzte er hinzu, — und wo du eine ſchwarze, ſchlummernde Roſe findeſt, da forſche nach, und ſuche die Schlummernde; ihr Hüter hat gerufen, und die Zeit ihres Schlafes iſt vollendet. Denn auf des frommen Hieronymus Gebet wird ſie im Sarge die Geburt vollenden, und der Geiſt ihres unſchuldigen Kindes wird ſie behüten, und körperlich umhergehn, bis ſie ſelbſt erwacht iſt. Bald nach dieſen Entdeckungen ſtarb Ambroſius; ich nannte mich nach dem Namen meines Urahnen

nen Jeronymo, und eilte, ſeinen und meines Lehrers Willen zu vollziehen. Schon war ich, durch einige Andeutungen verleitet, auf dem Wege, in Afrika die ſchwarzen Roſen zu ſuchen; daß ich ſie aber näher fand, als ich glaubte, habe ich nicht nöthig, Ihnen zu wiederholen.

Mir enthüllt ſich nun die Vergangenheit, — ſagte Anaſtaſie. — Dieſes Schloß erkenne ich wieder, wo ich ſonſt den geliebten Hippolyt ſah, wo ich himmliſches Glück empfand und unendlichen Schmerz. Laßt mich von meiner Liebe ſchweigen! Hippolyt war mein einziger Gedanke, mein einziges Gebet. Ich ſah ihn vor dem Altar, als er meiner Schweſter die Hand reichte; er ſah nur mich, nicht mehr die Braut: ſie war ihm geſtorben, wie mir die Schweſter. Ich liebte ſie wie mein Leben, aber den Bräutigam konnte ich ihr nicht gönnen. In

der Nacht führten ihn die Heiligen mir zu, ich entriß ihn der Schweſter; ſie hatte den Schatten des Gemahls, aber der Geliebte war mein; ich wußte, daß er mich liebte, aber wir hatten es uns nie geſagt, denn mich hielt der enge Verſchluß des Kloſters. Da kam meine Jolante, wie ein heiliger Engel. Kannſt du Hippolyt lieben, ſagte ſie? — ich weiß, du erfüllſt ihm das Herz mit Feuerqual der Liebe; er ruft in meiner Umarmung nur deinen Namen, und bittet dann mit Thränen um meine Vergebung. — Ich betete die Schweſter an. Kannſt du ihn laſſen — ſprach ich zu ihr — ſo gibſt du mir die Himmelsluft auf Erden, die ich in der Ewigkeit ſchon um ihn verloren habe. Aber wie kann ich dir nehmen, was auf Erden kein Gleiches hat, und was dein iſt durch das heilige Band des Sacramentes? Da antwortete ſie: Biſt du denn nicht meine Schweſter, und aus Einem Schooße mit

mir geboren? So nimm denn auch Einen Mann mit mir, und wie ich von der Mutter Bruſt war, als ſie dich ſäugte, ſo will ich von dem Manne bleiben, da er nur für dich entzündet iſt. Denn weil ich ihn liebe, ſo mag ich ihm ſein Glück nicht nehmen. Iſt's aber Sünde, ſo mögen die Heiligen es uns vergeben. Da beteten wir zuſammen vor dem Altar zu Unſrer Lieben Frauen und ſie neigte ihr Antlitz freundlich zu uns. Nun führte ſie mich verborgen zu ihm, und ich war wie die Seligen mit der Schweſter und dem geliebten Manne. Denn er ehrte ſein Weib wie eine Heilige, und lag zu ihren Füßen, wenn er ſich meiner Bruſt entriß. Aber in dem Kloſter blieb meine Seligkeit nicht verborgen, und ſie richteten über mich, daß ich ſterben ſollte, lebendig unter der Erden, mit meinem Kinde. Da warnte mich Jolante und floh heimlich mit mir zu dem frommen Vater Hieronymus. Der nahm

uns beide auf, und ich ſtand Jolanten bei, als ſie gebar; aber ſie konnte nicht leben; denn das viele Leid brach ihr das Herz. Als ich nun allein war bei dem frommen Vater, und nicht wußte, wo ich hinfliehen ſollte mit meinem Kindlein: da tröſtete mich Hieronymus, und als er mir die Abſolution gegeben hatte, verſprach er mir, ich ſollte durch ſeine geheime Kunſt die böſe Zeit meines Leides verſchlafen, bis Hippolyt mich erweckte, oder da er ſolches zu thun nicht vermöchte, ſo ſollte ich in ſeiner Gruft ruhen, ſo lange bis mich gleiche Liebe, wie die meinige, erlöſete — denn da ich das Gelübd der Reinigkeit gebrochen, ſo müßte ich die Sünde büßen im lebendigen Begräbniß nach dem heiligen Kloſterbrauch; mein Kindlein aber werde ich im Sarge gebären, und ſein Geiſt ſolle mich behüten in der Gruft bis zu meiner zeitlichen oder ewigen Auferſtehung. Und als ich ihn darum bat, ſtärkte

er meinen Glauben und ließ mich viel Wunder ſchauen. Dann reichte er mir den Leib Unſres Lieben Herrn und gab mir Milch zu trinken, davon ſchlief ich ein, bei ſeinem frommen Gebet.

Anaſtaſie ſchwieg. Alle nahten ſich ihr nun mit frommer Scheu. Denn mit dem Rauſche der Freude war auch die Unbefangenheit verſchwunden, mit welcher die Lebenden die Erſtandne aufgenommen hatten. Sie ſelbſt freute ſich des Glücks, welches ſie über des geliebten Hippolyts Enkel gebracht hatte; aber in ihre Freude miſchte ſich eine ſtille Trauer um den Geliebten, und ein ſehnendes Verlangen, bald mit ihm vereint zu werden.

Die Commiſſarien fanden ſich pünktlich ein; aber der Graf konnte ihnen dieſesmal mit mehr Gelaſſenheit entgegenſehn. Er empfing ſie mit Ruhe, und ſie fanden alle Ur-

kunden ſo vollgültig beweiſend, daß ſie ſich mit Bezeigung ihrer Verwunderung, wie man das Recht des Grafen nur einen Augenblick habe können in Zweifel ziehn, entfernten.

Der Graf hatte nun nichts Angelegentlicheres, als die erſtandne Urahnin auf das prächtigſte in die Welt einzuführen. Den ſchönſten Theil ſeines Schloſſes befahl er bloß für ſie, als die Erſte des ganzen Geſchlechtes, einzurichten, und er würde das ganze Land in Bewegung geſetzt haben, hätte ihn nicht Anaſtaſie auf das dringendſte gebeten, ihr die Einſamkeit, als ihr einziges Glück, zu gönnen. Sie wollte nach dem Grabe ihres Hippolyt auf das Schlachtfeld wallfahrten und dann die Stille des Kloſterlebens erwählen. Kein Bitten vermochte, ihren Vorſatz zu ändern. Laßt mich — ſprach ſie zu den Bittenden — dem Andenken meiner Liebe leben. Dieſes kann ich

nur im Kloſter, wo mein Leben der Erinnerung, und dem Gebet für Hippolyt geweiht ſeyn ſoll, bis er mich zu ſich ruft und zu meiner Jolante und meinem früh verklärten Kinde. Da nun der Graf ſah, daß kein Bitten ſie bewegen konnte, begnügte er ſich mit dem Verſprechen, daß ſie bis zu der Vermählung ſeiner Töchter in dem Kreiſe ſeiner und ihrer eignen Familie bleiben wollte. Indeſſen aber ſtiftete er ein Kloſter auf Hippolyt's Grab und dotirte es mit unermeßlichen Gütern; vom heiligen Vater aber wirkte er für ſeine fromme Stiftung die Löſung von Ottiliens Kloſtergelübd aus, und Anaſtaſiens Einführung als erſte Aebtiſſin des neuen Kloſters. Und am Tage nach der Vermählung ſeiner Kinder führte er ſelbſt Anaſtaſien in das neue Kloſter, wo ſie der Erzbiſchof zur Aebtiſſin weihte.

Hier lebte nun Anaſtaſie in heiliger

Ruhe, und täglich ertönte die Todtenmeſſe für Hippolyt's Seele aus ihrem Munde, bis die Nonnen endlich auch die fromme Aebtiſſin an die Seite ihres Hippolyt zur Ruhe legten.

Das Gottesgericht.

Ballade.

Vorüber iſt die Freude der Jagd,
Es lenken zu Königs Schloſſe
Zurück die Jäger die Roſſe.
Hin ziehn ſie bei goldener Sterne Pracht,
Da ſchimmert's wie Fackelglanz durch die Nacht,
Und fernher, vom Winde getragen,
Tönt's leiſe, wie Seufzer und Klagen.

„Wem tönet der traurige Klageton?"
Der König gebietet zu weilen,
Er befiehlt dem Pagen, zu eilen.

„Wer Klage hat, nahe noch heut dem Thron,
Der Tag ist dem König in Lust entflohn;
Soll froh ihm der Abend erscheinen,
Darf keiner der Bürger weinen.“

Und näher wallt eine klagende Schaar,
Und es stellt sich, mit bräutlichem Kranze
Geschmückt, wie zum festlichen Tanze,
Mit weinendem Aug und gelöstem Haar
Dem König die schönste der Frauen dar;
Bleich ist sie, wie Geister zu sehen,
Und es dringt zu dem König ihr Flehen:

„O König! rächе den blutigen Mord!
Gott lenkt zu des Waldes Mitte
Dir selbst zu der Rache die Tritte.
Schau hin, auf den blutigen Todten dort“ —
Doch vergebens versucht sie der Klage Wort,
Es drängen die heißen Schmerzen
Zurück die Rede zum Herzen.

Da winkt ſie der Träger trauerndem Reih'n
Und ſie bringen die Bahre getragen,
Und von bangem Seufzen und Klagen
Ertönet von neuem der nächtliche Hain,
Und bei der Fackeln röthlichem Schein
Erblickt der König mit Schrecken
Gehoben die blutigen Decken.

Er kennt des Todten bleiches Geſicht;
Bekannt durch erfochtene Siege
Sind des tapfren Aubry Züge.
Beſiegt ward im Kampfe der Mächtige nicht,
Raubgierig erſchlug ihn ein Böſewicht,
Und von Allen wird Rache geſchworen
Dem Freunde, den Jeder verloren.

„Wer ſie vollbrachte, die ſchändliche That,
Gefoltert von peinlichen Qualen,
Soll langſam ſein Leben es zahlen;

Blut ſoll er ärndten von blutiger Saat!“ —
Laut ruft es der König, und ihm naht
Der Ritter von Ardillere,
Zu verkünden die ſchreckliche Mähre:

„Verborgen, o König, in tiefer Nacht,
Von keinem Auge geſehen,
Iſt dieſe Unthat geſchehen;
Doch es waltet gerecht des Himmels Macht,
Und der Rach' allſehendes Auge wacht,
Sie giebt zu des Mordes Klage
Selbſt dem Munde der Thiere die Sprache.“

„Sieh dieſes Weib mit dem Kranz im Haar,
Von wilden Schmerzen zerriſſen;
Ihr ward der Bräutgam entriſſen.
Geſchmückt zu der Trauung war der Altar,
Verſammlet der Gäſte fröhliche Schaar —
Ach, nicht zu der Liebe Freuden,
Zu dem Grabe den Freund zu geleiten!“

„Der Morgen verſtrich, der Mittag kam;
Kaum kann noch die Braut verheelen
Die Sorgen, die ängſtlich ſie quälen.
Noch fehlt ihr zur Hochzeit der Bräutigam,
Getheilt iſt ihr Herz in Kummer und Scham:
Iſt's ein Unglück, das ihn verweilet?
Iſt's Kaltſinn, daß er nicht eilet?"

„Und ſie ſendet die Knechte zu Fuß und zu Roß,
Und befiehlt dem Wächter zu ſchauen
Vom Thurm in Felder und Auen;
Doch ſieht er nicht nahen den Ritter zum Schloß,
Und heim kehrt der Knechte ſuchender Troß;
Schon beginnt der Abend zu thauen,
Und vermehret der Ahndung Grauen."

„Und es tröſten die Freunde, es jammert die Braut,
Da naht mit lautem Gebelle
Des Ritters Dogge der Schwelle.

Und die Harrende mit der Stimme vertraut,
Begrüßt entzückt den bekannten Laut,
Und eilt mit Schmerz und Verlangen,
Den Säumenden zu empfangen."

„Da folgt ihr mit wildem Sprunge der Hund;
Er faßt sie am seidnen Gewande,
Sprengt mächtig die fesselnden Bande.
Laut winselnd thut er mit treuem Mund
Der ahnenden Braut ein Unglück kund,
Und mahnt mit ängstlichem Heulen,
Ihm nach zu dem Walde zu eilen."

„Nun stürmt er in flüchtigem Laufe voran,
Blickt oft, mit forschendem Blicke,
Ob wir ihm folgen, zurücke.
Nichts hält des Eilenden Schritte an,
Er reißt uns auf nie betretener Bahn,
Durch Moor und Dornen und Hecken,
Zum Orte der blutigen Schrecken."

„Dann

„Dann plötzlich hemmt er den wilden Lauf,
Und prüft mit ergrimmter Geberde
Die bekannte verlaſſene Färthe;
Nun wühlt er mit Macht den Boden auf,
Daß hoch in der Baume Wipfel hinauf
Sich heben Steine und Schollen,
Und weit in die Gegend rollen.“

„Und tiefer gräbt er in grimmiger Wut;
Wir ſtehn daneben und ſchauen
In ein Grab mit ängſtlichem Grauen,
Da ſcheint uns die Erde geröthet von Blut,
Und bald, entblößt von dem deckenden Schutt,
Zeigt ſich auf dem blutigen Grunde
Ein Leichnam mit tödlicher Wunde.“

„Und Aubry iſt's, und die jammernde
Braut,
Erſchöpft von dem herben Leide,
Sinkt an des Ermordeten Seite.

Verwittwet, noch eh' ſie dem Manne vertraut,
Erhebt ſie vor dir die Klage laut,
Den, als Gerechten und Weiſen,
Die Lippen des Volkes preiſen."

Und der König blickt den Ermordeten an:
„Von Räubern nicht ward verübet
Die That, die uns Alle betrübet.
Das hat ein verborgener Feind gethan:
Wem Räuber nach Raub begierig nahn,
Dem bleibt nicht das goldne Geſchmeide,
Nicht die perlengeſtickte Seide."

„Wer nun von der Schuld ſein Herz fühlt rein,
Der berühre die blaſſe Leiche,
Ob ihr Blut anklagend ſich zeige.
Denn von des Mordes blutigem Schein
Muß frei jeder Ritter des Königs ſeyn.
Ich ſelbſt will die Prüfung beſtehen,
Rein ſoll man den König ſehen."

Und ſchnell er hin zu dem Todten tritt,
Und geſchloſſen bleibet die Wunde;
Dann halten die Ritter die Runde.
Sie nahen dem Todten mit ſicherem Tritt,
Und wenden von Schuld gereinigt den Schritt:
Stumm bleibt der blutige Zeuge,
Schon naht der Letzte der Leiche.

Verhüllt bleibt die That im Dunkel der Nacht,
Sie wird von Gott nicht gerochen,
Sein Urtheil wird nicht geſprochen.
Den letzten Ritter trifft kein Verdacht;
Mit Aubry vereint durch der Freundſchaft Macht,
Iſt's nöthig daß Ritter Mecaire
Die Treue prüfend bewähre?

Voraus ſchon ſpricht ihn die Menge frei,
Als er tritt zu der Bahre des Todten,
Wie der König den Rittern geboten;

Doch plötzlich, mit Wut und wildem Geſchrei,
Springt, wie er nahet, die Dogge herbei,
Und die grimmigen Klauen packen
Den Ritter an Bruſt und Nacken.

Zur Rettung eilen die Knappen heran,
Und der Hund mit grimmigem Blicke
Kehrt ſtill zu dem Todten zurücke.
Von neuem will ſich der Ritter nahn,
Da blitzt er mit drohenden Augen ihn an,
Streckt weit aus dem Rachen die Zunge,
Und hebt ſich zu wütendem Sprunge.

Da entſetzt ſich der Hof, und der König ſpricht:
„Ward nicht von dem treuen Hunde
Dir zuerſt des Mordes Kunde?“
Und die Jungfrau verhüllt das ſchöne Geſicht:
„O König, Gott ſelbſt bringt die Unthat ans Licht!
Was tief ich verborgen im Stillen,
Muß ich nun gezwungen enthüllen.“

„O hätt' ich verſchmäht die falſche Schaam,
Hätt' ich nicht die heimlichen Sorgen
In dem Herzen thöricht verborgen;
So nagte mein Herz nicht Kummer und Gram,
So läg nicht erſchlagen der Bräutigam,
Dem falſchen Freunde zur Beute,
Gemordet von tückiſchem Neide!"

„Einſt hatte der Ritter mit wilder Glut
Um meine Liebe gefleh'et,
Doch ward er von mir verſchmähet.
Oft zittert' ich vor des Erzürnten Wuth,
Doch fehlte mir zu dem Bekenntniß der Muth;
Nun hat es blutig geendet,
Zu lange ſchwieg ich verblendet."

Mit Entſetzen vernimmt der König das Wort:

„Willſt Du auf Tod und Leben
Gegen jenen die Klage erheben,

So wähle dir einen Kämpfer sofort,
Ihm Schuld zu geben den Meuchelmord.
Gott hilft dem Gerechten siegen,
Läßt den Schuldigen unterliegen."

Und sie blickt umher in der Ritter Kreis;
Doch Alle betroffen schweigen,
Es will sich kein Kämpfer zeigen.
Selbst ist sie des Sieges köstlicher Preis,
Von Sehnsucht glüht jedem der Busen heiß,
Doch ungerecht anzuklagen,
Will keiner der Ritter wagen.

Da spricht der König: „Kein Ritter sah,
Was heimlich im Dunkel geschehen,
Doch hat es ein Auge gesehen.
Des Rächers Aug' ist der Unthat nah;
Der Zeuge des blutigen Mordes ist da,
Der des Todten Leichnam entdecket,
Und drohend den Ritter geschrecket."

„Zum Kampf mit dem Thier im Gottes-
gericht
Wird von mir der Ritter geladen.
Wenn ihn rein von blutigen Thaten
Des Herzens innere Stimme ſpricht,
So bringt Gott ſelbſt die Unſchuld ans Licht;
Doch hat er die That verbrochen,
So werde ſie blutig gerochen.“

Und er ſpricht's, und die Ritter ordnen
den Kreiß,
Daß von Fackeln auf Buſch und Wieſen
Sich falbe Lichter ergießen,
Dann theilen ſie auf des Königs Geheiß
Das Licht und den Wind mit ſorgſamem Fleiß,
Und ſchmetternd ruft die Trompete
Zu der blutig entſcheidenden Fehde.

Da ziehet der Ritter ſein gutes Schwert,
Und erwartet den grimmigen Rüden;
Doch der König gebietet Frieden.

Das Schwert wol im Kampfe den Ritter ehrt,
Doch wird es von ſeinem Gegner entbehrt.
Nicht durch den Vortheil der Waffen
Soll ein Ritter ſich Recht verſchaffen.

Zur Wehr hat das Thier nur den ſpitzen Zahn
Und die ſcharfen, mächtigen Klauen,
Nach dem Feind' in dem Kampfe zu hauen;
Mit keinem Harniſch iſt's angethan,
So kämpf' auch ungepanzert der Mann
Mit des zackigen Kolbens Streichen,
Daß ganz die Kämpfer ſich gleichen!

Und der Ritter vollbringt des Königs Geheiß,
Und die Richter gebieten Stille;
Da naht mit dumpfem Gebrülle,
Von den Knechten geleitet, die Dogge dem Kreiß,
Schaut um ſich, von blutiger Rachgier heiß,
Und ſtürzt ſich, im Sprunge gehoben,
Auf den Ritter mit wütendem Toben.

Der hebt des Kolbens gewichtige Kraft,
Und ſchwingt die ſpitzigen Zacken
Auf des Hundes Schädel und Nacken,
Daß ihm ſtrömend entquillt des Lebens Saft;
Doch eh von dem Streich ſich der Ritter errafft,
Hat ihm ſchnell ſich der Rüde entwunden,
Und des Feindes Blöße gefunden.

In den Nacken ſchlägt er die grimmigen Klau'n,
Und der Ritter, zu Boden geriſſen,
Wird zerfleiſcht von wütenden Biſſen.
Kaum kann er das Licht des Tages noch ſchaun,
Schon umfängt ihn des Grabes furchtbares Graun;
Da ruft an des Todes Pforte
Er matt die ſterbenden Worte:

„Von meiner Hand liegt erſchlagen der Freund,
Bald geh' ich auf dunklen Wegen
Dem zürnenden Schatten entgegen.

Ich liebte die Braut, die den Todten beweint,
Verblendet erblickt' ich im Freunde den Feind,
Da ſchlug ich in ſchwarzer Stunde
Ihm verzweifelnd die Todeswunde."

„Vergebt, was heiße Liebe verübt!
Mehr als Leben ſind ihre Freuden,
Mehr als Tod ſind ihre Leiden.
Der hat gelebt, wen die Liebe geliebt;
Zehnfach iſt todt, wen die Liebe betrübt,
Vergebt, was das heiße Verlangen,
Was der Liebe Wahnſinn begangen!

Stumm bleiben die Ritter, die Dogge ſinkt,
Von des Blutes rinnenden Flüſſen
Erſchöpft zu der Herrin Füßen.
Matt brechend ihr treues Auge blinkt,
Verſöhnung ſie freundlich dem Ritter winkt,
Und kühlt mit erkaltendem Munde
Ihm die ſelbſtgeſchlagene Wunde.

Und es ſenkt ſich der Fackeln leuchtender
Brand,
Und die Lichter verlöſchen am Boden
Zur ſtillen Feier der Todten.
Und die Nacht hängt düſter über das Land,
Da reicht die Jungfrau dem Ritter die Hand,
Und wie er getröſtet ſie faſſet,
Da ſinket er hin, und erblaſſet.

Und der König das dumpfe Schweigen
bricht:
„Sie hat dem Mörder vergeben;
So laßt nun ein Grab erheben,
Da ſollen ſie ruhn, bis Gottes Gericht
Aus den Gräbern die Todten rufet ans Licht;
Auch ſoll im Grabe von beiden
Der treue Rüde nicht ſcheiden.“

Und auf dem Grab erhebet ſich bald
Eines ſtillen Kloſters Mauer;
Drinn lebt die Jungfrau der Trauer,

Und täglich weit durch den grünen Wald
Für die Todten die heilige Meſſe ſchallt,
Bis endlich der Tag erſcheinet,
Der die Liebenden ewig vereinet.

Kleine Gedichte.

Die Immerblühende.

Stets umblühetem Roſengebüſch, ſchönpran-
gende Mutter,
Gleichſt du, es blühn dir ſtets roſige Töch-
ter empor.
Ehe die Jüngſte den Kelch noch öffnet:, blüht
von der Erſten
Schon dir ein Enkelgeſchlecht, ſchön wie
die Mütter, zu ſchaun.

Moosroſe.

Sey vor Allen gegrüßt, du lieblich erröthende Jungfrau,
Welche den rauheren Schutz ſtechender Dornen verſchmäht!
Reizend drängt ſich der Buſen dir vor aus mooſiger Hülle,
Schwellend in Jugendkraft haſt du die Feſſel geſprengt;
Freudig blicket der Himmel dich an, er verhüllt ſich am Abend
In dein Purpurgewand, hüllt ſich am Morgen darein,
Und froh lächelt die Erde dich an, daß, ſtralend in Purpur,
Doch ihr grünes Gewand, Liebliche, nicht du verſchmahſt.

So

So, du Verherrlichte, prangſt du mit doppelter Farbe des Lebens,
Die an dem ſproſſenden Blatt, die an den Wangen entzückt.
Doch nie öffne ſich dir die verſchloſſene Fülle der Blätter,
Stets jungfräulich verhüllt bleibe der purpurne Schooß,
Nimmer entblättert welkeſt du dann; ſchön decket die Hülle,
Welche dich lebend umfing, noch der Verblichenen Staub.

Lord Duglaß.

Lord Dug'aß auf dem ſchwarzen Roß
Ritt zum Turnier.
O Godwy, dir laß ich mein Felſenſchloß,
Bewahr' es mir!
Bewahre mir Haus und Töchterlein,
Nur wenig Tage, ſo bin ich heim,
Da fordr' ich Alles von dir.

Die Sporen gab er dem ſchwarzen Roß,
Es flog davon.
Da zog Graf Withold zum Felſenſchloß,
Und rief hinan:
O Godwy, das Fräulein gib mir heraus,
Sonſt brennt in Flammen dein Hof und Haus,
Vor deinen Augen zum Hohn.

Das Fraülein ſtehet in meiner Hut,
Ich gebe ſie nicht!
Und ſchnell aus Godwy's Hauſe die Glut
In Flammen bricht:
Und gibſt du mir nicht das Mägdelein,
So ſtürz' ich dein Weib in die Flammen hinein,
Lord Duglaß rettet ſie nicht.

O Withold, ich habe gelobet die Hut
Dem Mägdelein!
Da ſtürzen die Knappen in Feuersglut
Das Weib hinein.
Und gibſt du mir noch nicht das Fraülein heraus,
So werf ich den Brand in Lord Duglaß Haus,
Und breche die Mauern von Stein.

O Withold, ich habe gelobet die Hut
In Duglaß Hand!
Da warf er hinauf in grimmiger Wut

Den flammenden Brand.
Ach Lady, nun iſt verloren das Schloß!
Beſteigt mit mir mein flüchtiges Roß,
Zu ſuchen Lord Douglaß im Land.

Hinaus zu der Burg auf heimlichem Steg
Trägt ſie das Pferd,
Da reitet Lord Douglaß ſchnell in den Weg,
Er zieht ſein Schwerdt:
Verräther, ihr ſeyd nicht der Straf' entflohn;
Nehmt hin der Untreu blutigen Lohn,
Des Lebens ſeyd ihr nicht werth.

Ach Vater, ach Vater, was habt ihr gethan;
Vergeb's euch Gott!
Gelehnet habt ihr dem treuſten Mann
Mit bittrem Tod!
Seht brennen dort euer Felſenſchloß —
Da ſpornt Lord Douglaß ſein ſchwarzes Roß
Zu der Burg, von Feuer ſo roth.

Mein Felſenſchloß wol ließ ich dem Feind,
Und all mein Gut,
Hätt' ich nicht gemordet Tochter und Freund
In wildem Muth!
Und weiter Lord Duglaß kein Wort mehr ſprach,
Bei der Tochter alsbald und bei Godwy lag
Sein Leichnam in eigenem Blut.

Ruhm und Glück.

Tauſendſtimmiges Lob mag euch vergöttern,
Mit lautkrachendem Lärm Kanonenmachtruf
Und Poſaunenſchall weit in das Land
Donnern der Helden Siegesruhm,
In der Schlacht erkämpft;

Leuchtend ſchmücke die Bruſt demantner Sternglanz,
Tief eingrabe die Hand ruhmvoller Bildner
Euren Namenzug glänzendem Erz
Fernem Geſchlecht zum Denkmal
In der Kaiſerſtadt;

Mir tönt froheren Klang, wenn Lila ſchüchtern,
Hörbar keinem denn mir, Willkommen! liſpelt
Mit weißblühendem Kranz ſchmücket das Haar,
Zeichnend im Hauch am Fenſter
Den verſchlungnen Zug.

Charade.

Wer mit den zwei Erſten zu viel ſich ergetzte,
Den brachten die Erſten ſchon oft um die Letzte;
Und mancher trieb, um die Letzte zu machen,
Schon mit den zwei Erſten verderbliche Sachen.
Das Ganze iſt kaum ſo ſchnell zerſtört,
Als von den zwei Erſten die Letzte verzehrt.

Grabſchrift

nach dem Griechiſchen.

Nicht mit dem blühenden Kranz, o Jüng-
ling, ſchmücke den Sarg mir;
Eh' dem Frühling entflieht, kränze das
eigene Haupt!

Die Flamme des Altars.

Auf dem Altar, mit liebender Hand, aufnährte Philemon
Heilige Glut, ſorglos, mitten in häuslichem Dach;
Schmeichelnd rief ſchönleuchtender Schein aus zierlichem Bildwerk
Heißerer Glut Inbrunſt, küßt' es in flammendem Kuß.
Traurend klagte der Wirth, heimkehrend, am aſchenen Denkmal,
Daß ſelbſt heiliger Heerd trügende Flammen genährt.

An Glycera.

Den hat nimmer des rankigen
Weinſtocks Traube gelabt, nimmer des blühenden
Frühlings duftender Hauch entzückt,
Noch amoroſiſcher, zart glühender Lippen Kuß,
Der ausländiſches, ſtinkendes
Giftkraut dorrt' und in ſtymphaliſche, beizende
Eselbrühe den ſchnöden Muſt
Einſt eintauchte. Von dir, Glycera, ſcheuche weit,
Wer einſauget verhaßten Dampf,
Chariſchenchenden, hauchquellenverpeſtenden
Aus ſaftglimmendem falben Blatt,
Oder widrigen, feuchtmoderuden Staub zum Hirn
Aufzieht ſchnaufendes Athemzugs.

Walddurchſtreichendem, ſchwarzgelbem Zigeu-
nervolk,
Für Viehſegen und Hexenwerk,
Mag einzwingen der peinkundige Folterknecht
Solch abſcheuligen Widerſtand
Und graudampfenden, mundbeizenden ekeln
Qualm;
Doch, auf ſchwellendem Polſterſitz,
Dir zur Seite gefügt, dulde den, widrigen
Duft aushauchenden, Sprecher nicht.
Zeig' ihm krauſes Geſicht, wende die liebli-
chen
Purpurlippen von ihm; er gibt
Liebanlächelndem Mund ſchnöden Gewinn
zum Lohn.

Serenate.

Laß meiner Liebe Sorgen
Der ſtillen Nacht mich klagen;
Am Tage ruht verborgen
Mein Schmerz in ſtummer Bruſt.

Soll ich dem Glück entſagen,
Laß mich das Opfer nennen!
Darf ich es dir bekennen,
Leid' ich den Tod mit Luſt.

Elegieen.

1.

Herbſtluft weht: Schon naht von dem Nord der umeiſete Winter;
Bald, Weinranken entraubt, ſpendet die Traube den Saft;
Roſen entflohn, doch täuſcht mit der roſigen Farbe die Malve,
Tulpen verblühten, da hebt bunt ſich die Aſter empor,
Duftlos zwar, doch Schatten der Lieblichen, herbſtlichem Jahre
Dämmernder Abendglanz, gleich dem Gebilde des Monds,
Welcher den ſonnigen Stral hinblickt zu der nächtlichen Erde,
Wenn ſich des Tags Lichtaug ſcheidend am Himmel geſenkt.

Alſo erblühn in dem Geiſt der Erinnrung liebliche Bilder,
Schatten des Glücks, wenn fern floh die beſeligte Zeit.
Sproſſet hervor, ihr Spätjahrsblüten des herbſtlichen Lebens,
Blühet der Jugendzeit dämmerndes Schattenabild!
Tulpen der Freude, hervor, mit den frohmuthwilligen Scherzen,
Blühet mir einmal noch, Roſen der Liebe, hervor,
Nicht ihr Göttlichen ſelbſt, ihr ſcheuet den Herbſt; der Erinnrung
Aſter und Malven allein gönnet dem ſehnenden Blick!

2.

Früheſte Liebe, du blühſt in des Lebens erwachendem Frühling
Lieblich und ſchön, gleich früh knoſpenden Blumen im Lenz;
Aber ſo zart auch blickſt du hervor: herbrauſender Sturmwind
Bleicht dich, der Mittagsſtral welket die Blüte dir hin.
Selig, welcher dich nur in der zartdurchrötheten Knoſpe
Schlummrend erblickt, eh rauh ſtürmender Luft du erliegſt!
Alſo ſah ich dich einſt, ſchnell flogſt du dahin, wie ein Traumbild,
Aber mit himmliſchem Glanz haſt du das Leben erhellt.

Frühling war, und des Wintergewölks grau-
neblicher Schneefroſt
Floh zu dem Nord, fruchtbar wehte dir
wärmere Luft.
Gräſer entkeimten dem Grund und dem Thor
entwallten die Menſchen,
Heimlich entſtahl ich mich auch feſſelnder
Schule Verſchluß.
Doppelt war der verbotenen Luſt einladende
Lockung,
Denn, mit des Frühlings Reiz einte ſich
feſtlicher Glanz.
Friedensfeiergeſang durchſchallte den Tag, und
am Abend
Flammten in farbiger Pracht künſtliche
Feuer empor.
Weither wogte die Menge heran, und die
Bretertribune
Seufzt' und gnügte der Laſt kaum des
verſammleten Volks.

Wie um die Länder der Krieg, ſo begann um die Plätze die Zwietracht,
Mancher verlor in dem Kampf, mancher in müßiger Schau.
Wenig frommte das Recht, darf herrſchte die Kraft, und der Schlauheit
Allesbezwingende, ſtets ſiegende Zaubergewalt.
Vor mir ſiegte ſie auch; gern wichen die rüſtigen Kämpfer
Holdanlächelndem Blick bittender Mädchengeſtalt.
Weit umſchaute ſie leicht in erhabener göttlicher Bildung,
Aber ein liebliches Kind ſtreckte das Köpfchen umſonſt,
Wiegt' auf ſpitzigen Füßchen umſonſt des gehobenen Körpers
Leichtaufſchwebenden, ſchlank ſproſſend erblühenden Bau.

Klagend blickte ſie auf zu der männergefeier-
ten Schweſter;
Zartjungfräuliche Bruſt hoben die Seufzer
empor.
Nicht mehr trug ich es nun, von der Bank
abſprang ich, und zitternd
Uiber des Worts Kühnheit, bot ich dem
Mädchen den Platz.
Ach, wie erfreulichen Dank einärndtet' ich!
Nicht zu dem Fußtritt
Reichte der kindliche Schritt, freundlich
erbat ſie den Arm.
Trunken von Luſt umfaßt' ich die Liebliche.
Leiſe berührte,
Als ich empor ſie erhob, roſige Finger der
Mund.
Manches befragte ſie mich, doch ſah ich den
ſprechenden Mund nur,
Hörte des Tons Wohllaut, nimmer das
fragende Wort.

Endlich ertönet Kanonengekrach: Kriegsdonner verkündigt
Frieden, wie blühender Schnee winterbesiegenden Lenz.
Hoch in der Luft durchkreuzen in Flammengemisch sich Raketen,
Erdentstiegen erhellt Sternengewimmel die Nacht;
Glänzenden Sonnen entstralt schönwechselndes Licht, es ergießt hoch
Feuriger Regen die bunt sprühenden Funken herab.
Schüchtern stand sie; erfreut und erschreckt von dem donnernden Glutmeer,
Schmiegte sie sich furchtsam mir, dem Bekanntesten, an.
Schlang um die Schulter den Arm, und mit jedem erdonnernden Knall, zog
Bang die Erzitternde mich fest an die klopfende Brust.

Schmeichelnd ſprach ich des Troſts ihr viel,
und umfaßte das Händchen,
Aber es bebte die Hand nur, wie das tröſtende Wort.
Bald, in die feurige Pracht nun zuckt' aus
Wolken der Blitzſtral,
Wettergebraus durchſcholl künſtliches Donnergetön;
Sturmwind beugte den Wald und erhob
Staubwolken zum Himmel,
Einzeln droheten ſchon Tropfen den Regenerguß,
Rauſchend erhob ſich des Volkes Gewühl;
wild drängte die Menge,
Trennte die Männer von Fraun, riß von
der Mutter das Kind.
Angſtvoll faßte mich nun die Verlaſſene;
weit von der Schweſter
Hatte des wilden Gewühls wogende Macht
ſie gedrängt.

Was ich zu bitten mich nimmer gewagt, bat ſelbſt die Geliebte,
Gab liebkoſenden Dank mir zu dem ſüßeſten Glück.
Dicht mit dem Mantel verhüllt' ich die Liebliche. Blendendem Blitzſtral
Barg ſie das holde Geſicht mir an beſchützender Bruſt.
Ringelnd umwalleten mir die gekräuſelten goldenen Locken
Wangen und Lippen, den Kuß duldeten Locken und Stirn
Willig; es hoben die ſanftaufſtrebenden, glänzenden Augen
Liebenden Blick, purpurn boten die Lippen den Kuß,
Erſten und letzten; von fern her nahte die ſuchende Schweſter,
Ach, und ſie eilte davon! Lang in die ſchweigende Nacht

Sah ich; es dünkte mich alles ein Traum,
der zu heilgem Geheimniß
Weihet die Menſchen, er flieht; aber die
Weihe verweilt.

3.

Weigre dem Bittenden nicht die erblühenden Lippen, Miranda!
Gönne den Küſſen den Arm, gönne den blendenden Hals.
Nichts unbilliges bitt' ich von dir. Es gewährten die Götter
Größeres ſchon, was der Mund nimmer zu bitten gewagt.
Oft, mit bekümmerter Bruſt heimkehrt' ich von dir, in den Augen
Trug ich das liebliche Bild, ach, in dem Buſen den Schmerz!
Schlaflos drückt' ich das Lager; es zürnte das Herz mit den Augen,
Neidiſch forderten auch Lippen den Liebesgenuß.

Sehnend erhob ſich der Arm, und begehrte des roſigen Körpers
Zartaufblühender Geſtalt innig umſchlungenen Verein.
Fromm anflehi' ich die Götter, die Allesgewahrenden: Mitleid
Weckte das heiße Gebet auf in der himmliſchen Bruſt.
Bald durchkreuzten ſich mir die Gedanken in heiligem Wahnſinn;
— So, wie die Sage belehrt, ahnden Geweihte den Gott —
Alles verſchwand, was die Erde gewährt. Aufhellende Blindheit
Deckte die Wimper mit Nacht, füllte das Auge mit Licht.
Alſo finſtret die magiſche Kunſt das bereitete Zimmer,
Eh der verborgenen Welt fremde Geſtalten ſie ruft.

Willig duldet' ich nun die Gewalt obſchwebender Gottheit,
Aus chaotiſcher Nacht traten die Bilder des Tags,
Schöner geformt, wie die Kunſt ſie erſchafft auf farbiger Leinwand,
Wie ſie der bildende Geiſt ſinniger Dichter beſchaut.
Lauben ergrünten, ſo ſchön nicht wölben ſie Mahomet's Huris,
Blumen erblühten, ſo bunt zeuget ſie Belgien nicht.
Grotten erglänzeten hell von den Früchten des Meers und des Bergſchachts,
Schwellend erhoben von Moos grünende Matten das Bett.
Seltenes Licht durchglänzte die Luft, wie ſo lieblich es nimmer
Spendet die Sonne, ſo froh nimmer der ſilberne Mond;

Nur dein Augengeſtirn, wenn es frohmuth-
will.gen Scherz blickt,
Leuchtet ſo heiter, ſo mild glänzt es in
ſinnigem Ernſt.
Weit umſchaut' ich, und fühlte mich fern von
dem heimiſchen Erdrund,
Hoch zu dem Lichtparadies himmliſcher
Freuden entrückt;
Doch bald ſenkte der Wunſch ſich hinab, wie
die luſtige Wolke
Sehnend, in Thränenerguß, nieder zur
Erde ſich weint.
Aber im Grottengewölb auf einmal ſchaut'
ich, Miranda,
Deine Geſtalt, nun erſt war ich im Him-
mel beglückt!
Wie dich die Erde beſitzt, nicht anders ſah
der Olymp dich,
Alles verſchönender Macht wichſt du, Ge-
liebteſte, nicht.

Nur in dem Innern erwies ſich die Macht paradieſiſcher Wandlung,
Liebender wallte die Bruſt, freundlicher blickte das Aug.
Zeugniß ſchimmern im Grottengewölb mildleuchtende Perlen,
Welche die Küſſe mit ſanft dämmernden Stralen berhaut!
Zeugniß grünet das Laubengeflecht, blühn ewige Blumen,
Welche das bräutliche Lied hauchten in duftendem Chor!
Schiltſt du es Traum? Es verkündet der Traum oft höheren Rathſchluß;
Aber es war kein Traum. Tieferes ahnd' ich darin.
Ruhteſt du doch in der Nacht ſelbſt ſchlummernd. Haſt du die Bürgſchaft,
Daß dir mächtiges Banns fordernde Zaubergewalt

Nicht aus zartumhüllendem Leib vorrufte die Seele?
— Oft von der Wärterin einſt haſt du die Sage gehört —
Nein, mein ſüßeſtes Licht, kein Zaubrer entſog mit des Bannſpruchs
Murmelndem Zaubergeſang Leben und Seele dem Leib.
Fürchte dicht nicht, weit lieber gehorcht des bezaubernden Körpers
Willen der Geiſt, als dumpf hallendem magiſchem Ruf!
Kypris trug dich hinauf — ſie verſchönt' in den Wäldern ein Nachtfeſt,
Daß, bis ſie kehrt, der Olymp nicht Aphroditen vermißt.
Mir mein Bitten erhörend, erhob ſie mich auch. O, Miranda,
Was Aphrodite gewährt, nähm' es Miranda zurück?

Hege beglückende Luſt in dem liebaufathmen-
den Buſen,
Dann biſt, Himmliſche, du ganz den Olym-
piſchen gleich!

4.

Ach, wie ertrag' ich es nur! Schon ſank zu des dämmernden Abends
Goldenen Pforten der Tag; Heſperus' ſilberner Stral
Weiht die erſehnete Nacht, ſchon hebt ſich in röthlichem Lichtglanz
Auf, halbdunkel, des Monds morgenverkündender Kreis;
Und noch bin ich allein! O warum, unliebendes Mädchen,
Saümſt du ſo lang? o warum eilſt du, verharrete Nacht?
Dort ſchon grauet der Morgen hervor und es bleichen die Sterne,
Fühllos weichet die Nacht, höret den Liebenden nicht.

Tau-

Tauſend Küſſen beſtimmt, gnügt kaum ſie dem traurigen Einen,
Welcher des Abſchieds Qual miſcht in die Luſt des Empfangs.
Nennſt du gewähret die Nacht, wenn früh mit des ſüßeſten Kuſſes
Schmeichelnder Liebkoſung du den Erzürnten verſöhnſt?
Nicht heißt dieſes gewähren, du liebliches Licht, wie du göttlich
Könnteſt gewähren, allein zeigt der entzückende Kuß.

5.

Liebesgeſchick, wie dem Himmel du gleichſt!
Es erglänzt an dem Morgen
Liebliches Licht, doch bald trübt es ein
Schattengewölk.
Oft auch hüllt ſich das ſteigende Licht in ver-
dunklende Nebel,
Aber am Abend lacht heiter der ſonnige
Stral.
Harre getroſt auf beſſere Zeit, wenn ſpröde
das Liebchen
Wehret den Kuß, es gewährt Alles der
glückliche Tag.
Aus dem Verluſt ſelbſt keimet das Glück!
Voll tiefer Betrübniß
Saß ich, und mähte die Flur farbiger
Blüten mir ab,

Schonete nicht ſpätblühender Roſen, der würzigen Nelke
Seltener Knoſpe, des Kelchs blühender Mallika nicht;
Daß ich das traurige Feſt ausſchmückete, ſchmerzliches Abſchieds,
Denn mit des Frühroths Stral eilte Miranda davon.
Sieh, da erſchien ſie, es ſpielte die Luft in den braunlichen Locken,
Hob das umhüllende Tuch, wehte mit leichtem Gewand.
Scherzend trat ſie herein, in die grünumrankete Grotte,
Fächelte Wangen und Bruſt kühl mit dem Roſengezweig.
Lange vermied ſie das ſcheidende Wort, umweht von dem Wohlduft
Weilte ſie gern, es umſpann feſt ſie der Worte Geflecht.

Endlich erhob ſich des Monds ſanftleuchten-
de Scheibe, die Gegend
Stralt' in dem Licht, glanzvoll wogte des
Thaues Gewand.
Flüſternd ſchwankte das Rankengeflecht, und
der ſilberne Mondſtral
Deckte mit ſchattigem Flor uns und das
Grottengewölb.
Nicht mehr wollte ſie harren, da bat ich den
Kuß zu dem Abſchied,
Kühnheit ſpendete mir, Liebe dem Mäd-
chen die Nacht.
Feſt mit den Armen umſchlang ich die Lieb-
liche. Küſſe mit Küſſen
Wechſelten ſchnell, doch bald ſcheuchte den
Wechſel der Kuß.
Wieder zum mooſigen Sitz hinführt' ich ſie
nun, und des Abſchieds
Blütengedüft umzog froh das vereinende
Feſt.

Ach, wie ſo ſchnell entflohen die Schatten
der Nacht! Mit dem Morgen
Floh ſie davon; einſam war, wie der Tag,
ſo die Nacht.
Aber es zeigt die Erinnrung mir die ent-
zückenden Stunden;
Harrende Hoffnung blickt froh in die künf-
tige Zeit.

6.

Rauſche, du herbſtlicher Sturm in dem Stoppelgefild, und den Wipfeln
Dorre mit eiſigem Hauch welkendes Blättergezweig;
Scheuch' in das Haus, zu des warmen Kamins auflodernder Flamme,
Pelzevermiſſende Schaar froſtiger Wanderer zurück!
Mich nicht ſcheuchſt du hinweg aus fallendem Blättergewimmel,
Blütengewimmel im Lenz war mir erfreulicher nicht.
Denn, wenn die dämmernde Nacht aufſteigt, und der ſeltene Wanderer
Reibende Händ' anhaucht, fördernd in Eile den Lauf,

Mantelverhüllt, das Geſicht nicht wendend in ſäumender Neugier,
Wenn in dem röthlichen Laub leiſes Geflüſter ſich regt,
Dann zu dem Fenſter mit lauſchendem Blick hinſchlüpfet das Mädchen,
Streichet die Locke vom Aug, ſchärft es mit wölbender Hand,
Schilt die verhüllende Nacht, und befragt anwehende Lüfte,
Ob ſie der Schritte Geraüſch bringen dem horchenden Ohr.
Aber im helleren Schein herſchimmernder Kerzenbeleuchtung
Seh ich von fern die Geſtalt, dopple den flüchtigen Schritt,
Rauſchend im Blättergewühl mit den tiefeingreifenden Sohlen,
— Wie es der Knabe geſpielt, treibt es beſonnen der Mann. —

Nicht mehr zweifelt ſie nun; weit lehnt ſie heraus, und zurück dann
Beugend, erhebt ſie ſich hoch, nicht zu verkennen dem Blick,
Schließet das klirrende Fenſter vernehmbar; bald an dem Pförtchen
Drückt ſie das Schloß, und im Arm halt' ich das liebliche Kind.
Leiſ' in der Nacht, zu des herbſtlichen Parks einſamer Umgebung
Wälen den Weg wir bald, finden bequemlichen Sitz.
Vieles erzälen wir uns, und berathen des künftigen Abends
Sichere Zeit, daß geheim bleibe der nächtliche Kuß;
Denken des nahenden Winters Froſt, und des ſtöbernden Schneeſturms,
Welcher di Pfade verweht, Mädchen zur Stube verbannt.

Manches erſinn' ich, erfreut des Geſunde-
nen. Aber es mißfällt
Bald die verwegene That, bald der ver-
dächtige Schein.
Küſſend werden wir eins: nicht ſtöre der
winternde Froſt uns,
Selbſt wol findet ſich Rath, kommt die
gefürchtete Zeit!
Bald in dem Kuſſe verſtummet das Wort,
und es laſſen die Lippen
Nicht von den Lippen, es ruht feſter die
Bruſt an der Bruſt.
Feſſelgelöſt entwallet das Haar, und die
braunlichen Locken
Wogen herab, es verhüllt Schönes das
Schönere mir.
Ach, da ertönet der Klang, der verhaſſete,
mahnender Stunde,
Welcher den Pförtner herbei ruft, zu ver-
ſchließen das Haus!

Nichts hilft Bitten, ſie eilet dem leichthin-
wehenden Blatt gleich,
Aber es liſpelt im Kuß: „Morgen!“ der
freundliche Mund.

7.

Ungern ſeh ich, o Mond, frei ſag' ich es, deine Beleuchtung!
Schön wol glänzt ſie dem Aug', hellet dem Wandrer die Bahn;
Aber der Tag ziemt beſſer zur Wanderung. Darum beſchattet
Uns ja die Nacht, daß vom Licht jetzt ſich erhole die Welt.
Bleibt es denn Nacht, wenn ſo klar wie am Tag du die Gegenden aufhellſt,
Daß den Begegnenden weit ſchon der Begegnende kennt?
Gleiches geſchäh, wo die Maske geſtattet der Wirth, wenn der Klügling
Nennte den Gaſt, und das Recht ſtörte des munteren Feſts.

Ob's auch mancher begehrt, der zuerſt eintritt der Verſammlung,
Nimmer gewährt's dennoch ſchicklicher Maskengebrauch.
Später verzeiht auch ſelbſt das Gelüſt; es verbirgt die Verhüllung
Nur dem Gewimmel im Saal Blick und Geſicht und Geſtalt.
Aber entmasket im Seitengemach zeigt frey ſich die Bildung,
Was ſich der Menge verbarg, gibt dem Vertrauten ſich gern.
Oft auch rief ich, o Mond, dein ſilbernes Licht in den Tagen
Liebender Sehnſucht; doch jetzt, wo Miranda mich liebt,
Störe du nicht, ſchönwandelnder Mond, mit verrathendem Lichtſtral,
Was die befreundete Nacht günſtig in Dunkel verhüllt,

Heimlicher Liebe verborgenes Glück! Um-
ſpähender Neugier
Hebe den ſchützenden Flor nicht von der
Liebenden Kuß;
Aber im einſam ſtillen Gemach und in heim-
lichen Lauben
Zeige mit glänzendem Stral mir der Ge-
liebteſten Reiz!

8.

Alſo ſchwanden ſie hin, die beſeligten Tage der Liebe;
Sehnendes Herz, fruchtlos rufſt du die geſunken zurück!
Halte dich ſtill an vergangenes Glück. Es erfreut die Erinnerung;
Selbſt der vergangene Schmerz wird dem Erinnernden ſüß.
Die ungenoſſen entfloh, die Minute, ſie kehret nicht wieder,
Doch was du liebend umfingſt, nimmer entreißt es die Zeit.
Steht in dem Buſen verödet der Tempel des fröhlichen Eros,
Flammt einſam in der Bruſt, ach, unerwiderte Glut;

Pantheon werde das Herz der gefeierten
Stunden der Jugend,
Denkmal ſchönerer Zeit ſtehe der Opfer-
altar;
Und ſtatt Hymnen der Luſt und berauſchen-
der Glut Dithyramben
Tön' ein elegiſches Lied, Lyra, verſchwun-
denem Glück.

9.

Kinder des Herbſtes, genug! ihr ſproſſet hervor an, und erfüllet
Jeglichen Raum; ward euch einzig ein Garten geweiht?
Gönnt auch anderen Platz! Noch blüht Narziſſ' und Viole,
Trüberes Sommergewölk tauſchte mit herbſtlichem Schein.
Nur in dem Treibhaus reift die gezeitigte Frucht an dem Weinſtock,
Draußen am Rebenſpalier runden die Knöſpchen ſich kaum.
Sparet den duftlos prangenden Flor! Noch duftet die Roſe
Zart an des Mädchens Bruſt, glühend am vollen Pokal;

Noch

Noch in dem munteren Spiel liebkoſet der Scherz mit dem Kuſſe,
Führen an roſiger Hand fröhliche Horen die Luſt.
Weichet zurück, ihr Kinder des Herbſts, ihr ſchmachtenden Klagen
Um hinſcheidendes Jahrs blütengefeierte Zeit;
Süß wol tönet der Schmerz in des Lieds ſanftklagendem Wohllaut,
Doch, der lebendigen Luſt ſchalle die Muſe nie nicht!

10.

Laut aufwirbelte Trommelgetön zu des Heers Generalmarsch,
Ringsher strömte die Schaar, füllte die Gassen der Stadt.
Harrend standen sie nun, es bemerkte der ordnende Hauptmann
Jeden, und prüfte mit Ernst Waffen und Kriegesgeräth.
Pfeifen ertöneten jetzt in das Beckengeschwirr, Tamburine
Klingelten hell, kraftvoll herrschte der Paukenkoloß.
Endlich erscholl in dem Heer das Kommandogebot zu dem Aufbruch,
Waffen erglänzten und hoch prangte das Adlerpanier.

Aus zu den Thoren der Stadt nun zogen
ſie. Freudig im Fenſter
Sah ich den wogenden Zug ziehn in das
fernere Land,
Blickt' in die Zimmer zurück, die geraümeten, wo die gewohnte
Reinliche Ordnung lang ſtörte der feindliche Gaſt,
Freute der Ruhe mich dann, der ſo lang entbehrten, und traümte
Mir mit den Früchten der Ruh Pult und Regale gefüllt.
Alſo traümt, wo das Wetter verzog, der berechnende Landmann
Scheunen und Speicher gepanzt voll der geärndteten Frucht:
Aber ein Andres erſinnt das Geſchick. Es entflieht dem Piraten
Wol der Pilot, doch bald ſchwankt in dem Sturme das Schiff.

Fröhlich wandert' ich aus, es erglühte des
sinkenden Abends
Glänzender Purpurschein, golden entwallte
der Fluß,
Schwellend brachen die Knospen hervor, und
es blühten die Gärten
Uppig im Frühlingshauch. Hier, wo Ge-
wehre den Grund
Stampften, und eiserne Tritte des Heers,
in verderblichem Kriegsmarsch,
Hoben in sprossendem Gras duftende Veil-
chen das Haupt.
Leben und Lust durchströmte die Luft, in den
knospenden Wipfeln
Dämmerte Frühlingsgrün, zwitscherte Lie-
besgespräch.
Ringsum schaut' ich entzückt in das Blüten-
gewühl und die bunte
Menge des Volks, ach bald sah ich die
Einzige nur,

Welche hervor hoch ſtralte, der Lilie gleich, in der Blumen
Holdem Gemiſch, reizvoll, ſchlank, wie ein Göttergebild.
Langſam wandelt' ich fort, der Entzückenden nach: in die Dämmrung
Malte das Aug' ihr Bild, als ſie das Dunkel verbarg.
Mit mir zog es zum Haus, da verweilet es nun, und verläßt mich
Nimmer, und ſtöret die Ruh mehr, denn der feindliche Gaſt.
Jener verſchonte die Nacht, und verdarb er ſie, folgte des Morgens
Ruhige Zeit, nun raubt dieſe die Nacht und den Tag.
Jener verwirrt' in dem Haus des Geräths langübliche Ordnung,
Dieſe verwirrt mich ſelbſt, daß ich verwirre das Haus.

Unglückſeliger Tauſch! Dort ſchreckt' ich den Quäler mit Drohung,
Hoffte des Abſchieds bald freudig erſcheinenden Tag;
Aber, entwich das geliebteſte Bild, nicht trug ich das Leben,
Ohne die ſüßeſte Qual wär' es lebendiger Tod.

11.

Unter Kaſtanienbäumen, am grünumſchatteten Theetiſch
Saß ich, erſinnend im Schach künſtlich entſcheidenden Zug.
Kraftlos kämpfte der Feind und verſchob, ſich lange berathend,
Sinkender Macht Hinſturz, hart von dem Gegner gedrängt.
Stolz umſchaut' ich, und harrte des Siegs kranztragender Göttinn,
Welche von Zeus' Goldthron ſenkt den beglückenden Flug;
Aber es nahte mir ernſt Adraſteia's zürnende Gottheit,
Wandelte ſchnell das Geſchick, machte den Spieler zum Spiel:

Gegen mir über behend hinſtellte ſie rächend Amönen,
Königinn war ſie an Reiz, bot mir ein tödtliches Schach.
Oftmals ſtellte ſich zwar ein gedrechſelter modiſcher Springer,
Oder ein Laufer des Wirths vor mich und deckte das Feld,
Doch bald drohte von anderem Platz der gefahrliche Angriff,
Immer begegnet ſie mir, ſchlägt mir die Streiter hinweg,
Hauſet im gradausſchreitenden Troß ernſthafter Gedanken,
Lähmet den ſpringenden Scherz, ſtürzet den Thurm des Bedachts.
Kaum noch bleibt mir ein Schritt, ſchon drohet das Matt, in die eignen
Laufer des Zweifels und Muths werd' ich gedrängt und erlegt.

Ganz nun bin ich beſiegt, da ergreift der
Beweger des Weltſchachs
Alle Figuren, und Weiß legt er gelaſſen
zu Weiß,
Schwarzes zu Schwarz; es entfloh mit fröh-
lichen Mädchen Amöne,
Langſam ſchritt ich zur Stadt ſtumm mit
den Freunden zurück.

12.

Liebliche Blumen des Hains, und der kunſtreich prangenden Gärten,
Alle bewundr' ich, und weit lockt mich der duftende Schmuck.
Dich, Hyacinthe, du Wintergezeugete, Glokkengeſchmückte,
Heg' ich erfreut, du entzückſt, holde Hortenſia, mich.
Euch, buntblühender Tulpen Geſchlecht, dich, zarte Begränzung
Farbiges Beets, Amarant, lieb' ich; es feſſelte mich
Oft vielblättriger Roſen Geſtalt, wenn die lieblichen Düfte
Schneeweiß prangender Kelch, oder gerötheter haucht,

Oder des Purpurs ſamtenes Blatt in ver-
jüngendem Wechſel,
Oder an mooſigem Stiel feurig erglühende
Pracht.
Aber vor Allen entzückſt du, o Lilie, mich,
mit dem prangend
Silbernem Kelch, auf hoch ſproſſend er-
grünendem Stamm.
Tage vergangener Luſt vorrufeſt du mir; in
dem Dufthauch
Schweben entzückender Zeit freundliche Gei-
ſter zurück. —
Abend war, und ich wandelte ſtill einſam in
des Gartens
Blütengebüſch, Dämmrung ſchmiegte den
Blumen ſich an,
Weckend in blühendem Mund harmoniſche
Liebesgeſänge;
Klanglos floſſen ſie weit aus in die lau-
ſchende Luft.

Gleich sanftlispelndem Flötengetön, aus blühenden Rosen
Wehte der Duft, und der Brust gab er verlangendes Weh.
Gleich dem Hoboengetön durchdrang der Akazie Dufthauch
Sinn und Gemüth machtvoll; Goldpomeranzengezweig
Wehte mit südlichem Hauch gleich lockendem Lied der Chitarre;
Munter, wie Hörnergesang, dufteten Wiesen und Wald.
Hin zu des dunkelen Buchengezweigs hochwölbigem Laubdach
Lenkt' ich den Schritt, oft schwand dort mir in Träumen die Nacht.
Fernher wehte der Lilienduft, Harmonikawohllaut
Gleich, von dem Laubengewölb wogt' er in schwellender Flut.

Sinneberauſcht eintrat ich — o himmliſches Glück! in der Moosbank
Grünendem Schooß lag ſchön ſchlummernd Alwina vor mir.
Hochaufathmend erhob ſich die Bruſt, von des Traumes Entzückung
Zeugte die lächelnde Glut küſſengeöffnetes Munds.
Leiſe, den Traum nicht ſtörend, umfing ich ſie. Lippenberührung
Wagt' ich, und fühlte die zart ſpielenden Lippen im Kuß.
Fühlend regte ſie ſich, doch, halb noch ſchlummernd im Traume,
Schloß in den roſigen Arm feſt ſie den Glücklichen ein.
Ach, wer ertrüg die entzückende Luſt! In betaübendem Wahnſinn
Irrte der Kuß auf Stirn, Wangen und Lippen umher.

Plötzlich erwachte ſie nun, lautſcheltend, es hinderten ſchmeichelnd
Küſſende Lippen den Mund, ſtillten mit Bitten den Zorn.
Lange verzog das vergebende Wort, ſie erfreute ſich ſchalkhaft
Flehender Liebkoſung, heuchelnd erzürneten Blick.
Endlich lächelte wieder das Aug, und erglühende Lippen
Sprachen Verſöhnungswort aus in entzückendem Kuß.
Liebend umfing ich die Liebende nun, und ſie duldete willig
Augen und Mund und des Arms feſſelnde Liebesgewalt.
Sterne beſtralten mit hellerem Licht das beſeligte Nachtfeſt,
Bis weißſchimmernden Stral dämmernder Morgen erhob.

Zürnend ſah ſie den Tag und enteilete; aber am Abend
Harrt' in dem Lilienduft wieder das ſüßeſte Glück.
Darum lieb' ich vor allen die Lilien: wo ſie erblühen,
Ruft die Erinnrung mir ſelige Nächte zurück.

13.

Was ich beginn' im Geſellſchaftsſaal', wo jeglicher Abend
Glänzendes Schimmergewühl ſammlet zu feſtlichem Prunk?
Nicht in der Tänzer verſchlungene Reihn einmeng' ich die Tritte,
Noch in der Staatswohlfahrt Plane das rechnende Wort;
Karten erfüllen die Hand an dem kerzenbeleuchteten Whiſttiſch,
Karten des Spiels, vormals mir wie die Sünde verhaßt.
Denn an dem Tiſch, mit des lächelnden Munds einladender Lockung,
Winkt Lodoiska, wer blieb fern, wo die Liebliche ruft?

Gegen mir über, Gefärthin im Spiel, jetzt hebt ſie die Karten,
Zeigt einladendes Blatt, freut ſich befolgetes Winks,
Lieſt in geworfener Karte verborgenes Spiel und begünſtigt
Jedes Verſuchs Kühnheit, fordret zu kühneren auf,
Selbſt zu geſprochenem Wort des entſcheidend fragenden Aufrufs,
Welcher des innerſten Spiels tiefſtes Geheimniß enthüllt.
Wechſelt im Laufe des Spieles der Platz, an der Lieblichen Seite
Find' ich den Sitz, oftmals leiſe berühr' ich die Hand,
Wenn ich das Kartengemeng ihr biete zu wechſelndem Abhub,
Oder zu künftiges Spiels neuem Gebrauche bequem.

Manches gewährt auch günſtiges Glück. Bald gleitet vom Spieltiſch
Nieder ein Blatt und verbirgt tief ſich im Faltengewand;
Bald, Grönlandern im Fenſter zu kalt, gleich ſüdlicher Sonne
Glühet der Ofen, es droht flammendes Licht dem Gelock;
Dann, nicht ſaümend, erhaſch' ich im Flug den entronnenen Flüchtling,
Ordne den Schirm, und die Glut tilg' ich im ringelnden Haar.
Oft auch gibt mir ein Wort und ein freundlicher Blick die Belohnung:
Aber es endet das Spiel; ach, mit dem Spiele das Glück!
Fruchtlos zeig' ich des bittenden Augs einladende Blicke,
Wage der ſehnenden Bruſt liebende Fragen umſonſt;

Nimmer vergilt ſie den Ruf, ach, nimmer vom freundlichen Auge
Stralet der liebende Blick, den ich gebeten, zurück.
Weit entflohn iſt der Scherz; wer bringt den verirreten Flüchtling
Wieder zurück? wer ſchirmt mich vor der ſehnenden Glut?
Wer wird löſchen die Flammen der Bruſt? Lodoiska, wie grauſam
Rächen die Gluten den Raub goldenes Ringelgelocks!
Stets nun ſchwindet die Nacht und der Tag mir in ewiger Sehnſucht,
Einzig am Abend gehn glückliche Sterne mir auf.

14.

Nahe dem Thor ſteht künſtlich erbaut ein niedliches Hüttchen,
Meſſebeſuchender ſelbſt ſtädtebewanderndes Haus,
Nicht zum Bewohnen beſtimmt dem gewinnnachreiſenden Fremdling,
Waare verkauft er darin, nicht von dem fernen Geſtad
Schwimmende, durch blauwogende Flut im geflügelten Meerſchiff,
Nicht tiefſinkendes Rads roſſenverderbliche Laſt;
Näher gewährt ſie der Platz des Verkaufs, und es bringen die Käufer
Oft, unwiſſend, ein Stück köſtlicher Waare herbei.

Denn, wenn ſonniges Licht umglänzet die Stadt und die Gegend,
Faßt ein künſtliches Glas oben im ſpitzigen Dach,
Gleich dem beſchauenden Aug, das Gebild, und die treue Geſtaltung
Senkt es hinab, bunt ſchwebt drinn die verkleinerte Welt.
Ringsher ſtrömet die Menge, und dicht in die dunkele Kammer
Drängt ſchauluſtige Schaar müßiges Volkes ſich ein.
Kaum faßt alle der Raum, doch weichen ſie nicht, und verſuchen
Kräfte des Worts und der Fauſt nimmer bezweifeltes Recht.
Einſt nachfolgt' ich dem Zug, von der Menge gelockt, die den Eingang
Weit umlagerte, kaum hielt ſie der Pförtner zurück.

Denn aufjauchzendes Jubelgeschrei scholl oft in dem Innern,
Weckte der Neugier Qual, scheuchte die fromme Geduld.
Endlich erschien der gehoffte Moment. Auf sprangen die Pforten,
Rühmend und heiteres Blicks strömte die Menge heraus.
Rings an den weißlichten Tisch nun drängen sich dicht die Beschauer;
Dunkeler wird's, schon zeigt bunt sich ein Schattengebild.
Gaffend schreitet der Bauer heran, und versucht an dem Schenktisch
Saures Getränk, Franzwein nennt es der Wirth, und er zalt.
Früchte des südlichen Lands anbietet der wandelnde Krämer
Tadelnden Käufern, erzürnt schließt er den Deckel des Korbs.

Stockendes Schritts, lorgnettenbewafnetes Aug in die Gegend
Weit umwendend, erſpäht Mädchen ein Meßelegant.
Dort im Gedräng zuſtrömendes Volks, ſpitzbubenergreifend,
Uibet der Stadtpolizei Kern das Perſonenorgan.
Roſſebeſpannt rollt flüchtig ein Wagen daher; es verläuft ſich
Schnell das Gedräng, laut lacht nun das beſchauende Volk.
Welches Gewühl! ward lebend ein Bild flamändiſches Meiſters?
Wahrheit ſcheinet das Bild, künſtliches Werk die Natur.
Starr zu dem Tiſch blickt jegliches Aug; doch ſchöneres Bildniß
Zeiget ſich mir. Schloß wol draußen der Himmel ſich auf?

Faßte das künſtliche Glas mit dem aufwärts blickenden Auge
Hohe Madonnengeſtalt, ſchön, wie ſie Canzio ſah?
Liegen mir über am Tiſch, in des Tags mattleuchtendem Abglanz
Schwebt ſie, die künſtliche Nacht deckt ſie mit dämmerndem Flor.
Doch jetzt öffnen ſich ſchnell tagbergende Pforten, der Lichtglanz
Strömt allmächtig herein, bleichet die Bilder der Nacht.
Gleich Traumſchatten verſchwinden ſie ſchnell, wenn das Aug die verſchloßnen
Pforten dem Tag aufthut; aber das göttliche Bild
Stand in dem Glanz, der das Schattengebild ausſchien, es erhöhte
Mächtiger Schönheit Reiz nur der beleuchtende Tag.

Stets hinwandt' ich das Aug; bald ſtand in des innerſten Herzens
Dunkeler Kammer das Bild, immer beſchau' ich es nun,
Denn es erhält Sehnſucht in der Bruſt mir trauriges Dunkel,
Bis ich die Himmliſche ſelbſt halte, verweilt da das Bild.
Dann aus dunkeler Kammer verweiſ' ich es: ewiges Licht glänzt,
Wo ſie erſcheint, und die Luft ſchwebt in dem heiteren Stral.

15.

Dankbar hab' ich genannt, was die Huld amathuſiſcher Gottheit
Bittres und Süßes gewährt. Schützet das dankende Lied,
Götter, daß nicht mißdeutend unlauterer Sinn es verletze,
Oder verdrüßlicher Mund ſpreche das krittelnde Wort.
Saht ihr gütig es an, ſo ertheilt mir ein günſtiges Zeichen:
Laßt mich lieben, ſo lang Lied und Geſang mich erfreun;
Und, vollkommenes Glück zu gewähren, ſo lang mich der Liebe
Selige Wonne beglückt, gönnet die Gabe des Lieds.

Liebe und Kunst.

Das Erwachen des Kunſtſinnes fällt mit dem Erwachen der Liebe in die ſchöne Periode des Lebens, in welcher die Natur ihr Bildungsgeſchäft an dem Menſchen vollendet hat, und ihn nun, als mündig zu dem Reiche der Vernunft, der Freiheit und der eignen Bildung überläßt. Indem ſie ihm, als Naturweſen, die letzte und heiligſte Gabe, ihr eignes Bildungsgeſchäft für die Fortdauer ſeiner Gattung, anvertraut, weihet ihn die Freiheit, durch ihr erſtes Geſchenk, die Phantaſie, zum höhern Vernunftweſen. Der freie Menſch hört nun auf, ſich bei der bloßen Zweckmäßigkeit in der Welt, und dem, was Konvenienz unter

den Menſchen ſanktionirt hat, zu beruhigen; er fühlt, daß Alles dieſes, ihm, den ſelbſtſüchtiges Intereſſe noch nicht in die Feſſeln einer erkünſtelten Nothwendigkeit geſchlagen hat, nicht genügt, und, indem er ſo das Unbekannte ſucht, das Alles, was ihn umgibt, und ihn ſelbſt, mit ſich in Uibereinſtimmung ſetzen ſoll, entſteht ihm eine neue, äußere und innere Welt, deren Prinzip nicht Zweckmäßigkeit und Selbſtſucht, ſondern das Schöne und das Gute iſt, die Welt der Kunſt und Liebe.

Alle, welche über Kunſt und Liebe geſchrieben und geſprochen haben, und durch das, was ſie ſchrieben und ſprachen, zeigten, daß ſie ein Recht hatten, über dieſe Gegenſtände das Wort zu führen, behaupteten einſtimmig, daß Liebe und Kunſt etwas Unerklärliches ſeyen, welches Niemand begreiflich gemacht werden könne, der es nicht von Natur ſchon begriffen habe. Man hat ohne

Grund darüber gespöttelt, und diesen Blüthen der reinen Phantasie den Vorwurf der Phantasterei gemacht. Ist denn die Wahrheit, die Frucht jener Blüthen, anders begreiflich, als durch die Gabe des Himmels: Wahrheitssinn oder Weisheit? Wem die himmlischen Horen: Kunst, Weisheit und Liebe nicht aus freier Gunst die Pforte des Olymps öffnen, der wird nie die ewige Wahrheit, Harmonie des Geistes und der Natur, erblicken, ihm verhüllt die Wolke ewig das höhere Licht, er bleibt in dem niedern Reiche der Nothwendigkeit und des Gesetzes, dessen Thore die irdischen Schwestern: Zweckmäßigkeit, Klugheit und Selbstsucht Jedem, ohne Auswahl, öffnen. Zu allen Zeiten war man daher gewohnt, die Fähigkeit, etwas hervorzubringen, was sich nicht nach Regeln der Zweckmäßigkeit beurtheilen läßt, dem Wirken eines höhern Wesens, eines Genius, zuzuschreiben, wel-

cher die Handlungen des begünstigten Menschen, diesem selbst unbewußt, regiere, und die Worte, Genie und Genialität, womit die Sprache jene Fähigkeit bezeichnet, deutet noch auf jene Ansicht hin. Es giebt aber nicht allein ein Genie für das Schöne und Wahre, sondern auch für das Gute; die Liebe, im reinsten Sinne des Wortes, ist diese Genialität für das Gute.

Kunst und Liebe gehen aus einem gemeinschaftlichen Stamme hervor, aus dem Streben des Geistes nach Harmonie. Denn was will der Künstler mit dem Ideale, welches er zu erreichen strebt, und der Liebende mit dem, was er Herzensbedürfniß nennt, anders andeuten, als ein Streben nach Harmonie seines Erkennens und Handelns mit den Forderungen von Etwas, das er in sich fühlt, und nur mit dem Nahmen seiner höhern, von der Wirklichkeit unabhängigen Natur zu bezeichnen vermag? Aber vollkommene

Har-

Harmonie, der Einklang gleichsam aller Natur, ist nur da, wo alles Endliche verschwindet; daher gesteht der Künstler gern, daß sein Ideal in der Darstellung nicht erreicht, und der Liebende, daß sein Herzensbedürfniß in der Wirklichkeit niemals befriedigt werden könne. Wäre es möglich, daß der endliche Geist jene Harmonie selbst erreichen könnte, so würde er nicht mehr ein endliches Wesen, sondern das Unendliche selbst seyn, die Wirklichkeit würde vor ihm verschwinden, aber eben so auch das Schöne, Wahre und Gute. Denn wie das Farbenspiel der Natur in reinem Lichte sich auflöst, im Dunkel erlischt, und nur aus der Verbindung von Beiden hervorgeht, so bilden das Schöne, das Wahre und das Gute die erkennbaren Strahlen des Unendlichen, welche in der Wirklichkeit erloschen sind, in dem Unendlichen selbst verschwinden, und nur in dem Idealen, welches beide verbindet, erscheinen.

Kunſt und Liebe haben alſo das Gemeinſchaftliche, daß ſie beide in einem Streben beſtehen, das Unendliche in dem Endlichen darzuſtellen. Die Kunſt verſucht dieſe Darſtellung an einem Gegenſtande außer ſich, die Liebe an dem Geiſte ſelbſt, welchen ſie beſeelt. Der Künſtler ſieht daher in ſeinem Gegenſtande die formloſe Maſſe, die er behandelt, um ſie zum Abbilde ſeines Geiſtes zu machen; der Liebende hingegen ſieht in ſeinem Gegenſtande das Ideal, in welches er ſich verliert, um ſich ſelbſt ihm anzubilden. Dieſes Entgegengeſetzte in der Richtung von beiden, bei dem Gemeinſchaftlichen in ihrem Urſprunge, iſt der Grund der Wechſelwirkung, in der wir Liebe und Kunſt bei Menſchen, welche ihrer fähig ſind, erblicken. Sie erregen wechſelſeitig eine die andere, und es iſt ſo gewiß, daß Bildung für das Schöne den ſittlichen Charakter weckt, als daß dieſer ſittliche Charakter zum Auffaſſen der wahren

reinen Schönheit unentbehrlich ist. So begränzen sie sich wechselseitig, indem sie sich gegenseitig als Merkmale ihrer Reinheit dienen; und der denkende Beobachter der Natur wird in dieser höhern Region des Geistes dieselben Kräfte erkennen, welche durch die ganze Natur wirken, und ihr Daseyn begründen.

Die Kunst sucht einen Gegenstand, auf welchen sie wirkt; die Liebe einen Gegenstand, welcher auf sie zurückwirkt. Denn der Künstler trägt sein Ideal in sich, und will es im äußern Gegenstande darstellen. Der Liebende hingegen will in sich selbst das Unendliche bilden; er sucht daher sein Ideal außer sich, um sich mit ihm zu vereinigen. So lange dieses Streben durch nichts fixirt wird, äußert es sich als Kunst im Allgemeinen, welche oft in diesem Sinne sehr treffend poetischer Geist genannt wird; und als Liebe im Allgemeinen, welche nicht

nur als Menschen-Liebe die ganze Menschheit umfaßt, sondern mit ihrem reinen Wohlwollen selbst vernunftlosen Geschöpfen begegnet. Denn eben weil der Liebende nicht etwas außer sich, sondern sein eigenes Selbst zum Bilde der unendlichen Harmonie erheben will, fühlt er sich zu allem hingezogen, woraus ihm eine Spur des Unendlichen entgegen blickt. So entsteht die Möglichkeit eines moralischen Verhältnisses des Menschen zu der lebenden vernunftlosen Natur, welches man vergebens aus sogenannten unvollkommenen Pflichten, die zu fordern Niemand berechtiget seyn soll, abzuleiten versucht hat. Rechte können nur in dem Menschen verletzt werden; der Unsittliche aber wird verächtlich, nicht weil er ein Recht verletzt, sondern weil er seinen eigenen Werth, als vernünftiges Wesen, zerstört, und, statt durch Freiheit sich zu erheben, durch den Mechanismus der Begierden sich erniedrigt. Aus

dieſer, alles umfaſſenden, Liebe, verbunden mit poetiſchem Geiſte, entſtanden in der jugendlichen Periode der Menſchheit die mythiſchen Religionen. Die Liebe fand überall in der Natur, in der Schönheit ihres Werdens und in der Majeſtät des in ihr Beſtehenden, in aufbrechenden Blüten und in drohenden Felſenmaſſen, die Spuren des geahndeten Unendlichen; der poetiſche Sinn belebt das Todte und beſeelt das Lebende, und ſo erkannte nicht die Vernunft die wirkenden Kräfte, ſondern die Phantaſie ſchuf aus ihnen übermenſchliche Weſen, welche, abhängig vom Schickſal, — ſo nannte die dunkle Ahndung das Unendliche — die Natur, freundlich oder feindlich gegen die Menſchen, beherrſchten. Eine ähnliche mythologiſche Stimmung begleitet auch das Erwachen der Liebe und des Kunſtſinnes in dem einzelnen Menſchen. Wie dem ganzen Menſchengeſchlechte, ſo kommt auch dem Ein-

zelnen die Natur in aller ihrer Schönheit und Bedeutung entgegen. Der erwachende Mensch fühlt ihre Schönheit, ahnet ihre Bedeutung, es ist ihm, als sprächen Stimmen, dem äußern Ohre unvernehmbar, aus jeder Knospe und aus jeder Blüte zu seinem Geiste. Jedes Wesen scheinet ihm beseelt, und indem er, sich selbst unbewußt, das eigene Bild seiner Empfindung in dem Spiegel der Natur anschaut, scheint ihm die welkende Blume zu trauren, und die Nachtigall über entflohenes Glück zu klagen. Eine glühende Begeisterung für alles Ideale erfüllt ihn, er äußert laut seine Verachtung gegen alles Niedere, strebt mit aller Kraft gegen die Fesseln des Herkommens, und spricht und handelt mit Wärme gegen alle auf bloße äußere Ungleichheit gegründete Anmaßung. Ob nun diese Liebe zum Idealen sich selbst in nie befriedigter Sehnsucht verzehren, oder, wohlthätig für die Menschheit, im weitern

oder engern Kreiſe wirken ſolle, ob ſie, in religiöſer Schwärmerei, ſich in Schöpfungen ihrer Phantaſie verlieren, oder, in bizarrer Affektation, bloß das Herkömmliche vernachläſſigen, und, wenn Macht ſie unterſtützt, ſelbſt zerſtören werde, — dieſes beſtimmt einzig der Einfluß der äußern Umſtände, welche das Erwachen dieſes Zuſtandes begleiten, und der Verhältniſſe, welche ihm vorhergingen, und den Charakter des Menſchen beſtimmten.

Unter dieſen allgemeinen und vereinten Wirkungen der Kunſt und der Liebe, leuchtet immer ein Streben hervor, ſich auf etwas Beſtimmtes zu fixiren, welches entweder durch Kunſt hervorgebracht, oder mit Liebe umfaßt werden ſoll, und in der Art, wie Kunſt und Liebe ihre Beſtimmungen als einzelne Gattung der Kunſt, z. B. als bildende, oder als beſtimmte Gattung der Liebe, z. B. als Geſchlechtsliebe, erhalten, zeigt ſich von neuem die tiefe Uebereinſtimmung in ihrer Natur.

Wie das Unendliche ſelbſt in dreifacher Geſtalt ſich im Endlichen offenbart, nachdem es nehmlich als das Schöne von den Sinnen angeſchaut, als das Wahre von dem Verſtande gedacht, oder als das Gute von der Vernunft gewollt wird, ſo zeigt ſich das Schöne, welches die Kunſt hervorzubringen ſtrebt, ebenfalls entweder in Geſtalten oder in Begriffen oder in Ideen, und ſo entſtehen die drei Claſſen der Künſte: die bildende, welche dem Sinne unmittelbar Geſtalten darſtellt, die Dichtkunſt, welche durch Begriffe das Schöne darzuſtellen ſucht, und die Muſik, die heiligſte von allen Künſten, deren ſinnliches Material ſelbſt das iſt, was alle andere Künſte als das Ueberſinnliche in ihnen heiligt: Harmonie und Rhythmus. Was durch ſie dargeſtellt wird, ſind Ideen oder die reinen Formen der innern Empfindung: daher iſt jede ihrer Darſtellungen ſchön, ſo bald ſie wahr

iſt. Sie vermag auch nichts Unſittliches darzuſtellen, und da alſo das Schöne, welches ihr Gegenſtand iſt, nichts anders als das Gute ſeyn kann, ſo vereinigen ſich in ihr alle Strahlen des Unendlichen. Das Heilige ihrer Darſtellungen iſt deswegen nie unmittelbar dem äußern Sinne gegeben, ſondern einzig vernehmlich durch die reinſte Allegorie des Rhythmus und der Harmonie, in einem Mittel, welches ohne Körper, ohne Subſtanz und ohne Raum von den Sinnen erkannt wird, in den Tönen; und dieſes Allegoriſche erhebt ſie ſo hoch über die andern Künſte, daß ihre Werke ſelbſt in einer idealen Natur noch Kunſtwerke bleiben würden, während die bildende Kunſt und die Dichtkunſt, welche durch Bild und Begriff darſtellen, in der idealen Wirklichkeit verſchwinden müßten. Daher läßt die ſchwärmende Phantaſie die Wohnungen der Seligen nur von Geſängen und Saitenſpiel widerhallen;

denn jede andere Kunst würde in den himmlischen Regionen sich in reine Natur auflösen. —

Eben so wie die Kunst, bekommt auch die Liebe ihre verschiedenen Bestimmungen, als Geschlechtsliebe, Freundschaft und Elternliebe, oder vielmehr Mutterliebe; denn die Liebe des Vaters, wo sie auch wirklich sich findet, ist nicht rein und unmittelbar im Gefühle gegründet, sondern vermittelt, durch die Liebe der Gattin oder durch sentimentale Reflexion.

Die bildende Kunst ist die älteste von allen; denn ehe noch der Mensch seine Begriffe ordnen und gebrauchen lernt, ist er schon mit dem vertraut, was ihn die bloße Anschauung lehrt. Daher waren Bilder die erste Art der Schrift, und sichtbare Zeichen dienten früher der Mittheilung als Worte. So entwickelt sich auch die Geschlechtsliebe zuerst in dem Menschen, und bildet

im Reiche der Liebe das Gegenſtück zu der bildenden Kunſt. Geſtalten ſind es, in welchen bildende Kunſt die Ideen des Schönen der Anſchauung darzuſtellen ſtrebt, und Schönheit der Geſtalt iſt es, was in dem Menſchen die Geſchlechtsliebe erweckt. Bei aller Freiheit, mit welcher der bildende Künſtler ſeine Darſtellungen behandelt, feſſelt ihn doch die Natur durch die von ihr beſtimmte Form der darzuſtellenden Gegenſtände; auf gleiche Art beſtimmt ſie durch das Verhältniß der Geſchlechter und ihr gegenſeitiges Streben nach Vereinigung die Geſchlechtsliebe, und ſo beſtehen beide, wie alle Liebe und alle Kunſt in der innigſten Vereinigung des Getrennten, der Freiheit und Nothwendigkeit. Wie iſt nun aber zwiſchen Liebe, dieſem von aller Selbſtſucht freien Wohlwollen, und dem ſelbſtſüchtigſten aller Naturtriebe, welcher die Geſchlechter vereinigt, eine Verbindung denkbar? Die gänzliche Verſchie-

denheit dieser zwei Dinge und die Schwierigkeit, sie in der Geschlechtsliebe vereint zu denken, veranlaßte oft bei sinnlichen Wollüstlingen den Wahn, als sey sie bloßer Naturtrieb, und bei hyperphysischen Moralisten die Forderung, daß sie frei von allem Triebe seyn solle. Allein wie bildende Kunst weder in einer sklavischen Abbildung der Natur, noch in einem völligen Lossagen von ihren Regeln besteht, so ist auch die wahre Natur der Geschlechtsliebe nicht in einem dieser Extreme, sondern einzig in ihrer Vereinigung zu finden. Man ist darüber einig, daß die erste Liebe die reinste und heiligste, oder, genau zu sprechen, die einzige wahre Liebe sey; aber ihr Erwachen zeigt auch dem Beobachter, wie in ihr die Natur und die Freiheit auf das innigste mit einander verschmelzen. Wie zur Zeit der Blüthe die Natur am mächtigsten in der Pflanze wirkt, indem sie das bloße Erhaltungsgeschäft beschlossen hat, und nun

eine Kraft erweckt, welche auf etwas außer dem bloßen Daſeyn gerichtet iſt, ſo wirkt ſie auch in dem Menſchen in der Periode, wo ſeine Organiſation für ſich ſelbſt vollendet iſt. Pflanze und Thier, als bloße Naturweſen, folgen dieſer Wirkung der Natur nach den Geſetzen ihrer Organiſation, deren Reſultat wir bei den Thieren Inſtinkt nennen. Aber in dem Menſchen, welcher außer der Natur auch der Freiheit angehört, wohnt noch ein Vermögen, welches Freiheit und Natur verbindet, indem es von beiden Seiten afficirt werden, und ſelbſt beide Naturen, die höhere und die niedere, afficiren kann, — die Phantaſie. Jede Veränderung in der körperlichen Organiſation bewirkt eine Thätigkeit in ihr, und jede ihrer Thätigkeiten, wenn ſie durch Freiheit erregt wird, eine analoge Veränderung im Organismus. Nur durch dieſe Eigenſchaft der Phantaſie, als Mittelvermögen, laſſen ſich

ihre unerklärbar ſcheinenden Affektionen und Wirkungen erklären, welche, eben wegen des Mangels einer hinreichenden Erklärung, die Phantaſie bisher zu einem Gräuel der Syſtematiker und zum Schooßkinde der Popular-Philoſophen gemacht haben. Sobald nur die Natur auf jene ungewohnte Art in dem Menſchen zu wirken beginnt, ſo wird die Phantaſie auf eine eben ſo neue Art erregt, und zur Thätigkeit aufgefodert. Die Bilder der Gegenwart und der Wirklichkeit genügen ihr nicht mehr, ſie ruft die Bilder der Vergangenheit zurück, und indem dieſe ſchöner oder doch intereſſanter durch die magiſche Beleuchtung der Erinnerung erſcheinen, und ſo die Gegenwart beſchämen, iſt der erſte Schritt zum Idealiſiren gethan. Zwar ſucht die Phantaſie, indem ſie von der Natur erregt wird, noch nicht das reine Schöne, ſondern das Intereſſante; weil ihr Bedürfniß auf eine Thatigkeit der

Natur gerichtet iſt; aber zu gleicher Zeit iſt auch außer der Natur die Freiheit in dem Menſchen thätig, und leitet ihn als Liebe zu dem Schönen hin. So vereinigt die jugendliche Phantaſie ihre Richtung auf das Schöne, mit der vollen Kraft der ausgebildeten Natur. Doch nur der Beobachter bemerkt den Unterſchied zwiſchen dem geſuchten Schönen und dem Intereſſanten, nicht der Suchende ſelbſt. Dieſer glaubt das Schöne in dem Intereſſanten, und das Intereſſante in dem Schönen zu finden. Sein Intereſſe wird dadurch geläutert, denn nur das zugleich Schöne kann ihn intereſſiren; aber ſein Streben nach dem Schönen bekommt auch eine eigne, ſeiner Natur fremde, Wärme; denn in dem Schönen ſucht und ſieht er zugleich das Intereſſante. Der Geſchmack der Jugend hat daher zwar nicht immer kritiſche Richtigkeit, aber er zeichnet ſich durch Feinheit und

Delikateſſe aus. Bei dieſer erhöhten Thätigkeit der Phantaſie genügen ihr nun alle Bilder der Wirklichkeit und der Vergangenheit nicht mehr, ſie ſucht etwas außer ſich, welches dem entſpreche, was ſie in dunkeln Gefühlen als etwas Unausſprechliches ahnet, und ſo entſtehet die Unruhe und Sehnſucht, welche das Erwachen dieſer Liebe begleitet. Es iſt ein Streben, deſſen Grund und Zweck der Menſch nicht kennt, ein Sehnen nach Etwas, das dieſe Welt nicht zu enthalten ſcheint; daher die religiöſe Schwärmerei der erſten Liebe, und das Vergöttern des geliebten Gegenſtandes, welches unintereſſirtes Anſchauen reiner Schönheit nicht bewirken könnte.

Das Schöne wird geliebt, wo es ſich nur zeigt; wir lieben die Natur, wir lieben den Freund, und würden bei genauer Aufmerkſamkeit dieſe unbeſtimmte Liebe des Schönen in ihm von der beſtimmtern Freundſchaft

wohl

wohl unterſcheiden können. Auch die Schönheit der menſchlichen Geſtalt im entgegengeſetzten Geſchlechte wird geliebt, und wenn wir dieſe Liebe von allen Einwirkungen der Geſchlechts-Eigenſchaften entkleiden, ſo iſt ſie von der Liebe des Schönen überhaupt nicht verſchieden. Aber was iſt menſchliche Schönheit? Iſt ſie ſichtbarer Ausdruck der zweckmäßigen Organiſation des Individuums, oder zugleich Abbild des Geiſtes und ſeines freien Wirkens? In das erſtere kann man ſich nur verlieben, das zweite wird wirklich geliebt. In ſo fern aber Schönheit angeſehen wird als Ausdruck des Geiſtes, zeigt ſie ſich auch im Handeln; nicht alſo bloß die beſtehende Form, ſondern auch das Wechſelnde, die Handlungen des Menſchen können der Gegenſtand werden, auf welchen Liebe ſich richtet, in ſo fern ſie nehmlich Ausdruck einer ſittlichen Stimmung — Grazie und Würde — ſind. Dieſe Schönheit in Ge-

ſtalt und Handlungsart iſt es nun, worauf die erſte Liebe ſich richtet, und in dieſer freien Richtung auf das Ideale beſteht eben ihre Reinheit. Der unverdorbene Menſch wird zu ſeiner erſten Liebe nicht durch Reize geweckt, und der Antheil des Geſchlechts entgeht ihm noch in Geſtalt und Handlungen; ihm iſt Weiblichkeit noch Grazie, und Männlichkeit edler Anſtand; daher bemerken wir bei ihm eine äußerſte Zartheit der Empfindung und eine innige Vereinigung des äſthetiſchen und moraliſchen Sinnes. Sein Ideal der Schönheit iſt noch, ohne alle Beziehung auf Geſchlecht, bloß dem Geiſte vorſchwebend, um das, was er in ſich ſelbſt ahnet, als beſtimmt in einem Gegenſtande, aufzufaſſen; daher die Schwärmerei der Freundſchaft in dieſer Periode, wo ſie von der richtungsloſen Liebe das in ſpätern Jahren erlöſchende Feuer erhält. Später erſt geſellt ſich die Vorſtellung des entgegengeſetzten Ge-

ſchlechtes zu dieſem Ideale, aber auch dann noch miſcht ſich die Idee der reinen Schönheit nicht mit den Empfindungen des, von den Geſchlechts-Eigenſchaften abhängenden, Reizes. Nur indem ſein eigenes Geſchlecht den Menſchen für Einen beſtimmtern Theil der Schönheit, für die Grazie oder die Würde, mehr ausbildet, ſucht er ſich, nach Platons Dichtung, ſeine zweite Hälfte, und folgt dem Grundgeſetze der ewigen Natur, die im Geiſtigen, wie im Körperlichen, die Entgegengeſetzten durch Liebe mit einander vereinigt. So finden ſich die Geſchlechter durch Freiheit, und bilden in ihrer Vereinigung die vollendete Menſchheit. Indem aber das Ideal des Liebenden unter dem entgegengeſetzten Geſchlechte ſeine Stelle erhält, entſcheidet ſich ſein Schickſal in Anſehung ſeiner Liebe, und wie wir der Zeit und dem Orte, wo die Entſcheidung unſers Schickſals uns erwartet, mit bangem, zweifelndem Ge-

fühl entgegenblicken, und, erfüllt von Hoffnung und Furcht, uns abwechselnd angezogen und zurückgestoßen fühlen, so glaubt der noch reine Mensch in dem entgegengesetzten Geschlechte ein Heiligthum vor sich zu sehen, aus welchem das verklärte Ebenbild der Schöpfung seines Geistes hervortreten wird, und in zweifelnder Ungewißheit fühlt er sich bald hingezogen, bald in sich selbst zurückgedrängt. Erblickt er nun jetzt sein Ideal in der Wirklichkeit, so liebt er es mit der reinsten Liebe, fern von allen Aussichten auf Sinnengenuß; kaum daß selbst der schöne Ausdruck des Geschlechts in dem Geliebten ihn anders, als Schönheit im Allgemeinen, rührt. Der Liebende erröthet vor dem Bewußtwerden des Antheils, welchen Geschlechts-Eigenschaft an seiner Empfindung hat; er wagt es weder sich selbst, noch dem Geliebten zu bekennen, was er nur dunkel ahnet, und, wie jedes seiner heiligsten Gefühle, nie

ohne Schleier zu erblicken wünſcht. In jeder Beſtimmung dieſer dunkeln Gefühle, glaubt er das Bild des Geliebten und die Heiligkeit ſeiner eigenen Empfindung zu entweihen; er liebt daher in ſeliger Schwärmerei, ſelbſt unbekannt dem Gegenſtand ſeiner Liebe, und umfaßt in der ruhigen Schönheit der Natur das reinſte Bild des Geliebten. Wenn das Schickſal jetzt mit gleicher Liebe ihm den Geliebten entgegenführt, dann feiert der Genius der Liebe ſeinen höchſten Triumph, und in unzertrennlicher Vereinigung ſtehen die Liebenden, ein angeſtauntes Wunder von den Zeitgenoſſen und Nachkommen. Keine Zeit, kein Raum, kein Schickſal vermag ſie zu trennen; denn ihre Liebe iſt ewig, wie die Gottheit, die jeden Augenblick ihres Lebens erfüllt.

Aber nur Wenigen wird dieſe Gabe des Himmels. Wenn auch einmal ein unverdorbener Menſch durch einen glücklichen Zu-

fall aus den Händen der Erzieher hervorgeht; wo findet dieſer Einzelne wohl ein ihm gleiches, eben ſo begünſtigtes Weſen? Er ſucht oft lange vergebens, bis endlich der Glanz des geſuchten Ideales erbleicht. Nun ſchließt er ſich liebend an ein Weſen an, das ihm, vielleicht durch bloßen Trieb geleitet, entgegen kommt. Geſchäftig trägt die Phantaſie alle Vollkommenheiten ſeines Ideals auf dieſes Weſen über, und in ihrem verſchönernden Spiegel erblickt er nun der Geliebten täuſchendes Bild. Bald wirken nun auf ihn die Reize des Geſchlechts, und im Bewußtſeyn, daß ſeine Gefühle von reiner Liebe ausgingen, überläßt er ſich willig dem ungewohnten Zauber. Mächtiger wird nun die Macht der Natur, und kettet den Liebenden mit doppelten Banden an den Geliebten. Auch dieſes iſt Liebe, wenn auch nicht jene hohe, himmliſche, welche ſich ſelbſt im Ideale verliert. Wie aber der Liebende An-

fangs ſein Ideal in den Geliebten übertrug, ſo beſtimmt nun die Geſtalt des Geliebten ſeine eigene Idee von Schönheit, und hieraus erklären ſich die ſonderbaren Eigenheiten der Liebenden in ihren Meinungen über Schönheit, und die Erſcheinung, daß Formen, welche vom Ideale des Schönen oft ſehr abweichen, dennoch innige Liebe erwecken können. Selbſt wenn Zeit oder Verhältniſſe dieſe Liebe zerſtört haben, wecken noch ähnliche Formen, durch Mitwirken der Phantaſie, jene dunkeln ſeligen Gefühle, und bekommen ſo, bei allem Mangel wahrer Schönheit, durch die Erinnerung, ein eigenthümliches Intereſſe, bis endlich jenes Bild des Geliebten mit der Phantaſie ſelbſt nach und nach verſchwindet. Es iſt leicht einzuſehen, daß dieſes Intereſſe an ähnlichen Formen kein reines Wohlgefallen iſt, ſondern daß der Reiz den größern, faſt einzigen Antheil daran hat, nur mit dem Unterſchiede, daß er

dem Gegenſtande nicht reell, ſondern nur ideell, mittelſt der Phantaſie, zukommt; und ſchon dieſer Umſtand zeigt, wie wenig es möglich ſey, zum zweitenmale mit der Reinheit des erſten Gefühles zu lieben. Die zweite Liebe geht, ſelbſt in ihrem reinſten Entſtehen, vom Intereſſe aus, nicht mehr vom reinen Gefühl des Schönen; und wer einmal geliebt hat, der iſt für reine Liebe und ihre Seligkeiten auf immer verloren.

Daß es Bildner gebe, welche nichts weniger, als bildende Künſtler, und Bilder, welche keinesweges Werke der Kunſt ſind, hat wol jeder erfahren, und auch wol zuweilen, gegen den Ruf des Bildners und des Bildes, ſich insgeheim geſtanden, wenn er nichts, als gemeine Natur, durch die Mittel der bildenden Kunſt dargeſtellt, erblickte. So gilt auch manches im gemeinen Leben für Liebe, was nichts iſt, als durch Conve-

nienz oder andere Hinderniſſe zurückgedrängter Geſchlechtstrieb.

Die Erſcheinungen des letztern haben freilich oft viel der Liebe Aehnliches; allein ſie verrathen ihren Urſprung aus dem Naturtriebe nur zu bald durch ein wildes Feuer, welches Sinn und Imagination in Aufruhr bringt, und Geiſt und Körper zerſtört, ſich aber eben dadurch von dem warmen, belebenden Strahl der Liebe ſehr unterſcheidet. Jene ſinnliche Liebe erhebt ſich nicht zu der Idee der Schönheit, ſie kennt bloß das Vergnügen am Reize; daher iſt ſie unbeſtimmt, und richtet ſich nach jedem Gegenſtand, deſſen Reize die Phantaſie bewegen und dem Sinne Genuß verſprechen. Wahre Liebe hingegen kennt nur Einen Gegenſtand; denn, indem ſie auf das Ideal menſchlicher Schönheit ſich richtet, und dieſes in des Geliebten Geſtalt und Handlungsweiſe erblickt, iſt die Möglichkeit einer getheilten Liebe für ſie auf-

gehoben. Wie aber die sinnliche Liebe ſich nicht über die Natur erhebt, ſo will die hyperphyſiſche, welche unrichtig zuweilen die platoniſche genannt wird, die Menſchheit überfliegen. Bloß im Anſchauen der reinen Schönheit ſoll dieſe Liebe ihr Weſen haben, und die Geſchlechter ſollen ſich lieben, wie reine, von aller Natur entfeſſelte Geiſter. Allein die Natur ordnete nichts, damit es die Freiheit zerſtöre, und der Geiſt fordert nichts, was nicht ſein ſichtbares Bild, die Natur, in ihren Ordnungen, als in Symbolen und Hieroglyphen, andeutete. Weder aus dieſem allgemeinen Wohlgefallen am Schönen, noch aus jenem Intereſſe am Reizenden, läßt ſich die Eigenheit der Geſchlechtsliebe, die Treue, oder das Beſchränken der Liebe auf Einen Gegenſtand, erklären. Denn, wäre Liebe bloß Wohlgefallen am Schönen, warum ſollte ſie, ganz ihrer Natur zuwider, ſich auf das Einzelne einſchränken, und nicht

vielmehr die ganze Welt des Schönen mit ihrer, von dem Unendlichen abſtammenden, Kraft umfaſſen? Wäre ſie aber bloß Vergnügen am Reize, wie könnte ſie, ganz gegen die Natur des Reizes, immer und einzig denſelben Gegenſtand anziehend finden? — Wenn dieſe ſinnliche Liebe rohe Natürlichkeit iſt, ſo iſt jene hyperphyſiſche erkünſtelte Freiheit, und die Super-Naturaliſten ſo wohl als die Naturaliſten der Liebe vergeſſen, daß der Gegenſtand der Geſchlechtsliebe nicht bloß ſchöner Gegenſtand und Geliebter iſt, ſondern ſelbſt Liebender wird. Gegenliebe allein iſt, was das an ſich unbegränzte Streben nach dem Schönen begränzt, und dem Vorübergehenden des Reizes ewige Dauer giebt. Die Liebe, die ſich auf das Schöne richtet, kann ſelbſt in ihrer Erſcheinung und in ihren Aeußerungen nicht anders als ſchön ſeyn; dadurch ſtellt ſie in ſich ſelbſt dem Geliebten einen Gegenſtand der Liebe dar, und

gegenſeitig erhöhet nun die Gegenliebe durch ihre eigene Schönheit die Liebe, welche ſie erſt erweckte. Indem ſo Liebe ſich auf gleiche Liebe richtet, ſcheidet ſich die Geſchlechtsliebe von dem allgemeinen Wohlgefallen am Schönen. Das Schöne der Liebe iſt untrennbar von der eigenſten Individualität des Liebenden, und dadurch verwandelt ſich die Liebe zu dem Schönen, als Gegenliebe, in die ausſchließliche Liebe zu einem beſtimmten Individuum. Der Geliebte iſt nun nicht mehr ein Gegenſtand, welcher an der allgemeinen Schönheit Theil nimmt: durch ſeine Liebe hat er ſich ſelbſt eine Schönheit angebildet, welche ihm ausſchließlich eigen iſt, und ihm die ewige Dauer der Liebe ſichert. So iſt die Treue der Liebenden in der Natur der wahren Liebe ſelbſt gegründet, und es iſt vergebens, von dem Liebenden Treue als Pflicht zu fodern. Liebe kennt keine Pflicht, eben weil ſie Liebe iſt, und durch ihr

freies Handeln das hervorbringt, was erſt außer dem Gebiete der Freiheit zu Rechten und Pflichten wird. Dem Liebenden iſt Untreue ein inhaltloſer Begriff; er müßte erſt aufhören zu lieben, eh' er treulos ſeyn könnte; wo aber keine Liebe iſt, da kann keine Treue gebrochen werden. Der Liebende, welcher die liebeweckende Macht ſeiner eigenen Liebe nicht ahnet, ſieht im Geliebten nicht den Liebenden, ſondern nur das Ideale, mit dem er ſich zu vereinigen ſtrebt; er wagt es kaum, Gegenliebe zu hoffen, und erblickt ſelbſt in ihren Zeichen nur eine neue, anziehendere Schönheit des Geliebten, welche ihn um ſo mehr feſſelt, je inniger ſie mit der Individualität des Geliebten verbunden iſt, und dadurch ſelbſt den Reizen deſſelben die Weihe der Schönheit ertheilt. Beide Liebende finden ſo in der Liebe des Geliebten neue Nahrung für ihre eigne Liebe, und, ſtatt ſie zu trennen, muß ſelbſt die Zeit ſie

nur feſter vereinigen. Wie könnten auch Liebende ſich finden, hätte nicht die Liebe jene Kraft des Unendlichen, durch ihren belebenden Hauch Liebe zu wecken? In einſamer Sehnſucht müßte ihre Liebe ſich verzehren; denn nur dem Zufall wäre es überlaſſen, ob der Liebende auch der Geliebte ſeyn werde. Aber nur zu oft erſcheint die Neigung, vom Reize geweckt, in einer der Liebe ähnlichen Geſtalt, und, von dem Scheine getäuſcht, wendet ihr zuweilen ſich das unerfahrne Herz mit reiner Gegenliebe zu. Unſelige Täuſchung! Mit dem Genuß verſchwindet bald der Reiz, die Neigung flieht, und nur die Gegenliebe des Nichtgeliebten, ſelbſt zum Lockenden des Reizes herabgewürdigt, hält mit ſchwacher Kraft noch den Geſättigten zurück, bis endlich auch dieſes Band ſich löſ't, und der Verlaſſ'ne aus ſeiner eigenen Liebe einſam ſich des beſſern Lebens Todes-Trank bereitet. Wem ſoll der noch vertrauen, der

auf Liebe zu bauen glaubte, und getäuſcht ſich fand? der ſeiner erſten Liebe ſchöne Fülle für Liebe hinzugeben wähnte, und, verſchmäht von dem unwürdigen Geliebten, der niedern Neigung trauriges Opfer ward? denn nur die Begierde, welche vom Reize erregt wird, kennt Sättigung durch ihren Gegenſtand, und verläßt ihn, wenn ſie ſich befriedigt findet; die wahre Liebe richtet ſich allein auf reine Schönheit, die in Gegenliebe ſich täglich neu verjüngt, und immer feſter mit ihrem Band die Liebenden umſchließt. In ihr iſt keine Täuſchung; wahre Liebe iſt allezeit treue Liebe.

Später als die bildende Kunſt, entſteht die Dichtkunſt. Sie ſtellt ihren Gegenſtand, das Schöne, durch Begriffe in Worten dar, und wirkt alſo zunächſt auf den Verſtand, als auf das Vermögen der Begriffe. Wie daher die Freiheit des bildenden Künſtlers durch die Normalform der Geſtal-

ten beſchränkt wird, ſo iſt der Dichter an die Richtigkeit der Begriffe oder an die Wahrheit gebunden, und hierin liegt der Grund, warum der Verſtand, der überhaupt gern ſein Gebiet überſchreitet, ſich ſo oft anmaßt, nicht allein die Richtigkeit der Begriffe, ſondern auch die Schönheit der Ideen in einem Gedicht zu beurtheilen. In der Parallele der Kunſt und Liebe ſteht der Dichtkunſt die Freundſchaft entgegen; denn das, was der Freundſchaft fähig macht, wird ebenfalls zunächſt mit dem Verſtande erkannt. Sie entſtehet ebenfalls ſpäter als die Geſchlechtsliebe; denn was in jener frühern Zeit mit dem Nahmen Freundſchaft belegt wird, iſt eine Aeußerung der noch unentwickelten Geſchlechtsliebe, und richtet ſich daher, wie dieſe, ausſchließlich auf das Schöne. Der Geſchlechts-Unterſchied hat in dieſer Periode noch keinen, oder doch unmerklichen Einfluß auf die Bildung des Menſchen; daher kann

ſich

ſich dieſe Liebe durch den Gegenſtand, auf welchen ſie ſich richtet, noch nicht als Geſchlechtsliebe mit voller Beſtimmtheit ankündigen. Allein es entgeht der Beobachtung nicht, daß die Jugend beider Geſchlechter ſich, bei ihren freundſchaftlichen Vereinigungen, faſt einzig durch das Liebliche und Zarte in Form ſowohl, als Bewegung angezogen fühlt; denn dieſe Zartheit iſt eben das Intereſſante, wodurch die Natur ſelbſt die Phantaſie zur Schönheit leitet. Aber wenn auch die Natur dem weiblichen Geſchlecht die Lieblichkeit, als ein fortdauerndes Geſchenk, ließ, ſo weicht dieſe doch von dem männlichen, je mehr ſich deſſen Geſchlechts-Charakter, die Kraft, entwickelt. Beide Geſchlechter trennen ſich nun, um durch dieſe Trennung ſich für eine neue Vereinigung zu bilden. Folgen ſie blind der Leitung der Natur, welche, nach einmal geſchehener Trennung der Geſchlechter, nicht mehr das Allgemeine der Gat-

tung, ſondern das Beſondere der Individuen ausbildet, ſo artet die Lieblichkeit des Mädchens mit ihrer vollendeten Bildung in Weichlichkeit aus, und die Kraft des Jünglings verwandelt ſich in dem Manne zur Rohheit. Die Natur behauptet nun ihre Rechte, und vereinigt nach ihren Geſetzen durch bloßen Trieb die Geſchlechter. Wo die Weichlichkeit ſich dem ſtärkeren Geſchlecht durch Müßiggang mittheilte, ſchmachtet das ſchwächere unter der Macht orientaliſcher Barbarei; wo die Rohheit durch die Mühſeligkeit des Nahrungs-Erwerbs auf das ſchwächere überging, ſeufzet dieſes unter dem Druck nordiſcher Wildheit. Keine Liebe vereinigt die Gatten, ſelbſt in ihrer dauernden Verbindung ſind ſie nur Mittel zum Zwecke des Staats, der durch die Ehe ihnen, zu ſeiner eignen Erhaltung, ein bloß rechtliches Verhältniß ſichert. Denn Liebe kann nicht ohne Schönheit, und Schönheit

ſo wenig mit Rohheit, als mit Weichlichkeit beſtehen; in dieſer würde ſie zerfließen, und in jener erſtarren; ſie iſt überhaupt nie, wo bloße Kräfte der Natur wirken, ſondern nur da, wo Freiheit ſich mit der Natur innig vereinigt. Will alſo der Menſch geliebt ſeyn — und er will dieſes, ſo gewiß er nicht allein Sinnlichkeit iſt — ſo muß er den natürlichen Charakter ſeines Geſchlechts durch Freiheit veredeln, indem er ihn auf das Ideal ſeiner Gattung, auf Humanität, zurückzuführen ſtrebt. In jeder Idee verſchwinden nun zwar die Gegenſätze — in der höchſten Idee deswegen auch der urſprüngliche — und das Ideal menſchlicher Schönheit würde in ſeiner Reinheit weder männlich, noch weiblich ſeyn können; allein da in der Wirklichkeit eine reine Darſtellung der Idee nie möglich iſt, ſo wird bei allem Streben nach reiner Humanität doch nie in der Schönheit des wirklichen Menſchen der Geſchlechts-

Charakter ganz verſchwinden. Und er ſoll nicht verſchwinden; denn die Freiheit will die Natur begränzen, aber nicht ſie zerſtören. Mit dem entgegengeſetzten Charakter der Geſchlechter, würde zugleich die eigentliche Geſchlechtsliebe aufgehoben ſeyn, und die Natur würde in der Vereinigung der Geſchlechter etwas zu ihrem Beſtehen, als nothwendig, verlangen, was die Freiheit durch ihre Forderung zu vernichten ſtrebte. Nicht alſo im **Vertilgen des Geſchlechts-Charakters beſteht die Schönheit des Menſchen**, ſondern im **Begränzen ſeiner natürlichen Richtung durch das freie Streben nach Humanität.** Die zarte Lieblichkeit des Weibes wird dadurch zur Grazie, die feſte Kraft des Mannes zur Würde. In beider Vereinigung beſteht die reine Humanität, aber dieſes hohe Ideal ſollte nicht von dem Einzelnen erreicht, ſondern, wie das Unendliche ſelbſt, als ſein irdiſches Ebenbild, durch

Vereinigung des Entgegengeſetzten, in Liebe repräſentirt werden.

Schönheit iſt alſo nicht bloß ein Geſchenk der Natur, ſondern zugleich ein Werk der Freiheit. Da nun Liebe ſich einzig auf Schönheit richtet; ſo entſteht ſelbſt aus dem Verlangen nach Liebe die Aufgabe in dem Menſchen, ſich liebenswürdig zu machen. Würdig aber wird er nur durch das, was an ſeiner Schönheit der Freiheit angehört — denn die Natur giebt nur Werth; Würdigkeit ertheilt allein die Freiheit — alſo durch den Grad von Humanität, welchen er ſich erworben hat. Doch nicht für immer bleibt das Streben nach Humanität bloß Mittel zu dem Zwecke der Liebe, wenn es auch in der Reihe der Erſcheinungen, der Einheit und Stetigkeit des Ganzen wegen, zuerſt durch Liebe geweckt wird. Dieſes Ziel hat an ſich ſelbſt zu viel Erhabenes, als daß es dem Menſchen, welcher

anfangs es ſich bloß zum Mittel auserſehen hatte, nicht bald ſelbſt zum Zweck werden ſollte. Was im Reiche der Nothwendigkeit Thorheit iſt, weil es abwärts führt und vereinzelt, nehmlich Behandlung des Mittels als Zweck, das wird im Reiche der Freiheit Weisheit, weil es wegen der entgegengeſetzten Richtung beider aufwärts führt und verbindet. Je gewiſſer dort über dem Mittel jeder Zweck verfehlt wird, um ſo ſicherer werden hier durch Erhebung des Mittels alle Zwecke erreicht. Humanität alſo, oder Vereinigung aller Anlagen und Fähigkeiten der menſchlichen Natur zu einem vollendeten Ganzen, heißt der große Zweck, welchen der Menſch ſich vorſetzt. Er ſucht aber nicht, in eitler Selbſtſucht und mit thörichtem Egoismus, allein in ſeinem eigenen Individuum die Aufgabe der Menſchheit zu realiſiren, er weiß vielmehr, daß er nur deswegen, und blos dadurch dieſes beſtimmte

Individuum iſt, weil er das Ganze der Menſchheit nicht umfaßt, ſondern auf gewiſſe Richtungen ſeiner Thätigkeit beſchränkt iſt. Er weiß, daß ſelbſt dieſe Richtungen nur durch die wechſelſeitige Wirkung mehrerer Menſchen möglich ſind, und daß alſo der Zweck der Humanität wol durch den Einzelnen befördert, aber nur in der geſammten Menſchheit erreicht werden kann. Das Streben nach dem Zweck iſt das, was die Einzelnen zum Ganzen vereinigt; das Ergreifen der Mittel das, was das Ganze zu Einzelnen ſondert, und das Anerkennen des Gemeinſchaftlichen jenes Strebens, in einem, als Individuum einzeln ſtehenden Menſchen iſt der eigentliche Grund der wahren Freundſchaft. Der Freund ſieht in dem Freunde, in Beziehung auf den gemeinſchaftlichen Zweck, ſeines Gleichen, da der Liebende hingegen in dem Geliebten das Höhere und Beſſere erblickt: denn dieſer findet ſein Ideal

in dem Geliebten, jener ſucht es am Ziel des gemeinſchaftlichen Strebens. Der Liebende hofft vom Geliebten Alles im Zutrauen zu ſeiner Liebe; der Freund fordert vom Freunde Alles im Vertrauen auf ſeine Humanität; denn jener überläßt dem Geliebten ſich ſelbſt, dieſer überträgt dem Freunde die Sache der Menſchheit. Freundſchaft iſt daher ſehr wohl möglich ohne perſönliche Nähe, aber nicht ohne gegenſeitige Mittheilung. Denn wie Liebe erſt durch Gegenliebe zur individuellen Liebe wird, ſo wird Freundſchaft erſt durch das Gefühl des anerkannten gleichen Strebens nach Humanität zur perſönlichen Freundſchaft. Vertrauen und Gewohnheit der gegenſeitigen Mittheilung vermögen ſogar die harte Gränze der Individualität zu mildern; denn wie im intereſſanten Geſpräch die Sprechenden ſich oft unwillkührlich in gleichen Ton ſtimmen, und ſich ihrer eine vorübergehende Sym-

pathie, ſogar in den Bewegungen, bemächtigt, womit ſie einer des andern Rede begleiten; ſo bildet ſich durch den Umgang unter Freunden eine bleibende Sympathie, und indem Alles in ihrem Geiſt mit dem Bewußtſeyn ihres hohen Zieles ſich verbindet, ſind ſie durch dieſen, außer ihrer ſelbſt liegenden Berührungspunkt, das reinſte Symbol der Wahrheit, oder einer vorher beſtimmten Harmonie.

Dieſer ideale Zweck der Humanität iſt aber nicht der Grund aller Verbindungen, welche im gewöhnlichen Leben den Namen Freundſchaft führen. Wie das Entgegengeſetzte der Schönheit — der Reiz — zuweilen einen täuſchenden Schein der Geſchlechtsliebe hervorbringt, ſo veranlaßt auch oft das Entgegengeſetzte der Humanität — der Egoismus — eine der Freundſchaft, dem Scheine nach, ähnliche Verbindung. Der Egoiſt ſtrebt ebenfalls nach Vorzügen, und,

in einem kultivirten Zeitalter, auch wol nach wahren, nicht bloß eingebildeten; er wirkt oft mächtig auf die Menschheit, allein es ist ihm nicht dabei um Beförderung der Humanität zu thun, sondern einzig um Verherrlichung seiner Individualität; es ist ihm gleichgültig, ob er erleuchtet, ihm genügt es, wenn er nur glänzt. Er vereinigt sich daher ebenfalls gern mit Andern zu einem gemeinschaftlichen Zweck, und tritt, durch die dabei nöthige Mittheilung, mit ihnen in ein engeres Verhältniß, welches oft, des Aehnlichen in der Art des Umgangs, und der dabei Statt findenden Vertraulichkeit wegen, für Freundschaft gehalten wird. Aber der egoistische Grund solcher Verbindungen wird nur zu leicht sichtbar, und unterscheidet sich bald von der wahren Freundschaft. Wenn ächte Freundschaft mit wahrem Enthusiasmus und vollem Eifer sich wechselseitig für den gemeinschaftlichen Zweck unterstützt, so

entzieht ſich die unächte, ſo lange nicht ihr beſonderer Zweck ſie zur Mitwirkung reizt. Jene findet ihr eigenes Glück in dem gelungenen Werke des Freundes, dieſe mißgönnt ihm eiferſüchtig die Ehre der That und den Ruhm des Gelingens. Aechte Freundſchaft ſieht im Freunde den Beförderer des eigenen Zwecks, unächte nur den Nebenbuhler; daher ſteigt jene mit dem Werthe des Freundes, wenn dieſe in demſelben Verhältniſſe fällt.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß das Verhältniß der Geſchlechter und ihre Natur das männliche zu einer größeren Kraft in der Freundſchaft fähig macht, als das weibliche. Der Mann hat mit ſeinem Geſchlecht — nicht zwar ein höheres, wie Manche thöricht ſich einbilden, — aber doch ein anderes Ideal zu realiſiren bekommen, als das Weib, und die Kraft, als Charakter ſeines Geſchlechts, wird ihm überall den Vorzug

laſſen, wo es auf Kraft und ausſtrömende Thätigkeit ankömmt. Wo hingegen Zartheit der Empfindung und in ſich ſelbſt gehende Thatigkeit entſcheidet, da wird das weibliche Geſchlecht unfehlbar den Vorzug behaupten. Daher hängen Frauen mehr an der Vorſtellung der Ideale, während Männer bemüht ſind, die Ideale ſelbſt darzuſtellen. Was aber die Natur dem weiblichen Geſchlecht an der Fähigkeit zur eigentlichen Freundſchaft abzog, das erſetzte ſie ihm reichlich an der Liebe zu dem Kinde; denn dieſe iſt in ihrer Reinheit nur der Mutter eigen. Wenn in der Freundſchaft der Frauen zu viel Empfindung iſt, ſo iſt in der ſogenannten Vaterliebe zu viel Reflexion. Die Mutter liebt ihr Kind, und ſelbſt zu der ganzen Kinderwelt zieht ſie, ehe ſie noch Mutter iſt, eine verborgene Ahnung des künftigen Muttergefühls; der Vater liebt das Kind, und ſelbſt in dem eigenen mehr die

Kindlichkeit, oder ſeine Gattinn, oder den Erben ſeines Namens. Die Mutter fühlt, was ihr Kind iſt; der Vater überlegt, was aus dem Kinde werden kann. Keine Liebe iſt ſo rein von allem Eigennutz, ſo frei von aller Ausſicht auf Vergeltung, als die Liebe der Mutter. Sie iſt das reinſte Wohlwollen, welches nicht einmal durch Schönheit der Geſtalt, wie die Geſchlechtsliebe, oder durch Wahrheit und Uebereinſtimmung der Begriffe, wie die Freundſchaft, ſeine Beſtimmung erhält. Bloß die Idee der Unſchuld iſt es, was der Mutter in dem Kinde erſcheint, und als Darſtellung des Unendlichen ihre Liebe erweckt. Wie in dem Kinde, als phyſiſchem Weſen, noch alle Kräfte und Anlagen unentwickelt und kaum im Keime ſchlummern, ſo enthält die Unſchuld, als moraliſches Weſen des Kindes, die urſprüngliche, natürliche Richtungsloſigkeit in Anſehung des Guten und Böſen. Für die Un-

ſchuld iſt weder Gutes noch Böſes vorhanden, eben weil ſie noch ohne Schuld iſt; es iſt daher die höchſte Tendenz des moraliſchen Menſchen, dieſe natürliche und bewußtloſe Unſchuld der Kindheit mit Bewußtſeyn und durch Freiheit in Heiligkeit wieder herzuſtellen. Aber ſo treffend ſich in der Unſchuld das Unendliche darſtellt, ſo iſt doch das Wohlgefallen an ihr ſelten ungemiſcht. Die moraliſche Reinheit in ihr erfüllt mit Achtung, und erregt ein drückendes Gefühl, weil dieſe Achtung nicht von der Freiheit, ſondern von einem Werke der Natur gefordert wird, gegen welches in der ſittlichen Würdigung zurückzuſtehen, doppelt niederſchlagend iſt. Nur der wahrhaft Heilige kann daher mit reiner Liebe der Unſchuld ſich nahen, und man irrt ſich nicht, wenn man aus der Reinheit des Wohlgefallens an Kindern und an dem Umgang mit ihnen auf den ſittlichen Charakter eines Menſchen

zu ſchließen verſucht. Aber die Natur würde wenig für die, den Kindern ſo nöthige Liebe geſorgt haben, wenn ſie bloß auf die Heiligkeit ihrer Erzeuger hätte rechnen wollen. Gewiß iſt es zwar, daß der Charakter des weiblichen Geſchlechts ſich mehr zur Heiligkeit neigt, als der des männlichen, welcher ſich mehr zur Gerechtigkeit wendet. Allein die Natur rechnet nie auf eine Ergänzung ihrer Anordnungen durch Etwas, welches von der Freiheit abhängt; ſie iſt ſich jederzeit ſelbſt genug, und enthält für jeden ihrer Zwecke in ihrer eigenen Sphäre das ſicherſte Mittel. Sie kann zwar dem Charakter nicht Heiligkeit geben, um das Wohlgefallen an der Unſchuld von dem drückenden Gefühle des eigenen Zurückſtehens zu reinigen; ſie kann aber das Erſcheinen der Unſchuld im Kinde an ſolche Bedingungen knüpfen, welche das Gemiſchte in der Empfindung ſchon vor ihrem Entſtehen aufheben,

und die Mutter einer reinen Liebe zu dem Kinde fähig machen. Vom ersten Augenblick des Entstehens an ist das Kind in unmittelbarer Abhängigkeit von der Mutter, und zwar nicht bloß von ihrer Organisation, sondern auch, was das vorzüglichste ist, besonders nach seinem Eintritt in die Welt, von ihrem Willen. Denn nicht der Naturtrieb ist es, wie bei vernunftlosen Wesen, welcher die menschliche Mutter zur Ernährung ihres Kindes leitet, sondern Freiheit und Selbstbestimmung; daher ist sie auch nicht mit Nothwendigkeit an die von der Natur bestimmten Mittel gebunden, sondern sie kann den Zweck der Natur, den sie zu dem ihrigen macht, durch frei gewählte Mittel erfüllen. Dieses Gefühl der Abhängigkeit des Kindes von ihr und ihrem Willen, seiner Bedürftigkeit ihrer Hülfe und Sorgfalt, seines Unvermögens, ohne ihre Liebe zu bestehen, — denn was ist die be-

rech-

rechnende Sorgfalt des Erziehers gegen die Liebe der Mutter? — iſt das Mittel, durch welches die Natur dem Kinde die Liebe der Mutter ſichert. Das Kind iſt ihr nicht mehr die bloße Erſcheinung der Unſchuld, welche Achtung fordert; es iſt ihr Kind, gebildet aus ihrem eigenen Weſen, und gepflegt durch ihre innige Liebe. So entſteht ihr die überall anerkannte Mutterwürde, welche ſie fähig macht, der Unſchuld des Kindes ſich an die Seite zu ſtellen, und es mit reiner Liebe zu umfaſſen. Das Kind wird der Mutter nun ein Bild ihrer eigenen Unſchuld, und indem die Phantaſie die Erinnerungen und Bilder ihrer eigenen Kindheit mit ihren gegenwärtigen Gefühlen verbindet, entſteht ihr ein Ideal der Kindheit, welches ſie aus ſich ſelbſt auf ihr Kind überträgt, und in dieſem realiſirt zu erblicken glaubt. Es ſcheint, als hätten ſelbſt die Geſetzgeber, wie durch einen glücklichen Inſtinkt geleitet,

das zarte Verhältniß der Mutter und des Kindes mit ihren Bestimmungen verschonen wollen, indem sie nur eine väterliche Gewalt in ihren Ordnungen festsetzen. Die liebende Mutter verschmäht des Rechtes todte Gewalt, in ihr lebt die lebendige Liebe, und für das Gefühl des Kindes gegen die Mutter hat die Sprache noch kein Wort gefunden.

Ich setze der Mutterliebe unter den Künsten die Musik entgegen, und scheue nicht den Vorwurf der Paradoxie. Ist nicht der Gegenstand der Musik ebenfalls frei von Gestalt und Begriff, bloße Idee, wie die Unschuld, welche die Mutterliebe erweckt? Denn die Töne selbst sind es nicht, was der wahre Tonkünstler darstellen will, sie sind bloß das sinnliche Zeichen davon; und doch erscheint selbst in den Tönen die Harmonie, als objektives Bild des Unendlichen, wie die Unschuld im Kinde, als subjek-

tives. Wenige nur haben reinen Sinn für Muſik; denn ſie erfordert eine Kultur, die man äſthetiſche Heiligkeit nennen möchte. Daher vergnügen ſich die Meiſten bloß an ihrem angenehmen Spiele, wie am muntern Tanzen der Kinder, oder ſie ſtudieren ihre harmoniſchen Verbindungen, wie die Ideen-Aſſociationen ihrer Zöglinge. Nicht außer uns entſteht das muſikaliſch Dargeſtellte, in uns ſelbſt bildet es ſich, und die im Rhythmus wechſelnden, und durch Harmonie, wie Planeten durch ihre Sonne, zuſammengehaltenen Töne ſind nur die geſtaltloſen Schatten unſers eigenen Innern. Wie weder in Harmonie ohne Rhythmus, noch in Rhythmus ohne Harmonie, ſondern einzig in der möglichſten Freiheit des Rhythmus bei größter Einheit der Harmonie, das ſchöne Spiel der Töne beſteht, ſo geht auch in dem Innern des Menſchen nur aus Einheit der Perſon, bei möglichſtem Wechſel des Zuſtan-

des, das ſchöne Spiel des Lebens hervor. Empfänglichkeit für Muſik iſt daher ein Zeichen der äſthetiſchen Kultur, wie die Liebe zu Kindern als ein Zeichen moraliſcher Kultur gilt; denn nur für das, was der Menſch mit Bewußtſeyn iſt, hat er Sinn. Die Rohheit vergnügt ſich am harmonieloſen rhythmiſchen Geräuſch; die Weichlichkeit am Klange, der ſich bloß der Abwechſelung wegen in Rhythmen, und der Vernehmlichkeit wegen nach Geſetzen der Harmonie bewegt. Die wahre Kultur erkennt aber, in dem eigentlichen muſikaliſchen Kunſtwerke, das ſchöne Bild ihrer innern Einigkeit, und deswegen kann Muſik nicht kultiviren, ſondern nur die Kultur, welche ſie vorausſetzt, durch ihre Wirkung beleben und erhalten.

Sinfonie,

nach Mozart in Es dur.

Largo maeſtoſo.

Preis, Ehr und Ruhm den Unſterblichen,
Erſten Kindern der alten chaotiſchen Nacht!
Ewig erzeugt und zeugend, Geburt und Gebärer,
Nimmer getrennt, Eins rufend das Andre hervor:
Preis dir, Eros, und dir Anteros Preis!

Ihr führt der Götter Gaben
Zu den Menſchen herab;
Ihr blickt das ewige Licht
In die ſtrahlenloſe Welt;
Eurem Berühren erklingen
Freudig tanzend alle Naturen;

Euer Kuß entzündet
Himmliſche, alldurchſtrömende Wärme;
Euer ſel'ges Umfangen
Weckt aus dem Schlummer das liebliche Leben.

Durch euch im ewgen Wechſel
Bleibend und nie veraltend,
Wiederkehrend und neu ſich geſtaltend,
Wandelt der Rhythmus der rollenden Zeit,
Ruhend auf der feſten Ewigkeit.
Von Eurem Lächeln erblühn
Der Erde ſtille Kinder in liebendem Verlangen;
Von eurer Lieb' erglühn
Widerſtrahlend des Morgens und des Abends Wangen;
Mit eurem Zorn erwacht der Orkan,
Und öffnet brauſend den ſturmhauchenden Mund,
Zwingt die Wogen himmelan
Und theilt des tiefen Meeres finſtern Schlund.

Doch in des Menſchen Bruſt
Ward euch der herrlichſte Tempel.
Durch euch in holden Scherzen
Fließet der zärtlichen Rede lieblich tönender
Lauf;
Durch euch in wildem Brauſen
Wüthet empört der Schmerz zu den Sternen
hinauf.
Euch erhebet das Lied, erſte Kinder der Nacht;
Licht und Jubel,
Sturm und Schmerzen,
Preiſen, Himmliſche, eure Macht!

Allegro moderato.

Spielend durchſchwärmt, unbekümmert
von Sorgen,
Fröhlich der Knabe des Lebens Morgen;
Freundliche Sterne
Winken von ferne
Hin ihn zur Welt.

Fröhlich umkreiſen ſich Mädchen im Tanze,
Schmücken ſich tändelnd mit blumigem Kranze,
Heimlich verlangend,
Hoffend und bangend
Blicken ſie aus in die glänzende Welt.

Prachtvoll erklingt die Luſt,
Höher klopft die Bruſt;
Jugendliches frohes Leben
Will des Jünglings Buſen heben,
Und bekränzt mit Roſen ſchweben
Um das Mädchen die Götter der Luſt.

Raſch verſpottend jeden Zügel
Trägt ihn bald der Freude Flügel
Durch der Brüder muntre Reihen,
Feſte täglich ſich erneuen.
Ihn umſchwebt der Gott der Freude,
Giebt ihm, eh' er es noch ſucht,

Alles, was er wünſcht, zur Beute,
Knoſpe, Blüth' und reife Frucht.

Doch der Jungfrau Roſenwangen
Halten ſelbſt den Gott gefangen,
Der mit nimmer leeren Händen
Freuden will den Menſchen ſpenden.
Nichts hat er, ſie zu erfreuen,
Denn von ihrer Schönheit Glanz
Muß er ſelbſt die Freude leihen
Bei dem frohen Reihentanz.
Seine Tempel ſtehn verlaſſen,
Ohne Opfer ſein Altar;
Denn die Schönheit zu umfaſſen
Dränget ſich der Menſchen Schaar.
Sie nur entzücket,
Sie nur beglücket,
Ihr nur huldigt der fröhliche Kreis.
Es ſchlingen ſich Tänze,
Es winden ſich Kränze
Einzig der lieblichen Schönheit zum Preis.

In der Trauer Nacht gehüllet
Klagt der Jüngling, wenn ſie entweicht,
Und von Himmelswonn' erfüllet
Jubelt er, wenn ſie wieder ſich zeigt.
Seliger Liebe Hoffnungen wecket
Jetzt ihm ein flüchtiger lächelnder Blick,
Und in finſtre Verzweiflung ſchrecket
Bald den Armen ein Wort zurück.
Da entfliehn der Jugend heitre Freuden.

* * *

Doch er kämpft mit ſeinem Leiden;
Stolz will er von ihr ſcheiden,
Männlich ſtark um die Liebe nicht flehn.

Fruchtlos winkt das holde Lächeln,
Fruchtlos lockt der ſüße Blick
Und der Töne ſanfter Zauber
In die Feſſeln ihn zurück.

Nichts ſoll ſeinen Stolz bezwingen,
Mit dem Herzen will er ringen,
Männlich ſtark den Kampf beſtehn.

Da ſucht er die Nacht
Und die menſchenleere Stille;
Wenn kein glückliches Auge wacht,
Flieht er hin zu der Wogen dumpfem Gebrülle,
Und beim donnernden Schall
Schweiget die innre Qual,
Es ſchlummert ein im Sturm
Des Kummers herzzernagender Wurm:
Da naht ſich der himmliſche Friede,
Und weckt mit lieblichem Liede
Die Bilder der ſeligen Zeit,

Wo noch der Knabe befreit von Sorgen
Spielend durchſchwärmte des Lebens
Morgen,
Wo ihn von ferne
Freundliche Sterne
Winkten zur Welt,

Wo er umfing das Mädchen im Tanze,
Tändelnd ſie ſchmückte mit blumigem
Kranze,

Die er verlangend,
Hoffend und bangend
Wiederfand in der glänzenden Welt.

Bald weicht der herbe Schmerz,
Und es glüht ihm das Herz,
Neues jugendliches Leben
Fühlt er ſeinen Buſen heben,
Und bekränzt mit Roſen umſchweben
Ihn die Götter der Hoffnung und Luſt.

Und bald auf der Freude Wegen
Kommt die Jungfrau ihm entgegen;
Bei der Spiele frohen Scherzen
Oeffnen willig ſich die Herzen.
Liebe kann die Liebe finden,
Herz mit Herzen ſich verbinden,
Und das Leid iſt bald zerronnen,
Bald der Liebe Glück gewonnen,
Und in ſel'gen Himmelswonnen
Schwebt die lieberfüllte Bruſt.

Aber fern am heitern Himmel
Steigen graue Nebel auf,
Und im ſchwärzlichen Gewimmel
Zieht der Wolken ernſter Lauf.
Denn aus Licht und Dunkel flechten
Geiſter das Geſchick der Welt,
Zollen muß den dunkeln Mächten,
Was des Tages Aug' erhellt.
Unter dem ſüßen
Tändeln und Küſſen
Schreitet langſam das Unglück heran:
Doch in ſeliger Liebe Genüſſen
Sehen es nicht die Glücklichen nahn.
In ihre Mitte
Tritt es plötzlich mit eiſernem Tritte,
Und aus dem Taumel erwacht
Sehn ſie umfangen ſich von Nacht.
Feindlich ſtören fremde Gewalten
Ihrer Herzen liebliches Spiel,
Und vom ſchon errungenen Ziel
Drängen ſie weg die finſtern Geſtalten.

Doch im Licht und Dunkel ſtehet
Ewig heil'ge Liebe feſt;
Ob im Sturm die Welt vergehet,
Liebe nicht von Liebe läßt.
Wie bei froher Saiten Klange
Laut ſie preiſet der jubelnde Chor,
So erhebt ſich leiſ' und bange
Auch zur Göttinn die Klage empor;
Und wenn aller Troſt dem Herzen
In der Leiden Nacht gebricht,
Liebt noch das Herz der Liebe Schmerzen,
Läßt im Tode die Liebe nicht.

Adagio.

Still, ſehnſuchtsvoll
Klagt der Jüngling ſeine Leiden,
Klagt, daß er ſoll
Von dem liebſten Wunſche ſcheiden.

„Laß dein Herz dich nicht bezwingen!"
Kann ich wehren meinem Schmerz?
„Lerne mit dem Feind zu ringen!"

Ach ihm weichet gern das Herz.
„Zukunft wird dir Freude bringen!“
Nein, auf ewig floh der Scherz!
Vergebens tröſtest du,
Vergebens!
Entwichen iſt die Ruh
Des Lebens!

Ach! daß ich ſoll
Meine liebſten Wünſche laſſen!
Still ſchwermuthsvoll
Seh' ich mich zu bald erblaſſen!

Ach entflohn ſind mir der Liebe Freuden!
Grauſam entwand
Sie des Schickſals Hand —
Geſtürzt in Leid
Durch der Götter Neid,
Zu ew'gem Schmerz
Verdammt dies Herz,
Steh ich allein
Mit meiner Pein!

Nimmer kann ich Ruhe finden.
„Endlich weichet jeder Schmerz!“
Nichts kann mich ans Leben binden.
„Ruhe findet noch dein Herz!“
Ach ich werde nimmer wieder lieben,
Sie iſt vorüber
Die Zeit der Liebe,
Ach, daß ſie bliebe!
Auf immer iſt ſie mir entflohn,
Und ſchon
Seh ich ihn nahn den Tod, der Liebe Lohn!

„Traure nicht, die Liebe kehret wieder,
Tröſtend ſteigt ſie von dem Himmel nieder,
Hoffe alles von der Liebe Macht!
Sie vereinet Töne, die ſich fliehen,
Wunderbar zu Himmels-Harmonieen,
Lohnt dem Herzen
Alle Schmerzen,
Und zerſtreut der Leiden dunkle
Nacht.“

Wie ſoll ich nicht
Ewig, was ich liebe, meiden?
„Bald vom heitern Himmel bricht
Für dich an der Tag der Freuden!“
O Hoffnung, holdes Himmelslicht,
Wie ſüß belohnſt du meine Leiden!

Tempo di Menuetto.

Jubel erſchalle in den feſtlichen Tänzen,
Jugendlich ſchmücken ſich Mädchen mit Kränzen,
Schüchtern erröthend mit ſüßem Verlangen
Küßt den Verlobten die liebliche Braut.

Wirbelnd umſchlingen im Tanz ſich die Paare,
Freu'n ſich der Jugend verrauſchender Jahre,
Und bei dem innigen, feſten Umfangen
Wird mit dem Mädchen der Jüngling vertraut.

Trio.

Leiſe winkt der Geliebte: Geliebte,
Wär' ich bei dir allein, bei dir allein!
Wenn dein Herz mich ſo liebte, ſo liebte
Wie ich dich, ſchon wärſt du mein, wärſt du mein!

Ach, wo die Lauſcher uns neidiſch umgeben,
Senket ſich furchtſam der liebende Blick;
Du biſt einzig mein Leben, mein Leben!
Einzig biſt du mein Glück, du mein Glück!

Weiter im Tanze nun drehn ſich die Paare,
Freu'n ſich der Liebe glücklicher Jahre,
Und von des Liebenden Armen umfangen
Wird mit dem Jüngling das Mädchen vertraut.

Bald auch ſchmückt mit der Myrthe Kranze
Sie der Geliebte zum bräutlichen Tanze.

Alles fühlet der Liebe Verlangen,
Alles folget dem lieblichen, lockenden, fröhlichen Laut.

Finale. Allegro aſſai.

Die fröhliche Luſt entflieht,
Die Blüte der Jugend verblüht,
Unaufgehalten rollt das Rad,
Von der Parze Hand gedreht.

Das volle Leben greift
In des Mannes Thun, es reift
Zu Schmerz und Freude jede Saat,
Von ſeiner Hand geſä't.

Nimmer Ruhe,
Ew'ges Streben
Treibt ihn raſtlos
Fort durchs Leben
Aus des ſtillen Hauſes friedlich ſicherm Port.
Eigner Thaten
Sich zu freuen,
Kühn zu wagen,

Nichts zu ſcheuen,
Immer höher
Sich zu ſchwingen,
Siegend ringen
Wird ihm hohe Freude, zieht ihn mächtig fort.

Doch die fröhliche Luſt — ſie flieht,
Der Gattin heitrer, ſorgenloſer Sinn ver-
ſchwindet,
Die Blüte welkt, — es glüht
Nicht mehr die Wang' in ſchöner Glut, von
Lieb' entzündet;
Trauernd bebt
Die geängſtete Bruſt,
Es flieht die Luſt,
Die Blüte fällt,
Von Gram entſtellt,
Einſam klagt
Sie den Schmerz, der ihr am Herzen nagt,
Ruhe, Schlummer, alles Glück verjagt.
Doch in wildem, ruheloſem Streben treibet

Wechſelnd, wiederkehrend ſich des Mannes
Sinn;
Bald naht ihm das Glück,
Bald weicht es zurück,
Bald winket ihm Scherz,
Bald drohet ihm Schmerz:
Er ſpottet der Gefahr.
Im wilden Gewühl
Entweicht ihm das Ziel,
Er kämpft ſich durch Gefahren muthig hin,
Nichts hemmt den Muth,
Nichts löſcht die Glut,
Er achtet nicht Gefahr, nicht Schrecken,
Hinderniſſe wecken
Mächt'ger nur den kühnen, ſtolzen Sinn.

* * *

Die Saat iſt gereift,
Nach der Frucht er greift! —
Und er ſieht, wie die Freude flieht,
Wie die liebliche Blüte verblüht.
Staunend hebt

Sich die ſeufzende Bruſt,
Daß die liebliche Luſt
Aus dem Leben entwich,
Daß die Blüte verblich
Und der wilde Genuß
Den ſüßen Erguß
Der Liebe zerſtört
Und den Frieden verheert.
Da tobet er wild
Und wüthet und ſchilt,
Da klaget er an
Den thörichten Wahn,
Der die Blüte verweht
Und die Liebe verſchmäht.

Und er blicket zurück,
Wie ſie blühte,
Und er wendet den Blick
Zum vergangnen Glück,
Wie er glühte,
Und er fühlet das Herz

Durchdrungen von Schmerz,
Denn, ach!

Die liebliche Luſt entflieht,
Des Lebens Frühling verblühet,
Unaufgehalten rollt das Rad,
Von des Schickſals Hand gedreht;

Das volle Leben greift
In des Mannes Thun, es reift
Zu Schmerz und Freude jede Saat,
Von ſeiner Hand geſä't!

Ohne Frieden
Selbſt ſich quälend,
Seine Wünſche
Stets verfehlend,
Fliehet ihn im Schooß der Ruh das Glück.
Nach Vergang'nem
Heiß ſich ſehnend,
Das Errung'ne
Bald verhöhnend,

Hohe Wünſche
Nimmer kämpfend,
Mit dem Herzen
Ewig kämpfend,
Blickt er ſehnend in der Jugend Zeit zurück.

Aber Jugendluſt — ſie flieht;
Doch Lieb' iſt an die Flüchtige nicht gebunden,
Des Lebens Kranz — er blüht,
Wo Liebe hält die Herzen feſt umwunden.
Nimmer altert
In Menſchenbruſt
Der Liebe Luſt,
Die ewig blüht
Und nimmer flieht,
Bis zum Tod
Mit dem Geliebten theilet Glück und Noth,
Nicht ihn läßt, wenn Sturm und Unglück droht.
Froh mit des liebenden Herzens ſel'gem Entzücken

Hält die Liebeberauſchte den Wiedergefund'nen im Arm,
Und himmliſche Luſt
Durchglühet die Bruſt,
Die nimmer entflieht
Und lieblicher blüht,
Als flücht'ger Jugend Luſt.
Wenn alles vergeht,
Vom Sturme verweht,
Die Liebe bleibet ewig, ewig feſt;
Sie weichet nicht.
Strahlt Himmelslichte,
Durchbricht des Grabes finſtre Nächte,
Zwingt des Todes Mächte:
Lieb' iſt ewig, unvergänglich!
Lieb' iſt Alles, Lieb' iſt Gott!
Preis, Ehr' und Ruhm!
Ob alles vergeht,
Die Liebe beſteht.

Grétry ſagt irgendwo in ſeinem Werk über Muſik: Haydn's Inſtrumentalmuſik ſey ſo charakteriſtiſch, daß er oft ſich verſucht fühle, einer ſeiner Sinfonien Worte unterzulegen. Der vorſtehende Verſuch einer Sinfonie durch das Darſtellungsmittel der Dichtkunſt wünſcht daher hauptſächlich in Beziehung auf ſein Vorbild, das bekannte Meiſterwerk Mozart's, betrachtet zu werden, wiewol es keiner Erinnerung bedarf, daß ein Gegenbild nicht beſtimmt iſt, mit ſeinem Vorbilde zugleich gehört zu werden.

Kleine Gedichte.

Die drei Paternoſter.

Legende.

In der freien Stadt Augsburg im Schwabenland
War ein frommer Biſchof, Sankt Ulrich genannt,
Der ward nicht müde mit Lieb' und Erbarmen,
Theilte ſein Geld und Gut mit den Armen.
Einmal, als zu Sankt Peters Stadt
Ihn der heilige Vater beſchieden hat,
Heißt er einem der Armen zu ihm treten,
Bittet ihn, fleißig für ihn zu beten,
Drei Paternoſter bei dem Schlag
Des Horaglöckleins an jedem Tag,

Befiehlt auch dem Schaffner, Sorge zu haben,
Daß ihm nimmer fehlen die milden Gaben.

Des Armen Gebet nun zum Himmel
dringt,
Sobald das Horaglöcklein erklingt,
Und dem Biſchof in wunderbarem Lauten
Des Gebetes Inbrunſt anzudeuten,
Wehen die heiligen Engel nach Rom
Den Schall des Glöckleins vom fernen Dom.
Nur eines Tags verſtummt der Klang,
Das macht den heiligen Biſchof bang,
Und er bittet vom Papſt mit trüber Geberde
Die Rückkehr zu ſeiner verlaſſenen Heerde.

Als nun der Biſchof kommt ins Thor,
Ruft er bald ſeinen Armen hervor,
Spricht: Sage mir, Sohn, ganz unverholen,
Haſt du gebetet, wie ich befohlen,
Drei Paternoſter den Tag dreimal,
Bei des Horaglöckleins tönendem Schall?

Der

Der Arme, demütig blickend, ſpricht:
Nur einmal, o Herr, geſchah das nicht,
Als dein Schaffner mich ſtieß aus der Pforten,
Und die Gabe mir weigert' mit böſen Worten.

Wie nun der Biſchof dies vernommen,
Läßt er den Schaffner vor ſich kommen;
Spricht zu ihm: Eile geſchwind, mein Sohn,
Nach Rom, zu des heiligen Vaters Thron
Und laß dir aus ſeinem päpſtlichen Munde
Geben beſtimmte und deutliche Kunde,
Wie viel ein Paternoſter ſey werth;
Ich ſelbſt bin's, der es zu wiſſen begehrt.

Der Schaffner wollte ſich nicht verweilen,
Reiſ'te den Tag wol zehen Meilen,
Kam bald zurück in die Vaterſtadt,
Gar ſehr ermüdet, und herzlich matt.
Das Paternoſter, ſprach er, gilt wenig,
Der Papſt ſchätzt es einen güldenen Pfennig.

Darauf der Biſchof lächelnd ſpricht:
Mein Sohn, die Antwort gnügt mir nicht!
Du mußt mir des Pfennigs Größe ſagen,
Oder den Papſt noch einmal fragen.

Der Schaffner, der glaubte zu raſten im Haus,
Mußte noch einmal nach Welſchland hinaus,
Kam hungrig und durſtig zum Biſchof wieder,
Dehnte gähnend nach Ruh die Glieder.
Der Pfennig, ſprach er, muß ſeyn ſo breit,
Als unter dem Himmel die Erd' iſt weit.
Möcht' nicht den Beutel oder die Ficken
Zu ſolchem Pfenniglein nähen und ſtricken,
Auch muß Herr Goliath Münzwardein,
Sankt Chriſtoffel Stempelſchneider ſeyn.

Du biſt doch den Weg nicht umſonſt gegangen,
Antwortet der Biſchof, doch hätt' ich Verlangen

Auch von der Schwere zu wiſſen ein Wort,
Sonſt wärſt du noch nicht in ruhigem Port,
Müßteſt noch einmal den Papſt befragen,
Mir Alles genau und beſtimmt zu ſagen,
Von des Pfennigs Stempel, Wappen, Geſtalt,
Rand, Dicke, Gewicht und innerm Gehalt.

Der Schaffner hörte das ſehr verdroſſen,
That ſich im Innern heftig erboßen,
Murmelte heimlich von Inſolenz,
Doch mußt' er leiſten Obedienz,
Und ſtatt zu ruhn, zu trinken, zu eſſen,
Mußt' er gar den Weg noch einmal meſſen;
Wollt' aber nun ſo die Sach' erwägen,
Als müßt' er den Pfennig ſelbſt ausprägen.
Drum brachte' er von dem Römiſchen Hof
Folgenden Bericht dem frommen Biſchof:

Der Pfennig ſoll viel mehr noch gelten,
Als die köſtlichſten Schätze aller Welten,

Von dem lauterſten Golde ſoll er ſeyn,
So klar, wie der Gnade himmliſcher Schein;
Seine Schwere ſoll größer ſeyn, als das
Gewicht
Der Sünden der Welt am letzten Gericht,
Sein Stempel das Bild von Gottes Sohne,
Sein Rand die heilige Dornenkrone,
Sein Wappen das Kreuz im blutigen Feld
Umringt von getilgten Sünden der Welt.
Ein ſolcher Pfennig allein iſt ſo reich,
Daß er ſtehe dem Paternoſter gleich.

Da blickt der Biſchof den Schaffner an,
Und ſpricht: Sieh nun, du thörichter Mann,
Wenn du des Gebetes Werth erwogen,
Um welche Schätze du mich betrogen,
Als du dem Armen die Gabe gewehrt
Und die drei Paternoſter mir geſtört,
Die bei des Horaglöckleins Schlag
Der Arme betete jeden Tag!

Drum haſt du dreimal wandern müſſen
Nach Rom, die Sünde abzubüßen
Und was du geſündigt an Geld und Gut,
Hat billig bezalet dein Fleiſch und Blut.

Die Symplegaden.

Durch des Meers umglänzte Wellen,
Bei des Abendlichts Erröthen,
Führte lenkend mit des Ruders
Stange Tityrus den Nachen;
Und das Fahrzeug trug der Nymphen
Schönste hin zum fernen Strand.

Liebentzündet blickt der Jüngling,
Sieht des Augs lichthelle Stralen
Und der Wangen Rosenschimmer;
Sieht des Munds purpurne Lippen,
Und das Spiel der Lilienarme;
Und Naiden sehn's und lachen,
Wie auf ebner Flut das Fahrzeug
Von des Schiffers eignen Stürmen
Wildbewegt, mißleitet, schwankt.

Doch die Nymphe höhnt mit ſpröddem
Wort den Fährmann, dem der Lippe
Banges Zittern ſtets der ſüßen
Liebesrede Dienſt verſaget.
Und ſie weigert ihm die Küſſe,
Sich den Mund jungfraülich deckend
Mit der Finger Roſenſpitzen;
Weigert ihm der Augen Anblick,
Ins Gewand ſich tief verhüllend,
Bis ein Märchen ihm vom Munde
Unterhaltend ſey gefloſſen.
Da begann er lächelnd ſo:

Kennſt du Orpheus, ſchönſte Nymphe?
Ihn, dem hochentzückt die Götter
Lauſchten, wie des Meeres Klippen?
Dieſe Flut durchſchifft' er vormals,
Als Jaſon ihn, der götter-
gleiche Held einführt zur Argo.
Siehſt du dort, im Glanz des Abends,
Wie von Roſenduft umzittert,

Lilienweiſs zwei Felſen ſtralen?
Sicher rudert jetzt der Schiffer
Froh hindurch, entzückt vernimmt er,
Wie ſich, liſpelnd, ſanfte Wellen
An den roſ'umblühten Felsſtrand
Leiſe ſchwingen, und die Lüfte,
Sich verirrend, ſtöhnen, ſchmachtend,
Gleich der Nachtigall Getön?

Aber vormals ſtreng verwehrten
Jedem Fahrzeug ſie den Eingang
In der jungfraulichen Thetys
Blütumkränzten Götterſchooß.

Denn ſie ſchwankten ſelbſt, den Wogen
Gleich der ſturmdurchbrauſ'ten Meerfluth,
Bald ſich öffnend, bald des Marmors
Weiße Seiten feſt vereinend.
Sturmgeprüfte Wellenſegler
Nahten oft voll Muth und Kühnheit,
Schauten ſehnſuchtvoll der grünen

Thetys frohbewegten Buſen
Und den lebensgluterfüllten
Götterſchooß von Amphitrite;
Aber raſtlos vor dem Eingang
Wogten her und hin die Felſen.
Spott und Hohn rauſcht aus der Brandung
Jedem fernhernahnden Schiffer,
Und das Fahrzeug lenkt er traurig
Aus des unwirthbaren, ſpröden
Pontus unſchiffbarem Reich.

Endlich zog die ruhmgekrönte
Argo durch die blauen Fluten;
Schon vernimmt der Schifferfahrne
Tifys fern der Klippen Rauſchen;
Und die kunſtgeübten Hände
Gleiten bang vom Steuer ab.

Staunend blickt der göttergleiche
Held Jaſon nach den Felſen
Und es drängt ruhloſe Sehnſucht

Ihn zum flutumrauſchten Marmor,
Und zu Orpheus ſpricht er freudig:
Laß, du Gottdurchflammter Sänger,
Deines Lieds machtvollen Wohllaut
Durch der Brandung Grimm erſchallen,
Daß uns Göttermacht beſchütze
Auf gefahrumdrohter Meerbahn,
Oder uns kraftvoll des Liedes
Macht im Tod den Geiſt erfreue;
Denn die Rückkehr ziemt Heroen
Nicht vor kühn vollbrachter That.

Und der Lyra Kraft entzündet
Götterglut im Arm des Sängers;
Und er ſingt, wie durch des Himmels
Purpurzeugungsquell die Meerflut
Ward entflammt, und blauen Wellen
Schön entſtieg Aphrogeneia,
Mit dem Fuß aus weißes Meerſchaums
Mutterſchooß glanzvoll ſich hebend,
Und mit väterliches Purpurs

Lippen auf zum Himmel lächelnd.
Und es lauſchten ihm der blauen
Fluten Götter und Göttinnen;
Leiſer murmelnd ſchwieg die Brandung
Und es ruht der liebentzückten
Symplegaden ſprödes Schwanken,
Horchend blüht am flutbeſpülten
Weißen Fels hervor die Roſe
Und es ſeufzt der frohbewegte
Götterbuſen Amphitrite's
Sanft wie Nachtigallgetön.

So, begrüßt von aller Götter
Süßem Brautlied, zog der ſchöne
Göttergleiche Held Jaſon
In der jungfräulichen Thetys
Blütumkränzten Marmorſchooß

Und die glänzendweißen Klippen
Ruhten freundlich, gern dem Schiffer
Bahn vergönnend, denn von Orpheus

Ruht des Brautlieds ſüßer Nachklang
Unvergeßlich in dem Innern
Und der unwirthbare, ſpröde
Schwarze Pontus
Ward ein gaſtlich frohes Meer.

Kaum geendet war das Märchen,
Als das Fahrzeug durch des Marmors
Weiße, roſ umblühte Felſen
Mit der ſchönen Nymphe ſchwankte;
Und des Schiffers heißen Küſſen
War der Purpurmund geöffnet,
Und die Lippen ſchloſſen nimmer
Sprödverweigernd
Sich des Jünglings Liebeskuß.

Buchſtabenräthſel.

Wird mir der Kopf entzogen,
So ändr' ich bald den nur gefaßten Sinn,
Bald krümm' ich mich in tauſend Bogen
Nach meines Urahns weitem Reiche hin.

Nimm mir den Fuß und gieb den Kopf zurücke,
So hüte dich, daß ich dir nicht den Kopf verrücke,
Denn ohne Gränzen iſt meine Macht,
Und mein Gebot wird auf den erſten Wink vollbracht.
Was meiner Laune gefällt,
Dem huldigt ohne Widerſpruch die Welt.
Doch, ſoll mich ſelbſt der Tod nicht faſſen,

So muß ich eilendes Flugs die eigenen Kinder verlaſſen,
Mit meinem Fuß muß ich dann langſam wiederkehren,
Und die Verlaſſenen mit giftigem Hauche zerſtören.
Denn aller Macht der Erde ſprech' ich Hohn,
Und Särge bauen mir in Grüften meinen Thron.
Alles was lebt muß meiner Macht ſich beugen,
Und todtes Schweigen herrſcht in meinen Reichen.

Doch, kannſt du mir Kopf und Fuß entreißen,
So kann ich mich mächtger als vorhin beweiſen:
Was ich mit Kopf und Fuß vernichte,
Umſtrale ich nun mit himmliſchem Lichte,
Und was ſich meiner werth kann zeigen,

Das kann ich mit Kopf und Fuß nicht er-
reichen.
Was ich erwälte, altert nie,
Es lebt in ewger Poeſie.

Friede.

⏑ — — ⏑ — , ⏑ — ⏑ — ⏑
⏑ — — ⏑ — , ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — — ⏑ —
⏑ — — ⏑ — — ⏑ — ⏑

Rauſcht nicht Flügelſchlag? Laut tönt des Fittichs
Sturmwindgleicher Schall durch finſtres Nachtgraun;
Weſſen Flug brauſ't heran?
Luftdurchſtürmend eilt ſchon er abwärts.

Naht neudrohend uns ein Geiſt des Unheils,
Aufs Land weit geſtreckt morddurſtges Schlachtſchwert?
Rauchet nicht weit der Grund
Von Blutſtrömen aus Mannerbruſt noch?
Täuſcht

Täuſcht Blendwerk den Blick? Umhüllt des Irrthums
Trugvoll Schattenbild mit Wahn den Sinn mir?
Nicht das Schwert hält die Hand,
Iſts nicht Oelgezweig goldnes Friedens?

Nimm Dankhuldigung, willkommner Schutzgeiſt,
Aus gramvoller Bruſt! — Doch kalt, wie Nordhauch,
Weht der Zweig deiner Hand,
Weckt auf neuen Schmerz blut'gen Wunden!

Ernſt wölkt dir den Blick ſtatt holdes Lächelns,
Einſam bleibt der Flug, umhüllt von Nachtgraun;
Nicht von Lichtſtralen glänzt
Dein Haupt, todtenſtill ſchweigt die Welt dir.

Doch horch! ſchallet nicht dorther Geſangton?
Ein Lied, ſchauervoll, umtönt die Wahlſtatt,
Todtenwahllied erſchallt,
Grauvoll ruft es her neuen Schlachttod.

Aus Walkyrenmund tönt dir das Loblied!
Schon webt blut'ge Hand furchtbar das Schlachtneß,
Wirft es weit auf das Land,
Und dankt, ſchadenfroh, Trugphantom, dir!

Cicade.

Apollon's Siegesfeſt kehrt wieder,
Nach Delphi ſtrömt der Sänger Schaar;
Belohnend krönt den Preis der Lieder
Ein Blätterkranz von Daphne's Haar:
Und weither wogt des Volkes Menge,
Sie deckt das Meer, ſie füllt das Land;
Es ſchlingt die Feier der Geſänge
Um Gaſt und Wirth das heil'ge Band.

Und von Italia's Geſtaden,
Aus Lokri wandert Eunomus,
Und oft, auf Land- und Meerespfaden,
Begegnet ihm der Freunde Gruß.
Geſellig ziehn die Citharöden,
Oft prüfen ſie der Saiten Ton,
Des Wanderns Laſt und Müh zu tödten
Erſchallt Geſang und Barbiton.

So wandert luſtig zum Parnaſſe
Von Kriſſa's Strand der Sänger Chor,
Und, leiſe horchend, an der Straße
Lauſcht tonbegierig jedes Ohr.
Aedon's Zaubertöne ſchweigen,
Kein Liebeslied in Wipfeln girrt,
Nur in der Büſche niedren Zweigen
Sitzt fröhlich die Cicad' und ſchwirrt.

Da blickt Ariſto zürnend nieder,
Entrüſtet um den heiſern Klang:
Wer ſtört des Sängers Götterlieder?
Wer miſcht den Mißton zum Geſang?
Soll am Parnaſſos ungezügelt
Erſchallen ſchwächliches Gezirp?
Schweig, Afterſänger! halb beflügelt,
Der ſpringend nur ſich hebt, und ſtirb!

Schon eilt er hin, es zu vollenden,
Doch hält ihn Eunomus und ſpricht:
Gönn' ihm das Lied! Von Sängershänden
Ziemt ſich der Tod des Sängers nicht!

Nicht jeder Krieger iſt ein Heros,
Nicht Glaukos jeglicher Pilot,
Anakreon iſt nicht Homeros,
Doch alle treibt ein mächt'ger Gott.

Und Phöbus, der zur goldnen Leier
Des Himmels Götterhymnen ſingt,
Hört jedes Lied, das ſeiner Feier
Des Sängers Lippe ſtammelnd bringt.
Auch du gehörſt zum Sängerorden,
Biſt Sait' im großen Barbiton,
Wir tönen mächtig in Accorden,
Du leiſ' in einfach heiſerm Ton.

Drum, ſinge harmlos fort, Cicade!
Zum guten Zeichen hallt dein Gruß
Dem Sänger, der, auf fremdem Pfade,
Zu fernen Städten lenkt den Fuß.
Du ſingſt des Heimathlandes Töne,
Machſt uns dem Ausland ſchnell vertraut,
Willkommen ſind des Liedes Söhne,
Ruft freudig uns dein muntrer Laut.

Und bald, zum großen Liederfeſte,
Durch Pytho's ſchöngeſchmücktes Thor,
Drängt brauſend ſich die Schaar der Gäſte,
Zieht kampfbereit der Sänger Chor.
Es wogt des Volks Gewühl, und dichter,
Und dichter ordnet ſich der Kreis;
Und ernſt erheben ſich die Richter,
Und lockend prangt des Sieges Preis.

Da greift Ariſto's Hand die Saiten
Und machtvoll rauſcht das Barbiton,
Apollon's Feier zu begleiten
Brauſ't Stürmen gleich der Saiten Ton.
Er ſingt den Rieſenkampf des Gottes,
Des Bogens Kraft, des Drachen Wuth,
Das Siegeslied voll bittres Spottes,
Den Fall des Ungeheurs der Flut.

Und Alle ſtaunen dem Geſange,
Und ſchweigen lang' und athmen leiſ'.
Da naht ſich, mit dem Götterklange
Der Lyra, Eunomus dem Kreis.

Und höher hebt ſich jeder Buſen,
Wie er die Töne ſinnig wählt,
Es tönt im Spiel ein Chor der Muſen
Und jede Chorde ſcheint beſeelt.

Doch, leicht iſt jedes Glück verbittert,
Und nah der Wonne wohnt das Leid,
Die Saite, die voll Macht erzittert,
Sprengt im Geſang des Zufalls Neid.
Beſchämt will ſchon der Sänger ſchweigen,
Der Töne Vollklang iſt verwirrt;
Da naht ſich aus des Lorbeers Zweigen
Mit hellem Ton Cicad' und ſchwirrt.

Und von der Lyra goldnem Rande
Tönt ſie der Chorde vollen Klang;
Und mit des Wohllauts holdem Bande
Umwebt ſie Eunomus Geſang.
Und lauter tönen jetzt die Saiten,
Der Sänger preiſ't Apollon's Macht,
Der Ruhm dem Liebling will bereiten,
Und huldreich über Sänger wacht.

Und mit des Lorbeers Ehrenkrone
Umſchlingt das Volk des Sängers Haar,
Und ähnlich prangt zum Siegeslohne
Sein Bild an Pythios' Altar.
Noch ſcheint er Götterlob zu ſingen,
Die Lyra glänzt in ſeiner Hand,
Und freudig mit gehobnen Schwingen
Sitzt die Cicad' auf goldnem Rand.

Der deutſche Kritiker und die Muſe.

Kritiker.

Nur Trauerton und Klagruf hallt in Liedern!
Wohnt Zartheit nur in traurigem Gemüth?
Soll Poeſie des Lebens Druck erwidern?
Iſt Muſenhayn, wo falber Wermuth blüht?
Muß ſich der Schwan mit Trauerflaum befiedern,
Wenn des Geſanges Geiſt ihn tief durchglüht?
Begeiſtrung ſpendet nicht die herbe Thräne,
Ein heitrer Quellborn ſprudelt Hippokrene!

Auf, deutſche Dichter, weg mit banger Klage,
Strömt Lebensluſt den frohen Liedern ein!
Verbannt ihr wol der Zeiten Druck und Plage

Durch Schwermuth, Gram und düſtre Grübelein?
Werft in des Schickſals ungerechte Wage
Der heitern Kunſt erfreulich goldnen Schein:
Kraft heiſcht die Zeit, ſtreng herrſcht die Macht Bellona's,
So flamm' auch Heldenkraft im Lied Teutona's!

Muſe.

Welch ſchnödes Wort tönt aus des Tadlers Munde!
Ward je der Muſe weites Reich begränzt?
Schallt nur mein Lied in ſel'ger Götter Runde,
Wird nicht des Orkus Nacht von mir durchglänzt?
Mein Zauberlied heilt mild des Herzens Wunde,
Wie es mit Ruhm des Helden Stirn bekränzt:
In meinem Hain entblüht dem falben Wermuth
Ein Roſenkelch, genährt vom Thau der Schwermuth.

War es mein Geiſt nicht, der um Iſis Gatten
Am Nilgeſtad den Trauerhymnus ſang?
War's ſchwacher Gram um den geliebten Schatten,
Vor dem des Orkus Demantpforte ſprang?
Wohnt' in Walhalla düſteres Ermatten,
Als Trauerruf um Baldurs Tod erklang?
Mild gab ein Gott dem Sterblichen die Klage,
Daß er des Lebens hartes Loos ertrage.

Wollt ihr den Gram mit eitlem Prunk betriegen?
Wird inneres Weh durch äußren Schein gekühlt?
Umſonſt wähnt ihr den Kummer einzuwiegen,
Der, tief empfunden, euch im Buſen wühlt!
Mit Götterkraft ſollt ihr den Schmerz beſiegen,
Habt ihr im Herzen menſchlich ihn gefühlt:

Genährt an treuer Klage Mutterbrüſten,
Soll euer Muth zum Heldenkampf ſich rüſten.

Nein, Dichter Deutſchlands, laßt euch nicht bethören,
Vertraut dem ernſten Lied des Buſens Schmerz!
Laßt nicht des Klüglings ſchnöden Wahn euch ſtören,
Als ſey der Muſe Gunſt ein loſer Scherz:
Die Geiſter, die des Buſens Sturm empören,
Es kennt ſie nicht des Tadlers enges Herz:
Er lauſchte fern an heil'ger Tempel Pforte,
Ihn floh der Geiſt, er griff nur hohle Worte.

Ines und Pedro.

Romanze.

Erste Abtheilung.

1.

Des Ritters Klage.

Von des Morgens Strahl erglühte
Hell, in Purpurlicht, der Oſt;
Und des Meeres Flut erglänzte,
Und die Wellen blitzten Gold.

Aber traurig ſah der Ritter
Nach dem feſtverwahrten Schloß,
Wo ſich ſchon die goldne Zinne
Glänzend aus der Dämmrung hob.

O wie lang die Nacht ihm dünkte,
Vor dem nimmer offnen Thor!

Doch am Morgen, als es tagte,
War ſie viel zu ſchnell entflohn.

Und zum feſtverſchloßnen Fenſter
Blickt' er wehmuthvoll empor:
„Wird mir, Donna, eh' ich ſcheide,
Nicht von dir ein Blick zum Lohn?"

„Durch die Finſterniß der Nächte
Strahlet ja der Sterne Gold,
Und es hebt ſich, nimmer fehlend,
An dem Himmel auf der Mond."

„Warum fehlt aus deinen Blicken,
Donna, mir des Lichtes Troſt?
Schöner biſt du, denn die Sterne,
Schönſte, ſey nicht minder hold!"

„Liebe ſprach zu mir dein Auge,
Als vom glänzenden Balkon
Mir den Ehrendank des Sieges
Deine Hand erzitternd bot,"

„Und

„Und ich, nichts als dich erblickend,
Taub dem jubelvollen Lob,
Aus des Auges holdem Lächeln
Süßigkeit des Himmels ſog.“

„Liebentglüht, zu deinem Schloſſe
Spornt' ich Nachts zurück mein Roß,
Und es hatte gleiche Sehnſucht
Dich zum Fenſter ſchon gelockt.“

„Aber heut in öde Lüfte
Tönt das einſam trübe Wort;
Mit dem letzten Strahl der Sterne
Eilt mein letztes Glück davon.“

„Neidend ſelbſt mein leeres Hoffen
Glüht empor das Morgenroth.
Lebe wohl, geliebte Donna,
Flügle deinen Lauf, mein Roß!“

2.

Der Zweikampf.

Durch die thaubenetzten Fluren
Lenkte, trauernd ſtumm, der Ritter
Nach der Burg einſamem Wohnſitz
Sein erfreutes, ſchnelles Roß.

Aber bald, mit ſchlaffem Zügel,
Sprengt' ihn an der Mohr Almanſor.
„Rüſte dich zum Waffenkampfe,"
Rief des Heiden rauhe Stimme,
„Oder folge mir gefeſſelt
Nach, zu meiner jungen Braut"

„Und geſteh, zu ihren Füßen,
Keine Donna mög' an Schönheit
Ihr vorangehn, und an Adel
Langberühmtes hohes Stamms!"

„Laß dein Drohn, du eitler Prahler!“
Sprach Don Pedro von Bayona,
„Wo in holdanmuth'ger Jugend
Blumenreiz die Schönſte pranget,
Iſt mir beſſer wohl bekannt,“

„Und mein Schwert ſoll dir beweiſen,
Daß den ungeſchlachten Mohren
Nicht die ſchönſte Braut umarmet.
Ueberwunden ſollſt in Feſſeln
Knieend du die Schönſte ſehn.“

Und ſie zogen aus die Klingen,
Beide von dem beſten Stahle,
Damaſcirt des Mohren Säbel,
Silberhell Don Pedro's Schwert.

Und ſie ſpornten an die Roſſe,
Feuer ſchnob des Mohren Rappe,
Glut entſprang des Falben Hufſchlag,
Der den tapfren Ritter trug.

Und ſie ſtürmten wild zum Kampfe,
Rieſenkraft die Fauſt des Mohren,
Blitzeseil die Hand des Ritters,
So begonnen ſie den Streit.

Brüllend hob das Schwert Almanſor;
Hilf Maria! ſprach Don Pedro,
Und vom Schild abgleitend, theilte
Leere Luft des Mohren Streich.

Ohne Raſt zum Haupt des Mohren
Schwang das gute Schwert der Ritter,
Und des Helmes Eiſenwölbung
Dröhnte laut vom mächt'gen Schlag

Dichtgemiſcht nun flogen Streiche,
Schneller, als der Blick des Auges,
Und es folgten Roſſ' und Schwerter,
Gleich Gedanken ſchnell, der Hand.

Endlich, auf ungleichem Boden
Glitt das Roß des tapfern Pedro,

Und der Heldenarm des Ritters
Ward beſiegt vom böſen Glück.

Von dem Rappen ſprang Almanſor,
Schlug des Ritters Hand in Feſſeln.
Eh vom Fall er ſich erraffte,
War die Hand ihm waffenlos.

O, wie engt' ihm Schmerz den Buſen,
Als er jetzt dem wilden Heiden,
Mit der Laſt ſchmachvoller Feſſeln,
Ein Beſiegter mußte folgen,
Und verläugnen ſeiner Donna
Reiz zum Preis der Heidenbraut!

3.

Die Braut.

Unter ſeidnem Prachtgezelte,
Auf dem thronengleichen Seſſel,
Saß Ines, die ſchönſte Donna,
Auf dem Schloß Almudevar.

Unter ihrem Fuß erblühten
Unverwelklich edle Blumen,
Aus des Meers koſtbarſten Perlen,
Aus der Felskluft hellſten Steinen
Waren ſie dem ſeidnen Teppich
Wunderprächtig eingewebt.

Zwanzig Jungfraun, auserleſen
An Geſtalt und edler Sitte,
Dienten ihr mit Sang und Tänzen.
Zwanzig reichgeſchmückte Knaben

Standen rings, demüthig harrend
Auf der ſchönen Ines Wink.

Durch die Luft wollüſtig floſſen
Jedes Himmels Wohlgerüche,
Roſenmilde, Lilienſüße,
Ambraglut und Balſamwürze.
Jede dufterfüllte Blüthe
Goß entzückte Liebeshauche,
Wechſelnd bald und bald vereinet,
Um Ines die ſchönſte Braut.

Tief, von Ines Haupt hernieder,
Floß des Schleiers Lichtgewebe,
Wie aus Mondesglanz gebildet,
Und er wallt' in leichten Wellen,
Gleich dem Thau des Sommerabends,
Auf des Teppichs Blumenflur.

Glänzend blickten Silberflammen
Aus des Schleiers reichen Falten,

Wie des Himmels klarem Milchſtrom
Hell entſtrahlt der Sterne Licht.

Und als Brautgewand umhüllte
Ines Leib ſchneeweiße Seide,
Feſt umſchloſſen von des Gürtels
Demantreichem Strahlenkranze
Unter ſchöngehobner Bruſt.

Und aus nächtlich dunklen Locken
Flammt' ein glühender Karfunkel,
Gleich dem Sirius des Himmels,
Helles Strahls lichtvollen Glanz.

So umglänzt Ines der Schimmer.
Herrlicher war nichts zu finden,
Würd' es herrlicher gefunden,
Hätte zehnfach größren Schimmer
Ines ſelbſt doch überſtrahlt.

Denn, viel ſchöner, als Karfunkel,
— Prächtig erſt durch ihre Locken —

Leuchteten die Morgenſterne
Ueber'm Frühroth ihrer Wangen,
Dem Rubin und Roſe wich.

Weißer, als ſchneeweiße Seide,
Zarter, als des Thaues Schleier,
Wenn er ſchwebt auf Purpurblüthen,
Waren Stirne, Hals und Arme;
Zarter, als die Purpurroſe
Durch das Thaugewand erglühet,
Blickte jugendliches Blutes
Frohes Leben durch der Glieder
Rein jungfräulich weißen Schnee.

4.

Die Huldigung der Schönheit.

Aus der Ferne ſcholl der Hufſchlag,
Und es flogen aus der Knaben
Dienerſchaar von Ines Seite
Zehn der ſchnellſten nach den Pforten,
Und ſie kehrten froh zurück.

„Herrim, Staub umhüllt die Straße.
Solches Staubes dichte Wolke
Regt nur auf das Roß Almanſors
Mit unbänd'ger Kraft des Hufs.

Züchtig ſenkt Ines die Augen,
Sich erhebend aus dem Seſſel.
Aus dem ſeidnen Prachtgezelte,
Durch die ſchöngeformten Säulen,
Nach dem einſam fernſten Zimmer
Wollte fliehn die ſchönſte Braut.

Und es trugen des Gewandes
Schöngeſtickte reiche Saumung
Fünf in Gold gehüllte Knaben.
Zwei der Jungfraun gingen dienend
Zu der Herrinn beiden Seiten,
Alle andren folgten ihr.

Aber plötzlich durch die Pforten
Strömten ein Almanſor's Ritter,
Und, mit feſtlichen Gewändern
Reichgeſchmückt, der Knappen Schaar.

„Willſt du fliehen?" ſprach Almanſor,
„Weile noch, o ſchöne Donna,
Bis die Huldigung der Schönheit
Dir gezollt der letzte Ritter,
Der die Zahl der Hundert füllt."

„Tapfer hat ſein Arm geſtritten,
Meine Kraft hat ihn bezwungen,
Und er naht ſich ſchon, in Feſſeln,

Deiner Schönheit Himmelszauber
Tiefgebeugt zu huldigen.“

Und zurück zum goldnen Seſſel
Führt' Almanſor Donna Ines.
Und der ſchönſten Aug' umhüllte,
Trüben Wolken gleich, der Kummer,
Als ſie an der Hand Almanſors
Auf dem Stuhl ſich niederließ.

Aus der Schaar von hundert Rittern
Führten nun zwei edle Knappen,
An den Händen noch gefeſſelt,
Ohne Schwert Don Pedro vor.

„Neige dich zu ihren Füßen!“
Rief Almanſor ſtreng zum Ritter,
„Und bekenne, daß vor aller
Frauen Reiz nur dieſer Schönheit
Stets der Siegeskranz gebührt.“

„Meinen Arm haſt du bezwungen,“
Sprach Don Pedro; „doch im Herzen
Wohnt die Treue unbeſiegbar,
Die der Schönſten ich gelobet.
Mit dem Tod will ich bewähren,
Was im Kampfe mir der Waffen
Falſches Glück treulos verſagt.“

„Mit dem Tode ſollſt du büßen,“
Rief ergrimmt der wilde Heide,
„Wagſt du länger noch zu läugnen,
Aller Frauen Reiz vereine
Donna Ines von Vivar.“

Auf Don Pedro's Lippen ſtockte
Schnell das todverſchmähende Lächeln,
Als er bei Almanſor's Worten
Nach Ines den Blick gewendet,
Und die ſchönſte aller Frauen,
Seiner Liebe Auserkorne,

Zu des Mohren Braut erwählet,
Auf dem Seſſel thronen ſah.

In den Schleier barg vergebens
Sie des Augs entquollne Thränen.
Reicher, als viel Königskronen,
War an Perlen ihr Geſchmeide;
Doch im Auge glänzten Perlen,
Reicher als im reichſten Schmucke,
Als Don Pedro vor ſie trat.

Zitternd wankt' er nach dem Zelte,
Und er ſank zu ihren Füßen,
Küßte lang den Saum des Kleides,
Bis er endlich alſo ſprach:

„Schönſte Donna, zürnt dem Frevler
Nicht, der gegen Euch geſtritten,
Nimmer, ſeit ich Euch geſehen,
Kenn' ich Schönheit andrer Frauen.
Darum ward mein Glück mir treulos

Weil ich gegen Euch gekämpfet.
Doch, für höchſte Schönheit fechtend,
Focht ich anders, als für Euch?“

Als der Ritter ſo geſprochen,
Reicht ihm Ines mild die Rechte,
Und den zarten Druck der Liebe
Fühlt im Kuß Don Pedro's Mund.

Hoch zufrieden rief Almanſor:
„Aus dem Mund von hundert Rittern
Schallet nun der Preis der Schönheit
Für Ines, Almanſor's Braut.“

„Nimm zurück dein Schwert, o Ritter,
Doch zum Preis der ſchönſten Donna
Kämpf' in meinen Ritterſpielen
Ausgeſchmückt mit Ines Farbe;
Denn von heut an wechſeln Feſte
Zu der Feier meiner Hochzeit
Täglich auf Almudevar.“

Was verſprach Don Pedro lieber,
Als in Ines holder Nähe
Stets zu weilen und zu tragen
Ihre Farben im Turnier?

5.

Ines Lied.

Heißer von des Himmels Mitte
Senkte ſich der Sonne Strahl,
Und es winkt aus kühlen Grotten
Süßer Schlaf mit weichem Arm.

Aber fern von Ines Auge
Weht der weiche Flügelſchlag;
Denn der Thränen heiße Quellen
Scheut der zartbeſchwingte Schlaf.

Und der Traum, von Ines Bilde
Selbſt entzückt zu ſüßem Wahn,
Säumte, über ſie zu breiten
Sein umzauberndes Gewand.

Da verließ ſie matt das Lager,
Und mit zartem Finger band

Sie den ſanften Ton der Saiten
An den klagenden Geſang.

„Tönet Troſt, ihr goldnen Saiten,
Wieget ein des Herzens Qual,
Uebertönt den Ruf der Leiden,
Weckt vergangner Freuden Zahl.“

„Wenn des theuren Bildes Schöne
Nicht vergönnt des Traums Gewalt,
Rufet mir, vertraute Töne,
Des Geliebteſten Geſtalt.“

Durch die Fenſter in den Garten
Tönte ſanft das Lied hinab,
Wo in dunkler Laube Schatten
Schlummerlos Don Pedro lag.

Aber ſüßer, als des ſüßen
Schlummers Labung, war der Klang
Für Don Pedro, dem der Buſen
Von dem Schmerz der Liebe brach.

6.

Das Turnier.

Vor dem Schloß ſaß Donna Ines,
Hoch auf glänzendem Balkone,
Um ſie her, auf niedern Seſſeln,
Schöngeſchmückter Frauen Schaar.

Ueber Ines Haupt erglänzten
Tauſend klare Diamanten.
Blendender, als ſelbſt die Sonne,
Strahlte das Geſtirn vom rothen,
Seidenſchweren Baldachin.

Weit umhing die Baluſtrade
Reich geſchmückt die ſammtne Decke,
Und vor jeder Dame Seſſel
Prangte hell des Stammes Wappen
Schön, von lauterm Gold geſtickt.

Doch vor Ines flammt der Teppich
Von dem Licht zahlloſer Steine.
Alle tiefverborgnen Sterne,
Die mit wunderbarem Lichte
In dem Schooß der Erde glänzen,
Riefen mit vereinten Strahlen
Durch die weitumflammte Gegend
Ines holden Namen aus.

Neben ihr auf ſeidnem Polſter
Lag der Dank des Lanzenkampfes,
Ewig grünes Lorbeers Krone.
Golden war der Zweig des Kranzes,
Und es drängten ſich die Blätter,
Halb von Silber, halb von Golde,
Zwiſchen ihnen hob, an goldnem
Stengel bunt im Glanz erzitternd,
Von Rubin, Smaragd und Demant
Sich der Beeren reiche Zahl.

Vor Ines, mit Löwenmuthe,
Kämpften hundert edle Ritter,

Jeder nach dem Preis begierig
Aus der Hand der ſchönen Braut.

Mancher ließ den leeren Sattel
Seinem Streitroß; mancher kehrte,
Der mit Stolz den Blick erhoben,
Auf den Schultern ſeiner Knappen
Trübes Augs vom Kampf zurück.

Unbeſiegt noch war Don Pedro,
Und es fordert ihn Almanſor,
Mit geſenkter, mächt'ger Lanze
Auf, zum letzten Ehrenkampf.

Muthig, jede Kraft verſammelnd
Zu gewalt'gem, ſicherm Stoße,
Trafen beide ſich im Kampfe.
Auf des Ritters Bruſt zerſchellte
Bis zum Schaft des Mohren Lanze;
Doch im Bügel, nicht erzitternd,
Stand Don Pedro's ſichrer Fuß.

Von Almanſor's glattem Stahle
Glitt des Ritters Stoß zur Seite.
Dennoch bengte ſich des Mohren
Starkes Roß, und in dem Sattel
Wankt umher der wilde Heide,
Von dem Stoß der eignen Lanze
Auf Don Pedro's Felſenbruſt.

Wüthend ſchalt er auf die Knappen,
Schalt das Roß, und ſchalt die Lanze,
Und zu neuem Kampf gewendet,
Sprengt er auf Don Pedro an.

Doch es hob ſich von dem Sitze,
Angſterfüllt, die holde Ines.
Schön, vom Abendglanz umfloſſen,
Stand ſie, wie der Feen ſchönſte,
In des Zaubers Lichtpallaſt.

Und ſie ſprach die Friedensworte:
„Schließt den Kampf, ihr tapfren Helden,
Wendet euch zu ſanfterm Spiele,

Das mit Saitenklang und Liedern
Meiſter froher Kunſt beginnen.
An des Himmels Rand geſunken
Iſt des Tages goldnes Auge;
Schon umhüllt es ſanft die braune
Wimper ſtiller Dämmerung.“

Seine Lanze gab Almanſor,
Nicht erfreut von Ines Worten,
Aus der kampfbegier'gen Rechte.
„Heute“ ſprach er zu dem Ritter,
„Raubſt du mir den Dank des Sieges,
Doch, es kommt ein andrer Tag wohl,
Der dich meinem Arme beugt.“

Neue Bangniß blickt' aus Ines
Holdem Aug, es ſah Don Pedro
Durch den Lichtkriſtall des Auges
Tief in Ines liebend Herz.

Und zum Mohren ſprach er höflich:
„Wie, Almanſor, magſt du ſpotten!

Widerſtanden nur dem Angriff
Hab' ich, doch im Kampf gefehlt."

„Iſt ein Dank dem Kampf beſchieden,
Biſt du einzig ſeiner würdig,
Der mit ſichrem Stoß des Gegners
Eiſenbruſt nicht fehlend, traf."

Wie entzückt war Donna Ines,
Als der Ritter ihres Herzens
Tiefſten Sinn ſo treu vernommen;
Und des Lorbeers prächt'ge Krone
Reichte ſie dem Herrn des Schloſſes;
Doch dem Ritter ward der ſchönre
Dank im liebentglühten Blick.

7.

Der Zug in die Halle.

Nach der weiten Marmorhalle
Zogen vom Turnier die Ritter.
Jeder Ritter führt am Arme
Seines Herzens liebſte Dame,
Und wer keine noch gewählet,
Hatte ſeines Herzens Freiheit
Hier zum letztenmal gefühlt.

Vor dem Zug, mit ernſtem Schritte,
Gingen zwei Marſchälle. Prächtig
Waren ſie mit Ines Farben,
Himmelblau und weiß bekleidet.
Und von Scharlach hing ein Mantel
Weitgefaltet um die Schultern.

Auf der Stäbe Knopf erglänzte,
Von Demanten eingeleget,
Ines Wappen, mit der Mohren
Königskrone ſchön geziert.

Nach den Rittern ging Almanſor,
An der Hand die holde Ines.
Und es trug ein ſchöner Knabe
Auf dem ſeidnen Purpurkiſſen
Vor ihm her den Kranz des Sieges.
Neben Ines ging Don Pedro,
Von Almanſor ſelbſt gerufen,
Daß des Lorbeers Ehrenkrone
Mit dem Ehrenplatz er lohnte
An der Seite ſeiner Braut.

Nach Almanſor zog der Knaben
Und der Jungfraun holde Menge.
Freudig blickten ſie nach Ines,
Jedem Wink des ſchönen Auges
Schnell zu folgen gern bereit.

Und den Zug beſchloß in dichten
Reihn gedrängt die Schaar der Knappen.
Jedes Ritters Lanzenknechte
Und Almanſors Hofgeſinde
Reihten ſich, in bunter Menge,
An den langgeſtreckten Zug.

Und von allen Seiten ſchollen
Paukenton und Hörnerklänge
In des Zugs gemeßne Schritte.
Mächtig, wie Almanſor's Stimme,
Rieſen Tamborin und Becken,
Und der Trommel Donnerſchläge,
Weit umher des Schloſſes Feſt.

Lieblich, wie die reinſte Anmuth,
Ines zartes Liebeslächeln,
Schön verklärt mit Himmelsſtrahlen,
Goſſen zitternd Silberglocken
Um der Flöten Liebeslispel
Heller Klarheit reinen Klang.

Und es ſchwiegen nicht die Töne,
Bis in weiter Marmorhalle,
Unter grün bekränzten Säulen,
Sich die Schaar der edlen Gäſte
Weich auf Polſtern niederließ.

8.

Der Hof der Liebe.

Durch die Zahl der edeln Gäſte
Führt' Almanſor Donna Ines
Zu dem thronerhöhten Stuhle
Unter goldnem Baldachin.

Und die zwei Marſchälle wieſen
Jeder Dame, jedem Ritter
Nach der Ordnung ihre Sitze,
Doch es gab Geſchlecht und Titel
Nicht den Rang bei dieſem Feſt.

Neben Ines, ihr zur Rechten,
Saß Don Pedro, als der Sieger
In dem Waffenſpiel der Lanzen.
Dann, zu ſeiner Seite, ſaßen
Froher Kunſt erfahrne Ritter,

Die mit Saitenſpiel und Liedern
Weit umher die Welt erfreuten,
Mächtig mit dem Schwert in Schlachten,
Und beim ſüßen Spiel der Minne
Mit des Liedes Zauberwort.

Neben Ines, ihr zur Linken,
Reihten ſich die edlen Damen;
Obenan die Auserwählten,
Welchen zu der Stimme Wohllaut
Eignes Sinns aufglüh'nde Sehnſucht
Süßer Lieder Kunſt gegeben,
Oder die mit zartem Finger
Blumen woben aus den Fäden,
Aus den Tönen Melodie.

Denn es zieret nichts die Feſte
Und den holden Mund der Frauen
Höher, als die Kunſt der Lieder,
Und der wohllautvollen Töne
Herzerfreuend ſüßes Spiel.

Als ſie nun den Platz genommen,
Winkt' Almanſor, und ein Knabe
Trug die ſchöngebogne Wölbung
Liedbegleitender Chitarre
An dem azurfarbnen Bande
In der Ritter weiten Kreis.

„Schöne Herrinn" ſprach der Knabe,
„Ordnet nun den Hof der Liebe,
Wählet aus der Zahl der Sänger,
Wer zuerſt die Saiten rühre,
Und der Lieder Kampf beginne,
Den mit richterlichem Ausſpruch
Dann entſcheidet euer Mund."

„Gib das Saitenſpiel dem edlen
Ritter Gomez von Viana,"
Sprach, den graugelockten Sänger
Freundlich hold anlächelnd, Ines.
„Weitgereiſt iſt Ritter Gomez
Und von jedem Land der Erde,

Wie von jedes Lebens Alter,
Flocht er ſich die ſchönſten Blüthen
In der Lieder ew'gen Kranz."

Froh erhob ſich von dem Seſſel
Ritter Gomez von Viana,
Und er neigte ſich vor Ines.
Dann erweckt' er der Chitarre
Wenig, vollgegriffne Töne,
Und die Saiten rührt' er ſelten,
Als er kräftig alſo ſang:

9.

Gomez Geſang.

Von des Frühlings Hauch umfloſſen,
Eilt der Blumen bunte Schaar
An der Mutter Bruſt zu ſproſſen,
Und die zarten Duftgenoſſen
Kränzen weiß der Bäume Haar.
Froh ſieht jedes Aug die Flammen
In der Farben Glanz erblühn,
Doch entzückter ſie zuſammen
In der Frauen Reiz erglühn.

An des Himmels Bogen flimmert
Hell der klaren Sterne Licht.
Wer des Schiffes Kiel gezimmert,
Bangt, ob günſt'ger Schein ihm ſchimmert,
Und durch Nächte leitend bricht.
Doch, der Liebe Zwillingſterne

Leuchten ſchöner durch die Nacht,
Und es zieht in jede Ferne
Des geliebten Auges Macht.

Aus des Hains umlaubten Hallen
Tönt der Frühlingsſänger Chor;
Aus dem Rohr der Flöten ſchallen,
Aus dem Spiel der Saiten wallen
Liebestöne hold empor.
Reizend ſpricht der Töne Meiſter,
Alles Schöne macht er kund;
Doch das reinſte Wort der Geiſter
Spricht des Dichters heil'ger Mund.

Wie des Frühlings junge Kinder
In der Frauen Reiz verſchmelzen;
Wie des Himmels goldne Sterne
Aus dem Zwillingsſtern des Auges
Borgen ihr geheimſtes Weſen;
Wie der Glanz von Tag und Nächten,
Von dem Früh- und Abendrothe

Wohnt im Angeſicht der Frauen,
So verklingen alle Töne,
Alle ſüße Melodieen,
Jeder anmuthvolle Zauber
In des Dichters Bruſtentquollnem,
Herzentzückend mächt'gem Wort.

10.

Pedro's Gloſſe.

Alſo ſang der Ritter Gomez,
Und die hallende Chitarre
Gab er, ſich verbeugend, wieder
In des Knaben Hand zurück.
Horchend ſaßen noch die Gäſte,
Als der Ritter von Viana
An der Seite von Don Pedro
Auf den Sitz ſich niederließ.

Keiner wollt' im Liederwechſel
Gegen ihn den Kampf beginnen,
Und es weilte die Chitarre
In des Knaben Händen ſtumm.

Endlich neigte gegen Ines,
Kühn entſchloſſen, ſich Don Pedro,

Und er rief aus goldnen Saiten
Ines wohl bekannten Ton.

Nicht mit Gomez Lied zu ſtreiten
Ließ er den Geſang erſchallen;
An das Lied der zarten Liebe,
Welches Ines heut geſungen,
Schloſſen ſich des Ritters Worte,
Und der ſüße Ton der Saiten.
So begann er den Geſang:

„Wenn in grauſen Finſterniſſen
Schlummerlos das Auge wacht,
Wenn das Herz von Kümmerniſſen,
Und von ew'gem Schmerz zerriſſen,
Schmachtet in der trüben Nacht;
Wenn, vergiftet von den Leiden,
Bang erliſcht der Hoffnung Strahl:
„„Tönet Troſt, ihr goldnen Saiten,
Wieget ein des Herzens Qual!““

Fruchtlos tönen Troſtesworte
Um der Heißgeliebten Flucht,
Wenn am rettungsleeren Orte,
An des Grabes düſtrer Pforte
Bang ſie der Verlaßne ſucht.
Nichts verſüßt das herbe Scheiden,
Nur der Saiten ſüßer Schall
„„Uebertönt den Ruf der Leiden,
Weckt vergangner Freuden Zahl.““

Bald vernahm Ines erröthend
Daß ihr eignes Lied des Herzens
Tiefſte Regung ſchon verrathen,
Und ihr bangte, daß Almanſor
Den geheimen Sinn des Liedes
Rachеſinnend möcht' erſpähen.
Darum lächelnd aus Don Pedro's
Händen nahm ſie die Chitarre,
Statt des Urtheils beide Sänger
Zu vereinen in dem Lied.

Aber heimlich, zart verborgen
Sprach manch Liebeswort zu Pedro,
Aus verrathendem Geſange
Künſtlich eingewebt dem Liede,
Wie dem Blumenſtrauß der Liebe
Süße, zartverborgne Sendung
Anvertraut die ſchlaue Schöne.
So begann ſie den Geſang:

11.

Ines Ausſpruch.

Zwiſchen Schlaf und Wachen ſchwebet
Leichtes Flugs der gold'ne Traum,
Bunte Trugaeſtalten webet
Seine Hand aus luft'gem Schaum.
Aus des Geiſterlandes Thoren
Treten ſie, von ihm beſchworen,
Vor den ſchlafumfangnen Sinn,
Vom Verlangen nicht erkoren,
Freundlich bald, bald gräßlich hin.
Doch vom ſchönen Geiſterlande
Löſt geheimnißvolle Bande
Auch der Dichtung heil'ge Macht,
Und mit Liebeszaubers Pracht
Wecken treu der Dichtung Söhne
Die geliebteſte Geſtalt,

„„Wenn des theuern Bildes Schöne
Nicht vergönnt des Traums Ge-
walt.““

Aber durch die Zauberpforten
Drängt ſich, hoch die Bruſt geſchwellt,
Zu des Dichters Götterworten
Sehnſucht in der Menſchen Welt.
Sprich, was ſtillt das heiße Bangen,
Wenn mit glühendem Verlangen,
Aus der liebbewegten Bruſt
Seufzer nach dem Lande drangen
Tiefgeahnter Götterluſt? —
Wiegt dann, Saiten, mit Geſängen,
Mit des Zaubers mächt'gen Klängen
Die geliebte Sehnſucht ein,
Und zu ſeligem Verein,
Wenn in mitternächt'ger Schöne
Stille ruht auf Flur und Wald,
„„Rufet mir, vertraute Töne,
Des Geliebteſten Geſtalt.““

Vor dem Ritter barg die Blicke
Hocherröthend Donna Ines,
Als ſie dieſes Lied geſungen,
Deſſen holde Liebesdeutung
Pedro hochentzückt vernahm.

12.

Die heilige Nacht.

Zu fernen Zonen war der Tag geſunken,
Und Mitternacht hielt ſtumm das Land umfangen,
Der Schlummer wankte, ſüßes Nektars trunken,
Und ſtillt' im Kuß des müden Augs Verlangen.
Froh küßten ſich im Strahl die Himmelsfunken,
Die an der Nacht azurnem Schleier prangen,
Und Luna kam die ſtille Bahn gezogen,
Ein Licht den Liebenden auf Land und Wogen.

Es war die Nacht, wo ſich herabgeſchwungen
In Himmelslicht ausſtrahlendem Gewande,

Umtönt vom Jubel aller Engelzungen,
Von Sternenhöh'n der göttliche Gesandte.
Der reinen Jungfrau bringend Huldigungen
Aus sel'ger Geister glanzerfülltem Lande,
Und ihr verkündend ew'ges Wort der Wahrheit,
Des heil'gen Lichts urschöpferische Klarheit.

In solcher Nacht, umschwebt, von Engelchören,
Die mächt'ge Wacht der heil'gen Feier Stunden;
Kein finstrer Geist darf jetzt die Welt bethören,
Von starken Fesseln liegt er fest umwunden.
Kein Unrecht darf der Unschuld Frieden stören,
Und treue Lieb' ist jedem Leid entbunden,
So lang der Nacht andächt'ges Festgeläute
Zur Feier hallt der heiligsten der Bräute.

Da rief Ines durch fernen Ton der Glocken
Um Beiſtand zu der Hochgebenedeiten,
Und von Almanſor ſchritt ſie unerſchrocken,
Den Mächten trauend, die ihr Schutz bereiten.
Der Ritter forſcht, ob nicht die Töne locken,
Die ſeine Schritte zur Geliebten leiten,
Und eilt hinaus von perlenden Pokalen,
Wo Ines ihm und alle Sterne ſtrahlen.

13.

Die Feier der Liebe.

Auf umleuchtetem Balkone
Stand im weißen Stral des Mondes,
Unter blüthenvollen Stauden,
Die zum Laubdach ſchön ſich wölbten,
Donna Ines von Vivar.

In den fernen Schall der Glocken,
In die mitternächt'ge Feier
Hallten fromme Melodieen.
Andachtvoll von Ines Händen
Sanftem Saitenſpiel entlockt.

Und im tiefen Schooß der Erde
Regten ſich die kalten Steine,
Und es zog der Liebe Sehnſucht
Sie hervor zum Licht der Sterne,
Ihren Strahlenhauch zu athmen.
Und, entflammt von Himmelsklarheit,
Prangten ſie mit hellerm Glanze,
Wie nach ſüßem Kuß der Liebe
Heller glüh'n die frohen Augen,
Röther der entzückte Mund.

Und die Sterne ſandten goldne
Flammenſtreifen nach der Erde.
Und dem Meer' entſtiegen, glänzend
Aus dem Grund aufſchwebend, Muſcheln,
Oeffnend zarte Silberſchalen
Sterngebornem Thau des Himmels,
Der, in heil'ger Nacht empfangen,
Tief in keuſchverſchloſſ'nem Schooße
Meers- und Himmelsglanz vermählend,
Reiner Perlen Licht erzeugt.

Und es öffneten die Blumen
Duftender die zarten Kelche,
Und es flog der Geiſt des Frühlings
Freundlicher durch Zweig und Stauden,
Jedes Auge von des Winters
Spatem Schlummer mild entbindend
In der heil'gen Liebesnacht.

Alle ſtumgehobnen Sänger
Feierten mit Liebesliedern
Aus der Wälder heil'gem Dunkel
Die geheimnißreiche Nacht.

Doch aus Ines Mund ergoſſen
Sich die heiligſten Geſänge,
Und zum Saitenſpiel ertönten
Wunderbare Harfenklänge.
Jede Blüthe ward zur Stimme,
Jedes Blatt zum ſüßen Tone;
Alle neigten ſich nach Ines;

Denn nichts iſt dem Himmel näher,
Gleicher nichts den Lichtnaturen,
Als der Jungfrau reine Schönheit,
Wenn der Liebe heil'ge Sehnſucht
Andachtvoll ihr Herz bewegt.

14.

Die Zuſammenkunft.

Durch das Labyrinth der Töne,
Die aus Meer und Lüften quollen,
Suchte Pedro lang vergebens,
Bis des heil'gen Zaubers Mächte
Herz und Sinn ihm tief durchdrungen,
Dann vernahm er Ines Stimme;
Eine holdanmuth'ge Blüthe
Schwebte ſie auf reiner Töne
Melodiereich klarem Strom.

Und dem zarten Rufe folgend,
Naht' er ſich, von Liebesſehnſucht
Tief erfüllt, dem heil'gen Orte,
Wo zu mitternächt'ger Feier
Ines frommes Lied erſcholl.

Und ſie breitet' ihm die Arme
Liebend durch die Luft entgegen,
Nannt' ihn mit der Liebe ſüßen,
Sehnſuchtvollen Schmeichelworten;
Doch, mit ſtrengem Mund verſagte
Sie dem liebentglühten Ritter
Auch der Minne kleinſte Gunſt.

Ungeduldig ſtand der Ritter
Nah dem Ziel der heißen Wünſche.
Wenig Stufen nur erhoben
Stand vor ihm die holde Ines,
Nicht umringt von ſtarken Mauern,
Nicht verwahrt vom feſten Schloß.

Doch des Willens unbezwungne
Kraft vermochte mehr, als Mauern.
Schlöſſer brechen, Mauern ſinken,
Nur des Willens Kraft beſteht.

15.

Liebesgeſpräch.

Sel'ge Blüthen! — ſprach Don Pedro,
Ihrem Mund dürft ihr begegnen,
Und aus düfterfüllten Kelchen
Hauchen zarten Liebeskuß.

Mondesſtrahl drängt durch die Blätter
Seine ſanftſchwermüth'gen Blicke;
Eiferſüchtig deckt der blüh'nden
Zweige Schattenbild ſein Licht.

Wehrſt du, Donna, nicht den Zweigen,
Die dein Angeſicht beſchatten,
Nicht des Mondes Strahlenküſſen,
Nicht der Blumen Balſamhauch;

Warum wehrſt du meinen Lippen
Ungeſprochner Worte Sprache?
Iſt der Blumenhauch nicht Liebe,
Liebe nicht der Himmelsſtrahl?

Feiert nicht in heil'ger Liebe
Erd' und Himmel dieſe Stunden,
Wo des Himmels Glanz der Erde
Schönheit liebend ſich verband?

Wenn des Feſtes Lobgeſänge
Deinem Munde fromm enthallen,
Warum willſt du ſelbſt der ſtillen
Liebesfeier dich entziehn?

Murre nicht, — ſprach Donna Ines;
Wie des Mondes Strahl der Erde,
Wie der Blumenhauch den Lüften,
Iſt mir deine Liebe werth.

Aber eh' im Strahlenkuſſe
Seiner Braut der Mond begegnet,

Scheucht ſein Himmelsblick das ſchwarze
Unheilvolle Nachtgewölk.

Eh mit zartem Kuß die Blüthen
Liebehauchend ſich begrüßen,
Feiert über Winterſtürme
Seinen Sieg der holde Lenz.

Liebe muß der Sieg verdienen,
Liebe wird den Sieger lohnen,
Wie den Frühlingshauch die Blüthe
Lohnt, an jung erſchloßner Bruſt.

Laß mich kämpfen, rief Don Pedro,
Oft um Ruhm hab' ich gekämpfet,
Und nie fehlte meinem Schwerte
Tapfres Siegs errungner Preis.

Darf um ſüßen Lohn ich kämpfen,
Um den ſchönſten Preis der Liebe,
Wer von Allen, welche leben,
Widerſtänd' wohl meinem Arm?

Aus des Räubers feſtem Schloſſe,
Aus dem Wall von tauſend Schwertern,
Trag' ich ſiegreich der Geliebten
Theure Laſt auf ſtarkem Arm.

Kampf allein nicht kann mich retten,
Sprach mit Thränen Donna Ines,
Feinde halten mich umfangen,
Die des Tapfern Arm nicht zwingt.

Schwöre, meinen Worten folgſam,
Was ich fordre, zu vollbringen,
Ob es ſeltſam dich bedünke,
Schwör' es bei der heil'gen Nacht!

Bei der heil'gen Nacht der Liebe,
Wo des Himmels ew'ge Mächte
Segenreich die Welt umſchweben,
Gab Don Pedro ſeinen Schwur.

16.

Die Sendung.

Fern verklang das Feſtgeläute,
Und der Tag begann zu dämmern;
Höre nur, ſprach Donna Ines,
Wie du löſeſt deinen Schwur.

In dem Meer, wo gegen Oſten
Nach der Ruh des dunkeln Schlummers
Ihr umflammtes Haupt die Sonne
Aus der Fluten Kühlung hebt,

Nah' der Küſte von Valencia
Liegen freundlich ſchöne Inſeln,
Und Mallorka heißt die größte,
Dorthin richte deinen Weg.

Unfern von des Meeres Strande
Siehſt du bald ein Schloß erglänzen,
Gold entſtrahlt den hohen Zinnen,
Und ſein Nam' iſt Caſteldor.

In dem Schloſſe lebt mein Bruder,
An der Hand der ſchönſten Gattinn
Fließen ihm des Lebens Tage
Frei von jedem Schmerz dahin.

Freundinn war ſie meiner Kindheit,
Nie hat Schweſtern ſolche Liebe
Noch umſchlungen mit des Blutes
Heil'gem unlösbarem Band.

Gib zum Zeichen meiner Sendung
Ihr den Ring von lautrem Golde,
Und mit frohem Kuß der Liebe
Grüß' Hermoſa's Mund von mir.

Dann erbitte mir des Bruders
Beiſtand gegen dieſen Heiden,

Der mit wilder Luſt der Liebe
Heil'ges Himmelswort entweiht.

Aus des Vaters Schloß entführte
Mich der kühne, ſtolze Räuber,
Und bei ſeines Trugpropheten
Namen weiht' er mich zur Braut.

Mächtig iſt an vielen Schaaren
Dieſer Heide, drum vertraue
Nicht allein dem tapfern Arme,
Ohne Beiſtand fremder Kraft.

Daß den Dank für meine Rettung
Nicht ein Fremder mit dir theile,
Send' ich dich an meines Bruders,
An der Freundinn theures Herz.

Hat mein Bruder mich befreiet
Aus der Hand des ſtolzen Heiden,
Von Hermoſa dann begehr' ich
Löſung aus des Zaubers Macht,

Der mit nie erhörter Feſſel
Schreckenvoll mein Schickſal bindet,
Und mich deinem Arm, Geliebter,
Deinem Kuſſe mich entzieht.

Denn die Blüthe meiner Tugend
Iſt mit heil'ges Sakramentes
Banden an die Treu gefeſſelt,
Die dem Todten ich gelobt.

Forſche nicht! — Es flieht die Stunde,
Rings verhallt das Feſtgeläute,
Und allein die heil'ge Feier
Schützt uns vor Almanſors Macht.

Aber, was in dieſer Stunde
Durch die Liebe ward begonnen,
Schützet mild der heil'gen Engel
Und Maria's ew'ge Huld.

Nimm der Sehnſucht Liebesblicke
Statt des Mundes heißer Küſſe.

Lippen löſen ſich von Lippen,
Sehnſucht kennt die Trennung nicht.

Und auf deinen Weg geleitet
Dich, Geliebter, mein Verlangen;
Treu, wie meine treue Liebe,
Sey dir Roß und Meeresflut.

Wie mein Geiſt dein Bild bewahret,
Tag und Nacht das Theure hütend,
So behüte dich dein guter
Engel ſtets mit heil'gem Blick.

Lebe wohl! — Schon droh'n Gefahren;
Nimm zum Abſchied noch die Locke,
Nimm die Blumen, tauſend Küſſe
Bringen ſie, Geliebter, dir!

17.

Ines Nachruf.

Auf dem Schloß Almanſors ruhten
Alle noch in ſchwerem Schlummer,
Als ſich Pedro in den Sattel
Seines ſchnellen Roſſes ſchwang.

Ines nur durchſpähte zagend
Rings die Gegend, wo mit hellem
Feuerblick aufſteigt der Sonne
Wetterleuchtend klares Aug.

„Blick', o Sonne, dem Geliebten
Frohes Tages Licht entgegen.
Heiter haſt du mir gelächelt,
Lächle doppelt heiter ihm,"

„Ohne den kein Tag mir ſcheinet,
Keines Frühlings Pracht erglühet;

Finstre Nacht mag mich umfangen,
Leuchtet ihm nur helles Licht.“

„Bald, zu ewiger Vereinung
Kehrt er liebend mir zurücke,
Und es leuchtet meinem Leben
Ungetrübt ein ew'ger Tag.“

„Aus dem Osten, wo du, strahlend
Aller Welt dein Licht erhebest,
Steigt das schönre Licht, o Sonne,
Meiner Liebe Licht mir auf.“

Also sprach die schöne Ines,
Als Don Pedro schon des Rosses
Schnellsten Lauf gen Osten lenkte,
Nach dem Schlosse Castelbor.

Ende der ersten Abtheilung.

Zeitlosen,

von

D. August Apel.

Berlin, 1817.
In der Schüppelschen Buchhandlung

Inhalt.

Der Schatzgräber. Volkſage. 1

Darius Geburtsmahl. 45

Erbarm. 71

Freunde. 77

Grabe. 80

Mannelied. 81

Wilhelm's Liebchen. 83

Klage. 89

Der Hahn und die Korbe. Märchen. . . . 93

Jener Herr. Rabbinische Legende. . . . 147
Dogmation. 161
Legende. 170
Lord Hereford. 171
Der Lustwald. Idyll. 177
Das blonde Haar. Erzählung. . . . 185
Kandaules. Ballade. 227
Der Mondstein und der Stadtschreiber. Erzählung. 241
Elegie. 271
Der große Komet. 281
Abschied. 297

Der Schatzgräber

nach

einer Volkssage.

1.

Es war ſtiller im Städtchen. Die Laden und Thüren ſchloſſen ſich und ein Licht nach dem andern verloſch. Nur vor Meiſter Bernhard's, des Weißbäckers, Hauſe ſaßen auf der Bank des kleinen Gärtchens Gretchen und Carl. Mit jedem Viertelſtundenſchlag der Stadtuhr ſeufzte Carl und Gretchen ſagte traurig: Nun, Carl, müſſen wir ſcheiden. Grâme dich nicht in der Fremde, es ſoll einmal nicht ſeyn. Wer weiß, wo dein Glück dir blüht, denke nur zuweilen an mich, und laß es mich wiſſen, wenn es dir wohl geht, daß ich mich darüber freue.

Nein — rief dann Carl, und umſchlang das feurige Mägdchen inniger — wie könnt' es

mir wohlgehen ohne mein Gretchen! Wenn ich ohne dich leben soll, da fällt mir aller Muth und ich möchte das größte Glück nicht annehmen, würd' es auch umsonst und ohne Mühe mir geboten. Dein Vetter könnt' uns wohl beisammen lassen, er sollt' einen treuen Gehülfen an mir haben: das Brod, das ich bei ihm esse, wollt' ich redlich verdienen helfen, und was braucht' ich mehr, wenn ich Dich, mein liebes Gretchen, hätte?

So sprichst du jetzt — erwiederte Gretchen — du lebst allein, und kommst leicht durch die Welt. Im Hausstande geht es anders; da kommen Sorgen, da ist das nöthig und jenes unentbehrlich, woran man allein kaum denkt. Ich weiß, wie es dem Vetter geht, der doch sehr fleißig ist, und gewiß recht gut; aber doch klagt er oft, weil die Zeiten gar so schwer sind.

Carl hatte noch manches einzuwenden, wie Liebespein doch viel schwerer sey, als Nahrungssorge; und der Abschied verzog sich im

Geſpräch, bis der Nachtwächter in ſein Horn ſtieß, und den Einbruch der Nacht ankündigte.

Da trat Meiſter Bernhard aus der Thür' und ſchmälte. Mach' ein Ende, Gretchen — ſprach er — ich hab' dir nun Zeit genug zum Abſchied gelaſſen. Du mußt morgen früh vor Tage heraus. Wir haben die Hochzeitkuchen zu backen, ſo ein Verdienſt iſt heut zu Tage ſelten.

Gretchen ſchmeichelte ſich an den Alten an. Laßt mich nur noch ein Viertelſtündchen bei Carl, Vetter, — ſagte ſie — Gott weiß ja, ob wir uns in dieſem Leben wiederſehn; er geht ja weit über Land und Meer in die Fremde, und ich verſchlaf' euch morgen das Einfeuern ſicher nicht, ich ſetze mich blos aufs Bett, wie könnt' ich denn vor Weinen zum Schlaf kommen!

Meiſter Bernhard war ſelbſt bewegt. Hätt' ich nur etwas mehr, Kinder — ſagte er — als ich zum nothdürftigen Leben grad brau-

che, so wollt' ich euch das Scheiden gern erspa-ren; aber ihr wißt's selbst, wie sehr ich den Pfennig zu rath halten muß. Es muß einmal seyn, drum schickt euch drein. Macht euch die Herzen nicht mit einem langen Abschied noch schwerer. Denkt, es muß wohl gut seyn, weil es einmal so über euch verhängt ist. Wer weiß, ob es zu eurem Glücke diente, wenn es euch hierin nach Wunsche ging.

Ach, Vetter — antwortete Gretchen — das ist wohl leicht gesagt, wenn das Unglück einen nicht selbst trifft. Denkt, wie es euch zu Muthe war vor zwei Jahren, als ihr die Hütte hier verlassen solltet. Und was ist ein Haus, und wäre es von lauter Gold und Edelstein, gegen einen Menschen! Laßt uns immer noch ein Weilchen zusammen sitzen und legt euch in Gottesnamen schlafen.

Der alte Bernhard bewilligte noch ein Viertelstündchen; aber Mitternacht war schon

nahe herangerückt, ehe die Liebenden sich zur Trennung entschließen konnten.

2.

Langsam schlich nun Gretchen in ihr einsames Stübchen. Der Schlaf floh ihre trüben, verweinten Augen. Sie suchte alle kleinen Geschenke zusammen, die sie von Carln erhalten hatte, und breitete sie, bei dem schwachen Licht des Mondes, neben sich auf dem Bette aus. Jedes rufte ihr die Bilder der Vergangenheit zurück, bis sie endlich, verloren in diese Träume der Erinnerung, einschlummerte.

Plötzlich erwachte sie vom Schlaf, erschrokken, daß sie die entflohene Zeit versäumt habe; denn gegenüber bei dem Schmidt war es schon hell, und es schienen sich geschäftige Hände zu regen. Eilig flog sie die kleine Treppe hinab in die Küche, legte Holz zurecht und ergriff Stein und Stahl, um Feuer anzuschlagen; aber in der Eilfertigkeit, mit der sie das Geschäft

trieb, verlöſchte ſie ſelbſt den glimmenden Zunder. Ungeduldig warf ſie das Feuerzeug aus der Hand und ergriff eine Kohlenpfanne, um ſie bei dem Nachbar Schmidt mit glühenden Kohlen zu füllen. Hier bliesen die Bälge ſchon mächtig und die Schmiedegeſellen ſtanden bei dem Ambos und ſchwangen die ſchweren Hämmer, daß die Funken umher ziſchten. Gretchen bat, ohne ſich viel umzuſehen, um einige Kohlen, füllte ihre Pfanne, und eilte zurück, etwas erzürnt über die groben Geſellen, die ihren freundlichen Morgengruß nicht einmal erwiedert hatten. Aber als ſie die Kohlen auf den Heerd ſchüttete, waren ſie verloſchen. Verdrüßlich ging Gretchen nochmals in die Schmiedewerkſtatt, die Geſellen ſchmiedeten fort, ohne ihre Entſchuldigung zu bemerken. Sie nahm die glühendſten Kohlen vor den Bälgen weg, füllte reichlich ihre Pfanne, und eilte, noch ſchneller als zuvor, nach ihrer Küche. Allein kaum waren die Kohlen ausgeſchüttet, da

lagen ſie todt und verloſchen vor ihr und kein Hauch konnte einen Funken daraus erwekken. Nach vielen Verſuchen mußte ſich Gretchen doch entſchließen, nochmals nach friſchen Kohlen zu gehen.

Sie hatte unter Entſchuldigungen ihres öftern Wiederkommens ihre Kohlenpfanne gefüllt und wollte ſich eben entfernen, da feierten die Schmiede einen Augenblick mit ihren Hämmern und einer rief ihr mit dumpfer Stimme zu: Laß dich nicht wieder ſehen, es iſt dein Unglück! Erſchrokken ſah Gretchen auf, und ſelbſt der Angſtſchrei, den ſie ausſtoßen wollte, erſtarb ihr auf den Lippen. Das waren keine Lebenden, die hier um den Ambos ſtanden. Drei menſchliche Gerippe hielten in den fleiſchloſen Knochenhänden die Hämmer und fertigten ihre geheimnißvolle nächtliche Arbeit. Gretchen ſah, wie die modernden Grabtücher bei den Bewegungen ihrer Arme um ſie flatterten, und die Kohlen mit ihrem dunkeln Schein die gräßlichen

Todtenbeine beleuchteten. Sie grinzten das halbtodte Mägdchen mit ſchwarzen Höhlen ſtatt der Augen an, jetzt ſchienen ſie auch ihr Werk verlaſſen, und die, vom Schreck Erſtarrte, ergreifen zu wollen; doch die Angſt erneuerte ihre Kraft, ſie floh, wie beflügelt, aus dieſer Werkſtätte des Entſetzens; aber kaum hatte ſie ihre Behauſung erreicht, als ſie ohnmächtig und bewußtlos an ihrem Heerde zu Boden ſank.

3.

Meiſter Bernhard hatte nur leicht geſchlafen, denn er traute Gretchens Wachſamkeit nach dem ſpäten Abſchied wenig, und gönnt' ihr gern, als er früh noch alles ſtill im Hauſe fand, die Erquickung des Schlafes. Bald aber bemerkt' er ſeinen Irrthum. Nach langem Bemühen gelang es ihm, Gretchen zur Beſinnung zu bringen. Es war noch dunkel, als ſie ſich erholte, und die Schmiede und alle Nachbarhäuſer noch feſt verſchloſſen. Der Alte

wollte daher Gretchens ganze Erzählung, die ganz unglaublich ihn dünkte, blos für einen lebhaften Traum halten. Es war vergebens, daß Gretchen ihm die geringsten Umstände wiederholte, und ihm sogar die todten Kohlen der Schmiede auf dem Heerd' und in der Kohlenpfanne zeigte; er blieb dabei, die Macht der Einbildung und des Traumes habe schon mehrmals Menschen im Schlaf von ihrem Lager getrieben, daß sie herumwandelnd geträumt und dann die nächtlichen Traumbilder für Wirklichkeit gehalten hätten. Allein, als die aufgehende Sonne mit ihren ersten Strahlen durch die Fenster schien und Wände und Heerd röthete, da zeigte sich ein neues Wunder. Die Kohlen über welche der Schimmer des Frührothes streifte, fingen wunderbar an zu glänzen, es war, als streiften auch sie den schwarzen Mantel der Nacht von sich ab und zeigten sich dem Tage in ihrer wahren, eigenen Gestalt. Meister Bernhard mißtraute seinen Augen, als er

unter Aſche und Staub Stükken helles Goldes ſich entgegen blinken ſah. Er griff zweifelhaft darnach und ſah nun mit Erſtaunen, wie plözlich in ſeiner Hand und auf dem Heerde, ſo weit die Morgenſonne leuchtete, ſich alle Kohlen in gediegenes Gold umwandelten. Doch nur die Kohlen, die Gretchen auf ihrem nächtlichen Gange aus der Werkſtatt der geſpenſtiſchen Eiſenarbeiter genommen hatte, verwandelten ſich, alles übrige blieb todt und unverändert. Du biſt ein Glückskind, ſagte Meiſter Bernhard zu Gretchen, du haſt einen Schaz gehoben, der dich auf einmal reich macht, wenn du kein Bedenken trägſt, ſolchen Reichthum anzunehmen.

Gretchen konnte ihr Glück kaum faſſen. Sie ſah ſich auf einmal im Beſiz eines Schazzes, deſſen Werth ihr unermeßlich ſchien. Nun braucht Carl nicht in die Fremde zu gehen, nicht wahr, Vetter? fragte ſie fröhlich und fiel dem alten Bernhard um den Hals. O ge-

ſchwind, laßt mich aus dem Hauſe, daß ich ihm alles erzähle. Der Alte hatte viel Mühe, das freudetrunkene Mägdchen zurückzuhalten. Er ſtand noch immer kopfſchüttelnd bei dem Wundergolde, und fragte Gretchen, ob ſie denn wirklich Willens ſey, dieſen Schatz ſich zuzueignen? Warum denn nicht Vetter? — ſagte dieſe kleinlaut — ich habe ja nichts unrechtes gethan, iſt's doch, als hätte mir's der Himmel beſcheert, recht in der Zeit der Noth, um mich noch mit meinem Carl glücklich zu machen.

Liebes Gretchen — erwiederte der Alte — ich begreife wohl, daß meine Bedenklichkeiten dir nicht gefallen werden, jetzt, wo du recht eigentlich dein Glück in der Hand haſt. Aber überlege doch, ob ſo eine unheimliche Mitternachtſtunde, wo die Frommen unter dem Schutz der heiligen Engel das Nachtgraun verſchlafen ſollen, die Zeit iſt, wo der freundliche Himmel die Menſchen äffen wird, um ihnen ſo ſeltſame Gaben auszuſpenden. Hat dir nicht, wie

du ſelber ſagſt, zum Tode gegrauſet vor den gräulichen Schreckbildern? und haben ſie dir nicht, ſtatt eines Dankes und Morgengruſſes gedrohet, wenn du in deiner Unſchuld noch einmal wiederkommen würdeſt, ſo ſollt' es dein Unglück ſeyn? Das ſind mir keine guten Geiſter, die ſich in die Ueberbleibſel von der Verweſung kleiden, und den Lebendigen Furcht und Entſetzen einjagen. Ich will dir dein Glück nicht verleiden: aber man hat der Exempel von alten Zeiten, daß der Böſe ſeine Schätze immer nur auf harte und ſchwere Bedingung giebt, oder doch die Menſchen bethört, daß das Geld wieder zu nichts wird. Darum gedulde dich wenigſtens drei Tage, daß wir ſehn, ob dein Schatz unverändert bleibt, und dann geh mit deinem Gewiſſen zu Rathe, ſchenke einen Theil deines Reichthums der Kirche und ſprich gegen Niemand, ſelbſt gegen deinen Carl nicht von deinem Glück und deinem Abentheuer: es ſoll nicht gut ſeyn, auch wexit es nur Neid und

Mißgunſt unter den Leuten, und macht überläſtige Nachfragen, was auch nicht gut iſt.

Gretchen verſprach, ihrem Vetter in Allem zu gehorchen. Indeſſen wurde Carls Abreiſe noch einige Tage aufgehalten, und weil der Schatz unverändert blieb, was er war, und ſelbſt das Geſchenk in Prieſtershand ſich nicht verwandelte, ſo ward der Alte in ſeinen Bedenklichkeiten nachgiebiger, ſtellte ſich bewegt durch die Leiden der Liebenden beim Abſchied, empfahl Carln Fleiß und Emſigkeit, und übergab ihm zur Hochzeit ſein Haus, mit dem ſtillen Vorſatz, ihn von dem gefundenen Schatze im Geheim zu unterſtützen.

4.

Gretchen lebte nun ſo glücklich mit ihrem Carl, daß ihr bald das nächtliche Abenteuer in der Schmiede wie ein Mährchen oder dunkles Traumbild vorkam. Selbſt der alte Bernhard vergaß beinah den Schatz in ſeiner

Verwahrung; denn Carl arbeitete mit seinem jungen Weibe so emsig, daß sie keiner Unterstützung von fremder Hand bedurften. Die kleine Hütte ward Carln bald für seine Geschäfte zu eng; denn neben seiner Bäckerei versorgte er das Städtchen und die Gegend noch mit mancherlei Waaren, und er fing an, sich nach einem geräumigen Hause umzusehen. Er wählte unter mehreren, und es währte nicht lange, so ward in der vortheilhaftesten Lage ein ansehnliches Haus feilgeboten; aber der Preis überstieg Carls Kräfte. Er gab schon, wiewohl ungern, den liebgewonnenen Plan auf, nur Gretchen konnte sich nicht so leicht von dem angenehmen Traume losreißen, das schönste Haus im Städtchen zu bewohnen, und sich im Besitz von Bequemlichkeiten zu sehn, um welche sie früher ihre Nachbarinnen zuweilen beneidet hatte. Jetzt, glaubte sie, wäre die rechte Zeit, von dem todtliegenden Schatze Gebrauch zu machen. Sie sprach mit ihrem Vetter davon

von

von, und fragte, ob das vorräthige Gold wohl zum Ankauf des gewünschten Hauses hinreichend seyn möchte? Der Alte erschrak. Er hörte ungern diesen Schatz erwähnen, und hatte längst Gretchen bereden wollen, das zweideutige Glück einer solchen Haabe aufzugeben und das verdächtige Gold in die Erde oder in das Wasser zu versenken; allein er fürchtete sich, Gretchens Gedanken wieder auf diesen Reichthum zu richten, und hielt es für besser, davon ganz zu schweigen. Jetzt bat er von neuem seine Ueberredungskunst an, um Gretchen von dem Gebrauch ihres Schatzes abzuhalten. Es gelang ihm auch einigemal, ihr durch Erinnerung an die Schrekken jener Nacht, und durch einige Erzählungen von unglücklichen Schatzfindern, ein heimliches Grauen vor jenem Golde zu erwecken; aber die Lust zu dem gehofften, glänzenden Leben verdrängte bald die Furcht. Sie vergaß die Warnung, von dem gefundenen Schatze gegen Jedermann zu schweigen, und be-

schloß, ihrem Carl das Geheimniß zu entdecken. Diesem, meinte sie, würd' es besser gelingen, das Vorurtheil ihres alten Vetters zu bekämpfen, und diesen zur Herausgabe des Schatzes zu bewegen.

Carl hörte Gretchens Erzählung Anfangs mit Erstaunen, zuletzt mit einigem Unwillen an. Warum — rief er mißmüthig, als Gretchen beschloß — warum erzählst du mir erst jetzt diese sonderbare Geschichte, nun ich das Glück, das sich selbst [illegible] darbot, aus den Händen gelassen habe! Nur einen Monat früher, und deine Erzählung hätte mich zum reichsten Manne gemacht. Jetzt, da es zu spät ist, erfahre ich erst, was ich durch deine unverzeihliche Verheimlichung verloren habe.

Gretchen war erschrokken über diese unerwartete Aufnahme ihres Vertrauens. Sie schmeichelte vergebens und bat um Aufschluß über diese räthselhaften Worte. Carl blieb mürrisch und versagte ihr jede nähere Erklärung. Er be-

hauptete, der alte Vetter mache nur Bedenklichkeiten, weil er, nach der Art alter Leute, das Gold gern in eigenem Verschluß behalten wollte, und sagte dabei Gretchen so viel Hartes über den alten Mann, daß sie sich endlich weinend abwendete, und dem Ungestümen überließ, seinem Unmuth nach seinem Gefallen Luft zu machen.

5.

Der heitere Morgen schien Carln etwas milder gegen seine Gattin gemacht zu haben. Er rufte ihr die mancherlei Ungemächlichkeiten in die Erinnerung zurück, welchen sie beide im ersten Jahre ihrer Ehe, aus Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen, sich ausgesetzt gefühlt hatten. Mit diesem Golde — fuhr er fort — das du mit Angst erworben hast, um es benutzen zu dürfen, hätten wir manche schwere Sorge, manche schlaflose Nacht von uns entfernen können; jetzt könnten wir es den Reich-

ſten in der Stadt gleich thun, und ich hätte nicht nöthig gehabt, mich vor Leuten zu bükken, und gute Worte zu geben, um ein Paar Tage Nachſicht wegen fälliger Zahlung. Aber länger ſoll auch der Schatz nicht müßig liegen, mir ſoll ihn der Vetter ſchon heraus geb

Mit dieſen Worten entfernte er ſich. Gretchen wagte es nicht, ihm nachzugehn. Sie hörte bald in dem Zimmer ihres Vetters einen ſtarken Wortwechſel, und ſah kurz darauf ihren Mann in heftiger Gemüthsbewegung das Haus verlaſſen.

Beängſtiget eilte ſie nun zu dem Alten, der zitternd in ſeinem Lehnſtuhle ſaß, und kaum ſo viel Kräfte hatte, ihr einige Vorwürfe über ihre Geſchwätzigkeit zu machen. Siehſt du — ſchloß er die Erzählung von Carl's Betragen gegen ihn — wie bei ſolchem Reichthum kein Seegen iſt? Wir lebten alle glücklich und zufrieden, und jetzt, wo das Unglücksgeld nur unter uns zur Sprache gekommen iſt, hat ſchon

der Feind Zwietracht dadurch in unser stilles Haus gebracht. Gretchen suchte ihn zu besänftigen, und stellte ihm die Nothwendigkeit vor, ein geräumigeres Haus zu bewohnen, allein er blieb bei seiner Meinung und bei dem Vorsatz, in seinem kleinen Hause den Ueberrest seines Lebens zu beschließen und wiederholte, daß er es für Sünde achte, an einem Glücke Theil zu nehmen, das auf so gefährlichem und zweifelhaftem Grunde beruhe.

Carl weidete sich indessen an der Größe seines Schatzes. Er fand, daß er nach dem Ankauf des gewünschten Grundstückes noch eine bedeutende Summe übrig behalten würde, um einen Plan auszuführen, der durch Gretchens Erzählung in ihm geweckt worden war. Der Schmidt in der wunderbaren Schmiede, welchem der geheime Reichthum seiner Wohnung unbekannt war, nährte sich von seiner Arbeit nur spärlich, und hatte schon oft sein baufälliges Haus zum Verkauf ausgeboten. Noch kürz-

lich hatte er Carln den Antrag gemacht, und dieſer glaubte jetzt ſein Glück aus den Händen gegeben zu haben, als er durch Gretchens Erzählung den unbekannten Werth jenes Gebäudes erfuhr. Jetzt eilte er, den Handel abzuſchließen, ehe vielleicht ein Glücklicherer ihm zuvorkommen möchte.

6.

Gegen Abend pflegte der Meiſter Schmidt gern in einem Wirthshauſe zu ſitzen, und bei einem Krug Bier ſeine Sorgen zu vergeſſen. Hier fand ihn Carl, er ſetzte ſich zu ihm, ſprach mit ihm von Nahrung und Gewerb und ſchenkte ihm fleißig aus ſeiner Weinflaſche ein. Der Hauskauf ward bald Gegenſtand des Geſpräches, der Schmidt war froh einen Käufer zu finden, und man machte von beiden Seiten nur noch einige Bedenklichkeiten um ſeine Zufriedenheit klüglich zu verbergen. Unterdeſſen hatte ſich das Zimmer mit Gäſten gefüllt, und

es fing an, an Tiſchen und Sitzen zu gebre-
chen.

Da trat ein Mann von reputirlichem An-
ſehn an Karls Tiſch, grüßte den Meiſter
Schmidt als einen Bekannten, und bat höflich
um einen Platz für ſich und ſeine Flaſche. Er
ſchien auch für die erhaltene Conceſſion ſich
dankbar beweiſen zu wollen, wußte viele
Schwänke zu erzählen, und luſtige Trinkſprüche
zu ſagen, daß die Gäſte von ihren Tiſchen auf-
ſtanden, und umhertraten, zuzuhören, und
Meiſter Schmidt ſich groß wußte, weil der
geſprächige Fremde an ſeiner Seite Poſto ge-
faßt hatte, und ſeine Rede gemeiniglich an ihn
zu richten pflegte. Dem kaufluſtigen Carl war
indeſſen die einſtweilige Stockung ſeiner Han-
delstraktaten weniger gelegen, er wollte ſelten
mitlachen, ſah den Fremden von der Seite und
nſter an, ſtieß wohl dann und wann den
Schmidt an den Fuß und wiederholte die Kaufs-
unkte, trieb auch endlich das Weſen ſo arg,

daß der Fremde aufmerksam ward. Es schien aber nicht, als ob diesem die Gabe des Schweigens verliehen sey; denn kaum waren die Verhandlungen so weit im Gange, daß der sprechlustige Hörer vernahm, wovon die Rede sey, so wendete er sich zu Carln, und sprach mit bedeutendem Lachen: Aha, junger Gesell, ihr tragt gewiß Lust zu dem gediegenen Grunde, weil ihr so ernsthaft um das morsche Gebäude feilscht! Halbpart, so will ich euch behülflich seyn, ihr behaltet noch vollauf.

Carl wollte den Unwissenden spielen, und stellte sich, als begriff er nicht, was der Fremde mit diesen Worten sagen wollte. Aber der Meister Schmidt und die aufhorchenden, neugierigen Gäste bestanden auf näherer Erklärung und besonders wollte der Eigenthümer der Schmiede durchaus wissen, welche Bewandniß es mit dem gediegenen Grunde seines Hauses habe.

Ich muß mich fast wundern — erwiederte

der Fremde — daß ihr Herren Bürger und Einwohner erſt von einem Auswärtigen die Heimlichkeiten eurer Stadt erfragen wollt, da es euch doch beſſer zukam, neubegierigen Fremden ſelbſt damit Beſcheid zu thun. Spielt ihr aber nur die Unwiſſenden um einen treuherzigen Wandersmann zu foppen und dann zu verlachen, ſo iſt's nicht fein. Mögt ihr denn alſo hören, was von eurer Stadt im Auslande für Gerede geht.

Nach dieſen Worten räuſperte ſich der Fremde und fing an zu erzählen:

Wenn die Herren in den alten Chroniken ihres Thüringer Vaterlandes nicht unbeleſen ſind, ſo werden ſie zweifelsohne von dem alten heidniſchen König, Merwig oder eigentlich Meerwicht genannt, viel abentheuerliche Geſchichten gefunden haben. Seine Frau Mutter pflegte gern einſam im Meere zu baden, und es ging eine Sage, daß ſie daſelbſt mit einem Meermanne vertrauten Umgang habe, daher

nannte man ihren Sohn den Meerwicht oder Merwig. Aber ich würde heute und morgen nicht fertig, wenn ich den Herren alle die Wundergeschichten erzählen wollte, die von diesem König Merwig in alten Büchern und Chroniken beschrieben sind, und mein Nachbar, der Meister Schmidt, ist doch am meisten begierig auf das, was ihn und seine Schmiede angeht. Dieser Merwig war seiner Geburt nach nicht König, sondern von der Mutter Seite ein Verwandter der königlichen Prinzen und ihr Vormund. Weil diese aber sich um das Regiment veruneinigten und der Regierung überhaupt nicht recht gewachsen waren, so stieg er selbst auf den Thron, und ward ein mächtiger Potentat, baute auch zur Sicherheit seines Regimentes feste Schlösser im Thüringerland, und hauste auf dem einen, das er Merwigsburg nannte, unweit Erfurt, wo noch jetzt das Dorf Möbisberg seinen Namen behalten hat. In diesem festen Schlosse verwahrte er einen ge-

waltigen Schatz von Gold und Edelstein, den sein Vater, der Meermann, seiner Frau Mutter zum Brautgeschenk verehrt hatte. Späterhin ward das Schloß zerstört, und ein Kirchlein auf den Platz gebaut — ich kann mich nur nicht auf den Namen besinnen.

Das müßte die St. Dionysiuskirche seyn, — sagte einer von den Gästen.

Kann seyn — erwiederte der Fremde — ich kann nicht alle Namen merken; der Schatz des Meermannes blieb aber doch im Grunde liegen. Wer nun das erwähnte Kirchlein gesehen hat, der hat vielleicht oben am Sims drei Menschenköpfe in Stein gehauen, bemerkt, und neben ihnen ein Hufeisen, eine Schneiderscheere und einen Hirtenstab. Ist's nicht also?

Ich hab' es selbst gesehen, — entgegnete der Schmidt. — Es hat mich aber niemand berichten können, was die Zeichen bedeuten.

Damit kann ich dienen — fuhr der Fremde gefällig fort. Die drei Köpfe mit den Zeichen

bedeuten einen Schmidt, einen Schneider und einen Schäfer. Die hatten ſich vor alten Zeiten vereinigt, den Schatz zu heben, und ſtifteten durch dieſe Bilder ihr Gedächtniß. Der Schäfer kaufte ſich für ſeinen Antheil Ländereien und nannte ſie Schaafſtädt, der luſtige Schneider ließ ſichs wohl ſeyn bei der Flaſche und bei flinken Dirnen, der Schmidt aber war ein Knauſer, vergrub ſeinen Schatz und ward ſein nicht froh, ſtarb auch endlich darüber hin, und ſoll noch bis auf den heutigen Tag ſeinen Schatz bewachen. Es ſollte mich faſt Wunder nehmen, Meiſter Schmidt, wenn ihr nicht zuweilen ſo etwas Unheimliches in eurer Schmiede verſpürt hättet.

Was? — fuhr der Schmidt auf — in meiner Schmiede ſoll der Schatz liegen? Ei da wäre mir ja auf einmal aus aller Noth geholfen!

Der Fremde bejahete es und wußte noch viel von der Größe und Koſtbarkeit des Schatzes zu rühmen, ſo, daß dem Schmidt alle Gedan-

ken an den Kauf vergingen. Carl wurde deshalb unwillig auf den Fremden, der durch sein Mährchen den Handel gestört habe, die Gäste nahmen Partei, es kam von Worten zu Schlägen, bis endlich die Gerichtsdiener herbei kamen, Friede zu stiften, und Carln, als den Anfänger des Haders, mit sich auf das Rathhaus nahmen, wo er nicht los kam, bis er eine Buße erlegt hatte, die den behandelten Kaufpreis für die Schmiede um ein gut Theil überstieg.

7.

Der Schmidt hatte indessen seine Werkstatt durchwühlt, das Unterste zu oberst gekehrt, und keinen Stein auf dem andern gelassen, ohne etwas zu finden, als was er unter jedem Gebäude finden konnte, nämlich Steine und Schutt. Er bereuete nun, den Kauf nicht abgeschlossen zu haben, schimpfte auf den fremden windbeutelnden Geschichtsklitterer und beschloß,

die Traktaten mit dem schatzlustigen Carl bei erster Gelegenheit von neuem anzuknüpfen. Die Gelegenheit fand sich bald, und Carl zahlte dem schmunzelnden Schmidt gern die größte Hälfte seines gehobenen Schatzes für das Recht, den gehofften als sein Eigenthum betrachten zu dürfen.

So froh er über seinen Handel war, so getraute er sich doch nicht, Gretchen etwas von seinen Aussichten zu erzählen. Um indessen ihre Gesinnung zu erforschen, wiederholte er einmal in ihrer und ihres Vetters Gegenwart die Geschichte von dem Schatz in der St. Dionysius Kirche. Da bist du übel berichtet worden — sagte der Alte beim Schluß — ich habe die Geschichte oft in meiner Kindheit gehört. Die drei Gesellen waren gottlose Buben, die einmal in die heilige Kirche einbrachen, um den Schatz mit teuflischen Künsten und Beschwörungen zu heben; aber sie bekamen ihren bösen Lohn, für diese böse Arbeit; denn am andern

Morgen fand man ſie alle in ihren Häuſern todt, die ſchwarzen Geſichter auf den Rükken verdreht. Ihre Schätze aber waren verſchwunden. Zur Warnung ſtehen nun ihre Häupter noch an der Kirche in Stein gehauen, daß ſich fromme Menſchen daran ſpiegeln und nicht in ihre gottloſe Fußtapfen treten ſollen.

Auf Carln machte die Erzählung des Alten einen unerwartet tiefen Eindruck. Indem er im Stillen überlegte, warum wohl der Fremde dieſe Geſchichte ſo ganz anders erzählt habe, fiel es ihm plötzlich auf, wie jener ſtets vermieden habe, den Namen des heiligen Dionyſius oder einen ähnlichen auszuſprechen. Er ſchauderte bei der dunkeln Ahndung, die jetzt in ihm erwachte, und ſein Entſchluß, den Schatz in der Schmiede zu heben, kam ihm auf einmal ſehr frevelhaft und furchtbar vor. Er beſchloß, ſich wo möglich aus dieſem Handel zu ziehen, und, ohne nach mehr Reichthum zu trachten, das ihm beſchiedene Gut im Stillen zu genießen.

Allein der Schmidt war froh, ſeine baufällige Hütte um ſo guten Preis los zu ſeyn und wollte von einem Neukauf nichts hören. Dagegen forderten die Verkäufer ſeines neuen Hauſes ihre Zahlung, und da die Ueberreſte von Gretchens Schatz nicht zureichten, war Carl genöthigt, Geld aufzunehmen, um die Gläubiger zu befriedigen.

Ueberhaupt ſchien des alten Vetters Meinung, daß durch den Gebrauch des Schatzes nur Unſegen in das Haus kommen werde, ſich wunderbar zu beſtätigen. Carl war fleißig, wie vormals; aber er mußte ſeine Aufmerkſamkeit zu ſehr vertheilen, und das Auge des Hausherrn fehlte in manchen Gegenden ſeiner Haushaltung. Die neue größere Einrichtung machte den Ankauf mancher, bisher leicht entbehrten Bedürfniſſe nöthig, und er mußte von neuem borgen um den dazu erforderlichen Aufwand zu beſtreiten. Die unterwühlten Mauren der Schmiede drohten Einſturz, und Carl mußte

einen

einen unnützen, theuren Bau unternehmen, um dem von der Obrigkeit beſchloſſenen öffentlichen Verkauf des verfallenden Grundſtückes auszuweichen. Jetzt ſehnte er ſich oft aus ſeinem bequemen und reich verzierten Hauſe in die enge Hütte des alten Vetters zurück, wo ſeine Geſchäftigkeit ihn reichlich nährte und Zufriedenheit nach der Arbeit ihn belohnte. Er überlegte zuweilen, wie er ſeine vorige einfache Lebensart erneuern könne, aber es war zu ſpät. Die Gläubiger zweifelten an der Sicherheit ihrer Forderungen und fingen an, auf baare Zahlung zu dringen. Carl ſtrengte vergebens alle Kräfte an, die Zudringlichen zu befriedigen; er ließ ſein Haus öffentlich zum Verkauf ausbieten, aber niemand wollte es zu dem Preis kaufen, der nöthig war, um die Schuldenlaſt zu heben. Schon war ihm die gerichtliche Auspfändung angedroht, und er ſah ſich jetzt in noch tieferer Armuth, als vor zwei Jahren, wo er in die Fremde wandern wollte, um außer dem Vater

lande ſein Glück zu verſuchen. Damals war er allein und die Welt ſtand ihm offen; jetzt litt Gattin und Kind mit ihm, und ſtatt froher Hoffnung auf neue Vaterfreuden, erfüllte ihn Gretchens Anblick mit banger Verzweiflung.

8.

In den düſtern Stunden, wo er den ganzen Umfang ſeines Elends überdachte, fiel ihm zuweilen Gretchens Abentheuer und die Erzählung jenes Fremden von dem Schatz unter ſeiner theuer gekauften Schmiede ein. Anfangs malte er ſich blos mit der Fantaſie die verborgenen Reichthümer und das Glück ihres Beſitzers aus; bald aber trat auch der Wunſch, ſich zum Herrn dieſer Schätze zu machen, in ſeine alten Rechte. Carl beſuchte oft die verborgenſten Winkel der alten Mauern, er wachte die Mitternacht herauf, ob ihm nicht Hammerſchlag und Gebraus der Bälge aus den leeren Wänden entgegen hallen würde; allein es blieb ſtill und ruhig, nicht

einmal der Sturm täuſchte mit nächtlichem Geheul den Wachenden.

Verlaſſen von jeder Hülfe beſchloß Carl innerhalb der unausgebauten Wände nachzugraben. Der Bau machte das Wegräumen des Schuttes nöthig, und verſteckte ſeine wahre Abſicht. Aber die Arbeiter waren läſſig, weil der Lohn fehlte, und endlich blieben ſie, einer nach dem andern, aus. Der Letzte hatte ebenfalls ſchon aufgeſagt, als er am Morgen dem Bauherrn ein Stück Schlacke, daß er ausgegraben haben wollte, vorzeigte, welches Carl ſogleich für Gold, und ein Stück des gehofften Schatzes erkannte. Die Ehrlichkeit des Arbeiters gefiel ihm, er belohnte ihn reichlich, und machte ihm durch Verſprechungen Luſt, auszuhalten, blieb auch ſelbſt bei ſeiner Arbeit, von welcher er nun mit jedem Augenblick die Früchte zu erndten hoffte.

Es verſtrichen aber mehrere Tage, man ſchlug an allen Orten in den Boden, aber we-

der Kohlen, noch Schlacken, noch Gold kamen zum Vorſchein. Endlich ſagte einmal der Arbeiter: Herr, wenn ihr es nicht ungut nehmen wolltet, ſo hätt' ich etwas auf dem Herzen. Es bedürkt mich, als grübt ihr in dieſem Boden nicht des Baues halber, ſondern nach einem Schatze. Iſt dem ſo, da macht ihr euch eitel vergebliche Arbeit; denn ein Schatz, zumal wenn er lange liegt, läßt ſich durch bloßes Graben nicht heben. Ihr habt doch oft gehört, daß die vergrabenen Schätze in der Erde fortrükken. Das machen die Erdgeiſter, die das Gold in ihre Gewalt nehmen; denn der Schatz in der Erde iſt ihr Lehen und verfällt ihnen, wenn der Schatzherr ſtirbt. Wenn ihr euch die Zwerglein nicht zu Freunden macht, ſo iſt all euer Thun vergebens.

Carl wollte Einwendungen machen, ſprach von Aberglauben und Betrügereien der Schatzgräber, aber der Tagelöhner erwiederte: Ihr habt ſchon Recht, daß viel Betrüger und Land-

ſtreicher ſich mit der Schatzgräberei abgeben; aber ihr könnt ſie leicht erkennen, wenn ſie von euch Geld oder Kleinodien begehren. Was ſollen die Erdgeiſter mit ſolchem Kram? Iſt ihnen an Schätzen gelegen, ſo werden ſie auch den großen Schatz nicht für ein geringeres laſſen und ihr werdet für den kleinen Schatz den großen nicht geben. Daran merkt ihr alſo leicht den Betrug. Die Erdmännerchen ſind den Menſchen hold und geben ihnen gern die Schätze, nur muß man ſich freundlich gegen ſie bezeigen, daß ſie Zutrauen und Liebe bekommen.

Wie kann man denn freundlich gegen ſie ſeyn — fragte Carl — wenn ſie ſich nicht zeigen?

Ja — erwiederte der Arbeiter — da ſoll es vielerlei Wege geben, hab' ich mir ſagen laſſen. Am leichteſten geht es, nur daß es Zeit koſtet, wenn man ihnen alle Morgen und Abende Milch und Honig dahin ſetzt, wo man den Schatz vermuthet. Damit muß man fortfahren,

bis ſie ſich ſehen laſſen, alle Schalttage aber wird die Gabe verdoppelt. Hat man das ſorgfältig beobachtet, ſo kommen ſie wenigſtens den dritten Schalttag, zeigen ſich dem Menſchen, und antworten ihm auch, wenn er ſie befragt.

Das iſt weitausſehend — ſagte Carl — giebt es keine geſchwindere Art? Die giebt es wohl — fuhr jener fort — nur daß nicht jeder die Gelegenheit dazu hat. Man führt des Abends ein unſchuldiges Kind, Knäblein oder Mägdlein, das gilt gleichviel, nur muß es die Erſtgeburt von Vater und Mutter ſeyn, an den Ort. Denn weil die Erdgeiſter Zwerglein ſind und unſchuldiger Natur, ſo lieben ſie die Kinder und ſpielen gern mit ihnen, bringen ihnen auch ihre verborgenen Schätze zum Spielzeug herauf, und laſſen das Kind davon mitnehmen, ſo viel es will. Kann man nun in der Geſchwindigkeit das Kind aufheben, und ein Tüchlein von ihm auf den Schatz werfen, ſo erſchrekken die Zwerge und fahren in die Erde, können aber

den Schatz nicht wieder mit ſich nehmen, weil er dem Kinde gehört. Freilich behend muß einer ſeyn, ſonſt ſchlägt es fehl.

Carl hatte aufmerkſam zugehört. Er beſchloß, den Verſuch, der ihm nicht gefährlich ſchien, mit ſeinem kleinen Sohne zu machen und ließ ſich von dem erfahrnen Tagelöhner noch mancherlei von Schatzgräbern und ähnlichen Dingen erzählen. Zur Vergeltung ſchenkte er ihm beim Abſchied ein ſilbernes Schauſtück, das er eben ohne andere gangbare Münze allein in der Taſche fand.

9.

Als er ſpät nach Hauſe kam, traf er ſeine Frau in ungewöhnlicher Bewegung. Sie hatte ihn überall ſuchen laſſen, und entſchuldigte ihre verſtörte Miene mit einer Aengſtlichkeit um ihn, die vielleicht von ihrer nahen Entbindung herrühre. Carl fragte nach ſeinem Knaben, hob ihn einigemal empor, und konnte es ſich

ſelbſt nicht abläugnen, daß er dem muntern Kinde nur liebkoſete, um die nöthigen Handgriffe beim Schatzheben ſich geläufig zu machen. Als er es wieder auf den Boden ſetzte und ſich bückte, fiel ihm etwas aus der Taſche, das Kind griff darnach, und zu Carls Erſtaunen faßte es dieſelbe Schaumünze auf, die der Tagelöhner vor wenig Stunden bekommen hatte. Ein Chriſtuskopf und ein bibliſcher Spruch war darauf geprägt.

Dieſelben Ahndungen, wie bei jenem unbekannten Erzähler, der die Namen der Heiligen ſcheute, erwachten jetzt in Carls Geiſt. Am andern Morgen erſchien der Arbeiter nicht wieder, und Carl ſchauderte bei dem Gedanken an die gefährliche Geſellſchaft.

Gretchens Entbindung rückte näher. Näher aber rückte auch der gefürchtete Augenblick, wo Carls Gläubiger die volle Strenge ihres Rechts auszuüben drohten. Vergebens war jede Bitte um nochmaligen Aufſchub; man ver-

langte Zahlung oder ſeine ganze Habe. Carl dachte jetzt wieder, mit finſterm Grimme gegen ſein Schickſal, an die Rede jenes Tagelöhners. Das Zweideutige ſeiner Perſon ſelbſt gab ſeiner Rede Wahrſcheinlichkeit. Es giebt Augenblicke, dachte Carl, wo es dem Menſchen erlaubt iſt, ein ungeheures Spiel zu wagen und über Dies- ſeits und Jenſeits das Loos zu werfen. Iſt es erlaubter mein frommes Weib in mein Unglück zu verflechten, weil jener Schatz vielleicht ein Eigenthum böſer Mächte ſeyn könnte, als einen gefährlichen, zweideutigen Schritt zu wagen, um ſie, meine Kinder, und mich ſelbſt zu retten? Des Schickſals Lenker entſcheide, ihm ſey die große Frage vorgelegt.

Carl ergriff nun die Feder und ſchrieb im Feuer des erſten Vorſatzes an einen entfernten wohlhabenden Freund des alten Bernhard. Ein treues, ergreifendes Gemählde ſeiner trau- rigen Lage bereitete die Bitte um Unterſtützung vor. Schlug dieſer letzte menſchliche Verſuch

fehl, dann, so hatte er beschlossen, wollt' er die Hütte der unbekannten Welt suchen.

Der Brief war schnell geschrieben. Ein Wunder verlang' ich, rief Carl, als er ihn überlas und schauderte. Wird ein Reicher, der mich nur im Ueberfluß achtete, sich meiner erinnern, wird er mich nicht wahnsinnig schelten, daß ich ein solches Opfer von ihm verlange? Er lachte mit wildem Grimme laut auf, dann faltete er den Brief zusammen. Ohne Hoffnung gab er ihn einem Boten, empfahl diesem die möglichste Eile, und ging dann mit starrer Gleichgültigkeit an seine Geschäfte.

10.

Der letzte Abend kam. Der nächste Tag sollte Carln aus dem Besitz seines Vermögens setzen. Gretchen tröstete ihren Mann, selbst der alte Bernhard redete ihm zu, nicht zu verzagen; denn beiden war es bang um den Unglücklichen, dessen starre Fühllosigkeit bei un-

verkennbarem innern Kampf auf nichts Gutes zu deuten ſchien. Da kam der Bote zurück. Carl ſprang ihm haſtig entgegen. Bringſt du Hülfe? rief er. — Ich bringe keine Antwort — erwiederte der Bote — der Herr war verreiſet.

So muß ich ſchon Rath ſchaffen — ſagte Carl und küßte den Knaben, der auf ſeinem Schooße ſpielte.

Mitternacht war vorüber, als ein heftiges Klopfen Gretchen aus dem Schlaf weckte. Ein Unbekannter trat ein, und entſchuldigte den nächtlichen Ueberfall durch die dringende Nothwendigkeit eines Geſchäfts mit Carl. Man ſuchte dieſen vergebens, ſein Bett war leer. Ich bringe eine erfreuliche Nachricht, ſagte der Fremde, in der Meinung, man verläugne den Hausherrn, aus Beſorgniß neuer Forderungen. Gretchen rief nun überall ängſtlich Carls Namen, da trafen ihre Augen auf das Bett ihres Kindes. Es war leer. Der Schreck lähmte ihre Glieder; aber Angſt und Muttergefühl

trieb sie flüchtig durch Haus und Hof über die Straße; kaum vermochte der Fremde, ihr zu folgen. Dunkle Ahndung trieb sie nach der furchtbaren Schmiede. Ein düstres, röthliches Licht schien dort zu leuchten, und ein dumpfes Winseln hallte ihr entgegen. Jesus Maria! schrie sie laut, das dunkle Licht verlosch; aber die Stimme wehklagte noch fort.

Gretchen sank in die Arme des Fremden. Carl lag verbrannt und zuckend vor ihr, neben ihm todt sein zerschmettertes Kind. Die gräßliche Wirklichkeit stand, ohne Erzählung zu bedürfen, vor Gretchens Seele.

Was hast du begonnen, Unglücklicher! — rief der Fremde. — Ich fand deinen Brief, und eilte herbei, dir zu helfen.

Schweig, schweig! — stöhnte Carl sterbend — diese Hülfe verdammt mich. Ein grinsendes Gelächter in der Luft begleitete seine letzten Seufzer. Gretchen sank entseelt auf den entstellten Leichnam.

Darius' Siegesmahl.

Waffen glänzen im Kriegergedränge,
Jubel umstürmet Lager und Wall;
Hoch im stolzen Triumphgepränge
Feiert Darius des Feindes Fall.
Fern von Jonia's Blütengestaden
Aus Aethiopia's glühendem Sand
Bis an des Ganges geheiligten Strand,
Sind die Satrapen zum Feste geladen.

Aber, eingefügt in Bande,
Klagt Menofis sein Geschick;
Nach des Indus theurem Lande
Schweift mit Thränen des Königs Blick.
Nimmer sieht er die heiligen Auen,
Denn Darius beschloß ihm Tod;

Fruchtlos flehen die Kinder und Frauen,
Ernſt und ſtreng iſt des Siegers Gebot.

Tief gebeugt an dem hohen Portale
Steht der gefangene, herrliche Greis;
Um ihn rauſcht bei dem feſtlichen Mahle
Laut zu den Wolken des Siegers Preis.
Jubel erſchallt, und Poſaunen erklingen,
Feiernd ſchäumet der Traube Saft;
Saiten ertönen und Dichter ſingen
Lieder zum Ruhme der himmliſchen Kraft.

Und huldreich blickt Darius nieder,
Er ruft die Sänger zum goldenen Thron.
Wohl preiſen die Kraft die göttlichen Lieder;
Doch dem verheiß' ich den reichſten Lohn,
Wer mir das Mächtigſte nennt,
Das keinen Größ'ren erkennt,
Das ſich ſelbſt in ewiger Fülle genüget,
Sein Weſen nach keinem Andern füget.

Der König ſpricht's, und Alles ſchweigt.
Da tritt aus der glänzenden Schaar
Ein Greis von hoher Geſtalt, und neigt
Vor dem König das Haupt mit dem Silberhaar.
Dann prüft er der Harfe goldene Saiten,
Mit würdigem Ton den Geſang zu begleiten:

„Stark iſt der Aar in der Wolken Reich.
Neben den Blitz
Baut er den Sitz:
Wer in der Luft iſt dem Mächtigen gleich?

In der Kraft gewaltiger Fälle
Naht ſich der Löwe mit frohem Gebrülle,
Und bang, wo ſich der Starke zeigt,
Zittert Alles im Wald und ſchweigt.

Aber von göttlichem Hauch durchdrungen
Steht der Menſch in geheiligter Pracht,
Von ſeinem Geiſt wird alles bezwungen,
Es huldigt die Stärke der höheren Macht.

Menſchenkunſt gebeut den Gluten,
Ruft das Leben aus dürrem Sand,
Zwingt des Stromes entfeſſelte Fluten,
Segenvoll zu befruchten das Land.
Mit gebietendem ſcharfem Zügel
Ordnet die Bahn ſie dem wiehernden Roß,
Heftet des Sturms unermüdete Flügel
Kühn an das wogendurchſchneidende Floß.
Selbſt um den Preis mit Göttern zu kämpfen,
Hebt ſie der Thürme gewaltigen Schaft
Himmelempor mit vereineter Kraft;
Zwietracht nur kann die Mächtige dämpfen.

Darum gebühret der Preis der Stärke
Ihm, dem herrlichen Götterſohn,
Der das Volk zu vereinigtem Werke
Zwingt, vom erhabenen Königsthron.
Mächtig ſpricht in dem Herzen die Liebe,
Bange ſcheuet die Bruſt den Tod;
Aber es ſchweigen die mächtigen Triebe
Wenn des Königes Wort gebot.

Was in Arbeit die Menſchen erraffen,
Was der Sorgende bange bewacht,
Künſtler mit bildenden Händen ſchaffen,
Wird dem Könige dargebracht.
Er winkt, und es ſchallt die Trompete,
Verlaſſen ſteht der Pflug,
Und durch verödete Dörfer und Städte
Wallet der Krieger unendlicher Zug.
An die brechenden Herzen preſſen
Weinende Mütter den ſcheidenden Sohn;
Mutter und Gattin muß er vergeſſen,
So will's das gebietende Wort vom Thron.
Feindlich haſſen ſich Nationen,
Finſtert der König das Angeſicht;
Aber er lächelt, und Millionen
Wohnen in Jubel und freudigem Licht.

Darum ſoll man den Starken loben,
hn, den herrlichen Götterſohn,
er, hoch über das Volk erhoben,
errſcht auf goldenem Königsthron!"

Der Sänger legt die Harfe nieder,
Und laut wie Meereswogenton
Hallt es von tausend Stimmen wieder:
Dem König gebührt der Preis der Lieder,
Dem Starken auf goldenem Fürstenthron!

Aber auf ahnenden Lüften getragen,
Durch des Volks lautjauchzenden Chor
Flüstern leise seufzende Klagen
Hin zu des Siegers geschmeicheltem Ohr.
Und er schauet sich um und mahnend
Trifft ihn Menofis traurender Blick;
Finster wendet er sich, denn ahnend
Sieht er den Wechsel im Königsgeschick.

„Sänger, dich kann ich nicht belohnen,
Falsches hat dein Gesang bezeugt,
Fülle der Kraft wohnt nicht auf Thronen
Wo dem Stärkern der Starke sich beugt.
Heute fesseln ihn Sklavenbande,
Der noch gestern als König gebot; —

Unter dem purpurnen Herrſchergewande
Lebt ein vergänglicher Erdengott."

Darius ſpricht's und aus der Schaar
Des ſtaunenden Volkes tritt
Ein Mann mit dunkelgelocktem Haar,
Und er naht dem König mit muthigem Schritt.
Hell flammt ihm das Aug', hoch glüht ihm die Wange
Und es hebt ſich die mächtige Bruſt im Geſange:

„Dem Stärkſten töne der Lobgeſang!
Rauſcht preiſend, goldene Saiten!
Laut ſtürm' in den Jubel der Paukenklang
Des Mächtigen Lob zu begleiten.
Schaum von Pokalen
Lärm von Krotalen,
Bereiten dem Mächtigen frohen Empfang!

Was ſuchet der Held in dem Waffengeklirr?
Des Sieges ſtürmende Freude!

Was erobert der Zecher beim Beckengeſchwirr?
Der Fröhlichkeit göttliche Beute!
Freude, Menſchenbeherrſcherin,
Mächtige Götterkönigin,
Dich ſuchet der Starke mit Heldenarm,
Dir ſchlägt das verlangende Herz ſo warm!
Glänzende Qual
Iſt ohne dich das feſtliche Mahl.

Wer dich führt zu dem Königsthrone,
Wer dich ruft in der Menſchen Kreis,
Ihm erſchalle das Lied zum Lohne,
Ihm gebühret der Stärke Preis.

Preis dir, Sieger
Mit dem Doppelgeſpann
Schönfleckiger Tiger,
Evoe Evan!
Rankenbekränzter,
Stralenumkränzter,
Thyrſosſchwinger,
Gigantenbezwinger,

Herrſcher im goldenen Sternenzelt,
Huldigend jauchzt dir die frohe Welt!

Die, zum Verderben der Menſchen erkoren
Zeus mit verführender Schöne geſchmückt,
Haſt du in ſeeligem Rauſche, Pandoren,
Einſt zu der Wonne der Götter entzückt.
Und es entwand ſich dem göttlichen Schooße
Freude, die lächelnde Blütengeſtalt,
Schön vergoldend die eiſernen Looſe
Mit des himmliſchen Rauſches Gewalt.

Wo dein Lob in der Zecher Runde
Vater Lyäus, mächtig ertönt,
Wird von der Tochter blühendem Munde
Feſt und Mahl und Geſang verſchönt.
Roſen werden des Grames Neſſeln,
Perlen die Thränen, vom Jammer geweint,
Froh dithyrambiſch klirren die Feſſeln,
Wo deine Kraft, o Jachos, erſcheint.

Und um der Krone ſonnige Stralen,
Webſt du der Freude roſigen Schein:
Königsluſt ſaugt aus den Pokalen
Leben und Kraft in dem perlenden Wein.
Eiſerner Sinn der gewaltigen Stolzen,
Wildaufbrauſender Fürſtenzorn
Wird an Lyäos Flamme geſchmolzen,
Stirbt in des Zechers umkränztem Horn.

Drum hallet, Geſänge,
Mit Paukengetön,
Im Feſtgepränge
Den Starken zu erhöhn!
Rauſcht, mächtige Lieder,
Jachos zum Preis;
Der Olymp hall'-es wieder:
Evoe Baſſarcus!"

Der Sänger ſchweigt, und bachiſche Wuth
Stürmt wild aus Trommel und Leyer.

Es beginnt dithyrambiſche Feier,
Und freier entflammt ſich mänadiſche Glut;
Der jubelnde Chor
Schwingt Fakkeln empor,
Epheu kränzet der Becher Rand,
Den Thyrſus ſchwingt die begeiſterte Hand,
Und das Siegesmahl
Heiligt Geſang zum Bachanal.

Aber in holder Scham erröthend
Iſt dem Gewühl die Fürſtin entflohn.
Der König gewahrt es, und jubeltödtend
Schallt das gebietende Wort vom Thron.
Zitternd flieht der geſcheuchte Zecher,
Bachus' Jubel erſtarret zu Stein;
Und in dem hochaufſchäumenden Becher
Duftet vergeſſen der ſchimmernde Wein.

Da tritt aus dem bangen zagenden Chor
Vom Feuer der Jugend warm,

Sanft und kühn ein Jüngling hervor,
Die hallende Cither im Arm.
Und mit den goldenen Saiten im Bunde
Tönt lieblich das Lied von dem purpurnen Munde:

„Hallet, der Cither melodiſche Töne
Zaubert herbei das verlorne Glück;
Daß ſie die Feier der Kraft verſchöne,
Rufet, der Cither melodiſche Töne,
Schmeichelnd die holde Fürſtin zurück!

Mächtig erglüht der göttliche Funken,
Bromio's Rauſch, in der fröhlichen Bruſt;
Doch an Pandora's Buſen geſunken,
Huldigte Bachus der ſüßeren Luſt.
Ungeſtraft, in dem Blute der Traube
Badete ſich des Ebers Fuß,
Als der Gott in der blühenden Laube
Seeligkeit trank in des Mädchens Kuß.

Nur in der Lilienhand Ganymeda's
Spendet der Nektar ätheriſchen Wahn;

Und die ambroſiſche Blüte Leda's
Zauberte Bromios' Vater zum Schwan.
Omfale zwang den göttlichen Heros,
Helenen diente der Könige Schaar;
Selbſt den fackelgewaltigen Eros
Feſſelte Pſyche, mit goldenem Haar.

Darum, dem herrlichſten Götterwerke
Töne der Cither melodiſcher Klang:
Frauen gebühret der Preis der Stärke,
Alles beugt ſich dem lieblichen Zwang.
Was dem verderbten Geſchlecht entflohen,
Goldener Zeiten beweinetes Glück —
Frauen, der Schönheit holde Heroen,
Bringen es ſiegend den Menſchen zurück.

Nicht zu des Hades dunkelen Nächten
Wandeln ſie, kämpfend, die Heldenbahn:
Zu des Olympus glänzenden Mächten
Finden die Pforten ſie aufgethan.

Ohne Kampf wird ihnen die Blüte
Jeder olympiſchen Gabe zu Theil;
Sie rufen herab der Götter Güte
Und wenden des Zornes verderblichen Pfeil.

Schweigt nun, ſanfte Cithertöne!
Neu umglänzt uns des Tages Glück.
Daß ſie die Feier der Kraft verſchöne,
Daß ſie des Königes Zorn verſöhne,
Kehrte die holde Fürſtin zurück."

Der Sänger ſchweigt und rings umher
Von tauſend frohlockenden Zungen
Wird der Frauen Preis geſungen —
Und es rauſcht der Geſang wie das wogende Meer:
Frauen gebühret der Preis der Stärke,
Alles beugt ſich dem lieblichen Zwang;
Preis dem herrlichſten Götterwerke
Töne mit göttlicher Kraft der Geſang!

Da hebt ſich der König vom goldenen Thron,
Selbſt füllt er den Becher mit Wein:
„Nimm dieſen Pokal zu des Liedes Lohn
Geſchmückt mit Perlen und Edelgeſtein,
Du haſt den köſtlichſten Preis dir errungen,
Weil du das Lob der Frauen geſungen.“

Doch erröthend ſchweiget der Sänger,
Es verſaget die Lippe den Dank,
Und zitternd, bänger und bänger,
Vergeudet die Hand den köſtlichen Trank:
O Herr, noch hab' ich den Preis nicht errungen,
Wohl wird noch von Andern ein größres geſungen.

Und der König ſtaunet den Jüngling an:
Was erſchüttert dein eigenes Vertrauen
Auf die Macht und Gewalt der Frauen? —
O König, mein Lied war eitler Wahn!
Es wandeln die Frauen auf dorniger Bahn,
Oft bleicht ungeſtilltes Verlangen,
Oft bittrer Kummer die Wangen.

Ein Höheres iſt! Ihm gebühret der Preis.
Es regiert mit Göttergewalt,
Giebt Kraft dem König, dem Jüngling, dem Greis,
Und der Frauen holder Geſtalt.
Was groß iſt, ward es durch ſeinen Verein,
Und wo es mangelt, iſt eitler Schein.

Wie heißt das Mächtige? Sprich es aus!
Ruft der König in froher Eil:
Der Erſte biſt du in meinem Haus,
Und was du begehreſt, wird dir zu Theil,
Wär's auch, wie die eigene Seele mir theuer,
Ich ſchwör' es laut, bei dem heiligen Feuer!

Wie, wem die Götter das Liebſte gewährt
Was verborgen die ſehnende Bruſt;
So ſteht der herrliche Jüngling verklärt,
Ihm glüht die Wange von Himmelsluſt;
Es rauſchen die goldenen Saiten der Cither,
Bald flötenſanft, bald wie mächt'ge Gewitter:

Urquell aller Kraft und Schöne,
Allgefühlter, mächt'ger Drang,
Harmonienband der Töne,
Heil'ge ſelbſt den Lobgeſang!
Du entflammſt der Sonne Klarheit,
Oeffneſt ihr des Himmels Thor,
Waltest hoch im Sternenchor,
Ew'ge Göttertochter, Wahrheit!

Matt vom wilddithyrambiſchen Tanze
Senkt die Mänade den Thyrſusſtab;
Mit der Jugend welkendem Kranze
Fällt die Blume der Schönheit ab.
Alter zehrt an des Helden Tugend,
Unſtet wanket der Könige Macht;
Aber Du blühſt in ewiger Jugend
Lebſt unvergänglich in Götterpracht.

Dir getreu entzündet die Sonne
Leben und Licht an dem Sternenzelt;

Dich bekennend, verbreitet ſie Wonne
Ueber die blühende Frühlingswelt.
Du vermählſt in der Blüte der Frauen
Zartes und Schönes zum Götterbild,
Aber du weichſt, und zerſtörendes Grauen
Herrſcht mit Entſetzen im öden Gefild.

Doch nie, Göttliche, willſt du entweichen,
Mächt'ge, dein Thron iſt die Ewigkeit;
Nimmer in deinen unendlichen Reichen
Weht der tödliche Athem der Zeit.
Dein Gewand iſt bezaubernde Schöne,
Dein Diadem iſt die Herrſchermacht;
Aber des Geiſts unſterbliche Söhne
Schauen dich ſelbſt in der Gottheit Pracht.

Du entladeſt die ſegnende Wolke,
Lenkeſt den Sturm, der die Luft durchbrauſt;
Aufrecht hälteſt du den Fürſten im Volke,
Retteſt das Schwerdt an des Helden Fauſt;

Irren-

Irrenden zeigſt du die ſicheren Pfade,
Lehrſt die Trauernden fromme Geduld,
Lebſt in dem König als himmliſ' Gnade,
Blickſt aus dem Sieger als ſchonende Huld.

Göttliche, deiner ernſten Feier
Bot Darius den fürſtlichen Lohn,
Schweb' um den Helden und ohne Schleier
Schaue dein Bild der Götterſohn!
Heilige Himmelstochter, Wahrheit,
Schmück' ihm den Thron mit unſterblichem Glanz,
Und um ſeines Sieges Kranz
Strale dein Licht in milder Klarheit!"

Da erhebt ſich der König, er tritt in den Kreis,
Und faſſet des Jünglings Hand:
Du haſt dir errungen den höchſten Preis,
Dein ſey des Indus erobertes Land.

Wer die Wahrheit weiß als das Höchſte zu
ſchätzen
Den ſoll man zum Herrſcher im Volke ſetzen.

Und der Sänger mit ſtehendem Auge
ſpricht:
O König, behalte das Land!
Was ich begehre nur weigre mir nicht,
Du gabſt mir ein theures Unterpfand!
Laß mir — iſt Wahrheit im Königsworte —
Den gefangenen Greis dort an der Pforte!

Haſt du zürnend ihm Tod geſonnen,
König, verwehender Sturm iſt der Zorn!
Wohl umwölkt er das Auge der Sonnen,
Doch ungetrübt iſt des Lichtes Born.
Mit des Gewölks hochſtrömendem Regen
Tränkt noch die Milde befruchtend das Land,
So, an den Zorn, knüpft der König den Seegen
Durch des Erbarmens himmliſches Band.

Heitre das Aug', entwölke die Braunen,
Milde ſchmücket die Majeſtät!
Hemmt ihr Männer und Frau'n das Erſtaunen,
Die Tochter iſt's, die für den Vater fleht!
Helden, die mächtig das Schwert geſchwungen,
Frauen, die reizend den König entzückt,
Helft mir rufen mit tauſend Zungen:
Gnad' und Mild' iſt's, was Könige ſchmückt!

Und, gebeugt zu des Königes Füßen,
Streckt vorbittende Arme der Chor;
Aber Darius mit freudigen Küſſen
Hebet die herrliche Jungfrau empor:
Theile mit mir der Perſer Krone
Gieb mir lächelnd des Lebens Glück,
Doch zuvor zu des Indus Throne
Führe den greiſen Vater zurück.

Ja, die Wahrheit, die du beſungen,
Hat mir mit Macht gewendet den Sinn,

Und die unpanzerte Bruſt bezwungen,
Preis ihr, der göttlichen Königinn!
Mächtig herrſcht ſie auf irdiſchen Auen,
Glanzvoll dient ihr der Sterne Schaar,
Aber der heiligſte Hochaltar
Flammt der Göttin im Buſen der Frauen.

Kleine Gedichte.

Sybaris.

Als noch auf des Parnaſſes Spitze
Apollo's Haine von Geſang erklangen,
Und zu der Muſen Götterſitze
Begeiſtrungvoll der Menſchen Blicke drangen,
Da kamen über Land und Wogen
Der Sänger Schaaren froh gezogen,
Zu danken Phöbus mächt'ger Gunſt
Der Lieder und der Töne Kunſt.
Sie beugt nicht goldner Schätze Bürde,
Sie röthet nicht der Opfer Blut;
Ihr Dank iſt des Geſanges Würde,
Ihr Opferfeuer Dichterglut.

Und, wie ſie freudig aufwärts ſchauen,
Dünkt eben ſie die rauhe Bahn;

Es bildet Tempe's Blütenauen'
Um ſie der Dichtung Zauberwahn.
Und aus dem Ton der goldnen Leier
Webt ſich, gleich Frühlingmorgenduft,
Um wild Geklipp und grauſe Felſenkluft
Der Fantaſie verſchönend holder Schleier.

Doch heimlich, auf des Weges Mitte, droht
Dem unbeſorgten Wandrer Tod.
Denn, aufgeſcheucht von dem Geſange,
Wälzt aus des Felſen finſtrem Spalt
Sich Sybaris verhaßte Mißgeſtalt
Und lauert gleich der giftgen Schlange.

Dies Ungeheur, nicht Mann, nicht Weib,
Nicht Menſch, nicht Thier von Gliedern und von Leib,
Vereint von jeder Art und jeglichem Geſchlechte,
In grauſig ekler Bildung nur das Schlechte.
Aus giftigem Moder jener Zornesflut,
Mit der Kronion einſt die Welt bedeckte,

Erſchwoll die ungeſtalte Brut,
Und, mit Lykaon's altem Frevelmuth,
Zum Trotz den Himmliſchen, befleckte
Sie des Parnaſſes Götterſitz mit Blut.
Denn, feindlich jeder Göttergabe,
Zerfleiſchte Sybaris mit wildem Zahn,
Den Sänger auf des Muſenberges Bahn,
Und trug ihn grinſend zu dem Felſengrabe.

Einſt wandelte mit Sängerſchaaren,
Anmuthig, wie der Liebling Zeus';
Den Kranz in ſchöngelockten Haaren,
Zum Heiligthum, Alcyoneus,
Und wie der Morgen gern die Fluren
Mit zartem Perlenſchmuck bethaut,
Wenn er die ſchlummernden Naturen
Mit jungen Liebesblicken ſchaut:
So ſchlingt noch um der Dichtung Schleier
Den Blütenkranz des Knaben Hand,
Und zu der Götter ſel'gem Land,
Hebt ihn der Götter heil'ge Feier.

Doch wie von Phöbus Glut berauſcht,
Des Knaben Blicke aufwärts ſchauen,
Hat ihn das Ungethüm erlauſcht,
Und ſtreckt nach ihm die grimm'gen Klauen.
Schon droht es ihm mit gift'gen Biſſen,
Schon hat es vom umlockten Haupt
Des Kranzes Blütenſchmuck geraubt,
Schon wild der Lyra Saitenchor zerriſſen,
Und ſchwach nur kämpft des Knaben zarte Hand;
Da, mächtig wie Kronion's Donnerwetter,
Stürmt Curibatus her, ein gottgeſandter
Retter,
Er faßt das Ungethüm und an der Klippenwand,
In ungeheuren Sturz vom felſigen Parnaſſe
Zerſchmettert er die ungeſtalte Maſſe.

Befreit nun von des Wegs Gefahren
Empfing Apollo's Heiligthum
Der Sänger ſtets erneute Schaaren,
Und weit erſcholl der Muſen Ruhm.

Und jedes Große, jedes Schöne
Ward in der Griechen Land vollbracht,
Wo ungestört des Liedes Söhne
Sich freuten des Gesanges Macht.

Nicht mehr auf des Parnasses Gipfel,
Nicht mehr an Pytho's Tempelthor,
Rauscht gottbewegt des Lorbeers Wipfel,
Verstummt ist alter Sänger Chor;
Doch, was der Götter Hand gegeben,
Wird ewig, unvergänglich leben
Und riß der Zeiten dunkler Strom
Der alten Götter Tempel nieder,
Stets neuverjüngt erheben sich die Lieder,
Aus Tempeltrümmern steigt ein prächt'ger Dom.

Auch Sybaris erwacht zum neuen Leben,
Im Hof des Doms, bald mürrisch und bald wild,
Sieht man sein trübes Schattenbild
Gleich einem Kobold um die Pforten schweben.
Noch möcht' er gern mit Blut den Tempel röthen,
Und jeden Sänger, dem das Haupt

Die Muſe ſelbſt mit ihrem Kranz umlaubt,
Wie vormals am Parnaſſe tödten.
Doch, weil die Kräfte jedes Schatten
Durch Grab und Todesnacht ermatten,
Wird nur des Sängers Kranz vom Kobold noch geraubt.
Und hat er ihn mit Hohn entblättert,
Und frech beſchmuzt, was froh die Nachwelt einſt vergöttert,
Dann krächzt er gleich dem Todtenraben:
Die wahre Kunſt ſei todt und längſt begraben.

O Eurybatos, ſtarker Heros,
Als von dem Ungeheur du den Parnaß befreit,
Erfüllten Pindar und Homeros
Die Welt mit des Geſanges Herrlichkeit.
Doch, wer naht jezt mit Götterfeuer?
Wer ſchleudert mit Heroenmacht,
Das Schattenungeheuer
Tief in das Reich der Nacht?

Legende.

Vor den Feinden floh der heil'ge Felix.
Doch ſie folgten ſeinen flücht'gen Schritten.
Nah bei ihm ſchon waren die Verfolger,
Aber nirgends bot ſich eine Zuflucht,
Als des Felſen leicht entdeckte Höle.
„Herr,“ ſprach Felix betend, iſt's dein Wille,
Daß ich fürder hier dein Reich verkünde,
Und des Werks mich freue, das dich preiſet,
Leicht ja werden dann der Höle Schatten
Mir zur ſichern undurchdrungnen Hülle!

Aber haſt du deinen Knecht geheiligt,
Daß er Zeuge ſei für deine Wahrheit,
Dann, o Heil'ger, nimm mein Blut zum Opfer,
Auch für dieſe Blinden, die mich tödten.
Und die Höle, wo dein Zeuge blutet,
Werd' alsbald ein Tempel deiner Ehre,
Der die Feinde deinem Reich verſammelt." —
So trat er hinein voll hohes Glaubens.
Bald aus allen Felſenritzen drängten
Haufenweis ſich Spinnen zu der Oeffnung
Und ſie webten emſig vor den Eingang.
Dichte Netze, mehr und mehr erſchienen,
Und die Höle ſchien ſeit grauen Zeiten
Nur des ſchwarzen Giftgewürms Behauſung.

Schnell vorüber war der Feind geeilet,
Weit in fernem Land den Heil'gen ſuchend.
Und alsbald, gleich ſeidnem Prachtgewande
Glänzt der Spinnen giftiges Gewebe
Und es ſtralt, wie Licht des reinen Demants
Jeder Spinne Rücken und die Füße

Schlingen ſich zur ſchöngewundnen Faſſung.
Da vernahm Sankt Felix durch das Zeichen
Daß die heilgen Engel ihn behüten
Vor dem Zorn der wild ergrimmten Feinde.
Und er trat anbetend aus der Höle,
Lehrte viel und mehrte Chriſti Kirche.

Cicade.

Schont uns, Männer der Flur, uns gnügt der erfreuliche Anblick
Grünender Saat, uns labt einzig der himmliſche Thau;
Nur vor dorrendem Honigthau, vor giftigem Mehlthau,
Nehmt ihr Götter das Volk leichter Cicaden in Schutz!

Minnelied.

Du, ſüßer Minne,
Stralende Königinne,
Laß mich dein' Gunſt erwerben.
Verderben, ſterben,
Muß ich in meiner Pein,
Allein, allein,
Darf ich um deine Minne ſüß nicht werben.

Dein Augenlichte
Gibt ſeligen Berichte
Von Himmels klarem Scheine.
Erſcheine, meine
Erwählte Liebesbraut!
Vertraut und laut
Sag' ich, daß ich dich meine und ſonſt keine.

Du Herzens Wunne,
Du, aller Sinnen Sunne,
Mein Herz haſt du entzündet.
Entzündet findet
Es nirgend Ruh,
Nur du, nur du
Kannſt heilen mich, wenn Minne mich mit dir
verbindet.

William's Liebchen.

Nach dem Engliſchen.

In dem duftenden Garten zu Bloomhill
Saß Nanny auf blühendem Gras,
Sie ſaß vom Morgen zum Abend,
Da wurden die Wangen ihr naß.

Da wurden die Wangen ihr naß,
Es hob ſich der Buſen vom Sehnen
Es fielen vom Auge die Thränen
Mit dem Thau in das blühende Graß.

Wo bleibſt du, mein trauter William?
Schon erblaßt der röthliche Schein;
Es färben ſich ſchwarz die Wolken,
Im Dunkel bin ich allein.

Im Dunkel bin ich allein,
Die Liebe hat mich verlaſſen,
Es weichet und will erblaſſen
Des Lebens lieblichſter Schein.

Da trat zu ihr hin Herr Waters
Und ſprach: Was weineſt du hier?
Du ſchönes, du liebliches Mädchen,
Komm, folge zum Tanze mir.

Komm, folge zum Tanze mir!
In leuchtenden prächtigen Sälen
Wird dich der Kummer nicht quälen,
Komm, weine nicht länger hier.

Ich folge dir nicht, Herr Waters,
In den leuchtenden Saal zum Tanz,
Mir iſt mein William lieber,
Viel lieber, als Pracht und Glanz.

Viel lieber, als Pracht und Glanz,
Iſt mir des Geliebten Umfangen.
Er iſt mein einzig Verlangen,
Wähl' ein anderes Mädchen zum Tanz.

Da trat zu ihr hin Lord Kraddock,
Er ſah ſie voll Mitleid an,
Was weinſt du, o liebliches Mädchen,
Um William, den treuloſen Mann?

Um William, den treuloſen Mann,
Sollſt du, Schönſte, länger nicht weinen,
Komm mit mir, von Allem dem Meinen
Sieh, Mädchen, als Herrin dich an.

Ich danke dir wol, Lord Kraddock,
Doch kann ich nicht theilen die Glut,
Meine Liebe kann ich nicht theilen,
Nicht geben um Geld und Gut.

Nicht geben um Geld und Gut
Kann ich mein Herz und die Liebe,
Ob William mir treu nicht bliebe,
Löſcht doch nichts im Herzen die Glut.

Da trat Lord Kraddock's Knappe
John Percy zu ihr: ich ſtand
Dabei als Herr William geworben
Um Lady Harriet's Hand.

Um Lady Harriet's Hand
Warb William, drum laſſet ihn ſchwinden,
Euch will ſich Lord Kraddock verbinden,
Mit euch theilen Güter und Stand.

Und hat ſich mein William erwählet
Die Lady zu ſeinem Gemal,
So kann ich doch einzig lieben
Meines Herzens erſte Wahl.

Meines Herzens erſte Wahl
Bleibt William; ihm will ich im Leben
Mich lieber zum Liebchen ergeben,
Als Lord Kraddock zum Ehgemal.

Sie ſprach es und ſuchte ſich Blumen,
Brach Wermuth und Rosmarin,
Die Myrthe lies ſie grünen,
Die Lilie lies ſie blühn.

Die Lilie lies ſie blühn,
Und die Roſe, die duftend erglühte,
Die ſchöner als Roſen blühte,
Brach Wermuth und Rosmarin.

Da kam ein Ritter im Dunkel,
Er ſchwang ſich vom Roſſe herab,
Er umfing die weinende Nanny
Und küßte die Thränen ihr ab.

Er küßte die Thränen ihr ab,
Weg rief er mit traurigem Kranze!
Mit dem Ringlein in funkelndem Glanze
Gibt dir Wilhelm die Treu bis zum Grab.

K l a g e.

Blickst du Mond, still nieder zum Blütenlaubdach?
Sieh, der Frosthauch bleichte die grünen Blätter,
Kalter Herbstwindstoß in den Zweigen schüttelt
Welkendes Laub hin.

Einst, entzückt, durch sprossender Blätter Mattgrün,
Voll von Sehnsucht blickt' ich hinauf zur Lichtbahn,
Wenn im Frühlingeglanz das Gebüsch erblüht, und
Fern von der Waldung

Scholl Geſang ſanftflötender Nachtigallen,
Durch des Abends ſteigenden Thau ergoß ſich
Süßer Wolluſthauch von der Blüten Bal-
ſam —
Duftenden Kelchen.

Selge Luſt drang tief in das Herz, der Ah-
nung
Leiſes Zittern bebt in der Bruſt, ein namlos
Süßes Himmelsglück, wie des Traums un-
nennbar
Göttliche Bildung

Hielt den Sinn voll trunkener Luſt gefeſſelt.
Doch in Sehnſucht klopfte das Herz, es fand
nicht
Ruh im Frühlingsglanz und der Nachtigall
Lied
Weckte der Wehmuth

Süßen Schmerz. Vorklänge verborgner, lächelnd
Nahnder Zukunft ſchien der Geſang, da trat mir
Hold im Frühlingsſchmuck die Geſtalt des Mädchens
Freundlich entgegen.

Ihrem Aug' entſtralte das Licht des Himmels,
Nachtigallton hauchte der Mund. Wie Blumen
Blühn in Balſamduft, ſo erblüht ihr Reiz in
Himmliſcher Anmuth.

Doch das Glück ſchwand flüchtig im Lauf der Stunden,
Mit des Frühlings Lüften verwehte ſcheidend
Für die Wolluſtzeit der beglückten Liebe;
Weit zu der Heimath

Zog ſie fort, wo ſchöner die Sonne lächelt,
Keine Herbſtluft rauheren Froſt herbeiführt,
Noch der Nordwindhauch das Gezweig vertrauter
Lauben entblättert.

Blick, o Mond, nicht nieder zum Buchenlaubdach!
Oed und einſam trauert der Siz der Liebe
Trüb und wehmuthvoll in das Blattgeflüſter
Tönet der Klagruf.

Hahn und die Körbe.

Märchen.

Es war einmal ein König, der besaß ein großes Reich und unermeßliche Schätze. Dabei hatte er Glück in allem, was er unternahm. Zog er in den Krieg, so feierte man das Siegesfest in voraus, um späterhin die Zeit nützlicher anwenden zu können. Er konnte nicht besiegt werden, denn er war der Günstling einer mächtigen Fee, und diese hatte ihm das Geschenk gemacht, daß unter seiner Anführung eine Armee entweder siegte, oder nach jeder Niederlage, wie das Haupt der Hydra, sich verdoppelte. Die benachbarten Könige unterwarfen sich ihm, sobald er nur den Wunsch äusserte; seine Soldaten wurden überall mit offenen

Armen empfangen, und man beſchenkte ſie noch reichlich für ihre Bemühung bei Contributionen und Plünderungen. Endlich mußte er aufhören Krieg zu führen, denn die Gränzen ſeines Reiches rückten ſo weit hinaus, daß ſeine Befehle ſie erſt erreichten, wenn die Veranlaſſung dazu längſt vergeſſen war.

Bei aller Virtuoſität in der Zauberkunſt ſtand es indeſſen doch nicht in der Macht ſeiner Beſchützerin, der Fee, ihm einen Wunſch zu gewähren, der mit jedem Tage lebhafter wurde. In ſeiner Kindheit hatt' er viel von ritterlichen Thaten geleſen und gehört, wie die ſchönen Damen nur Helden mit ſiegendem Schwert und Lorbeerkranz den Preis ihrer zarten Minne zugeſtanden. In ſeiner Jugend hatte er das Schwert geſchwungen, und um den Lorbeer gerungen. Als Mann hatte er ſeine Provinzen gezählt, und ſeine Gränzen gemeſſen, allein da war ihm bald die Zahl, bald der Umkreis nicht rund genug, und

er

er fand bald dies bald jenes nöthig hinzuzu-
ſetzen. Als er nun an der Pforte zu dem Win-
terpallaſte des Lebens ſtand, und bedachte, wem
er dereinſt alle ſeine Herrlichkeit hinterlaſſen
ſollte, da fiel es ihm ſchwer und laſtend auf das
Herz. Der immergrüne Lorbeer umſchlang kei-
ne grünende Scheitel mehr, und das mächtige
Schwert wankte in der zitternden Hand. Bei
alle dem gab ihm die ſchönſte Prinzeſſin mit
Freuden ihr Jawort, und der König wunderte
ſich, daß ihm jetzt ohne Mühe glückte, was er
früher in ſchwerer Arbeit erringen zu müſſen
glaubte.

Man illuminirte nun zur Vermählungsfeier
alle Städte und Dörfer, und alle Gärten und
Wälder des groſſen Reiches ſo prächtig, daß
die Aſtronomen der benachbarten Planeten, den
Untergang der Erde in Feuer zu beobachten
glaubten; allein der gehoffte Eheſegen blieb von
Jahr zu Jahr aus. Der König ward unge-
duldig und beſtürmte die Fee mit Bitten, aber

dieſe ſchalt ihn aus. Ew. Majeſtät, ſagte ſie, haben zwar eine noblere Paſſion gehegt, als die Menſchen, welche man geizig zu nennen pflegt, aber Sie haben dieſelbe Thorheit begangen, und die Einſicht, daß es klüger ſey, die Mittel, die man hat, zu gebrauchen, als ſie ungebraucht zu vermehren, mit den beſten Jahren Ihres Lebens bezahlt. Wir Feen können mit unſerer Macht nur helfen, wo der Menſch mit ſeiner Kraft nicht ausreicht. Gegen Thorheit aber hilft kein anderer Talisman, als Geduld und klüger werden.

Der König ward über dieſe Rede ſehr böſe. Er ſchien dieſen Talisman nicht zu beſitzen, denn er ward täglich mürriſcher. Zuletzt führte er ein ſo ſtrenges Regiment, daß er ſelbſt ſich darüber ärgerte, und endlich ſtarb er am Uebermaaß ſeiner üblen Laune.

Bei ſeinem Tode war niemand vom königlichen Stamme vorhanden, als Prinzeſſin Lili, die Tochter eines jüngern Bruders des letzten

Königs. Sie war noch nicht volle funfzehn Jahr alt, als ſie auf den Thron geſetzt wurde. Denn die weiſen Geſetze des Landes geſtatteten Prinzeſſinnen die Thronfolge, und erlaubten ihnen das Herrſchen von den Jahren an, wo Mädchen überhaupt, auch ohne Thron und ohne Erlaubniß zu herrſchen anfangen. Der vorige König hatte ſie nicht wohl leiden können, denn er vergab ihr niemals, daß ſie nicht ſeine Tochter war. Er hatte ſie deswegen in einen alten häßlichen Thurm eingeſperrt, und ließ ihr nur einen Tag um den andern etwas hartes Brod und Waſſer reichen. Aber die Fee war dem König auch nicht mehr hold, ſeit er alt und mürriſch geworden war, und wendete nun alle ihre Gunſt der kleinen Lili zu.

Sie dehnte die Mauern des häßlichen Thurmes durch ein magiſches Vergrößerungsglas in die Weite, und rief alle Innungen und Profeſſionen des Feenſtaates zuſammen, um Thurm und Wildniß in die anmuthigſte Grotte mit den ſchön-

ſien Umgebungen zu verwandeln. Auf einmal kamen Legionen Seidenwürmer, und ſpannen die ſchönſten Tapeten und Teppiche für Wände und Fußboden. Niedliche Spinnen von allen Farben lieſen herbei, und webten die feinſten Gewänder für die Prinzeſſin, und die ſchönſte bunte Draperie vor Fenſter und Thüren; Holzwürmer, groß und klein, ſchroteten an Bretern und Pfoſten in Tönen, welche die vortrefflichſten Harmonien bildeten, und ſich wieder in das eleganteſte Ameublement nach den reinſten architektoniſchen Verhältniſſen zuſammen bauten; Maulwürfe machten den Boden urbar, bunte Kolibris ſäeten Samenkörner und Turteltauben brüteten unter Küſſen darüber, daß die Keime unter ihren Flügeln üppig hervorwuchſen, und grünten und blühten.

Lili hatte kaum Zeit die Verwandlungen zu bemerken, da waren ſie auch ſchon vollbracht. Statt des alten, ſchwarzen Thurmes, ſtand eine glänzende, geräumige Grotte, mit

vielen Nebenzimmern in einem schönen, blühenden Garten, voll der prächtigsten Bäume und Blumen. Alle Jahreszeiten hatten ihn mit ihren besten Gaben ausgeschmückt, und selbst der Winter war nicht müßig geblieben, denn in den Tagen, wo auch Zauberbäume schlummern müssen, und die lebensmüden Blätter mit jungen Sprossen verwechseln, umzog er die zarten Zweige mit flimmernden Reiskrystallen, die den Sternglanz der heitern Nächte nach allen Seiten zurückstrahlten, und die dunklen Gänge und Lauben mit einer dämmernden Beleuchtung füllten, die selbst den magischen Schimmer des Mondlichtes an Lieblichkeit und Zauber übertraf.

Um es an nichts fehlen zu lassen, wählte die Fee ein paar junge, niedliche Mädchen zur Spielgesellschaft für Lili, und damit der König von ihrem fremdartigen Erziehungsplan nicht erfahren möchte, drängte sie die vorige Wildniß so dicht in einen Kreis um den Garten

zuſammen, daß kein Menſch Luſt bekam, ſich durch die wildverwachſenen Dornen und zackigen Felſenſtücke durchzuarbeiten.

Der Wärter der Prinzeſſin, der ihren Thurm nicht mehr fand, merkte wohl, daß hier etwas vorgehen müſſe; weil aber der König die Unglücksboten immer mit dem Unglück verwechſelte, und als Unglücksmenſchen übel abzulohnen pflegte, ſo hütete er ſich, ihm von dem Verſchwinden des Thurmes und der Prinzeſſin etwas zu ſagen, und behielt ſeine Stelle als der erſte wirkliche Beamte ohne Amt.

Eins von den beiden Mädchen, die mit der Prinzeſſin ſpielten, hieß Siri, das andere Dora. Siri weinte in den erſten Tagen ohne Aufhören, denn die Fee hatte, ohne es zu wiſſen, ſie von ihrem Bruder getrennt, und ohne den glaubte Siri nicht leben zu können. Bruder Arbo war auch untröſtlich, als er ſeine Schweſter vermißte, aber er weinte nicht, ſondern er lief durch Felder und Auen, und rief

ohne Unterlaß ſeine Schweſter Siri. Sein Hund half ihm auf die Spur. Er bellte unaufhörlich in die Felſenklippen und in das Dornengehege, und Arbo bahnte ſich ſogleich, ohne ſich zu beſinnen, einen Weg. Er kletterte über die Felſen und drängte ſich durch die Dornen, bis er endlich in dem ſchönen Garten und bei der prächtigen Grotte ankam.

Lili ſah ihn zuerſt und ſchrie laut auf. Er hatte ſelbſt nicht bemerkt, daß der größte Theil ſeines Anzuges an den Dornen zurückgeblieben war, und ihm Hände, Geſicht und Füße bluteten. Siri aber erkannte den Bruder ſogleich; ſie verſprach der Prinzeſſin, nun nicht mehr zu weinen, und alle drei Mädchen tanzten vor Freude mit Arbo in dem Garten und in der Grotte herum, und freuten ſich ſo ausgelaſſen, daß die Fee in einem andern Welttheil den Lärm hörte, und herzu eilte, um zu ſehen, was die Mädchen vorhätten.

Als ſie ankam, wollte ihr der neue Gaſt

nicht recht gefallen. Sie hatte zwar keine Märchen geleſen, aber in vielen ſelbſt eine Hauptrolle geſpielt, und kannte die Gewalt der Liebe aus der Erfahrung ſo gut, als aus intereſſanten Erzählungen. Deswegen merkte ſie bald, daß der kleine Arbo ſich in dem Herzen der kleinen Lili feſtſetzen werde, und weil ihr ſelbſt für die Prinzeſſin kaum der größte König gut genug ſchien, ſo machte ſie dem kleinen Uſurpator nicht das freundlichſte Geſicht. Sollte indeſſen Siri nicht weinen, und Lili nicht blaß und krank ſich härmen, ſo mußte ſie ſchon nachgeben, und den muntern Arbo eine Zeitlang unter den Mädchen laſſen.

Sie wuchſen zuſammen heran, die Mädchen tanzten und ſangen, Arbo trieb ritterliche Uebungen und zog auf die Jagd mit Pfeil und Bogen. Alle gediehen in der einſamen Erziehungsanſtalt der Fee zum Bewundern, und Arbo und Lili machten im A B C ihrer An-

ſchauungen ſo mächtige Fortſchritte, daß der Fee im Ernſt anfing, bange zu werden.

Eines Tages kam Arbo nicht zu der gewöhnlichen Zeit von der Jagd zurück. Die Mädchen ſuchten ihn überall, Siri weinte und Lili wollte ſich nicht zufrieden geben. Es verging ein Tag nach dem andern, alle Nachforſchungen blieben vergebens. Arbo ward nicht gefunden und kam auch nicht ſelbſt zurück. Die Fee experimentirte vergebens mit ihrer Zauberruthe; Lili erließ es ihr nicht, ſie habe ihr den geliebten Arbo entführt, und machte ihr die bitterſten Vorwürfe. Es wäre zu üblen Verhältniſſen gekommen, denn Lili hatte ein lebhaftes Köpfchen und die Fee ein etwas empfindliches Naturell. Sie ſagte auch wirklich der Prinzeſſin ihren Schutz auf, und verwandelte Grotte und Garten wieder in den alten Thurm unter Dornen, Diſteln und unwegſamen Felsklippen, aber indem Lili anfing, über die Verwandlung zu weinen, kamen die Staats-

rähe mit dem Staatswagen, und führten ſie auf den Thron.

Das ganze Volk war geblendet von der Schönheit der jungen Königin und entzückt von ihrer Klugheit, denn im Umgang mit der Fee hatte ſie ſpielend alles gelernt, was nöthig iſt, um Land und Leute mit dem größten Ruhm und Anſtand zu regieren. Siri und Dora ſtanden ihr bei, und man geſtand im ganzen Reiche, daß niemals ein König ſo regiert habe, als Lili.

Nur die Gouverneurs der eroberten Provinzen waren anderer Meinung. Nach des Königs Tode hatten ſie ſich größtentheils ſelbſt den Königstitel beigelegt, jetzt behaupteten ſie, die Größe des Reiches erfordere ſchlechterdings einen Mann auf dem Thron, und jeder bot ſich ſelbſt der ſchönen Lili dazu an. Sie lachte anfangs darüber, denn ſie hoffte noch immer mit jedem Tage, Arbo werde zurückkommen; dann wollte ſie erſt ein Viertelſtündchen ſchmollen und

ihm dann um den Hals fallen und die Krone aufsetzen. Allein Arbo erschien immer noch nicht, und die Könige fingen an Ernst zu machen.

Plambu hieß der erste König, der in Lili's Residenz kam, die Braut zu erobern. Als Vorläufer zogen einige Compagnien Köche, Conditors, Bäcker, Gärtner, Dichter, Maler, Schauspieler, Destillateurs und andere Künstler ein, denn König Plambu hatte das Geschmacksorgan in eminenter Ausdehnung, und dieses umfaßte, gleich dem Gall'schen Organ des Höhensinnes, zugleich den eigentlichen und den metaphorischen Geschmack. Mit diesem Zuge kam eine Menagerie aller seltenen eßbaren Thiere an. Heere von Kameelen keuchten unter der Last von Früchten und Gewürzen, und eine Heerde Lastthiere trug eine Bibliothek der schönen Wissenschaften, unter Anführung eines eigenen Bibliothekars. Nach allen diesen Vorläufern kam der König Plambu selbst. Er saß auf

einem weißen Elephanten, und war kaum in den für ihn eingerichteten Pallaſt abgetreten, als er der Königin ſeinen Beſuch anſagen ließ, ſobald er ſich von der Reiſe etwas würde erholt haben.

Die ſchöne Lili, die den Einzug Plambu's vom Balkon angeſehen hatte, wußte nicht, ſollte ſie über dieſes gekrönte Haupt lachen oder weinen. Ein Mädchen iſt doch recht übel dran — ſagte ſie zu ihren Vertrauten — jedes Geſchöpf, das ein Mann heißt, glaubt ſich berechtiget, auf uns Anſprüche zu machen. Habt ihr den Bräutigam geſehn? Der Elephant konnte ihn kaum ertragen, und auf beiden Seiten gingen zwei Rieſen, die alle Hände voll zu thun hatten, ihren Herrn im Gleichgewicht zu erhalten. Wie werde ich es nur anfangen, daß ich mich von dem abſcheulichen Menſchen losmache?

Siri und Dora waren zwar ein paar kluge Mädchen, aber auf dieſe Frage wußten ſie doch nicht zu antworten, denn ſoviel ſahen

ſie eben mit ihrer Klugheit ein, daß König Plambu ein viel zu geſetzter Herr war, um ſich durch ein artiges Trotzköpfchen in den Planen zum Wohl ſeines königlichen Hauſes ſtören zu laſſen.

Indem ſie noch darüber mit einander klagten und weinten, entſtand ein gräßlicher Lärm in den Vorhöfen des Pallaſtes. Lili glaubte, die Laſtthiere König Plambu's hätten ſich losgeriſſen, und brüllten ein Freiheitslied. Siri beſtritt dieſe Meinung, weil ſie Leute gewahr wurde, die auf einer Menge muſikaliſcher Inſtrumente dieſes Getös verurſachten, und behauptete, König Plambu habe zu reichlich Wein unter die Bedienung ausgetheilt. Dora lief gar davon, denn ſie ließ es ſich nicht ausreden, daß die Menſchen aus dem Tollhauſe entſprungen ſeyn müßten, weil doch Perſonen mit geſunden Sinnen unmöglich ſolchen abſcheulichen Lärm ſtatt einer Muſik verführen könnten. Endlich kam ein Kammerherr mit der Nachricht, König Fa-

ſolla halte eben ſeinen Einzug und der Lärm ſey der Marſch ſeiner Garde.

Lili war voll Verdruß. Sie beſchloß, ſich vor dieſen Bewerbern nicht ſehen zu laſſen, und der geheime, wie der öffentliche Reichsrath, hatte alle Beredſamkeit nöthig, um ſie zu bewegen, wenigſtens die Feſtlichkeiten anzunehmen, welche die königlichen Freier ihr zu Ehren anſtellen wollten. Die Armee, ſagte der Kriegsminiſter, iſt jetzt nicht im Stande den Thron zu ſchützen, wenn in den Provinzen Empörung ausbricht. Der Schatz iſt den Koſten eines Krieges jetzt nicht gewachſen, ſetzte der Finanzminiſter hinzu, und der Feldmarſchall, fürcht' ich, verlangt viel.

„Und der Feldmarſchall fürcht't ſich gar viel" — ſagte eine dritte Stimme, als der Finanzminiſter pauſirte, und wiederholte das naive Votum einigemal. Es war nämlich der Papagei der Königin, der gewohnt war, die letzten Worte, ſo gut er konnte, nachzuſchwatzen.

Man konnte vor Lachen nicht weiter deliberiren, und weil der Papagei das lezte Wort hatte, ſo behielt ſeine Meinung die Oberhand, und die Königin beſchloß, ſich einige Tage zum Beſten des Reiches langweilen zu laſſen.

Indeſſen füllte ſich die Reſidenz immer mehr mit Königen, die bei ihrer Lehn- und Herzens-Herrin zur Audienz gelaſſen zu werden verlangten. Sie ſtritten ſich einige Zeit um den Vorrang, allein Lili's Hofmarſchallamt entſchied, daß ſie nach der Ordnung ihres Einzugs ſich bequemen und dieſem gemäß, ihre Feſte veranſtalten möchten.

König Plambu war alſo der Erſte. Er richtete ein Gaſtmahl aus, ſo groß, daß die Gäſte, ehe die Voreſſen ſervirt waren, ſich entfernen mußten, um einmal auszuſchlafen. Daſſelbe ward noch einmal nöthig, ehe man zum Deſſert gelangte, mit dem man endlich am dritten Tage gegen Abend fertig wurde. Nun führte der König die gehoffte Braut in das Theater,

wo ein altes Schauſpiel in fünf Akten, von ſeinem Bibliothekar neu bearbeitet, aufgeführt ward. Dieſes währte zwar nicht ſo lange, als die geſegnete Mahlzeit, allein der Schlaf forderte dafür fünfmal ſeine Rechte von den Zuſchauern, ehe der Vorhang zum letzten mal fiel.

Für den nächſten Tag war von dem König Faſolla große muſikaliſche Akademie angeſagt. Seine Kapelle übertraf an Virtuoſität bei weitem die Feldmuſiker ſeiner Garde. Die Zuhörer ſchienen alle von Mücken in der Ohrengegend incommodirt zu werden, denn ſie krabbelten ſich unaufhörlich an den Schläfen, um gelegentlich die Ohren bedecken zu können, ohne gegen den Reſpekt zu verſtoßen. Endlich konnte Lili es nicht mehr ausſtehen, und ſie fragte den König, welche ſonderbare Muſik dieſes ſey?

Nicht wahr — antwortete Faſolla freundlich — ſo was hat man hier noch nicht gehört? Des iſt aber auch die ächte Muſik! Meine Muſiker

ſiker dürfen ihre Inſtrumente niemals ſtimmen, denn die gleiche Stimmung verurſacht eine höchſt monotone Einförmigkeit in der Muſik, die der freien Kunſt durchaus entgegen läuft. Mein Hofpoet, der ein äußerſt gelehrter Mann iſt, behauptet auch, die gleiche Stimmung ſei bloß eine Krücke der neuern Muſiker; die Alten hätten ſie nicht gekannt und darum ſo große Wunder mit ihrer Muſik gethan, und Felſen bewegt, wie Felſenherzen.

Lili konnte die Ohrenpein nicht länger tragen. Um ſich mit guter Art aus der Sache zu ziehen, ſchlug ſie dem verliebten Faſolla einen Spaziergang in den Park vor. Dieſer war entzückt, und in der angenehmen Täuſchung, als habe die ſtimmungloſe Muſik Lili's Herz zur Zärtlichkeit geſtimmt, ſchickte er dem Hofpoeten eine goldene Medaille und ernannte ihn zum geheimen Oberlandesmuſikdirektor.

Die andern Könige ſtellten nun auch nach der Reihe ihre Feſtlichkeiten an. Einer gab

Bälle, der andere ließ ein Luſtlager aufſchlagen, der brannte Feuerwerke ab, jener verwandelte das Reich in einen großen Redoutenſaal, wo Triumphzüge mit allen Arten von Proceſſionen und Prachtzügen in militäriſchem, geiſtlichen, idylliſchen und jedem andern Koſtum wechſelten. Als ſie nun alle ihre Huldigungen dargebracht hatten, drangen ſie einſtimmig darauf, Lili ſollte unter ihnen einen Gemahl wählen, ſonſt wollten ſie die Braut mit dem Schwert erſtürmen, und entſcheiden, wer ſie heimführen ſolle.

Guter Rath war hier ſehr theuer. Hätte mich die Fee lieber in meinem Thurm verſchmachten laſſen, klagte Lili. — Erſt hab' ich den ſchönen Arbo kennen und lieben gelernt, und nicht genug, daß mich die Grauſame von ihm getrennt hat, nun ſoll ich gar einen von dieſen Königen heirathen, wovon einer immer häßlicher und wunderlicher iſt, als der andere, und alle ſo alt, daß ſie ſich ſchämen ſollten, an

ſolche Dinge zu denken. Die Feen, glaubt' ich, ſollten die Menſchen beglücken, was nützen ſie uns aber, wenn ſie uns im Unglück verlaſſen?

Im Augenblick kam es wie ein Sonnenſtrahl durch das Fenſter. Der Strahl zerlegte ſich, weil er kein gemeiner Sonnenſtrahl war, und ſchneller als ein Blitz ſtand die Fee im vollen Feenornat vor der erſtaunten Lili.

Du ſprichſt wie ein unerfahrnes Kind, meine — Liebe, ſagte die Fee lächelnd. — Wer hat dich denn berichtet, daß wir Feen da ſind, um euch Menſchenvölkchen zu beglücken? Wir ſind Regentinnen, Königinnen der Naturreiche, und brauchen euch eingebildete Närrchen zu Erreichung unſerer Abſichten, und, weil es überhaupt einige Bequemlichkeit hat, Unterthanen zu beſitzen. Darum begünſtigen wir euch, oder überlaſſen euch dem Schickſal, wie es eben trifft und in unſere Pläne ſich ſchickt. Indeſſen bin ich dir von deiner Kindheit an gut geweſen,

und wenn du nur nicht wieder vergeſſen willſt, daß du nichts von mir ertrotzen darfſt, ſo will ich dir dießmal aus deiner Noth helfen. Nimm dieſes Körbchen. Es beſitzt beſondere Tugenden, und kann dir auch künftig von groſſem Nutzen ſeyn. Willſt du etwas vor den Augen anderer verbergen, ſo leg' oder ſtell' es hinein, und im Augenblick wird es in eine ſchickliche Geſtalt umgewandelt, die es unkenntlich macht, ſo lang' es in dem Körbchen ſich befindet. Wird dir das Körbchen entwendet, oder hätteſt du ſelbſt es weggegeben und es gereute dich, ſo darſt du nur ſprechen: Körbchen klein, ſchmuck und fein, komm in Lili's Kämmerlein, und im Augenblick iſt es wieder bei dir. Biſt du nun ein kluges Mädchen, ſo wirſt du dein Körbchen beſtens zu gebrauchen wiſſen. Mehr kann ich dir nicht ſagen, denn ohne Mutterwitz helfen einem überhaupt alle Feengaben nichts.

Die Fee verſchwand, als ſie ausgeſprochen hatte. Lili beſah ihr Körbchen von allen Sei-

ten. Es war von Perlen und großen Diamanten mit Gold niedlich zusammengeflochten. Der Boden war ein großer Karfunkel und der Rand ein magischer Zweig, aus welchem täglich frische Rosen hervorblühten, die das ganze Zimmer mit Wohlgeruch erfüllten. Als die junge Königin ihr Körbchen genug besehn, und die Rosen, die fast zu leben schienen, tausendmal geküßt hatte, rief sie ihre Freundinnen und zeigte ihnen den Schatz. Dann freute sie sich von neuem mit ihnen und nun deliberirten die drei Mädchen, wie jetzt das Körbchen am besten zu gebrauchen seyn möchte.

Sie wollten vor allen Dingen sich ein Vergnügen mit den Verwandlungen in dem Körbchen machen, und versprachen sich davon tausenderlei Spaß. Das ist ein Geschenk, wie sich ein Mädchen nur eins wünschen kann — rief Siri und tanzte vor Freude im Zimmer umher. Da darf man ja nur allen altmodischen Putz, Ringe, Spitzen, Kämme und was man

ſonſt nicht mehr brauchen kann, hineinwerfen, und es muß ſich in die modernſten Formen verwandeln, wenn die Fee weiß, was eine ſchickliche Geſtalt heißt. Dora wollte geſchwind den Verſuch machen, aber was ſie auch in das Körbchen legen mochte, es behielt alles ſeine natürliche Geſtalt, in dem Körbchen wie außer ihm. Die Mädchen machten dem Feengeſchenk finſtere Geſichter, aber Lili wollte noch die andre Tugend, welche die Fee daran gerühmt hatte, verſuchen. Sie gab Siri das Körbchen, und ließ es von ihr aus dem Zimmer tragen. Dann ſprach ſie den Zauberſpruch: Körbchen klein, ſchmuck und fein, komm in Lili's Kämmerlein; aber das Körbchen kam nicht wieder, bis Siri, die vergebens wartete, wie es ihr aus den Händen fliegen würde, ſelbſt damit ungeduldig zurückkam.

Die Mädchen waren nun im Ernſt verdrießlich, und weil ſie nicht glauben konnten, daß es ihnen an Talent zum Zaubern fehle, ſo läug-

neten ſie lieber die ganze Magie des Körbchens und aller Feerei. Lili aber, als die Klügſte, erinnerte ſich an die Worte der Fee, und nahm ihr Körbchen und ſeine magiſche Kraft in Schuz. Es wird ſchon wirken, ſagte ſie, wenn die rechte Zeit kommt, jezt iſt ſeine Zauberkraft nicht nöthig, denn warum ſollte es von dir, Siri, zurückkommen, da ich dich liebe, und dir das ganze Körbchen mit Freuden ſchenkte, wenn du es wollteſt. Die Fee ſagte: alle Feengaben helfen nichts, wenn man nicht verſteht, ſie klug zu gebrauchen. Ich hebe mein Körbchen auf, zu rechter Zeit wird es ſeine Kraft ſchon bewähren.

Indeſſen hatte ſich neben den Königen noch ein anderer Gaſt in der Reſidenz eingeſtellt. Als nämlich die ſchöne Lili ihren Freiern zur Revanche ihrer langweiligen Feierlichkeiten ein großes Turnier angeſtellt hatte, erſchien bei dieſem ein unbekannter Ritter. Sein Aufzug war zwar im geringſten nicht glänzend, er ging

in einfacher, ſchwarzer Rüſtung, ſein Schild war von derſelben Farbe, und ſein Roß desgleichen, aber ſein ganzes Weſen hatte ſo etwas determinirtes, daß ſich die Herolde nicht getrauten, ihn vor dem Einlaß in die Schranken zu examiniren, weil ſie glaubten, irgend ein groſſer König beliebe hinter der unſcheinbaren Maske Verſtecken zu ſpielen.

Der ſchwarze Ritter war indeſſen niemand anders, als der verſchwundene Arbo. Er hatte lange vergebens ſich bemüht, den Rückweg zu dem Feenparadies in der Wildniß zu finden, aber natürlich verſchwendete er Kraft und Mühe umſonſt, denn die Fee war froh, den ungebetenen Gaſt los zu ſeyn, und befeſtigte die natürliche Wildniß um Lili's Aufenthalt noch mehr durch Zauberei und magiſche Umgebung. Er beſchloß Kriegsdienſte zu nehmen, aber in dem neuen Reiche herrſchte der tiefſte Friede. Er wollte über die Gränze, um einem fremden König ſeine Dienſte anzubieten, aber er reiſete

Wochen und Monate lang, ohne nur Menſchen zu treffen, die von einer Gränze des groſsen Reiches in ihrem Leben etwas gehört hatten. So ein groſses Reich iſt etwas ſehr fatales, ſagte Arbo. Wozu übt man ſich in der Kunſt der Waffen, wenn am Ende niemand mehr da iſt, mit dem man Krieg führen kann. Wenn mir einer die ganze Welt ſchenkte, ich nähm' ſie nur unter der Bedingung, daſs mein Feind die Hälfte bekäme, damit doch Jemand da wäre, der mich in Thätigkeit erhielt.

In ſolche Reflexionen vertieft, ſchlenderte Arbo müſsig in einer groſsen Stadt umher, und beſah ſich auf dem Markte die ausgeſtellten Waaren. Unter andern gefiel ihm ein allerliebſtes buntes Vögelchen, das aber ganz traurig in ſeinem Käfig ſaſs. Ein altes, häſsliches Weib, ſchwärzlich und zuſammengeſchrumpft wie ein Pfefferkorn, handelte darum, das Vögelchen ſcheute ſich aber vor ihr, flatterte ängſtlich umher, und hackte nach der Alten, wenn ſie nach

ihm greifen wollte. Was wollt' ihr mit dem niedlichen Thierchen machen? fragte Arbo. Ei, braten will ich mir's zum Mittagsbrod, erwiederte das häßliche Geſchöpf, und ſchmunzelte ſchon mit den welken Lippen nach dem guten Biſſen. Allein Arbo ſtieß ſie zornig von dem Käfig weg, warf dem Verkäufer eine Hand voll Geld auf den Tiſch, und ging mit dem Vögelchen davon.

Die Alte drohte vergebens und bat vergebens, als die Drohungen nicht fruchteten, Arbo trug ſeinen Vogel in ſeine Wohnung, tändelte mit ihm, und gab ihm die beſten Leckereien zum Futter. Als aber die Sonne untergegangen war, dehnte das Vögelchen, ſtatt einzuſchlafen, ſeine Flügel weit aus, und ward immer größer. Die bunten Federn vereinigten ſich zu den ſchönſten ſeidenen Stoffen, und aus dem Flaum entſpann ſich das zarteſte Gewebe. Die Flügel rundeten ſich zu Armen, die Krällchen formten ſich zu niedlichen Sandalen, und in

wenig Augenblicken stand die schönste Fee vor Arbo's Augen, und zwar dieselbe, die der Prinzessin Lili so mütterlich, des liebenden Arbo hingegen etwas stiefmütterlich, sich angenommen hatte.

Wäre Fee Maja nicht eine Fee, und überdies in den Sitten der feinen Welt wohl bewandert gewesen, so hätte sie einiger Verlegenheit nicht entgehen können, da sie in ihrem Retter den unbegünstigten Arbo sah. Allein bei ihrer Weltkenntniß wußte sie wohl, daß Grossen und Mächtigen Verlegenheit nicht ansteht, und daß sich von bedeutenden Personen alles früher angethane Unrecht durch einige Begünstigungen leicht gut machen läßt. Freund Arbo — sagte sie — du hast mich aus der Gewalt einer Feindin errettet. Das alte Weib, das um mich in Vogelgestalt handelte, war die Fee Schubuna. Sie hätte mich getödtet, oder vielleicht in langer Gefangenschaft gequält. Denn wir Feen müssen alle Jahrhunderte eine

Nacht und einen Tag in einer fremden Gestalt zubringen, und sind so lange aller unsrer Macht beraubt. Es ist billig, daß ich dich für diesen Dienst belohne. Setze dich jetzt auf dein Roß und laß ihm seinen Willen, bis es dich zu dem Platze eines großen Turniers bringt. Dann wirst du dir mit Klugheit und Tapferkeit schon weiter zu helfen wissen.

Mit diesen Worten führte die Fee ihren Retter zu seinem Roß, sagte diesem etwas in das Ohr, und auf einmal lief das Thier, schneller als ein Vogel durch die Luft fliegt, mit seinem Reiter davon, und ruhte nicht, bis er in Lili's Residenz kam, wo Alt und Jung von nichts redeten, als von dem großen Turnier.

Arbo machte dem Turnier ein schnelles Ende, denn er hob einen Gegner nach dem andern, im ersten Rennen aus dem Sattel; die letzten fielen schon aus Furcht, eh' sie noch getroffen waren. Alle Welt wollte nun den tapfern Ritter von Angesicht sehen, aber er weigerte

ſich unerbittlich, ſein Viſir aufzuſchlagen, und wollte niemand ſeinen Namen entdecken, als der ſchönen Lili ſelbſt.

Die junge Königin war vor Freuden außer ſich, als ſie in dem allgemein bewunderten Sieger, ihren geliebten Arbo erblickte. Sie glaubte ſchon, jede Gefahr ſei nun überſtanden, und es könne dem Helden im Turnier nicht ſchwer werden, die überläſtigen Freier auch im Felde zu ſchlagen. Allein der Unterſchied war, daß die Könige beträchtliche Armeen in der Nähe hatten, und Arbo ihnen nichts als perſönliche Tapferkeit entgegenſtellen konnte, denn der Gouverneur der Reſidenz hatte ſich an die Spitze der Garden und der Garniſon geſtellt, ließ ſich König nennen, und machte ebenfalls Anſprüche auf die Braut. Arbo tobte, Lili aber bedeutete ihn, daß hier mit großen Redensarten nichts gethan ſey, und beſchloß von dem Geſchenk der Fee Gebrauch zu machen.

Sie überlegte nun mit ihren vertrauten

Freundinnen ein Viertelſtündchen die Sache, dann ließ ſie die anweſenden Könige, den Gouverneur und Arbo mit eingeſchloſſen, zu einer großen Audienz einladen.

Ew. Liebden — redete ſie die majeſtätiſche Verſammlung von ihrem Thron herab an — haben ſämmtlich mir die Auszeichnung zugedacht, mich mit Ihrer Hand zu beglücken. Ich bin gerührt von dieſem Beweiſe Ihrer Aufmerkſamkeit, und erſuche Sie, die Verſicherung anzunehmen, daß meine Wünſche den Ihrigen begegnen würden, wenn nicht ein mächtiges Hinderniß zwiſchen uns träte. Das beſte aber dabei iſt, daß es ganz in Ihrer Macht ſteht, dieſes Hinderniß zu heben.

Der königliche Chor ſchwur im Uniſonus, vor keinem Hinderniß zu erzittern, und wären Berge zu ebnen, Meere auszutrocknen, oder Welten zu überwinden. Aber Lili lächelte und fuhr fort:

Von ſo heroiſcher Art iſt das Hinderniß

nicht. Es beſteht nur in der Fatalität, daß es gegen die Sitte iſt, mehr als einem Gemahl die Hand zu geben. Darf ich es denn aber wagen, unter dieſer königlichen Verſammlung zu wählen? Dafür werd' ich mich wohl hüten! Jeder von Ew. Majeſtäten beſteht auf meiner Perſon ſo lebhaft, daß mir nach Ihren öftern Erklärungen Tod und alles Elend droht, wenn ich nicht die Seine werden will. Muß ich alſo einmal ſterben oder mein Reich meiden, ſo will ich alles lieber allein tragen, als einen Gemahl, den ich liebe, in mein Unglück mit mir verflechten.

Die ſchöne Königin hatte zwar einige Mühe, dem ſchalkhaften Lächeln ihrer Lippen den Anſchein des ſchmerzlichen zu geben, indeſſen erſetzte der Affekt ihrer Zuhörer, was ihrer Miene an Natürlichkeit abging. Die Freier ſchwuren, gleich den Freiern der ſchönen Helena, den Gemahl, den Lili wählen würde, als Oberkönig anzuerkennen, und ſein

Recht auf Braut und Reich, mit Blut und Leben zu vertheidigen. Nur, ſetzten ſie vorſichtig hinzu, ſolle die Königin nicht nach mädchenhafter Fantaſie wählen, ſondern ſie als Helden und Könige um den ſchönen Preis kämpfen laſſen.

Das war es eben, was die ſchöne Lili wollte.

Sie blickte lächelnd umher und ſagte: Wohl! ich bin es zufrieden. Ich will der Preis des Siegers ſeyn. Aber kein Schwertkampf darf entſcheiden; am wenigſten an der Spitze von Armeen. Es werden, wie ich erlebt habe, Ströme Blutes um gar eitler Urſachen willen vergoſſen, und ich bin ſtolz genug, mich über die Dinge, um welche ihr Könige Krieg führt, weit erhaben zu dünken. Ich werde Jedem die Bedingung, unter welcher ich ihm meine Hand verſpreche, in einer geheimen Audienz eröffnen. Erfüllt er ſie, ſo erkenn' ich ihn als meinen Gemahl, beſteht er nicht in der Probe, ſo bin ich meines Wortes quitt, und Ew. Majeſtäten verſprechen

ſprechen jeden, dem ich alsdann meine Hand gebe, als Oberkönig anzuerkennen. Dabei ertheil' ich noch die Verſicherung, daß meine Prüfung nichts enthalten ſoll, was nicht jedem Kinde zu erfüllen leicht vorkommen ſollte.

Die liebentzündeten Könige deprecirten jede zu leichte Aufgabe, allein Lili blieb bei ihrem Satz und meinte, die Frage ſey hier nicht: ſchwer oder nicht ſchwer, ſondern, in der Probe beſtehn oder nicht beſtehn. Wer die Prüfung nicht beſtehe, für den ſey die leichteſte zu ſchwer geweſen.

König Plambu ſollte nun die erſte geheime Audienz erhalten. Lili ſaß in ihrem Boudoir, ihr Feenkörbchen ſtand vor ihrem Sopha auf einem ſchön gearbeiteten goldenen Tiſchchen, und duftete die ſüßeſten Gerüche aus ſeinen ſtets neuaufblühenden Roſenknospen. Sie vergaß aber den geſchmackvollen König zu erwarten, denn Arbo ſaß in vertraulicher Unterredung neben ihr. Auf einmal erſcholl Trom-

veten in den Vorzimmern, die Trommelſchläger ſchlugen Marſch, die paradirenden Garden klirrten mit den Gewehren, Flügelthüren flogen auf, Dora und Siri eilten herbei und meldeten vorläufig die Ankunft des Königs.

Das geheime Audienz-Boudoir war unglücklicherweiſe ganz am Ende einer Reihe von Zimmern und hatte keinen andern Ausgang als ſeinen Eingang. Lili, Siri und Dora ſahen ſich vergebens um, wohin ſich Arbo verbergen ließ, und verloren in der Angſt alle Faſſung, denn die Gefahr war vor der Thür. Arbo begriff zwar die Verlegenheit der ſchönen Lili nicht, und meinte, als Königin habe ſie Niemand Rechenſchaft zu geben und übrigens ſey er Mannes genug, es mit zwanzig Königen wie Plambu aufzunehmen; allein die Mädchen ſchoben ihn auf die Seite, und Lili ſagte ärgerlich: er verſtünde nicht, was ſich für ein Mädchen ſchicke, und ſie dürfe ſich durchaus mit keinem Mann in tête-à-tête treffen laſſen.

Indeſſen trommelten die Trommeln immer näher, und die präſentirenden Garden klirrten ſchon mit den Gewehren vor der letzten Thüre.

Im letzten Augenblick dachte Lili noch an die Zauberkraft ihres Körbchens. In der Angſt ergriff ſie es, und kaum hatte ſie nur den Wunſch gefaßt, Arbo möchte nicht zu groß ſeyn, um in ſeinem Schutz ſich zu verbergen, ſo verwandelte ſich ſein Feſtwamms von güldenen Stuck in goldfarbene glänzende Federn, der Degen krümmte ſich aufwärts und dehnte ſich zum hochwallenden Schweif, das purpurne Barett ward zur blutrothen, gezackten Krone, der Spitzenkragen zur zarten, ſchneeweißen Federkrauſe, und die Schnabelſchuhe zu den zierlichſten, glatteſten Krällchen. Der verwandelte Ritter wollte ſich wehren, aber ſtatt der Arme ſchwang er ein paar Flügel, welche ihn, er wußte nicht wie, in das Feenkörbchen trugen. Selbſt alles Proteſtiren und Drohen half ihm nichts, denn ſtatt des zürnenden Ritters ſah

und hörte man nichts anders, als den ſchönſten, niedlichſten Haushahn, der aus dem Körbchen mit einer ganz eignen graziöſen Genialität des Zornes heraus krähte.

In dieſem Augenblick trat König Plambu ein. Lili begriff die ganze Verwandlung beſſer, als ihr Hahn. Sie gab dem ſchmollenden Arbo einen Schlag mit dem niedlichen Finger auf den krähenden Schnabel, und drohte, ihn nicht wieder vor ihre Augen zu laſſen, wenn er während der ganzen Audienz nur Miene machte, das Körbchen zu verlaſſen.

's iſt doch wirklich kurios von einem unvernünftigen Vieh, ſagte Plambu, als der Hahn ſich gehorſam duckte, Schade, daß er nicht gekappt iſt, er müßte zartes Fleiſch haben. Dabei erbot er ſich, die Operation ſelbſt vorzunehmen.

Arbo krähte wie beſeſſen, als der König die kunſtgeübte Hand ausſtreckte. Aber Lili wehrte den königlichen Operateur noch zu rech-

ter Zeit ab, und drückte den proteſtirenden Lieb-
ling in ſein Körbchen zurück.

Die junge Königin hatte ſich zuvor ei-
nen artigen Plan ausgedacht, den beſchwerli-
chen Werber durch Hülfe ihres Körbchens los
zu werden, allein Arbo's Freiſtatt ließ ſich jetzt
nicht zu andrem Gebrauch benutzen, ohne ein
zartes Geheimniß zu verrathen. Indeſſen hätte
Lili kein junges, gewandtes Mädchen ſeyn müſ-
ſen, wenn ſie nicht augenblicklich auf einen
ſchicklichen Ausweg gefallen wäre.

Sie ſetzte ſich auf das Sopha, und winkte
dem König, der noch immer nach dem Hah-
ne äugelte, neben ihr Platz zu nehmen.

Sire — ſprach ſie nun mit dem anmuthig-
ſten, bedeutungsvollſten Lächeln — zweifeln Sie
nicht einen Augenblick an meinen Geſinnungen.
Ich weiß die Verdienſte Ew. Majeſtät zu wür-
digen. Meine Wahl, ich darf es ohne Errö-
then bekennen, iſt getroffen — hier klopfte ſie
ſanft, wie in verſchämter Verlegenheit, den ge-

fiederten Arbo. — Allein mein Wort und die Macht der Umſtände gebieten mir, allen Bewerbern um meine Hand, alſo auch Ew. Majeſtät, eine Probe aufzulegen. Ich ſollte vielleicht ſtrenger dabei ſeyn, aber ich folge der geheimen Zaubermacht, die mein Schickſal leitet. Dieſer Hahn ſchien vorhin ſo glücklich, Ew. Majeſtät Apetit zu reizen. Ich überlaſſe den Vogel Ihnen, doch als Probe Ihrer Zuneigung erwarte ich, daß Sie mir Morgen ihn mit dem Körbchen unverſehrt wieder zuſtellen. Ein Page wird beides Ihnen dieſen Abend nach dem Souper überbringen. Bemerken Sie wohl, Hahn und Körbchen verlang' ich zurück. Laſſen Sie daher beides nicht einen Augenblick aus den Augen, denn ohn' eben eitel zu ſeyn, kann ich doch vermuthen, daß man von mehr Seiten, als Sie glauben, bemüht ſeyn wird, Ihnen den Preis ſtreitig zu machen.

Plambu war entzückt von den Beweiſen der Huld und Liebe, die er aus Lilis Worten,

trotz dem beſten Exegeten, heraus erklärte. Er fiel ihr zu Füßen, und das Fallen gelang ihm, wie jenem berühmten Liebhaber auf der Bühne, beſſer als das Aufſtehen, denn hierzu mußte die Königin ihre Vertrauten, Siri und Dora, herbeirufen, die mit großer Mühe das Gleichgewicht des gekrönten Hauptes wieder herſtellten. Lili entließ ihn mit ſchalkhaftem Lächeln, und Siri und Dora übergaben ihn ſeinem Gefolge, das ihn in dem Vorzimmer empfing.

Das geht prächtig — rief Lili und klatſchte in die niedlichen Händchen. Arbo ſchwang die Flügel, aber im Augenblick hallte der Palaſt von Jaſolla's Kapelle wieder. Du mußt noch ein Weilchen Hahn bleiben, lieber Arbo, bitte, bitte! — ſagte Lili und ſtreichelte den unwillig Flatternden. Viel Liebhaber gäben ſich alle mögliche Mühe, dem tête - à - tête ihrer Gebieterinnen verborgenerweiſe beiwohnen zu können, und ich lade dich ſelbſt dazu ein. Sey alſo hübſch ruhig!

Die junge Königin hatte kaum ausgeredet, als die Thüren ſich weit öffneten und Faſolla zur geheimen Audienz eintrat. Er ließ im Vorzimmer eine ſchmelzende Muſik aufführen, und Lili hatte alle Schmeichelei nöthig, um den Arbe, der durchaus akkompagniren wollte, in ſeinem Korbe ruhig zu erhalten.

Sire — ſprach ſie, als die Serenate geendigt war — die Harmonien Ihrer Tonkünſtler ſprechen deutlich die Gefühle aus, mit welchen Ew. Majeſtät mein Herz zu erfüllen gewußt haben. Erlauben Sie mir, Ihnen auf gleiche Weiſe in der zarten Sprache der Töne zu antworten. Dieſe Lyra, zwar von einfachem Anſehn, iſt dieſelbe, welche einſt Merkur mit eigner Hand baute, die Schildkröte iſt dieſelbe, auf welcher Venus dem Meer entſchwebte, die Hörner ſind Jo's Hauptſchmuck, und die Saiten ſtammen vom Widder mit goldnem Fließ. Mein gelehrter Antiquar hat es aus ſechshundert verlornen Werken bewieſen, und bei dieſer ſchickli-

chen Gelegenheit viel seltene Bemerkungen über die Verzierungen der Gefäße, worein die Alten ihr Vieh zu melken pflegten, mitgeheilt. Ich kann das nicht beurtheilen, allein Ew. Majestät gelehrter Poet wird ihm Recht geben, denn diese Lyra ist wirklich von so besondrer Bauart, daß ihre Saiten in jedem Augenblick und bei jeder Berührung sich verstimmen. Man fühlt bei ihren Harmonien fortdauernd die Wirkung, die unsre Musik hat, wenn mitten in einem Stück auf einmal in eine fremde Tonart ausgewichen wird, und ohne Zweifel müßte selbst der Höllenhund bei dieser Musik wenigstens das Bellen unterlassen. Mir ist diese kostbare Reliquie unschätzbar, doch um Ew. Majestät meine unbegränzte Achtung zu bezeigen, trenne ich mich von ihr. Heute nach dem Souper wird Ihnen ein Page sie zustellen. Allein, da ich gebunden bin, auch Ew. Majestät eine Probe aufzulegen, so erbitte ich mir morgen beim Lever die Lyra mit dem Körbchen, worin sie

überbracht wird, zurück. Aus der Aufmerksamkeit, mit welcher Sie mein Geschenk bewahren, werde ich auf den Grad der Aufmerksamkeit schließen, dessen Sie mich würdigen. Lassen Sie das Körbchen mit der Lyra nicht aus den Augen. Die Rückgabe ist die vielleicht zu unbedeutende Prüfung, welche ich Ihnen auflege.

König Fasolla glaubte sich unter allen Mitbewerbern am meisten begünstigt, und wollte seine zärtliche Dankbarkeit so sprechend ausdrücken, daß Arbo vor Eifersucht die Flügel schwang und laut anfing zu krähen. Lili machte dem lärmenden Störer tausend Caressen und dadurch den König, der schon der ungelegenen Störung wegen aufgebracht war, noch übellaunige:. Er schwur dem fatalen Hahne im Korbe den Tod, und entfernte sich, unter passenden Akkompagnement seiner Kapelle.

Arbo mußte in seiner Hahngestalt noch alle geheime Audienzen der Brautwerber abwarten, und hatte jedesmal am Schluß Veranlas-

ſung, laut aufzukrähen, und die Könige auf den fatalen Hahn im Korbe böſe und eiferſüchtig zu machen. Denn Lili hatte aus den Feſtlichkeiten ihrer Bewerber das Steckenpferd eines jeden bemerkt, und verſprach nun dieſem einen goldenen Schlüſſel, der alle Feſtungen ſchloß, wenn man ihn aus einer Hand in die andre brachte, jenem eine Feder aus dem Flügel des fabelhaften Vogel Greif, von beſonderer Tugend für Diplomatiker, dem ein paar Körner aus den ſieben dürren Aehren Egyptens, einem andern eine magiſche Krone, die jährlich zwei Junge mit den dazu gehörigen Ländern bekam. So glaubte jeder etwas zu erhalten, wonach er lange geſtrebt hatte, und fand die Forderung es eine Nacht wohl zu bewahren, ſo luſtig, daß er das klare Jawort der ſchönen Königin faſt unumwunden darin zu ſehen meinte, und ſeine Freude zu Arbo's größtem Verdruß ausſtrömte.

Nach dem Souper hatten nun die Pagen vollauf zu thun. Kaum hatte einer das prüfen-

de Geschenk abgegeben, so eilte der König, es aus dem Körbchen zu nehmen und zu betrachten. Darüber vergaß er das Körbchen, und im Augenblick war dieses verschwunden, und zu seiner Besitzerin zurückgekehrt, um von neuem die Wanderung anzutreten. In einer Stunde war alles glücklich vollbracht. Die Könige waren voll Freude über die Kostbarkeiten im Körbchen und vermißten diese Zugabe nicht einmal, so unbedeutend kam sie ihnen vor.

Am folgenden Morgen standen die Könige früher als gewöhnlich auf. Jeder wollte zuerst das anvertraute Pfand zurückbringen und drängte sich in Lilis Vorzimmer. Endlich erschien die Königin. Aber statt freundliches Empfanges bekamen die königlichen Bewerber ein bitteres Hohnlächeln von dem Munde ihrer Gebieterin, als sie die zurückgebrachten Prüfungsstücke musterte.

So war denn — sprach sie mit verstellter Empfindlichkeit — Ihre Liebe auch dieser ge-

ringen Probe nicht gewachsen! Ueber der Begierde nach dem eitlen Spielwerk, haben Sie die Prüfung vergessen, welche ich Ihnen auflegte, und dadurch sich jedes Anspruchs auf mich begeben. Ich bin nun frei und wähle meinen Gemahl nach meinem Gefallen.

Die Könige fuhren entrüstet und überrascht auf, und jeder deutete auf das zurückgebrachte Prüfungsstück. Aber Lili winkte ihnen ruhig zu bleiben.

Oder — fuhr sie fort — hätte einer von Ihnen wirklich in der Prüfung bestanden? Wohlan! wer mir mein Geschenk in meinem Körbchen zurück bringt, der wird mein Gemahl.

Das wirkte, wie ein elektrischer Schlag auf die Versammlung. Die Könige sendeten Pagen und Hofkavaliers nach ihren Zimmern, um die vergessenen Körbchen zu suchen, allein Hofkavaliers und Pagen kamen achselzuckend zurück und versicherten, daß kein Körbchen zu fin-

den ſey, wiewohl ſie keinen Winkel undurchſucht gelaſſen hätten.

Jetzt nahm einer von den kühnſten unter den Königen das Wort. Er behauptete keck: da die Körbchen nicht mehr vorhanden wären, ſo müßten ſie entwendet ſeyn. Weil aber die Entwendung in dem geheiligten Bezirk des Pallaſtes vorgefallen, ſo ſei die Königin ihnen Erſatz ſchuldig.

Alle Könige jubelten dem Sprecher Beifall zu, und beſtanden auf der Auslieferung ihrer Körbe.

Das hatte die kluge Lili eben erwartet. Sie hatte in der Stille für jeden König ein niedliches Körbchen nach dem Muſter des Originals, nur ohne deſſen magiſche Kraft, flechten laſſen. Jetzt winkte ſie ihren Vertrauten, die ſogleich mit der nöthigen Anzahl von Körben eintraten.

Ich leugne nicht — ſprach ſie indeſſen — daß ich Ew. Majeſtäten Erſatz für das ver-

ſchwundene Körbchen ſchuldig bin, und Sie ſehen mich bereit, Ihrem Verlangen Gnüge zu leiſten. Nehmen Sie jeder von mir ein Körbchen, es wird Ihnen getreuer bleiben als das erſte, ich verlange auch niemals es zurück.

Während ſie ſprach, hatte ſie die Körbchen unter die königliche Verſammlung ausgetheilt. Arbo allein, deſſen Federkleid ſich wieder in einen ritterlichen Anzug verwandelt hatte, erhielt keines.

Ew. Majeſtäten — fuhr Lili nach der Vertheilung fort, haben nun, was Ihnen gebührt, und damit den verlangten Erſatz. Allein indem Sie die Körbchen von mir als Erſatz annehmen, bekennen Sie, daß Sie die Prüfung, die von mir aufgelegt ward, nicht beſtanden haben. Behalten Sie daher die Körbe, ich aber behalte meine Freiheit, meinen Gemahl mir nach meinem eigenen Sinn zu wählen.

Mit dieſen Worten reichte ſie Arbo die Hand, und ſtellte ihn den verſammelten Königen als ihren Gemahl und Oberkönig des Reichs vor.

Jetzt aber erhoben die Zurückgesetzten einen gewaltigen Lärm. Sie wollten die Entscheidung nicht anerkennen. Weil sie sich aber doch schämten, ohne einen Schein des Rechts den eingegangenen Vertrag wegen der Präfung gewaltsam zu brechen, so protestirten sie wenigstens gegen die Wahl der Königin, weil Arbo nicht ebenfalls gleich ihnen den Korb zu hüten empfangen hätte.

Sie drängten dabei mit ihren Hofkavaliers so mächtig auf Lili und Arbo ein, daß der designirte Oberkönig genöthigt war, gegen seine künftigen Vasallen das Schwert zu ziehen.

Allein eh' der erste Streich geführt wurde, blendete ein heller Strahl die Augen der Erzürnten, und die Fee, Lilis Beschützerin, stand plötzlich in überirdischem Glanz mitten in dem Thronsaal.

Fügt euch in die Befehle euer Herrscherin — sprach sie mit Majestät zu der erstaunten Versammlung — und wenn euer Eid euch nicht

heilig

heilig genug iſt, ſo fürchtet meine Macht, die euch ſchon früher dem Schwert Kandur's unterwarf. Arbo, euer künftiger Beherrſcher, hat die ſicherſte Probe beſtanden, denn er wußte das Herz der Königin zu gewinnen, und beſaß ihre Liebe, während ihr in zweckloſen Thorheiten euch abmühtet, den Preis zu erwerben.

Als die Fee anfing zu moraliſiren, erholte ſich die Verſammlung etwas von ihrem Erſtaunen. Die Bewerber erinnerten an die Freundlichkeit, mit der die Königin ihnen die wunderbaren Seltenheiten gezeigt und verſprochen habe, und jeder wußte ihre Worte als Gunſterklärungen für ſich ſelbſt zu wiederholen.

Eitle Geſchöpfe! — erwiederte die Fee. — Mit etwas weniger Verblendung hättet ihr bemerken müſſen, daß alle jene Schmeichelworte, welche die Königin in eurem Beiſein ausſprach, nicht euch galten, ſondern ihrem Geliebten, dieſen Arbo, der damals, durch meine Gewalt

euren Augen unkenntlich gemacht, ihre Liebkosungen empfing.

Der war also der Hahn im Korbe? — rief Plambu beschämt, und der ganze Chor wiederholte den trostlosen Ausruf: der war der Hahn im Korbe!

So ist's! erwiederte die Fee, und führte selbst Arbo und Lili auf den Thron.

Als die Zurückgesetzten sahen, daß eine Fee die Hand im Spiele hatte, trösteten sie sich und ergaben sich in das unabänderliche Schicksal. Sie leisteten Arbo die Huldigung, erhoben seine Tapferkeit und Weisheit, und zogen mit ihren Körben in ihre Provinzen zurück.

Arbo und Lili regierten unter dem Schutz der Fee viele Jahre glücklich, und im ganzen Reiche ward es zum Sprichwort, daß man bis auf diesen Tag einen begünstigten Liebhaber Hahn im Korbe nennt, und das Körbchen als Symbol einer verschmähten Liebeswerbung braucht.

Jezer Hora.

Rabbinische Legende.

Um des Tempels neu erſtandene Pracht
Schallten die Jubelgeſänge.
Preiſend erhob die Menge
Des Heiligen, Hochgelobten Macht,
Der gelöſet die knechtiſchen Bande
Von Juda's klagendem Stamm.
Nun blutet wieder das Opferlamm
Am Altar in der Väter Lande.

Aber es weinten die Greiſe,
Die Väter, die Salomo's Tempel ſahn,
Und klagten leiſe:
O ſüßer, doch eitler Wahn!
Wo iſt nun des Bundes heilige Lade?
Wo der Cherubim glänzendes Heer?
Wo der Stuhl der ewigen Gnade,
Und die lebende, feurige Wolke?
Ach, entflohn iſt das Heil dem Volke,
Ach, die Wohnung des Herrn iſt leer!

Da trat Sacharias hervor:
Wol mögt ihr jetzt weinen und klagen,
Die zuvor in glücklichen Tagen
Dem Herrn verſchloſſet Herzen und Ohr.
Thut von euch die böſe Begierde,
Die eure Väter verblendet,
Daß der Herr ſein Antlitz gewendet,
Und von euch nahm des Tempels heilige Zierde.
Denn noch herrſcht unter euch die böſe Luſt,
Der Jezer Horra, der zum Böſen leitet,

Und dem Geſetz mit Frevel widerſtreitet.
Verbannt ihn aus der reuerfüllten Bruſt!

Erſchrocken tritt das Volk zuſammen:
Iſt's Jezer Horra, der mit Flammen
Verwüſtet Tempel, Stadt und Land,
So werd' er weit von uns verbannt!
Doch, wer kann uns von ſeiner Macht erret-
.ten?
Wer zwingt mit Salomo's Gewalt
Der Geiſter feurig luftige Geſtalt,
Und feſſelt ſie mit ſtarken Ketten?
Wer taucht mit alter Väter Muth
Das heil'ge Schwert in Jezer Horra's Blut?

Da lächelt der Prophet und ſpricht:
Den Jezer Horra tödten ſollt ihr nicht.
Ihm ward, wie euch, ein freies Leben
Vom Hochgelobten, Heiligen gegeben.
Er ſoll zum Guten euch erwecken,
Nur, wenn ihr das Geſetz im Uebermuth

Verhöhnet, dann entflammt er euer Blut,
Und wird mit jedem Böſen euch beflecken.

Doch ungern hört das Volk die Lehren,
Das Böſe wünſcht es von ſich ausgethan;
Denn leichter dünkt es ſeinem Wahn,
Den Feind zu tödten, als ihm ſtets zu wehren.
Und laut erſchallen Bitten und Geſänge,
Zum Herrn des Himmels ruft die Menge
Mit brünſt'gem Flehen Tag und Nacht,
Daß er vertilge Jezer Horra's Macht,
Und dieſen Feind voll Unheil und Verderben
Durch ihre Rächerhand bald laſſe ſterben.

Und ſiehe: plötzlich öffnet ſich das Thor
Des Allerheiligſten. Aus ſeinem Dunkel
Tritt kühn ein Löw' in Jugendkraft hervor.
Hell blitzt des Aug's umrollendes Gefunkel.
Die Mähne wallt, wie Opferflammenglut,
Er brüllt in frohem ungezähmtem Muth,

Dem Donner gleich in mächtigen Gewittern,
Wenn vor des Cherubs Antlitz Berge zittern.

Das iſt der Jezer Horra! ſchreit
Mit tauſend Zungen Eine Stimme.
Erzittert nicht vor ſeinem Grimme,
Und feſſelt ihn, daß er ſich nie befreit!
Und Alle ſtürzen mit vereinter Kraft
Sich auf den Feind, der ruhig um ſich ſchauet,
Dem Reinen gleich, der ſeinem Recht vertrauet.
So feſſelt ihn das Volk an einer Säule Schaft.

Ihr Thoren! rief der Leu mit ernſtem Ton;
Was nennt ihr mich den Quell von eurem Leiden?
Verbannt ihr wohl der Traube Feuerſohn
Um Haß und Zwiſt und blut'gen Mord zu meiden?
Wär' meine Macht aus eurer Welt entflohn,
Bald müßtet ihr von Lieb' und Leben ſcheiden.

Gelingt es euch, in Feſſeln mich zu halten,
Muß jede Freud' und jede Luſt erkalten.

Ich bin das Feuer, das im tiefſten Grunde
Den Demant ſchmelzt, der Ceder Wurzel pflegt;
Ich bin die Glut, die auf der Liebe Munde
Des Kuſſes ſtilles Himmelswort bewegt;
Ich bin der Stral, der in geweihter Stunde
Des Dichters Geiſt zum hohen Lied erregt,
Was du erblickſt, auf aller Weſen Stufen,
Durch mich ward es zum Leben aufgerufen.

Doch Blitz auch bin ich, ſtürmender Orkan,
Bin Sammiel und furchtbare Zerſtörung;
Verwirrung bin ich, ungerechter Wahn,
Abgötterei und blendende Bethörung;
Ich bin des Volks raubſüchtiger Tyrann,
Und jeder Greul blutdürſtender Empörung,
Denn Kraft und Feuer ſchaffen wohl das Leben,
Doch ungemeſſen iſt ihr freies Streben.

Drum hält der Herr, was ſeine Macht erſchaffen,
Durch der Natur unlösbar feſtes Band.
Euch gab er gegen meine Kraft die Waffen:
Den freien Geiſt, den ſinnenden Verſtand;
Doch, laßt in Trägheit ihr den Muth erſchlaffen,
Dann faßt euch Jezer Horra's wilde Hand.
Ein Leu werd' ich verworrnem Sinn erſcheinen,
Ein lichter Cherub bin ich ſtets dem Reinen.

Aber das Volk, in entflammtem Sinn
Hört ihn nicht länger,
Und enger und immer enger
Schlingt es die Feſſel um ihn.
Und Frauen und Kinder freuen
Sich Jezer Horra's, des gefangnen Leuen.

Denn, wie die Feſſel ſeine Kraft umwunden,
Beſänftigt ſich des Mittags heiße Glut;

Der Fittig iſt dem Flammenſturm gebunden,
Der Wolf begehrt nicht mehr des Lammes Blut;
Aus jeder Bruſt iſt Zorn und Haß verſchwunden,
Es ſchweigt der Wunſch und die Begierde ruht:
Doch kalt in der Natur herrſcht todte Schwere,
Stumm in der Bruſt die willenloſe Leere.

Und Trägheit ſenkt ihr bleiernes Gefieder,
Kein Murmeln wird vom müden Quell gewährt,
Der Sonnenkreis ſchwebt blaß in Weſten nieder,
Von keinem Sternglanz wird die Nacht verklärt,
Kein Zephyr weht, verſtummt ſind alle Lieder,
Die Blume welkt, von keinem Licht genährt;
Das Aug' erliſcht, es bleichen Lipp' und Wangen,
Kalt iſt der Kuß, geſtorben das Verlangen.

Da ruft Sacharjas zu des Tempels Thoren
Das bange Volk: Löſ't Jezer Horra's Band,

Kein Uebel ſchuf des Hochgelobten Hand,
Und gut iſt Alles, was aus ihm geboren,
Der Menſch nur ſchafft den Stral zum Flammenbrand,
Nur ſeiner Thorheit geht das Glück verloren.

Und wie das Volk den mächt'gen Leun
Von ſeinen Feſſeln will befrein,
Da ſinkt es ſtumm anbetend nieder
Denn aufgelöſ't ſieht es der Kette Glieder.
Kein Löwe tritt in wildem Lauf hervor,
Ein Engel Gottes hebt ſein Haupt empor.
Auf Stirn und Auge ſieht man Hoheit prangen,
Der Liebe Lächeln wohnt auf Lipp' und Wangen,
Sein Flügelſchlag hallt brauſend durch die Luft,
Sein Athem haucht des Paradieſes Duft,
Er regt den Fuß, und Fels und Berge fallen,
Er hebt die Hand, und Segen ruht auf Allen.
Der Sonne Glanz umlockt ſein Haupt, ſein Kleid
Iſt reiner Schnee vom Thron der Herrlichkeit.

„Ein Leu werd' ich verworrnem Sinn erſcheinen,
Ein lichter Cherub bin ich ſtets dem Reinen!"
So ſprach des Lichtquells ſonnenheller Sohn,
Das Leben kehrt zurück auf ſeinen Ton,
Die Quelle tanzt, der Wald ſingt Jubellieder,
In Gras und Blütenkelch ſpielt Freude wieder;
Wie von des Frühlings erſtem Morgenkuß
Wacht auf die Liebe bei des Cherubs Gruß.
Da ſchwang er freudig morgenrothe Flügel,
Und ſchwebte glänzend von Moriah's Hügel.

Kleine Gedichte.

Pygmalion.

ei gegrüßt, Einſamkeit!
oe, verſchwiegene, treue Geliebte,
dir findet das Herz
lang vermißten
nliſchen Götter,
ge Ruh' und ſtillen Frieden.

Ein Knabe wandelt' ich
oſengarten und Eichenhain:
ſchmückeſt du Roſe
erlen das Haupt,

Wenn die Sonn' aufſteigt
Mit dem Morgenroth? —
Ich habe gebadet die Bruſt
In dem Thaue der Nacht,
Des röthlichen Morgens
Erröthende Braut! —
Was brauſeſt du Sturm
In dem Eichenhain
Zu der Vögel Morgengeſang? —
Es wandelt der Lenz und die Liebe
Durch das Gebüſch und die Wipfel
Rauſchen vereint den fröhlichen Gruß.

Da ward mir's zu eng
In der ſtillen Wohnung
Bei Vater und Mutter.
Wo erröthet in Liebe
Die Braut für mich,
Schön und zart, wie die Knoſpe der Roſe,
Umperlt vom Thaubad?
Wer begrüßt mit mir

In Jubelſturm
Den erwachenden Lenz und die Liebe?

Hinaus trat ich,
In der klopfenden Bruſt
Glühende Jugendluſt.
Vor mir küßte
In röthlichem Morgenglanz
Der Himmel die blühenden
Wangen der Erde.
Um mich tönt' in den Lüften
Der Freude hallender Morgengruß.

Und der Knoſpe des Sylfen gleich
Schwoll mir das Herz
Und wollte ſich öffnen,
Liebende Flügel zu ſchwingen
Um die Blumen des Gartens,
Und mit Lüften des Abends
Unter den Elfen des Hains

Auf Thaugeweben
Zu tanzen den Mondreihn.

Und ich küßte die Blüten.
In leichtem ſchwebenden Flug
Saugt' ich die Küſſe
Süßduftender Lippen.
Wollte nur leben
Durch die Geliebte
Und mit der Welkenden
Sterbend verblühn.
Da nahte die Biene
Mit ſcheltendem Geſumm;
Und die Blüte, verſchüchtert
Entzog dem Kuſſe
Den liebenden Mund.
Und in der Traurenden
Süßeſtem Nektar
Schwelgte der Räuber,
Ließ die Zerſtörte
Welkend zurück.

In dem Kreiſe der Brüder
Blickt ich umher:
Hinaus, in das Leben,
Mit glühendem Herzen,
Gleich Phöbus' Stralen
Zu wecken die ſchlummernden
Kräfte der Welt!

Und ſie blickten mich an,
Und lachten des Thoren,
Die Häupter ſchüttelnd,
Dünkten ſich weiſe
Im Schlummer der Kraft.

Da zog ich allein aus,
Im Herzen die Flammen
Alter Heroen,
Zu kämpfen, zu ſtreiten,
Zu ſtürzen die Rieſen
Verhöhnendes Uebermuths;

Zu rufen, wie Zeus,
Mit Worten des Donners
Die ſchlummernden Geiſter
Zu Leben und That.

Götter, ihr ſaht es!
Schatten der Helden,
Ihr habt's vernommen!
Ihr regtet freudig
Die grauen Häupter
In tiefer Felſengruft.
Aber der Lebenden keiner
Hörte den weckenden Ruf.

Und ergrimmt rief ich:
Täuſchung iſt Liebe,
Fabel ſind Götter,
Märchen die Helden!
Sollt' ich verweilen
Bei ſolchem Geſchlecht?

Da floh ich zu dir,
Holde, verſchwiegene, treue Geliebte,
Stille Gefährtin, Einſamkeit!
Dich lieben die Götter,
Und alter Heroen
Ernſte Gebilde
Steigen gerne zu dir herauf.

++

Und ſinnend ſitz' ich
In deinem Tempel,
Wie der göttliche Titan,
Der alte Prometheus,
Bild' ich mir ſelber
Hier meine Welt.
Williger fügt ſich
Der harte Marmor
Bildenden Händen,
Als draußen der Menſchen
Dumpfes Geſchlecht.
Und hoch umſtehn mich
In hehrem Kreiſe

Die Götterbilder,
Die ich mit liebenden,
Götterbewegten
Händen geformt.

Auch du, der erſten Jugend
Geliebtes Sehnſuchtbild,
Nimmer von mir geſehn,
Aus heißer Liebe
Heiligem Brunnquell
Gleich Aphroditen
Göttlich Geborene,
Dich ſuchte' ich verblendet,
Draußen im Weltgewühl,
Und kindiſch greifend
Nach todtem Schatten,
Erreicht' ich niemals
Dein hohes Weſen.
Hier ſtehſt du lebend
Durch meine Liebe,
In voller Schönheit

Der Götterjungfrau,
Wie du des Jünglings Augen
In heiligen Träumen erſchienſt.

Mögen ſie draußen,
Sklaven der Thorheit,
Sich weiſe dünken!
Ich rief mir die Götter
Herab vom Olymp.
Mit ihnen befreundet,
Schaff' ich mit ihnen,
Und lebe mit Göttern
In ſeliger Luſt.

Legende.

Vor Zeiten ſchon lief aus dem Gotteshaus
Das Volk nach geendigter Predigt heraus,
Trieb vor der Thür manch loſes Spiel,
Und andrer Narrentheidinge viel,
Verführt auch wol ein Lärmen groß,
Das Küſter und Prieſter ſehr verdroß.
Darum, zu der Kirch' und Gottes Ehren,
Dem leidgen Aergerniß abzuwehren,
Droht oft der Archidiakonus
Von der Kanzel herab mit Kirchenbuß.

Der Küſter trat wol an die Thür,
Stellt den Leuten vor das Ungebühr,
So vor der Zeit in hellen Haufen
Aus der heiligen Kirche wegzulaufen.
Doch kaum verlieſst man das Kirchengebet,
Alles Volk wieder aus der Kirche geht.
Da winkt der Küſter dem Erzbiſchof
Hinaus zu ſehn auf den Kirchenhof,
Wie dort das Volk in böſer Zucht
Bewähre ſeiner Lehren Frucht.
Ambroſius lächelt, nimmt ſein Buch,
Folgt auf den Kirchhof nach dem Zug.
Dort thut er mitten unter ſie treten,
Und mit lauter Stimme weiter beten,
Darob das Volk ſich verwundert ſchier.
Der Erzbiſchof ſpricht: Was ſtaunet ihr?
Wo die Schafe ſind, muß der Hirte ſeyn;
Geht ihr wieder zur Kirchthür hinein,
So will ich mit euch zurücke gehen,
Wo nicht, ſo kann ich auch draußen ſtehen,

Denn, wo dem Herrn die Gläubigen dienen,
Da iſt er mitten unter ihnen.
Als nun das Volk die Worte hört,
Es ſchnell zurück zur Kirche geht,
Faltet wieder betend die Hände,
Wartet die Kirch ab, bis zum Ende.
Und bis der Prieſter missa est rief
Kein Menſch mehr aus der Kirch' entlief.

Lord Hereford.

Nach dem Engliſchen.

Bei dem Liebchen ſaß Lord Hereford,
Sie tranken den perlenden Wein;
Gut Nacht, du trauteſte Molly,
Heut bleibſt du bis morgen allein.

Zu der Stadt hin muß ich eilen,
An den Hof des Königs zur Stund,
Bewahre mir Lieb und Treue,
Verſprich es mit Hand und Mund.

Sie gab ihm Hand und Küſſe,
Er eilte geſchwind davon,
Doch ſchwang er ſich nicht zu Roſſe,
Er harrt auf der Minne Lohn.

Schön Harriet wollt' er finden
In dem Garten um Mitternacht,
Da harret' er lang' und hatte
Den Morgen herangewacht.

Es trat ſchön Harriet leiſe
Zu der Schweſter aus Kämmerlein:
Ach Molly, thu auf die Thüre,
Laß Schweſter Harriet ein.

Da war ein Küſſen und Koſen,
Sie legten ſich beid' ins Bett.
Nie waren Schweſtern ſo liebend
Als Molly und Harriet.

Sie hatten noch viel ſich zu ſagen,
Als die Lerche das Frühlied ſang,
Da ward im Garten Lord Hereford
Die Zeit des Wartens zu lang.

Er ſchlich zu Molly's Kammer,
Den Schlüſſel in der Hand;
Wie ward ihm, als er bei Molly
Einen Schlafgefährten fand!

Er zog das ſcharfe Eiſen,
Und ſchwang's hoch über das Bett.
Laut ſchrie die ängſtliche Molly
Stark faßte den Lord Harriet.

Gemach, o gemach, Lord Hereford!
Haſt du ſo wenig Vertraun,
Weil an dir, du falſche Seele,
Weder Lieb noch Treue zu ſchaun?

Du wollteſt Harriet finden,
In dem Garten um Mitternacht,
Drum haſt du Molly verloren
Und wirſt nun ausgelacht.

Lord Hereford bat vergebens,
Die Schweſtern eilten davon,
Statt neues Liebchen zu finden,
War ihm auch das erſte entflohn.

Der Luſtwald.

Idyll.

Attys.

Fylax, jage die Schweine, die wühlenden! Nicht zu der Schaftrift,
Unter die Lämmer, die zartweißwolligen, laß die Beſchmuzten.
Immer darauf! Faß an! ein Gebiſſenes warnet die Andern.

Mopſus.

Attys, rufe den Hund! was beginneſt du? Schwere Verbüßung,
Wilder, bereiteſt du dir. Nicht ſelber ja wählich die Viehtrift.
Botanos wies mich, der Eforus her, mit den Heerden von Maſſaun.

Attys.

Mopſos, biſt du es ſelbſt? Was entführete denn, o Beglückter,
Dich dem geräumigen Hain, voll mäſtender Früchte des Eichbaums?
Lebteſt du doch, der von allen Beneidete, dort in der Waldung,
Gleich den Satrapen der mächtigen Könige, oder dem Kaufmann,
Dem gutmütige Thoren den Raub ausglichen des Meerſchiffs,
Zalend dann dem Entſchädigten noch zehnfachen Verkaufspreis.

Mopſos.

Alles erzäl' ich, o Hirt zartwolliger blöckender Lämmer,
Rufe jedoch von den Schweinen zuvor den ergrimmeten Fylar.
Sieh, wie er hegt, zähnfletſchend — es ſtöret die Maſt die Bewegung.

Attys.

Jylax! hui, es genügt! — Nun ſetze dich her und erzähle.
Komm zu dem weicheren Sitz auf moosumgrü-neiem Baumſtamm.
Während in graſiger Triſt ſich ergehen die ſtatt-lichen Maſtſaun,
Theilen die Hirten die Luſt des Geſprächs, wie die Heerden der Grastriſt.

Mopſos.

Attys, ach, es ergreift mich der Schmerz, doch zwing ich die Wehmut.
Mehr, denn die Heerden die treffliche Maſt ſüß-ſäftiger Buchnuß,
Klag' ich die ſelige Zeit in dem freudegewähren-den Luſthain.
Selbſt doch kennſt du den Wald, den ergötzlichen. Wenn ſich der Hundſtern
Sengend erhob, und die Sonn' aufglühete, kü-lende Labung

Fand in dem Schatten der ſchwitzende Wanderer.
Ströme von Männern
Wogeten dann, und von ſaumnachſchleppenden,
zierlichen Jungfraun
Hin zu den Gängen des Hains, den gekrümmeten.
Schattiges Laubdach
Wölbeten um ſie die weit ausgreifenden Aeſte
der Eichen,
Undurchdringliches Schild dem erglühenden Pfeil
Hyperions.
— Alſo hört' ich es ſelbſt von dem Mund wort.
prangender Dichter —
Damals rieth ich es keinem von uns, mit dem
borſtigen Viehſchwarm
Dort in dem laubigen Hain zu verſuchen die
mäſtende Hutung.
Aber es öffnete jetzt das verborgene, ſchattige
Dunkel
Botanos, ſonnigem Stral, und es ward lichthell
in der Waldung.
Bald, mit den Bäumen entwichen die Wanderer.
Seltene Paare

Wandelten nur einſam in dem ſpärlichen Schatten; da rief mich
Botanes hin, mit der Heerde von ſchwarzumborſteten Maſtſaun,
Ihnen zu mehren die Blüte des Specks mit gefallenen Eicheln,
Denn er bedachte das Nützliche wohl, und verlachte das eitle
Thorengeſchwätz und das Lob nichtsnutziger ſchöner Umgebung.
Götter, wie tummelten nun ſich die feiſtauſſchwellenden Thierlein,
Weidevergnügt, aufgrunzend in Luſt dem verſtändigen Pfleger,
Dort wo das ſtädtiſche Volk ſonſt wandelte, prangend in Hoffart!
Selbſt auf ſteinerner Bank ausruhet' ich, pfeifend ein Liedchen,
Ließ dem Melampus die Hut, und beſah luſtwandelnde Städter,
Welche, das Liebchen am Arm, hier koſeten, bis die Umarmung

Störte, dem Buſch entſprungen, ein Vieh von der munteren Heerde.
Kreiſchend flohn ſie davon und erzitterten, mir zum Gelächter.
Doch bald rächte der Fliehenden Angſt das vergeltende Schickſal!
Einſt, wie die muntere Schaar ſich ergötzt an der treflichen Waldmaſt,
Wandelt heran mit verdüſtertem Blick der entrüſtete Archon.
Frölich ſprangen um ihn die Gemäſteten, aber er runzelt
Tiefer die Stirn, mit dem Stock abwehrend, in zornigem Unmut
Sprach er das harte Gebot: zu dem Walde hinaus! wer vergönnte
Dieſes Gebiet zu entweihn, waldgrundaufwühlenden Maſtſaun?
Glaublich kaum, daß ein Mann es geſtattete, zeigt' es die That nicht!
Sprach es, und herrſchte mich an, da ich zauderte. Aber ich ſuchte

Ihm das Gemüth, das erzürnte zu ſänftigen, ſprechend: es ziehn ja,
Herr, wie die Menſchen, ſo auch umborſtete Schweine, der Luſt nach.
Finden im Wald nicht mehr Luſtwandelnde ſchattige Kühlung,
Eicheln gewähret er doch, fettölige, rundlichen Maſtſaun.
Jeglicher nehme beſchiedenes Theil und vergönn' es dem Andern.
Nichts doch halfen die Reden, er ſcheuchte mich fort, und die Heerde
Folgte betrübt mir nach, dem Betrübeten. Aber dem Archon,
Welcher die Schweine geſchmäht, mag fürder im dampfenden Schornſtein
Nimmer gerathen die Wurſt und der feiſte böotiſche Schinken,
Noch an dem Spieße des Schweins weitduftender ſaftiger Braten.
Mehr doch gelten die Saun dem Verſtändigen, als der Spaziergang!

Aeneas.

Klüglich ſprachſt du: es nehme ſich Jeder beſchiedenes Theil hin,
Gönnend Andern das Ihre! So bleib du, o trefflicher Moyſus,
Bei den geprieſenen Saun, und dem Archon laß den Spaziergang,
Welcher den Geiſt aufheitert und ſtärkt, nach rühmlicher Arbeit.
Jedes geziemet ſich nicht für Jeglichen: Schweine zur Eichmaſt,
Lämmer zu jüngaufſproſſendem Graß hin treibt das Verlangen.
So führt Jeden der Trieb, und den Göttlichen führen die Götter.

Das blonde Haar.

Erzählung.

Es war ziemlich spät in der Nacht; aber der junge Halden wollte den Spieltisch nicht verlassen. Er hatte unglücklich gespielt, und hoffte immer und immer, eine glückliche Karte sollte den frühern Verlust vergüten. Allein sein Beutel war geleert, bedeutende Summen waren auf Kredit verloren, und noch immer stellte sich die glückliche Karte nicht ein.

„Das Glück ist Ihnen heut nicht günstig," sagte ein Mann in fremder Uniform, der ihm gegenüber stand und dem Spiele zusah — „Sie müssen es nicht zwingen wollen, vielleicht spielen Sie einen andern Tag glücklicher."

„Wenn Sie selbst spielten," erwiederte Halden — „so würden Sie anders sprechen.

Man kann nicht los, wenn man dem Glück nachjagt. Läßt doch ein Jäger auch nicht vom Wild ab, das er verfolgt."

Halden verlor immer größere Summen. Er ward unwillig. „Sie bringen mir das Unglück!" rief er dem Fremden erhitzt zu — „Solange Sie mir gegenüber stehen, verfolgt es mich unabläßig. Treten Sie von dem Tisch, oder nehmen Sie Theil am Spiel!"

Die Spieler verwiesen Halden die beleidigende Rede. Allein der Fremde lächelte. „Sie irren," — sprach er gelaßen — „wenn Sie glauben, ich stehe hier müßig, weil ich Unglück im Spiel habe. Im Gegentheil bin ich des Gewinnes zu sicher, als daß mich ein solches Spiel interessiren sollte.

Der Banquier ward hier aufmerksam, und äußerte, wenn ihn die Sätze der Spieler zu gering dünkten: so möge er setzen, was ihm beliebe. Dabei forderte man von mehrern Sei-

ten den Fremden auf, durch die That zu zeigen, daß seine Worte nicht Prahlerei wären.

Schweigend zog dieser einen Ring von dem Finger und reichte ihn dem Banquier. „Er mag für hundert Louisd'or gelten," sagte er dazu.

„Der Ring ist mehr als tausend Louisd'or werth," riefen mehrere, welche sich auf Juwelen verstanden.

„Er steht für hundert," wiederholte der Fremde kalt. — „Der Gewinn ist mir gleichgültig, hab' ich Ihnen gesagt. Ich beweise bloß meine Sicherheit in dem, was ich behaupte."

Der Banquier zog, und der Fremde gewann.

„Die Wiederholung meines Beweises bin ich nicht schuldig," sagte dieser, und strich sein Geld ein.

„Ihnen aber," fuhr er gegen Halden fort — „geb' ich nochmals den wohlgemeinten Rath: zwingen Sie das Glück nicht!"

Halden's Widerwille gegen den Fremden

war verſchwunden. Er ſtand auf und kam bald mit ihm in ein lebhaftes Geſpräch.

„Sie hielten mich für die Urſache Ihres Unglücks," ſagte der Fremde unter andern — „und vielleicht ahneten Sie dabei nicht ganz Unrecht. Es iſt mir auch mehrmals begegnet, ich kann es nicht läugnen, daß in meiner Nähe das Glück ſich ſonderbar gewendet hat. Ich bin Ihnen daher, ſoviel in meinen Kräften iſt, Erſatz ſchuldig. Nehmen Sie meinen kleinen Gewinn ad den Ring, den ich auf das Spiel ſetzte. So hoch ungefähr kann ſich Ihr Verluſt ſeit meinem Hierſeyn belaufen."

Halden wies den Antrag empfindlich zurück.

„Mein Erbieten darf Sie nicht beleidigen," fuhr der Fremde fort. — „Ich bitte Sie um eine Gegengefälligkeit. Ihr ſchönes, blondes Haar hat für mich einen ungemeinen Werth. Eine kleine Locke davon würde ich Ihnen gern theurer bezahlen, als ich es mit dieſem Ring

und dem wenigen Gelde thue. Geben Sie mir die kleinſte, die Sie bei Ihrem vollen Haarwuchſe nicht vermiſſen, und ich bleibe Ihnen vielen Dank ſchuldig.

„Nehmen Sie," ſprach Halden, und reichte ihm eine Scheere aus ſeinem Etui — „nehmen Sie, doch nicht als Kauf, ſondern als Geſchenk von einem Freunde, der Ihre Delikateſſe ehrt, aber nicht benutzen will."

Der Fremde ſchnitt, ohne ſich ſtören zu laſſen, eine dünne blonde Locke von Halden's Haupte ab. Dann reichte er ihm den Ring und die Rolle Gold.

„Ich habe," — ſprach er — „Ihr Geſchenk angenommen; das Meinige weiſen Sie jetzt nur mit einer Beleidigung zurück."

Halden erröthete und nahm beides.

„Sie wiſſen nicht," — fuhr der Fremde fort — „welchen Werth dieſes Haar für mich hat. Nur ein Umſtand könnte ihn noch mehr erhöhen, wenn jedes Haar noch ſeine eigene Wur-

zel hätte. Ich bin Phyſiker, und weiß manchen geheimen Gebrauch von Dingen zu machen, den man ſo leicht nicht ahndet. Sollten Sie einmal in Geldverlegenheit kommen, was jungen Herren wohl zuweilen begegnen kann, ich gebe Ihnen mit Vergnügen für jedes Haar hundert Louisd'or."

Halden erſtaunte. Der Fremde wiederholte ſeine Verſicherung. Doch als jener nach der Wohnung des ſonderbaren Haarſammlers fragte, wollte dieſer ihm nicht Beſcheid geben, und meinte, ſie würden ſich ſchon einmal treffen; er ſey jetzt nicht eingerichtet, Beſuche anzunehmen und reiſe oft ſchnell von einem Ort zum Andern.

Nach kurzem Verweilen ſchied der Fremde; und da es eben Mitternacht war, begab ſich Halden, ziemlich erfreut über ſein Abenteuer, nach Haus.

In wenig Tagen war Haldens Baarſchaft wieder zu Ende. Er kam eines Abends

finſter

finſter nach Hauſe, und überzählte den unbedeutenden Reſt ſeines Vermögens. Mehrere Kaufleute, bei welchen er Koſtbarkeiten ausgenommen hatte, verlangten Zahlung, und der nächſte Tag drohte ihm mancherlei unangenehme Zudringlichkeiten von ſeinen Gläubigern.

Unmuthig verließ er von neuem das Zimmer, und die ſchöne laue Frühlingsnacht lockte ihn hinaus in die freie Luft, um hier ſeinen Verdruß zu verſcheuchen. Auf dem Rückwege begegnete ihm jener Fremde. Er ſchien emſig bei dem ſchwachen Mondſchein Blumen in dem Graſe zu pflücken. Halden begann bald ein Geſpräch mit ihm, und bot ihm zum Scherz einige Haare an, um die Blumen damit zuſammen zu binden. Der Fremde dankte höflichſt, und reichte ihm für jedes Haar eine Rolle, die Halden am Gewicht für Gold erkannte.

Der Fremde band nun ſeine Blumen mit Haldens Haaren in einen Strauß, und die-

ſer ſchied vergnügt mit ſeinem Reichthum von dem ſonderbaren Handelsmann.

Am andern Morgen wurden die Gläubiger prompt und ohne Abzug bezahlt. Sie ſchämten ſich ihres Mißtrauens, und boten von neuem dem guten Zahler Waaren und Kaſſe an. Halden fand auch bald nöthig, von dem verſprochenen Kredit Gebrauch zu machen; denn Spiel und koſtbare Vergnügungen hatten in kurzer Zeit den Preis erſchöpft, den die ſonderbare Liebhaberei des Fremden ihm für einige ſeiner Haare bezahlt hatte.

Bei einem Maskentanz, den Halden einer jungen Gräfin gab, die er leidenſchaftlich liebte, fand er ſeinen Fremden wieder. Nach den erſten Begrüßungen leitete Halden das Geſpräch auf ihren ſonderbaren Handelstraktat, und fragte, wie einige Haare ſo hohen Werth bei ihm haben könnten?

„Wenn Sie wüßten," — erwiederte der Fremde — „welchen Gebrauch ich von dieſen

Haaren zu machen verstehe: so würden Sie meinen Handel nicht so sonderbar finden. Im Gegentheil würden Sie begreifen, wie leicht ich Ihnen den bedungenen Preis für jedes Haar geben kann. Doch dieses sind Geheimnisse meiner Kunst, die ich Ihnen, vor der Hand wenigstens, noch nicht entdecken kann."

„Also doch künftig einmal?" fiel Halden begierig ein.

„Ohne Zweifel," — versetzte der Fremde — „denn ich glaube, Sie werden bald verdienen, daß ich Alles mit Ihnen theile. Wünschen Sie jetzt einige Haare mir zuzustellen: so steht Ihnen der bewußte Preis zu Befehl; doch mit der Wurzel, bitt' ich."

Halden zog sich einige Dutzend Haare aus, und erhielt eine Summe, welche ihn so groß dünkte, daß er seines Sieges über einen reichen Nebenbuhler bei der schönen Gräfin sich gewiß hielt.

Baron Diethelm — so hieß der Neben-

buhler — hatte der Gräfin den ſchönſten Schmuck zum Geſchenk überreicht, der nächſt dem, für die Königin beſtimmten, anzutreffen war. Man erſtaunte über ſeine Verſchwendung; denn die Königin ſelbſt hatte dieſen Schmuck zu theuer für ſich gefunden, und den noch prächtigern, ohne nur darauf zu bieten, als unbezahlbar zurückgewieſen. Dieſen koſtbaren Schmuck kaufte Halden, und beſchämte durch ſein Geſchenk den ſchon triumphirenden Nebenbuhler.

Dieſe beiſpielloſe Verſchwendung und die auffallende Unmöglichkeit, daß zu ſolchem Aufwande das Vermögen eines Privatmannes zureichen könne, brachte eine alte Sage wieder in Umlauf, nach welcher in Halden's Garten ein unermeßlicher Schatz vergraben ſeyn ſollte. Man glaubte allgemein, der Verſchwender habe ihn gehoben. Halden widerſprach nicht, und ließ jeden denken, was er wollte. Indeſſen erinnerte er ſich ebenfalls jener Sage, und hoffte, wenn ihn der eine Erwerbszweig

verliese, noch unter der Erde einen neuen Quell von Reichthümern zu finden.

Die Bezahlung jenes Schmuckes machte indessen eine beträchtliche Lieferung von Haaren nöthig. Allein das Uebelste war, daß der Fremde jetzt ausblieb, wo Halden sein Gold am nöthigsten brauchte. Schon murrten die Juwelirer, daß die Zahlung von einem Tage zu dem andern sich verzögerte. Diethelm lächelte höhnisch, wenn er mit Halden bei der Gräfin zusammentraf; und die Gräfin selbst schien in Halden's Nähe etwas verlegen. Da begegnete ihm, als er eben von einer Abendgesellschaft bei der Gräfin zurückging, der Fremde. Er bedauerte, daß er die große Summe, die Halden brauche, nicht bei sich habe, und lud diesen ein, in seine Wohnung ihn zu begleiten, wohin er eben den Weg nehme.

Halden begleitete den Fremden vor die Stadt in ein schönes Haus mit einem angenehmen Garten. Er konnte seine Bewunderung

nicht verſchweigen, als er hier Sommerblumen und ſelbſt Gewächſe wärmerer Gegenden unter freiem Himmel in dem glühendſten Blüthenflor ſah. Auf dem Boden öffneten rothe Primeln und purpurfarbene Tauſendſchön ihre Knospen, und das Blumenauge des Adonis blitzte feurig aus den dunkeln Blättern hervor. An den Büſchen glühten junge Roſen neben den ſcharlachnen Beeren, die ſonſt der Herbſt erſt hervorruft. Hohe Granatbäume prangten in doppelter Flammenpracht der Blüthen und Früchte, und faſt auf jeder Blüthe ſaßen Johanniswürmer, und erhöhten mit ihrer Beleuchtung die Glut der Farben.

Der gefällige Wirth führte ſeinen erſtaunten Gaſt aus dem Saal, in welchem ſie abgetreten waren, durch den Garten zu einer hohen geräumigen Laube, welche die langen in einander geſchlungenen Zweige des Jelängerjelieber mit ihren rothen Blüthentrauben umhingen. Vor dem Eingang lag ein Sphinx, und

in den Nischen der Laube zeigten sich zwei ägyptische Bildsäulen mit anliegenden Armen und geschlossenen Füßen.

„Sie scheinen in alle Geheimnisse der Adepten eingeweiht," — sagte Halden, der aus diesen Verzierungen auf die ernste Beschäftigung seines Wirthes mit geheimen Wissenschaften schloß. — „Je mehr ich um mich blicke, um so mehr wächst mein Erstaunen. Sie könnten mir vielleicht zu dem Besitz eines Schatzes helfen, der meiner Familie gehört, und der in meinem Garten vergraben liegen soll."

„Sehr gern," erwiederte der Hauswirth — „der Schatz ist ohnedies Ihnen bestimmt. Er ist sehr beträchtlich, Sie können getrost annehmen, daß er allein zureichen würde, Ihren starken Haarwuchs nach meinem Preise zu bezahlen. Ich kenne die Sage von diesem Schatze genau. Er liegt unter der alten Weide an der Gartenbrücke, und wird in der Mitternachtstunde gehoben."

„Sonderbar!“ — rief Halden — „von meiner Kindheit an fühlte ich ein eignes Grauen vor dieſer Brücke, und niemals hab' ich mich überwinden können, mich Abends ihr allein zu nähern.“

„Die Kinderfurcht wird ſich verlieren,“ — antwortete der Hauswirth ſpöttiſch lächelnd. — „Der Schatz wird Ihnen nicht entgehen; verlaſſen Sie ſich auf mein Wort!“

„Darf ich einen Gehülfen dazu nehmen, wenn ich ihn hebe?“ — fragte Halden. —

„Warum nicht?“ — erwiederte Jener. — „Ich werde ſelbſt, wenn Sie es wünſchen, zugegen ſeyn, und Ihnen mit Rath und That beiſtehen, im Fall Sie während der erſten Beſtürzung vielleicht zweifelten, was Sie zu thun hätten; denn bei dem Anblick eines ſo ſeltenen Schatzes, kann einen wohl die Beſonnenheit auf Augenblicke verlaſſen. Vergeſſen Sie auch nicht, daß der Schatz nur an einem Schalttage gehoben werden kann.

Während des Gespräches, hatte der Wirth eine große Zahl Geldrollen herbeibringen lassen. Halden tauschte sie ein und war von neuem verwundert, wie sein sonderbarer Wirth so ungeheure Summen für ein paar blonde Haarlocken verschwenden konnte. Dieser bot ihm zum Abschied noch einige Erfrischungen an; und Halden nahm einen der schönsten Granatäpfel in seiner Tasche mit sich in seine Wohnung. Einige Diener des Hauses beluden sich mit den Geldrollen und halfen sie dem fröhlichen Halden in seine Behausung tragen.

„Merken Sie gefälligst meine Wohnung," — rief der Wirth seinem Gast nach — „im Fall Sie vielleicht Lust hätten, mir wieder einige Haare abzulassen. Es ist Nummer vierhundert vier und vierzig in dieser Vorstadt."

Halden schlief diese Nacht in der Freude über sein Glück nur wenig. Er überzählte am Morgen seine Schätze. Der Ankauf des Schmuckes war dadurch gedeckt. Aber mit Er-

ſtaunen ſah er unter den angehäuften Rollen und Beuteln einen verwitterten und bemoosten Todtenſchädel.

„Wer hat den hieher gelegt?“ — ſprach er unwillig, und befahl ſeinem Diener, ihn wegzutragen.

Der Diener war ebenfalls über den unerwarteten Anblick betroffen. Er behauptete, niemand ſey in das Zimmer gekommen, und geſtern habe nichts auf dem Tiſche gelegen, als Geldrollen und ein Granatapfel.

Der Granatapfel war nirgends zu finden, und Halden fühlte einen innern Schauer, ſo oft er nach dem widerlichen Schädel blickte, der die Stelle der lieblichen Frucht eingenommen hatte. Es fiel ihm bei, was ihm früher begegnet, aber von ihm nicht geachtet worden war. Er hatte nämlich bei der zweiten Zuſammenkunft mit dem Fremden einige Blumen, die er dieſem pflücken half, in ſeinem Buſen aufgehoben. Dieſe Blumen waren von ihm bei ſei-

ner Nachhausekunft vergebens gesucht, und dagegen einige Blutstropfen an seiner Kleidung bemerkt worden. Jetzt mußte er den Befehl, jenen Schädel zu entfernen, einigemal dem Diener wiederholen; denn dieser scheute sich, Hand anzulegen, und behauptete, es könne mit diesem Schädel nicht von rechten Dingen zugehn. Man habe mehr Beispiele von ähnlichen Spuken und Verwandlungen. Werfe man einmal den Schädel weg: so komme er zehnmal dagegen wieder. Unwillig ergriff endlich Halden selbst den Todtenkopf, und warf ihn aus dem Fenster.

So viel er sich bemühte, seine Ahnungen von etwas Unheimlichem weg zu philosophiren: so gelang es ihm doch nicht vollkommen. Das Gold war zwar unverändert geblieben; aber doch scheute sich Halden, davon Gebrauch zu machen. Er hatte sich die Wohnung des Fremden gemerkt, und wollte sich erst selbst überzeugen, ob dieser das Mißtrauen verdiene,

welches der unerklärliche Vorfall mit dem Todtenkopf und dem Granatapfel aufregen konnte. „Der Fremde iſt in der natürlichen Magie erfahren," ſagte Halden zu ſich ſelbſt. — „Vielleicht war es ein Scherz von ihm, der mich jetzt zu einer Ungerechtigkeit gegen den Sonderling verleitet."

Er ging noch denſelben Morgen in die Vorſtadt und fand ſogleich dieſelbe Straße, durch die er geſtern mit dem Unbekannten gegangen war. Die Nummern der Häuſer trafen zu; allein Nummer vierhundert drei und vierzig war das letzte Haus, die Wohnung des Thorſchreibers. Aergerlich, daß man ihn nun vielleicht in eine entfernte Gaſſe weiſen möchte, fragte er den Thorſchreiber nach der folgenden Hausnummer.

„Wir haben keine ſolche Nummer in dieſer Vorſtadt," — erwiederte der Thorſchreiber — „mein Haus iſt das letzte." Halden wollte ſtreiten; allein der Thorſchreiber ward endlich

ungeduldig, und wiederholte: sein Haus sey Nummer vierhundert drei und vierzig und das letzte in der Vorstadt. Wolle Halden durchaus nach vierhundert vier und vierzig: so möge er sich die Nummer auf der Landstraße suchen. Damit wendete er ihm den Rücken.

Halden sah sich weit um, ob er nicht das gestrige Haus erblicke; allein wie er vor sich hin auf die Straße sah, fiel ihm nichts in die Augen, als in einiger Entfernung — das Hochgericht.

Tief erschüttert, wendete er schnell den Blick ab. Die dunkle Ahnung stand jetzt als furchtbarer Glaube vor ihm. Er dachte mit Schaudern an jene Laube und ihre Verzierungen, deren Bedeutung er jetzt mit Abscheu errieth. Zugleich fiel es ihm auf, daß alle Blumen und Früchte jenes unheimlichen Gartens brennend roth glänzten; selbst die rothe Uniform des Hauswirthes verwandelte sich seiner Fantasie in ein Flammenkleid. Es dünkte ihn, als flü-

ſterte jedes Blättergeräuſch und jede wehende Luft ihm unaufhörlich den Namen jenes Fremden zu, ſo ſehr er ſich auch ihn zu vernehmen ſträubte. Er eilte nun zurück in ſeine Wohnung, und hier wuchs beim Eintritt der Glaube zur rieſenſtarken, unbekämpfbaren Gewißheit. Denn kaum öffnete er die Thür: ſo ſah er, wie der bemooßte Todtenſchädel ihn wieder mitten unter den Goldhaufen angrinſete.

Der alte Diener errieth aus der bleichen Beſtürzung ſeines Herrn und aus der unnatürlichen Wiederkehr des Todtenkopfs, einen Theil des finſtern Geheimniſſes. Er bat Halden mit Thränen, von ſeinem Vorhaben abzulaſſen, und das Geld nicht zu gebrauchen, das er unmöglich aus guten Händen empfangen haben könne, da es in ſo unheimlicher und verdächtiger Geſellſchaft ſich befinde. Halden erzählte, wie er ſchon früher viel Geld von dem Unbekannten empfangen habe; aber der Diener tröſtete ihn, daß er den Feind damals

nicht gekannt, ſondern ihn vielmehr für einen Sonderling gehalten habe. Allein während daß der redliche Alte noch vermahnte, brachte ein Diener der Gräfin ein Billet, worin ſie Halden erſuchte, den Schmuck zurückzunehmen, der ihn vielleicht in Verlegenheit ſetzte. Der gewandte Ueberbringer bemerkte kaum, wie rings im Zimmer große Summen zur Auszahlung bereit lagen, als er den Schritt ſeiner Herrſchaft auf das feinſte zu entſchuldigen wußte, und alle Schuld dem Baron Diethelm aufbürdete, welcher durch die unwürdigſten Verläumdungen die Gräfin in die Nothwendigkeit verſetzt habe, zu Halden's und ihrer eigenen Ehre etwas Auffallendes zu unternehmen.

Er hatte kaum ausgeſprochen, als die Juwelenhändler eintraten. Vergebens verſchwendete der alte Diener flehende Blicke, vergebens faßte er ſchaudernd den gräßlichen Schädel, und gab ihn ſeinem Herrn ſtatt der erſten Geldrolle. Halden, von tauſend kämpfenden Af-

ſekten beſtürmt, bezahlte die Kaufleute. Sie gingen froh mit ihrer Zahlung davon; der Bote der Gräfin eilte lächelnd mit dem koſtbaren Schmuck zu ſeiner Herrſchaft; der alte Diener ſchlich weinend mit ſeinem Schmerz auf ſein kleines Zimmer. Bei Halden blieb nichts zurück als der Todtenkopf, der ihm ſeine That furchtbar, ohne Worte nannte.

Er blieb indeſſen nicht lange in dieſer düſtern Geſellſchaft. Sein Diener meldete ihm einen Fremden, der aber ſeinen Namen geweigert habe, weil ihn der Herr ſchon kenne. Er trage rothe Uniform und auf dem rechten Auge ein ſchwarzes Pflaſter.

„Das iſt er," — rief Halden ſchaudernd — „ich mag ihn nicht ſehn, laß ihn nicht herein!"

Allein der Fremde öffnete ſelbſt die Thür.

„Es freut mich, daß Du mich noch kennſt," ſagte er eintretend — „wir können uns nun zu jeder Stunde treffen, und nicht bloß, wie bisher

bisher, nur in der Nacht, wenn das Unglück Dich mißlaunig gemacht hatte. Ich sehe, Rollen und Beutel sind fort! Brauchst Du mehr? Ich habe Gold bei mir, wenn wir handeln wollen."

„Weiche von mir!" — rief Halden — „Du hast mich betrogen."

„Gestern Abend ein wenig," — erwiederte Jener — „oder vielmehr, ich habe Dich gewarnt. Hier steht der eine Warner noch vor Dir und das Gebäude vor dem Thor, zunächst der letzten Hausnummer, war der zweite Warner. Warum achtetest Du nicht darauf?"

„Ich verabscheue Dich," — entgegnete Halden — „Du drängtest Dich zu mir, ich suchte Dich nicht!"

„Hier steht mein Zeuge," — versetzte der Fremde, auf den Schädel deutend — „Du wußtest, wer ich war, als Du den Schmuck bezahltest. Warum also geberdest Du Dich jetzt so wunderlich? Wir sind doch einmal nun

Handelsfreunde. Seit dieſer Stunde ſteht Dein Name in meinem Buch eingeſchrieben. Sobald Du mich begehrſt: ſo nimm nur den Schädel in die linke Hand, und ſprich meinen Namen: gleich bin ich bei Dir."

„Ich weiß Deinen Namen nicht: weiche von mir!" rief Halden.

„Oh!" — lachte der Fremde verbiſſen — „ich habe viel Namen. Nenne einen davon und denke nur dabei an mich: ſo verſteh' ich Dich ſchon."

Mit dieſen Worten ging der Furchtbare hinaus.

„O daß ich los könnte von dem Entſetzlichen! — ſeufzte Halden — „daß es noch Zeit wäre!"

„Es iſt vielleicht noch Zeit," — fiel der alte Diener ſchüchtern ein — „Nur rufen Sie ihn nicht! Ich beſchwöre Sie bei Ihrer Seeligkeit, um des Himmelswillen, rufen Sie ihn nur nicht!"

„Bei Gott, das will ich nicht!“ — verſetzte Halden, und hob betheuernd ſeine Hand zum Himmel — „und ſollt' ich um das Brodt arbeiten müſſen: ich mag ſein Gold nicht wieder ſehn.“

Die Gräfin ſchickte und ließ Halden zum Mittagseſſen einladen. Bald darauf ſchickte auch Dietheim und lud ſeinen Nebenbuhler ein; aber zum Zweikampf auf Piſtolen.

Die Gräfin ſuchte durch die ſüßeſten Liebkoſungen ihre Uebereilung zu vergüten. Sie zeigte Halden die Abſchrift eines Billets, worin ſie den Baron erſucht hatte, ihr Haus künftig zu meiden. Der bevorſtehende Zweikampf erfüllte ſie mit der fürchterlichſten Angſt. Sie beſchwor ihren Geliebten, ſich der Gefahr zu entziehen, ſie klagte ihre Unvorſichtigkeit an, mit der ſie den Baron zu dieſem Schritt gereizt habe. Als nun die Stunde ſchlug, wo Halden ſich zum Zweikampf vorbereiten ſollte,

war die Gräfin untröstlich, und wollte ihn durchaus nicht von sich lassen; denn Träume und Ahnungen ließen sie einen traurigen Ausgang des Duelles fürchten. Indessen die Ehre gebot, und Halden mußte sich aus ihren Armen losreißen.

Er ließ eben seine Pistolen laden, als er einen Knall wie einen Schuß hörte. Zugleich bewegte sich der Schädel; und als Halden näher trat, bemerkte er, daß der Todtenkopf, wie von einer Pistolenkugel über der linken Augenhöhle zersprengt war. Woher der Schuß gekommen, ließ sich nicht ausmitteln.

Den sonst unerschrockenen Halden befiel jetzt eine unbezwingliche Furcht. Er glaubte, dieser Zufall bezeichne ihm eine tödtliche Verwundung im Duell. Es war ihm unmöglich, diese Ahnung zu unterdrücken, und doch war ihm gerade jetzt das Leben so lieb geworden. Immer fielen seine Augen auf den zerschmetterten Schädel, und immer kehrte er zurück, wenn

er ſchon an der Thür war, um durch Zögern die dunkle Stunde aufzuhalten. Endlich rückte die Zeit des Zweikampfes heran, und längeres Zögern war nicht möglich.

„Muß ich denn fallen," — rief er ſchmerzlich, indem er mit der Linken den Schädel faßte — „muß ich fallen, und giebt es keine Rettung?"

Da bemerkte er Blutstropfen, die aus den zerbrochenen Todtenbeinen hervorquollen.

„Keine Rettung?" wiederholte er nochmals — „Oder...."

Er fürchtete ſich, den Gedanken auszuſprechen. Sein Pferd wieherte unten vor der Thür.

„Jetzt ſterben!" ſeufzt' er — „jetzt, im vollſten Genuß des langerſehnten Glückes, und beladen mit einer Schuld! Nur jetzt nicht, nur jetzt nicht! Kannſt Du mich retten, fremdes Weſen..."

„Ich kanns," — ſprach die bekannte Stim-

me, und der Fremde ſtand an ſeiner Seite. — „Ich kanns, wenn Du willſt.“

„So rette mich!“ — rief Jener.

„Halte mit der linken Hand Dein Gewehr,“ — ſagte der Fremde — „ich helfe Dir. Aber eile, Du wirſt erwartet.“

Halden trieb ſein Pferd im ſchnellſten Lauf zu der bezeichneten Stelle. Diethelm erwartete ihn. Man wechſelte wenig Worte. Halden, als der Gefoderte, ſollte zuerſt ſchießen. Seiner Sicherheit gewiß, lehnte er den Vorzug ab, und ließ das Loos entſcheiden. Es fiel für Diethelm. Halden nahm ſein Gewehr in die linke Hand und des Gegners Kugel flog bei ihm vorüber. Jetzt wollte er ſein Piſtol, ohne zu zielen, in die Luft abdrücken; aber Diethelm ſank blutend zu Boden. Die Kugel hatte ihn über dem linken Auge den Kopf zerſchmettert.

„Er iſt todt,“ — ſagte der Fremde, der

jetzt hinter einem Buſche hervortrat — „ſiehſt Du, daß ich Wort halte?“

„Ich wollte ſeinen Tod nicht,“ — ſchrie Halden in Verzweiflung — „fort von mir, mörderiſcher, hölliſcher Unhold!“

„Gemach, gemach!“ — ſpottete Jener — „Du brauchſt mich ja weiter!“

„Niemals, niemals!“ — rief Halden — „Fluch Dir! und Fluch auch mir, wenn ich jemals Deine boshafte Hülfe begehre!“

Der Fremde lachte und verlor ſich wieder hinter den Bäumen.

Diethelms Tod machte indeſſen Aufſehen, und Halden, der über ſeine Liebe jede Sicherheitsmaaßregel aus der Acht ließ, ward verhaftet. Seiner Familie wegen wünſchte man ihn zu ſchonen; und da man ihn, ſeinem Aufwand gemäß, für unermeßlich reich hielt, gab man ihm zu verſtehen, er könne der Strafe, welche wenigſtens lebenslängliche Gefangenſchaft auf der Feſtung ſeyn werde, durch Erle-

gung einer bedeutenden Geldbuße entgehn. Entſchloſſen, lieber zu ſterben, als die Hülfe des Fremden zu forden, wies er jeden Vorſchlag dieſer Art zurück. Als aber das Urtheil geſprochen war, und die ewige Gefangenſchaft mit allen ihren kalten dumpfen Schrecken ſein ganzes Leben zu verfinſtern drohte, und die junge Lebensluſt ſich mächtig gegen jenes finſtre Geſpenſt auflehnte, da fiel ihm zuweilen in ſchlafloſen Nächten ein, wie es doch bei ihm ſtünde, ſich zu befreien, und aus dem engen ſchwarzen Kerker zurückzutreten in das friſche Leben und in die weite Welt, voll lieblicher bunter Freuden. Dann hielt er wohl zuweilen im Traum den Todtenkopf in der Linken; und der Fremde kam freundlich, und führte ihn durch die geöffneten Pforten der Feſtung in die Arme ſeiner Geliebten. Aber mit dem Traum verſchwand der Wahn, und die düſtre freudenleere Einſamkeit trat wieder an der Hand der Wirklichkeit zu dem Wachenden.

Einſt nach einer langen, in Fieberphantaſie durchwachten Nacht, bot man ihm nochmals, auf dringendes Verwenden ſeiner Familie, die Verwandlung ſeiner Gefangenſchaft in eine Geldbuße an. Seine Freunde beſchworen ihn, einem unzeitigen Starrſinn nicht ſein ganzes Leben zu opfern. Sie hielten es für unmöglich, daß dem Verſchwender von halben Millionen die geringere, wenn gleich an ſich beträchtliche, Summe, ein Hinderniß der Freiheit ſeyn könne. Halden ward beſtürmt, er mußte zuſagen.

Erhitzt von der unruhigen Nacht, und geſchreckt durch die Ausſichten auf ewiges Elend im Kerker, das ihm ſeine Freunde mit den furchtbarſten Zügen ausmalten, faßte er, als er ſich allein befand, den Schädel.

„So hilf mir denn noch einmal, Du Entſetzlicher!“ — rief er mit widerſtrebender Stimme.

In demſelben Augenlick ſtand die bekannte Geſtalt neben ihm.

„Haſt Du Luſt zu handeln?“ — ſagte der Fremde.

„Frag nicht!“ — erwiederte Halden — „Du weißt, was ich brauche.“

„Für hundert Haare Gold,“ — verſetzte Jener — „um frei zu werden. Wenn alle Gefangene ſo wohlfeil die Freiheit kauften: die Gefängniße wären bald leer. Ich bringe Dir indeſſen die Summe doppelt, weil Du doch ohne Zweifel in der Feiheit auch leben willſt.“

Halden tauſchte die Summe ſchweigend ein, und winkte dem Fremden, ihn zu verlaſſen.

„Laß erſt ein verſtändiges Wort mit Dir ſprechen!“ — ſagte dieſer — „Was willſt Du anfangen ohne meine Hülfe? Deine eigene Ohnmacht haſt Du, ſollt' ich meinen, kennen gelernt. Haſt Du mich doch ſchon einigemal rufen müſſen gegen Deinen Willen! Wozu alſo

dieſes kindiſche Widerſtreben? Ich verlange ja nichts von Dir. Du ſollſt mich ſogar bei unſerm Handel nicht wieder ſehn; wir wollen uns das Verkehr mit einander erleichtern. Brauchſt Du Geld: ſo zieh nur eins von Deinen Haaren aus, wirf es in die Luft, und im Augenblick wirſt Du den, Dir bekannten, Werth empfangen. Hältſt Du gut Haus: ſo kann es Dir bis an Deinen Tod nicht fehlen; haſt Du aber das letzte Haar verthan: ſo kann ich Dir freilich nicht helfen, und Du mußt dann nach Deinem Schatze ſuchen. Er liegt, wie Du gehört haſt, unter der bewußten Weide am Gartenbrückchen, und beträgt ſicherlich an Werth die ganze Summe, welche Du von mir in unſern Handelsgeſchäften empfangen haſt. In der Mitternacht eines Schalttages wird er gehoben. Dein Glück iſt nun in Deinen Händen. Gebrauch es mit Klugheit.“

Die Geſtalt des Fremden verſchwand. Halden erkaufte ſeine Freiheit, und nahm ſich

vor, mit dem Reſt ſeiner Baarſchaft ſo gut Haus zu halten, daß er die geheimnißvolle Hülfe nicht mehr nöthig habe.

Allein die Verbindungen ſeines frühern Lebens ſtellten ſich der Ausführung ſeines Vorhabens mächtig entgegen. Der Zwang geſelliger Verhältniſſe, die Anforderungen des Wohlſtandes und hergebrachter Schicklichkeit, daneben die Gewalt der Liebe, und der Stolz, vor der Geliebten nicht den Schein glänzender Unabhängigkeit von jeder haushälteriſchen Rückſicht zu verlieren, ſetzten ihn bald in die Nothwendigkeit, von ſeiner Goldquelle Gebrauch zu machen. Er brauchte den Rauſch des Vergnügens, um die Stimme des innern Widerſpruches zu beſänftigen, und bald forderte die Gewohnheit ihr altes Recht und vereitelte die Ausführung des beſſern Vorſatzes. So brachte jeder Tag neue Feſte; und was früher alle ſeine Wünſche übertroffen hätte, gnügte jetzt kaum den verwöhnten, überreizten Sinnen.

Schon manches Haar war für den Preis des dunklen Handelsmanns in der Luft verschwunden, und dünner und immer dünner ringelten sich die Locken um Haldens Scheitel. Sein alter Diener warnte vergebens; vergebens zeigte ihm sein Spiegel die Nothwendigkeit, sparsamer mit den wenigen Ueberresten der vormals so dichten Umlockung zu verfahren. „Sollt' ich so thöricht seyn," — sprach er — „dem Alter oder einer Krankheit das zum Raube zu lassen, was mir jetzt so reichlich wuchert? Und hab' ich das letzte Haar verschwendet: so bleibt mir ja doch der Schatz unter der alten Weide; mit diesem wird es alsdann Zeit, den vorsichtigen guten Haushalter zu machen."

Endlich, und schneller, als Halden selbst es vermuthete, flog das letzte Haar dem Fremden zu. Kaum gnügte der Preis dafür den nöthigsten Bedürfnissen. Aber Halden lachte, als er es hoch in die Luft warf, denn als wär' es berechnet, verlor er diesen Goldquell in

dem Augenblick, wo ein neuer ihm von dem Schickſal eröffnet werden ſollte. Es war eben Schalttag, deſſen Mitternachtſtunde zu der Hebung jenes Schatzes unter der alten Weide beſtimmt war. Halden bereitete ſich zu dieſem Geſchäft; ſein alter Diener ſollte ihn begleiten.

„Was wollen Sie jetzt in der Mitternachtſtunde hier?“ — ſagte der Alte — „hier, an dieſem ſchauerlichen Orte? Sie haben mir oft erzählt, wie Sie von Kindheit an dieſe Brücke und dieſe Weide geſcheut haben. Solche Ahnungen muß man nicht in den Wind ſchlagen.

„Sey ruhig!“ — erwiederte Halden — „jene Ahnung war kindiſche Furcht, welche die große Bedeutung dieſer alten Weide für mein Leben nur falſch auslegte. Hier liegt der große Schatz, von dem eine alte Sage ſpricht. In dieſer Mitternacht wollen wir ihn heben.“

„Warum denn eben in dieſer Mitternacht?“ — fragte der Alte — „Hören Sie doch den

Sturm, wie er heult, und sehn Sie den weißen Schein dort, wie ein Leichentuch über einem Sarge!"

„Thor!" — rief Halden — „es sind die weißen Brückengeländer. Diese Mitternacht ist die rechte Zeit. Es ist heut Schalttag."

„Schalttag?" — wiederholte der Alte — „O weh! das ist ein böser Tag, den kein Heiliger in seinen Schuß genommen hat."

„Schweig!" — gebot Halden — „wir heben den Schatz. Er ist mein rechtmäßiges Eigenthum, und so groß an Werth, als Alles, was ich bis jetzt erhielt, Du weißt, wie! Dieser Reichthum verlor sich so schnell, als er gewonnen wurde. Mit dem Neuen will ich Haus halten, ich verspreche Dir es. Laß uns beginnen. Die Zeit eilt, und was würde aus mir, wenn dieser Schatz verloren ginge!"

Halden grub. Der Alte hielt mit zitternder Hand die Leuchte. Alles war still, nur der Wind pfiff durch die dürren Zweige der

Weide, und Käuze, die vorüberflogen, krächzten ihr gellendes Komm-mit.

Es klang hohl. Halden ſtieß einigemal mit dem Spaten in die Grube, und lächelte dem Diener zu, erfreut über den glückverheißenden Klang. Da rauſchte ein Windſtoß vorüber, und Fledermäuſe ſchwirrten aus der alten Weide auf, daß Funken umherflogen von dem losgeſchüttelten faulen Holze.

„Das ſind keine guten Zeichen, lieber Herr!“ — rief der Alte kopfſchüttelnd — „laſſen Sie uns beten und umkehren!“

„Still!“ — verſetzte Halden — „ich fühle etwas Hartes, ich treffe auf Eiſen. Bald ſind wir am Ziele!“

„Ach Gott!“ — ſeufzte der Alte — „welch Ziel wird das ſeyn? Hören Sie doch das Käuzlein! Dort auf der Brücke ſitzt es und ruft: Komm-mit, Komm-mit!“

„Laß Kauz und Eulen,“ — ſagte Halden

den — „hier iſt der Kaſten. Hilf ihn empor heben.“

Sie hoben mit leichter Mühe den Kaſten aus der Erde.

„Schwer iſt er nicht,“ — fuhr Halden fort — „laß ſehen, was er enthält. Vielleicht nur Nachweiſungen, wo der eigentliche Schatz liegt. Denn, wenn dieſer an Werth ſo viel enthalten ſoll, als ich verſchwendet habe, dann faßt dieſer kleine Raum ihn nicht. Geſchwind laß uns öffnen!“

„Um des Himmelswillen, lieber Herr,“ — bat der Alte — „nur hier nicht! Mir zittern die Glieder vor Grauſen. Hören Sie! Nun ſitzt das Käuzlein gar über uns in der Weide, und ruft ſein entſetzliches Komm mit!“

„So ſchweig endlich!“ — fuhr Halden den grauen Diener an — und ſchlug an den Kaſten, daß er aufſprang. Aber bleich und mit dem Blick der Verzweiflung ſah der Schatzgräber in das geöffnete Behältniß. Da lag der

Werth ſeiner ganzen bisherigen Verſchwendung vor ihm, ſein eignes goldgelbes Haar zum Seil geflochten, und in eine Schlinge gewunden. Laut ſchrieen jetzt die Käuze aus den Aeſten der Weide ihren furchtbaren Todtenruf. Der Alte ſank ohnmächtig zu Boden. Um ihn heulte der Wind, und wildes Hohnlachen brüllte durch die Luft.

Der unglückliche Halden erkannte jetzt die ungeheure Täuſchung. Wahnſinn der Verzweiflung ergriff ihn. Er konnte den furchtbaren Augenblick nicht überleben, in welchem die feindlichen Mächte ihn zu ihrem Eigenthum weiheten. Als der alte Diener, von dem Morgenroth erweckt, ſich aufrichtete, ſah er ſeinen Herrn an der Weide, durch die Schlinge ſeines eignen Haares erwürgt.

Kandaules.

Ballade.

Kandaules herrscht' in der Lyder Land
Aus Herakles Stamme gezeugt;
Sein Name war weit den Menschen bekannt,
Des Reiches Feinde hatt' er gebeugt.
Nun ruhten die blutigen Schwerter und Speere,
Und er schützte die Künste, des Friedens Ehre.

Doch war ihm von allem Ueberfluß,
Den die Götter ihm gütig gewährt,
Der Königin Schönheit der höchste Genuß,
Und er hielt sie göttlicher Ehre werth.
Und ließ viel Dichter wetteifernd ringen,
Der schönen Königin Preis zu singen.

Und alle zogen, mit reichem Lohn,
Von dem König begabt, zurück,
Und täglich umringten Künſtler den Thron,
Zu erfreun des Königes Herz und Blick;
Und was von Göttern und Menſchen geſchehen,
War von ihnen lebendig gebildet zu ſehen.

Einſt kam Bularchus aus fernem Land,
Der Meiſter in Farb' und Geſtalt,
Vom Gaſtfreund mit Ruhm dem König geſandt,
Ihm zu zeigen der Künſte hohe Gewalt.
Und der König ladet zum glänzenden Feſte
Bei des Meiſters Ankunft die edelſten Gäſte.

Und als ſie gewechſelt manch wichtiges Wort,
Da ſtellt, auf des Königs Geheiß,
Der Meiſter ſein Bild auf erhabenen Ort,
Und es ſchließt ſich ehrerbietig der Kreis,
Erwartend, wenn auf des Königs Winken
Von dem Bild der deckende Vorhang wird ſinken.

Und der Künſtler hebet den Vorhang ſtill,
Und die ſtaunende Menge ſchaut
In des Schlachtgetümmels wildes Gewühl,
Und es pocht jedes Herz in dem Buſen laut;
Des Kriegers Rechte greift nach dem Schwerte,
Und die Frauen fliehn mit banger Gebehrde.

Und der König vom Anblick der Schrecken bleich,
Erhebt ſich vom goldenen Thron:
Dein Bild acht' ich köſtlichem Golde gleich,
Und gleiches Gewicht davon ſei dein Lohn;
Und willſt du mit deiner Kunſt mich erfreuen,
So ſoll ſich der Preis dir immer erneuen.

Und der Meiſter, beſchämt ſich verbeugend, ſpricht:
O König, du bieteſt mir viel!
Das Bild bewegt dich, doch acht' ich das nicht
Der himmliſchen Kunſt vollendetes Ziel.
Willſt du ſo fürſtlichen Lohn gewähren,
So muß ſeine Kunſt der Künſtler ehren.

Der König ſtaunt, und der Meiſter ſtellt
Vor die Menge ein zweites Bild,
Und jede Bruſt harrend den Athem hält,
Bis er leichtes Zuges die Tafel enthüllt,
Und der Künſtler ſieht mit frohem Entzücken
Die Macht der Schönheit in allen Blicken.

Aus der Wogen Schaume ſich hebend, ſtand,
In lieblicher Jugend Gewalt,
Verſchmähend das reizende Faltengewand,
Aphroditen's hohe Göttergeſtalt;
Und des alten Oceans wilde Söhne
Huldigten ſchmeichelnd der himmliſchen Schöne.

Und die Menge lauſcht, und ſie waget kaum
Der Entzückung leiſeres Wort,
Als ſei die Geſtalt gebildet vom Traum,
Als ſcheuche ſie ſchreckend die Rede fort.
Nur den König verläßt zuerſt das Staunen,
Er wagt's, dem Vertrauten ins Ohr zu raunen:

Schön iſt ſie fürwahr, o Gyges, es kann
Aphrodite ſchöner nicht ſein!
Doch, laß dich nicht blenden ſo thörichten Wahn,
Als wohne die Schönheit bei Göttern allein.
Mein iſt die ſchönſte der Frauen,
Und neidend müßt' Aphrodite ſie ſchauen.

Da ſtrahlet des Jünglings Auge von Luſt,
Zu vernehmen der Königin Preis;
Denn tief wohnt ihr Bild in ſeiner Bruſt,
Und er liebte ſie lange im Verborgenen heiß;
Doch faßt er ſich ſchnell, und heuchelt Entſetzen,
Daß der König ſie will über die Himmliſche ſetzen.

Und der König, glühend von Liebe, ſpricht,
Aphroditen nicht laß ich den Ruhm!
Du ſahſt die himmliſchen Reize nicht,
Die die Götter ihr gaben zum Eigenthum;
Doch ſollſt du noch heute die ſchönſte der Frauen
Mit geblendetem Sinn anbetend ſchauen.

Da regt das Verlangen dem Jüngling das Herz,
Die göttliche Schönheit zu sehn.
Und ihn quälet folternd der nagende Schmerz
Als Zeuge des fremden Glückes zu stehn,
Und sie, die ihm hält die Sinne gefangen,
Zu sehn von des Königes Armen umfangen.

Und der König lächelnd zum Künstler spricht:
Nimm hin den versprochenen Lohn.
Doch, deine Göttin ehr' ich noch nicht,
Ein Jüngling spricht ihren Reizen Hohn,
Und will mir menschliche Schönheit zeigen,
Die keine himmlische soll erreichen.

Da blickt der Künstler den König an,
Und warnend die Hand er hebt:
Die Himmlischen strafen den eitlen Wahn,
Weh dem, der sich über die Götter erhebt!
Gefangen wird er in eigenen Schlingen,
Sein Glück muß selbst Verderben ihm bringen.

Und er nimmt sein Bild, und wendet sich ab,
Und verläßt des Königs Pallast.
Da sinkt die Sonn' in das Meer hinab,
Und der König eilt mit stürmischer Hast,
Ihm folgt der Jüngling mit bangem Erröthen,
Und birgt sich hinter die goldnen Tapeten.

Hell strahlte des Mondes weißes Licht
Durch die weiten Fenster herein,
Und in hohen, krystallenen Spiegeln bricht
Sich vielfach der sanfte, silberne Schein,
Als wollt' in leuchtenden Strahlenmeeren
Der Himmel selbst die Fürstin verklären.

Und der Jüngling harrt, und es öffnet sich bald
Die Thür, und es tritt in den Saal
Mit dem König die hohe, schöne Gestalt,
Und es küßt die Selene mit liebendem Strahl,
Und wie eine Nymphe im leichten Tanze,
Schwebt sie, umleuchtet vom magischen Glanze.

Und der Jüngling ſieht, wie das weiße Gewand
Um die weichen Formen ſich ſchmiegt,
Und wie der König mit ſchmeichelnder Hand
Des Schleiers luftige Hülle beſiegt,
Daß auf Nacken und Bruſt ſich Schimmer und Schatten
Im lieblichſten Spiele wechſelnd gatten.

Und er ſieht der Arme liebendes Paar
Gehoben mit lächelnder Luſt,
Mit den Roſenfingern löſen das Haar,
Daß es ringelnd wallt über Nacken und Bruſt,
Und der Schönheit Blüthe bald leiſe verſtecket,
Bald freier des Jünglings Blicken entdecket.

Da bezwingt er länger die Sehnſucht nicht
Und ſeufzend athmet' die Bruſt.
Doch der König wendet bang ſein Geſicht,
Entſagend der leicht verrathenen Luſt,
Und bedeckt nun ſelbſt mit des Schleiers Hülle
Der göttlichen Glieder reizende Fülle.

Dann führt er ſie ſchnell in das Schlafge-
mach,
Und geängſtet eilt er davon:
Erwarte mich nicht, ich bleibe noch wach,
Mich feſſelt die Sorg' um Land und Thron.
So eilet er fort, und der Jüngling entdecket,
Daß geheimes Grauen den König ſchrecket.

Doch den Jüngling der nächtliche Schlum-
mer flieht,
Ihn umſchwebt die ſchöne Geſtalt,
Und aus wachen Träumen ihn plötzlich zieht
Eine unbekannte, ſanfte Gewalt.
Die befiehlt ihm, zu folgen, mit leiſer Stimme,
Und er glaubt ſich geopfert des Königs Grimme.

Doch unerſchrocken folget er nach,
Geleitet von ihrer Hand,
Und ſtaunend erkennt er das hohe Gemach,
Wo vor wenig Stunden er lauſchend ſtand.
Nun die Fürſtin, vom Schleier leicht bedecket,
Auf das ſchwellende Lager hingeſtrecket.

Und ſie blicket ihn an mit zürnendem Blick:
Verwegner! was haſt du gethan?
Ich ſegne, Königin! mein Geſchick,
Denn ich ſah, was die erſten der Götter nicht ſahn.
Und ſoll für mein Glück mein Leben büßen,
So ſterb' ich mit Wolluſt zu deinen Füßen!

Und die Königin blicket ihn liebreich an:
Dein iſt unter zweien die Wahl.
Du tödteſt den König, ein tapferer Mann,
Erwirbſt dir das Reich, und wirſt mein Gemahl.
Doch, biſt du zu feig, ſo verlierſt du dein Leben,
Denn der König kann dir dein Glück nicht vergeben.

Da entſetzt ſich der Jüngling; er fürchtet die Wuth
Des Königs, die heimlich ihm droht.
Hier glüht ihm der Liebe lebendige Gluth,
Dort erwartet ihn ſtummer, unrühmlicher Tod;
Und er ſinket betäubt zu ihren Füßen,
Er will nicht wählen, er ſehnt ſich zu müſſen.

Befiehl mir, Himmliſche, ruft er laut,
Laß mir nicht die ſchreckliche Wahl!
Dich zu umarmen als meine Braut
Fordr' ich zum Kampfe die Götter all:
Und kann mir das deine Lieb' erwerben,
So muß Kandaules noch heute ſterben.

Da reicht ihm die Königin lächelnd die Hand,
Und er küßt ſie mit wüthender Luſt,
Und ſie ſieht ihn mit frohem Entzücken gebannt,
An die ſchwellende, liebeglühende Bruſt,
Und ſie hält ihn feſt mit den Armen umfangen,
In Küſſen ſtillend ihr heißes Verlangen.

Da erhob ſich der Morgen in Oſten fern,
Mit röthlich dämmerndem Schein,
Er erbleicht, der Liebe hellſtrahlender Stern,
Und der Jüngling eilt zu dem Könige hinein;
Er will im Rauſche die That vollenden —
Bald kehrt er zurück mit blutigen Händen.

Und der Tag bricht an, da ſchallts im Pallaſt:
Kandaules, der König, iſt todt!
Und es eilen die Boten ſonder Raſt,
Zu verkünden, der König iſt todt!
Und das Volk umringt des Pallaſtes Pforten,
Es forſcht nach dem Thäter, es will ihn morden.

Da naht Bularchus mit ernſtem Blick:
Nicht nicht, was die Götter vollbracht!
Der König erhob ſich frevelnd im Glück,
Ihn ſtrafet nun Aphroditens Macht.
Der Menſch kann den hohen Göttern nicht wehren,
Was ſie wirken, muß er im Staube verehren.

Der

Mondstein und der Stadtschreiber.

Das Vaterländchen des Hoffaktor Stahl hatte sich in dem letzten französischen Kriege den Feinden ziemlich furchtbar gemacht, und ihr schnelles Verdringen durch die Nachgiebigkeit seiner Straßen sicherer verhindert, als die befreundeten Armeen durch ihren Widerstand. Wie aber bei allem Licht der Schatten nicht fehlt, so blieb auch bei diesem glänzenden Vorzug, die dunkle Schattenseite nicht aus. . Der Sieger, der jeden Feind lebhaft angriff, und an die Unüberwindlichkeit von keinem glaubte, sah sich zwar gewöhnlich in der Mitte des Landes von dem Feinde unter seinen Füßen übermannt, und

zu Waffenſtillſtänden, Raſttage genannt, genöthigt, um Kräfte und Bagage gehörig wieder herzuſtellen, bekanntlich aber ſchadet ein Waffenſtillſtand allezeit der Parthei, welche eben im Vortheil iſt, kein Wunder alſo, daß das Land, deſſen Straßen den Feind ermatteten, durch dieſe Ermattung ſelbſt etwas erſchöpft wurde.

Das Städtchen Klatringen, in welchem der Hoffaktor Stahl ſich niedergelaſſen hatte, diente ſeiner bequemen Lage und bereitwilligen Bewohner wegen, gar oft zum Ruheplatz der abgematteten Heere. Das junge, müßige Volk, das aus den Fenſtern die Reihen der geſchmückten Krieger ein- und ausziehen ſah, oder die aus den Zeitungen bekannten gefürchteten Soldaten ihre Trommeltänze auf den ſonſt ſo ſtillen Straßen ſchlagen hörte, erzählte davon, als von einem beſondern Heil und Vorzug der Stadt; die dienſtfertigen Kaufleute und Krämer traktirten die fremden Gäſte mit niedlichen Gerichten, und noch niedlichern Geſchirrn; die Sol-

daten lachten, und ließen es sich wohl seyn; aber die ernsten Haus- und Stadtväter runzelten die Stirnen und schüttelten die Köpfe, denn ganz gegen ihre Gewohnheit mußten sie jetzt den Fremden das Haus, und aus Unkunde der Sprache, dem jungen Anwuchs, welchem nach ihrer Meinung das Schweigen geziemte, das Wort überlassen.

Hoffaktor Stahl runzelte indessen seine Stirne nicht. Denn auf seinen Jugend-Wanderungen hatte er zwei volle Jahre in Paris selbst zugebracht, wo er sich um den Glanz der großen Oper durch Nadel und Scheere bedeutende Verdienste erworben hatte. Auch in Klatringen, wo er nicht allein das Amt eines Raths-Cämmerers, sondern zugleich sämmtliche Honoratioren und durchreisende Fremde bekleidete, fehlte ihm die Gelegenheit nicht, seine fremde Zunge in beständiger Uebung zu erhalten.

Jetzt hob ihn sein brauchbares Talent auf

die höchste Stufe des Alatringer Glücks. Er ward Bürgermeister, und hatte nichts zu beklagen, als die Unbekanntschaft seiner Tochter, des schönen Hannchens, mit der Sprache der Sieger, zu einer Zeit, wo er wegen der Sorge für die Stadt, ihr die Sorge für das Haus und die ungebetenen Gäste desselben allein überlassen mußte.

Er hatte diese Sorge kaum auf dem Rathhause laut werden lassen, als sich ihm sogleich ein Hülfsmittel dagegen darbot. Der bejahrte Stadtschreiber, der mit dem jungen Hannchen in der Welt nichts gemein hatte, als die Unbekanntschaft mit der fremden Sprache, hatte einen weisen Magistrat durch seine Vorstellungen, noch mehr aber durch einige Mißgriffe, von der Nothwendigkeit eines sprachkundigen Substituten überzeugt. Hierzu schien der junge Ahlwardt das tüchtigste Subject, weil er weder seinem Senior, noch der Stadtkasse mit reellem Gehalt beschwerlich fallen,

sondern sich mit dem idealen Lohne des verspro-chenen Einrückens in eine künftige Stadtschrei-bervakanz begnügen wollte. Es wäre nun höchst undankbar gewesen, wenn dieser junge Mann sich nicht sogleich bereitwillig gezeigt hätte, seinem Patron, dem Bürgermeister, aus der Noth zu helfen. Ahlwardt dachte nicht so unerkennt-lich, er fühlte sich vielmehr von Dankbarkeit für seine Beförderung durchdrungen, und erbot sich sogleich, in dem Hause des Bürgermeisters nicht nur, wie auf dem Rathhause, die Reden der fremden Völker zu interpretiren, sondern auch das schöne Hannchen selbst mit den Ei-genthümlichkeiten ihrer Sprache bekannt zu ma-chen. Der Hoffaktor war damit höchlich zufrieden, und räumte dem fleißigen jungen Manne sogar ein Stübchen in seinem eigenen Hause ein.

Die Lektionen nahmen bald ihren Anfang. Hannchens junges Herzchen pochte zwar et-was, wenn sie allein an dem kleinen Tischchen

vor ihrem neuen Lehrer saß, doch war sie anderes Sinnes, als die zärtliche Schülerin des Grafen Benjowsky, und begehrte diese geheime Regung kaum in ihrer natürlichen, viel weniger in einer fremden Sprache zu proklamiren. Der Lehrer fühlte etwas ähnliches, und bezog es auf das immer näher rückende Exempel der ersten Conjugation in seinem Peylier. Aengstlich, wie junge Leute zuweilen sind, suchte er diese gefährliche Lektion immer aus der Stunde, die er eben gab, zu entfernen, und durch eingelegte Gespräche auf einen andern Tag zu verschieben. Wie aber in den poetischen Schicksalsdramen der klügelnde Mensch durch seinen Widerstand das Unvermeidliche nur um so sicherer herbeiführt, so geschah es auch in diesem häuslichen Duodrama. Auch in diesen Zwischengesprächen gingen die Geister des gefürchteten Exempels seinem wirklichen Erscheinen in der Grammatik voraus. Das schöne Hannchen gestand, daß sie liebe, schon seit dem ersten

Blick liebte, und ewig lieben werde, und war dann beim Anblick der Conjugation nicht wenig überraſcht, ihre Gefühle ſo ſyſtematiſch nach Zeit und Beziehung geordnet in einer Grammatik anzutreffen. Nur im Passé parfait meinte ſie, müßte ſich der Verfaſſer des Lehrbuchs offenbar geirrt haben, denn dieſes könne bei dieſem Zeitwort unmöglich vorkommen. Ahlwardt ſtellte ihr vergebens zur Rechtfertigung des Grammatikers vor, die franzöſiſche Sprache ſey in ſolchen Beſtimmungen reicher und ſubtiler, als die deutſche, und er mußte endlich, wenn ſeine Schülerin nicht eine Abneigung gegen dieſe perfide Sprache faſſen ſollte, ſich bemerken laſſen, daß es im franzöſiſchen mit dem Passé parfait nicht ſo genau genommen werde, indem man ja Dinge fortdauern ſehe, von welchen man oft gehört und geleſen habe, daß ſie gänzlich vorüber ſeyen.

An einem ſchönen hellen Mondabend ſentimentaliſirte das liebende Pärchen zärtlich am

offenen Fenſter. Hannchen ſah zu dem ſilber-n.n Mond am blauen Himmel auf, Ahlwardt aber fand ſein glänzendes Bild in Hannchens blauen Augen ungleich intereſſanter. Er küß-te eben in aſtronomiſcher Begeiſterung das gro-ße klare Spiegelteleſkop, als ein heranrollender Wagen vor der Hausthür hielt.

Ahlwardt erwartete ſchon irgend einen General oder Commiſſär, der ſich in dem Hauſe des Bürgermeiſters ſelbſt Quartier ma-chen wollte, und wechſelte ſein ſchmachtendes Lieb-haberangeſicht ſchnell mit der wichtigen Amts-miene; aber Hannchen erkannte in der klir-renden Equipage das Noth- und Hülfsfuhrwerk des Magiſtrats, deſſen ſich die Stadtväter ehe-mals zur Pracht, ſpäterhin aber, nach deſſen Decadenz, zum Transport preßhafter und ſchnell erkrankter Perſonen bedienten. Erſchrocken lief ſie an den Schlag, denn ſie fürchtete nichts we-niger, als in dieſem zerbrechlichen Gehäus das vielleicht ſchon zerbrochene ihres Vaters zu

erblicken, aber seine starke Stimme überzeugte sie bald von seiner noch ganz rüstigen und ungestörten Lebenskraft. „Immer näher, immer näher!“ rief er dem Kutscher zu, und ließ nicht ab zu rufen, bis der Wagen so nahe an der Thüre des Hauses stand, daß das Wetterdach seinen Himmel bedeckte.

„Es regnet ja nicht, lieber Vater,“ — rief ihm Hannchen, von dem seltsamen Manoeuvre befremdet zu, — „sehn Sie doch den hellen Mondschein.“

„Geh mir mit Deinem Mondschein!“ antwortete der Hoffaktor etwas barsch, und sprang mit ungewohnter Schnelligkeit aus dem Wagen.

Hastig schritt er nun durch das Haus nach seinem Zimmer, und warf sich mit einem lauten: Gott sey Dank! in seinen Sorgenstuhl.

Hannchen und Ahlwardt sahen einander verwundert an, und wollten eben ihrer Neugierde durch Fragen Luft machen, als der

Hoffaktor ſelbſt ſich an Ahlwardt wendete.

„Sie ſind doch auch ein Gelehrter,“ — fing er an, und Ahlwardt verbeugte ſich etwas beſchämt, — iſt's wahr? Sagen Sie, kann der Mond herunter?“

Ahlwardt und Hannchen ſahen ſich noch verwunderter an. — „Wie meinen Sie das?“ fragte endlich der Viceſtadtſchreiber.

„Ich ſag's doch,“ — fuhr der Hoffaktor etwas beruhigter fort“ kein Menſch in unſerer Stadt weiß etwas davon, ſo wenig wie von einem Naturfaktor. Hoffaktor bin ich, hochfürſtlicher, außer mir iſt kein Faktor in der Stadt. Daß Gott erbarm! heute iſt er voll? Nicht wahr?

Ahlwardt lachte, aber Hannchen lief ängſtlich an das Fenſter und beſah den Mond. „Es fehlt ein Stückchen!“ rief ſie, und ihre Stimme zitterte noch vor Schreck.

„Ein Stück fehlt?“ — ſchrie nun der

Hoffaktor, und ſchlug angſtvoll die Hände zuſammen — „nun ſo iſt's doch richtig!“

Hannchen und Ahlwardt zweifelten, daß es bei dem Bürgermeiſter ganz richtig ſeyn möchte, und die beſorgte Tochter fragte, was denn richtig ſey?

„Daß er bröckelt und Stücken wirft,“ — ſagte der Vater ſeufzend.

„Der Mond?“ fragten Beide und hätten gern gelacht, wenn der alte Herr nicht ſo gar trübſelig ausgeſehn hätte.

„Ja, der Mond,“ antwortete er, „und das iſt mein Tod.“

Die beiden Liebenden konnten nicht begreifen, wie der Mond und das Leben des Hoffaktors in eine ſo feindſelige Verbindung kommen könnten. Endlich, nach vielen Fragen und vielen Erörterungen, erfuhren ſie folgendes. An dem feierlichen Tage, welcher den Hoffaktor und Rathskämmerer Stahl zum Bürgermeiſter von Klatringen erhob, fühlte

ſich das neue Haupt der Bürgerſchaft, außer der Freude über ſeine Erhebung, auch von einem gewiſſen Edelmuthe durchdrungen, welcher ſich unter andern auch in reichlichen Spenden an die Armuth äußerte. Unter den Theilnehmern an ſeiner Milde war auch ein ſchwarzbraunes Zigeunermädchen, welches ihm, zum Dank für die Gabe, ſo lange die Verwaltung der angetretenen Ehrenſtelle verhieß, bis ihm der Mond, der eben voll am Himmel ſtand, auf den Kopf fallen werde. Der Bürgermeiſter ſah mit triumphirendem Lächeln hinauf an die volle Scheibe, denn, weil ihm ſchon früher eine braune Schweſter Geſundheit vorhergeſagt hatte, als ihn in einer ſchweren Krankheit der Arzt aufgab und keine Medicin mehr reichen wollte, ſo hielt er nach ſeiner Wiederherſtellung jederzeit ſehr viel auf dieſe Prophetinnen. Wenn er auch nicht dafür hielt, daß er bis zu dem Tage das Kiatringer Conſulat verwalten ſollte, wo alle Sterne, folglich auch der Mond, auf die

Erde fallen werden; so meinte er doch, daß selbst bei einer blos metaphorischen Deutung der Wahrsagung, ihm nur ein sehr spätes und dabei glänzendes Ende seines hohen Amtes bevorstehen könne. Er liebte daher den Mond, und koſete mit ihm so freundlich, wenn auch nicht so wehmüthig, wie ein Liebender aus dem zehnten Stufenjahr des achtzehnten Jahrhunderts. Heute aber machte er die unglücklichſte Entdeckung ſeines Lebens, welche die glänzende Täuſchung eines ewigen Conſulates gewaltſam zerriß.

Ein franzöſiſcher Phyſiker reiſ'te der großen Armee nach, und nahm ſeinen Weg durch Klatringen. Hier trat er, während die Pferde wechſelten, mit einigen Geſundheitsbeamten, die ihn begleiteten, auf dem Rathhauſe ab. Zufällig lenkte ſich ihr Geſpräch auf Meteorſteine und der Phyſiker nahm dabei ganz als ausgemacht an, daß niemand anders als der Mond es ſey, welcher durch jene Maſſen eine feurige

Correſpondenz mit der Erde unterhalte und dieſer ſeiner Geliebten dadurch ſein Inneres offenbare. Dieſe Steine waren nach ſeiner Meinung materielle Worte und Herzensergießungen des Mondes, auf eben die Art, wie deutſche Philoſophen ſchon früher die Architektur eine materielle und verſteinerte Muſik genannt haben. Daß die Erde nicht ſo kräftig replicire, — wiewohl man nicht wiſſe, was ſie in vulkaniſcher Extaſe vermöge, — verſtehe ſich von ſelbſt, da ſie als Dame den tölpelhaften männlichen Enthuſiasmus nicht theile. Der galante Franzos machte hierbei, vielleicht um den Ausfall auf deutſche Literatur zu verſüßen, dem Bürgermeiſter das Compliment, daß die deutſche Sprache dieſe männliche Natur des Mondes weit ſinnvoller andeute, als alle andern Sprachen gebildeter Nationen; aber dem Bürgermeiſter hatten dieſe naturphiloſophiſchen Fragmente, zwar nicht über den Mond, ſondern über ſein eigenes Schickſal ein zu

furcht-

furchtbares Licht gegeben, als daß er die Galanterie des französischen Physikers hätte bemerken können. Nun war ihm das Doppeldeutige Orakel klar. Ein Mondstein sollte herabfallen, und sein bürgermeisterliches Haupt zertrümmern. „O du falsche Hexe!“ rief er erzürnt aus, „du zweizüngige Schlange! ist das der Lohn für meine reiche Spende, die ich dir gab, statt dich, wie es mir gezieme hätte, durch den Stadtknecht über das Weichbild geleiten zu lassen?“ Die französischen Gesundheitsbeamten staunten nicht wenig, und glaubten eben zu rechter Zeit eingetroffen zu seyn. Der flinke kleine Medikus wollte ein Recept verschreiben, der lange Chirurgus suchte sein Etui und der Physikus seine Taschenapotheke. Aber der Bürgermeister schob sie alle von sich, zog sie an das Fenster nach der Mondseite, als ob der Mond ihr Patient wäre, und fragte sie auf ihr Gewissen, ob wohl gegenwärtig ein Stück

Mond auf der Erde zu erwarten ſeyn kön
Die drei Naturkündiger verſicherten einmü
man könne einen ſolchen Zufall, eben w
des Zufälligen darin, nicht genau voraus
ſtimmen; dabei ſtellten ſie ihm vor, daß
als guter Patriot, eine ſolche Acquiſition
den Gefilden des Monds für ſeine Bür
ſchaft vielmehr zu wünſchen, als zu ſcheuen
be, indem ſchon die chemiſche Bezeich
des Silbers mit der Geſtalt des Mondes, de
deute, daß aus dem Monde nicht ſchlechter
ſel, ſondern wenigſtens Silber, oder
Silberswerth herabfallen müſſe. Den gefäng
ten Bürgermeiſter rührte aber alles
Denn weil er bei jedem fallenden Mond
die direkte Tendenz auf ſeinen Scheitel vo
ſetzte, ſo hätte er von Gold oder gar De
ſeyn können, ohne ihm etwas anders zu
gen, als den bittern Tod. Die Geſundh
beamten zogen daher mit gutem Stoff zur

terhaltung auf den Weg, nachdem ſie in Klatringen eine ganz neue und unerhörte Krankheit, Mondſcheu, oder deutlicher Selenophobie genannt, zurückgelaſſen hatten.

Denn der Bürgermeiſter, den man zuvor vielmehr einiger Mondſüchtelei hätte beſchuldigen können, war nun auf einmal wie umgetauſcht. Er verwahrte ſich vor jedem Mondſtrahl, und wäre lieber durch brennende Häuſer gegangen, als durch mondbeleuchtete Gaſſen. Seine Aſtronomie nämlich hatte ſich von jeher bloß auf den erotiſchen Gebrauch beſchränkt, und wenn der Mond nicht ſchien, war er für ihn, wie obſkure Autoren für ſolide Verleger, gar nicht vorhanden. Daß Feuerbrände fliegen könnten, wenn das Feuer ausgebrannt war, fiel ihm nicht ein, er fand alſo auch keine Löſcheimer nöthig. Am Abend jener unglücklichen Entdeckung aber, wo die Stadt in Mondſcheine ſchwamm, rettete er ſich

in das Paradune des Klarringer Rathswage
und befahl dem Kutscher, so nahe an die Ha
thüre anzufahren, daß er, ohne den blauen H
mel über sich zu sehen, aus der beweglic
Interimsfreistatt des Wagens in das Haus
langen könnte.

Hannchen und Ahlwardt hatten
Erzählung des Bürgermeisters mit ka
verhaltenem Lachen angehört. Sie hatten be
kein großes Zutrauen zu den Weissagungen
braunen Schwester und Ahlwardt wollte
gar das Eintreffen der erstern ganz natürlich
klären, weil die schlaue Dirne erst dann d
Hoffakter die Gesundheit wahrsagte,
sein Arzt beschlossen hatte, ihm nicht mehr
zan hinderlich zu seyn; das klügere Hannch
hingegen meinte, der Sicherheit wegen sey
doch rathsam, solche Warnungen nicht ganz
den Wind zu schlagen, weil man dann, we
ein Unglück geschähe, sich wenigstens keine V

würfe zu machen brauche. Der Bürgermeister lobte die kluge Rede seiner Tochter, wiewohl er die eigentliche Klugheit darin nicht bemerkte.

Je mehr der Hoffaktor sich und sein Zimmer vor dem Mondschein verwahrte, desto unbesorgter setzten sich die beiden Liebenden seiner vertraulichen stillen Beleuchtung aus, und niemals war wohl der Mond so eigentlich der Patron und Protektor eines erotischen Bundes gewesen, als bei Hannchen und Ahlwardt. Die Undankbaren hatten aber ihren Beschützer eher vergessen, als der Hoffaktor den nächtlichen Feind seines Lebens, und sie setzten ihre Abendpromenaden sogar bei seinem abnehmenden Lichte vorwitzig fort.

Einst saßen sie ganz unbefangen, aber sich selbst sehr zärtlich umfangend, vor der Hausthüre, als sich auf einmal hinter ihnen ein Fensterladen aufthat und in dem Fenster selbst das

bürgermeiſterliche Haupt erſchien. Der Mondſcheue hatte ſeinen Kalender konſulirt, und da dieſer das Erſcheinen ſeines Feindes erſt nach Mitternacht verkündigte, ſo fühlte der Bürgermeiſter ſich von einem ſonderbaren Muthe erfüllt, und wagte es einen Blick in das Feld der Gefahr zu werfen.

Hannchen fuhr erſchrocken aus der Umarmung auf, und da ihr ſogleich die Verbindung zwiſchen der Abweſenheit des Mondes und der Anweſenheit ihres Vaters einleuchtete, rief ſie, unbeſonnen genug, laut aus: „Ach der Mond!“ Hübſchen Mädchen indeſſen wendet ſelbſt das Schickſal alles zum Beſten. Anſtatt in dieſem Ausruf das klare Bekenntniß der Liebeskonföderation unter dem Schutze des Mondes zu hören, meinte der beſtürzte Bürgermeiſter, ſein Kalender habe ihn irre geführt, und Hannchens Ausruf verkündige das Erſcheinen ſeines Todmeteors. Er fuhr eiligſt zurück,

ßloß Fenſter und Laden, und über der Sorge
n den Himmel hätte er von dem, was auf
rden vor ſeinen Augen vorging, nichts bemerkt,
enn nicht die beiden Liebenden, von einem ähn-
hen tragiſchen Irrthum verführt, ſich ſelbſt
rrathen hätten.

Dieſe deuteten das plötzliche Zurückprallen des
offaktors und ſein Pathos, mit welchem
Fenſter und Laden ſchallend verſchloß, auf
hreck und Zorn über die unerwartete Umar-
ungsſcene, und Hannchen verſicherte, ſie
me und werde nach dieſem Vorfall ihrem
ater um keinen Preis wieder unter die Au-
n treten. Ahlwardt ſchwur ihr zu folgen,
hin ſie wolle, und Stadt und Stadtſchreibe-
um ſie zu verlaſſen. Ueber die Nothwen-
keit der Flucht war man geſchwind einig,
h darüber, daß man ohne Aufſchub fliehen
ſſe. Mit Thränen ſagte Hannchen dem-
erlichen Hauſe Valet, mit männlicher Ent-

ſchloſſenheit zu dulden und zu arbeiten für die Geliebte, drückte Ahlwardt den Hut feſt in die Augen, und ſo wanderten beide dem Stadtthore zu. Die ungeſtörte Ruhe auf den leeren Gaſſen begünſtigte den Anfang des Abentheuers, und weil ſich die Phantaſie der Flüchtlinge durch keine Gefahren der Gegenwart beſchäftigt fand, ſo hatte ſie Zeit, die Zukunft, und die allgemeinen Fragſtücke jedes Lebensproceſſes: was werden wir eſſen, was trinken, womit uns kleiden? in genauere Ueberlegung zu ziehen.

„Hätte ich doch mein Pathengeld zu mir genommen," ſagte Hannchen nach einer Pauſe des Geſprächs und ging etwas langſamer, „oder wenigſtens etwas Wäſche!"

Ahlwardt griff mechaniſch in ſeine Taſche und fand daſſelbe zu wünſchen.

Die Schritte wurden immer langſamer.

Nach einer kleinen Weile klagte das arme

Hannchen über Ermattung, und bald mußte sie ausruhen und sich auf ihren Begleiter stützen.

Noch waren sie nicht am Stadtthore, als in dem hoffenden Mädchen eine entfernte Möglichkeit wie ein schwacher Lichtstrahl aufdämmerte, daß auch der strengste Vater gegen sein einziges Kind nicht ganz unerbittlich seyn könnte, und daß eine Umarmung überhaupt unmöglich ein so großes unerläßliches Verbrechen sey. Wie hätte Ahlwardt der kindlichen Liebe sich widersetzen können. Beide Liebende umarmten sich nochmals auf das zärtlichste, fragten ihr Gewissen, ob es Sünde sey, und da ihnen das Herz dabei nicht eng und klein, sondern offen und groß ward, so gingen sie ruhig, Arm in Arm zurück, dem Vater mit dem Geständniß ihrer Liebe zuvorzukommen, und um seinen Segen dazu zu bitten.

Der Hoffaktor war über das Geständ-

niß kaum ſo erſtaunt, als die beiden Lieben-den über die Entdeckung, daß weder Flucht noch Geſtändniß nöthig geweſen wäre. Schon hoffte der Viceſtadtſchreiber, auf dieſes, ſich als frei bewährende Geſtändniß oer Schuld, die Bitte um völlige Vergebung und Tilgung derſelben durch die Heirath gründen zu können; als der Bürgermeiſter auf einmal höchſt entrüſtet auffuhr und dem ungebetenen Schwie-gerſohne jede Hoffnung rund abſchlug.

„Hat ſich denn alles gegen mich verſchwo-ren," rief er halb verzweifelnd, „der Mond wirft mit Steinen und nun wirft ſich gar mei-ne Tochter einem Gelehrten an den Hals!"

Ahlwardt ſchien durch dieſe Zurückſetzung ſeines Standes etwas beleidigt, Hannchen wuß-te aber recht wohl, daß ihr Vater den Stadtſchrei-ber keineswegs für eine geringe Perſon im Staa-te achtete, ſie vermuthete daher einen verberge-nen Zuſammenhang zwiſchen den Mondſteinen

und der Abneigung ihres Vaters gegen ihre Verbindung mit einem Gelehrten. Und darin hatte sie Recht.

Dieselbe prophetische Zigeunerin hatte dem Hoffaktor in dem Strome ihrer Beredtsamkeit auch von seinem Sohne, dem dereinstigen Bürgermeister, viel hohe und erfreuliche Dinge versprochen. Als sie nun hörte, daß der neue Bürgermeister zwar mit einer Tochter, nicht aber mit männlicher Descendenz gesegnet sey, hatte sie mit exegetischer Gewandtheit ihre Prophezeihung auf den künftigen Schwiegersohn gedeutet. Nun war es aber ein altes Herkommen in dem Städtlein Klatringen, daß das Stadtregiment blos von angesessenen, dem Nährstande, keinesweges aber dem Gelehrtenstande zugethanen Bürgern verwaltet werden dürfte. Ahlwardt konnte sich daher zwar dermaleinst zum wirklichen Stadtschreiber, unmöglich aber zu einem Mitgliede des Ma-

giſtrats oder gar zum Bürgermeiſter erheben. Eine ſolche Vernichtung ſeiner liebſten Hoffnungen trug das Herz des Hoffaktors nicht. Er unterſagte ſogleich ſeiner Tochter allen weitern Umgang mit dem Viceſtadtſchreiber, ſogar die franzöſiſchen Lektionen wurden mit dem Interdikt belegt, und der Sprachmeiſter bekam die Weiſung, binnen acht Tagen die Wohnung des Bürgermeiſters zu verlaſſen, und ein andres beliebiges Quartier zu beziehn.

Die Liebe aber verändert ihre Wohnung nicht ſo ſchnell, und achtet weder Aufkündigung noch Gebot. Ahlwardt räumte ſein Stübchen im Hauſe des Bürgermeiſters, aber die Liebe räumte ſein Herz nicht, ſondern zog mit ihm in andere Straßen und andere Häuſer. Als er noch zuletzt ſeine vier leeren Wände revidirte, und, um nichts als Spuren der Ordnung zu hinterlaſſen, allerlei unnütze Papiere

und andern Kleinigkeitkram zum Fenſter hinaus, in ein unbeſuchtes Höfchen beförderte, erhob ſich plötzlich unten ein wilder Lärm, und des Bürgermeiſters Stimme ließ ſich dabei ſehr heftig und zornig vernehmen. Ahlwardt eilte hinab, und holte in der Thüre den erzürnten Hoffaktor ein, der mit Hut und Stock ſchon zu Rathhauſe eilte. Aus den abgebrochenen Vorwürfen, welche der Bürgermeiſter unterweges mit halberſtickter Stimme ausſtieß, konnte Ahlwardt ſich nur ſo viel entziffern, daß des Bürgermeiſters Haupt von einem Steine unſanft berührt worden ſey, und daß dieſer Stein ſeinen Weg zwar von oben herab, aber nicht aus dem Mond, ſondern aus Ahlwardts Fenſter genommen habe. Dabei hörte der Bürgermeiſter auf keine Entſchuldigungen, und ſah in dem Steinwurf nichts als einen Erguß von Ahlwardt's Rache, wegen der entzogenen Wohnung.

Das Corpus delicti prangte auf der Rathstafel, und das Protokoll über die gerügte Injurie auf dem Bogen des Aktuars. Da trat ein Fremder, welcher in andern Geschäften das Rathhaus besucht hatte, höflich zu dem Tisch, und erbat sich den Stein zu genauer Besichtigung. Der Hoffaktor ermangelte nicht, die mit diesem Steine verübte Freveltat nochmals ausführlich zu erzählen, aber der Fremde lächelte zweideutig, als gedächte er an die Steine des Fichtelgebirgs, mit welchen ein Hirt oft nach einem Heerdenthiere wirft, das weniger werth ist, als der Stein. Dabei fragte er, ob ihm der Stein nicht für Geld und gute Worte überlassen werden könne, indem es ein ächter Mondstein sey, welchen er in seine Sammlung aufzunehmen wünsche.

Wie ein elektrischer Schlag erschütterte den Bürgermeister das Wort: Mondstein. Die Prophezeihung war erfüllt, der Mond hatte

wenigstens durch eine Deputation sein Haupt berührt, und noch lebte er, noch war er Bürgermeister! Ahlwardt unterließ nicht, ihm dieses, so wie seinen und seiner Liebe Antheil an der glücklichen Lösung des gefürchteten Schicksals aus einander zu setzen, der Hoffaktor nahm seine Rüge gern zurück, überließ dem Fremden den steinernen Mond-Emigranten, und ging versöhnt mit dem Vicestadtschreiber nach Haus.

Nur von Ahlwardts Liebe wollte der Bürgermeister nichts hören. Vergebens legte ihm Ahlwardt unterweges sogar einen kurzen Prospektus seines akademischen Lebens vor, um den Verdacht einer zu tiefen Gelehrsamkeit von sich zu entfernen. Vergebens berief er sich auf das Urtheil der ganzen Fakultät, welche ihm vielmehr noch einiges Studium der Rechtswissenschaften beim Examen angerathen hatte, — der Bürgermeister blieb

unerschütterlich bei seiner Antipathie gegen den bloßen Namen eines Gelehrten, versicherte aber den Stadtschreiber, für die Person, seiner ewigen Freundschaft und Dankbarkeit.

Im Hause des Bürgermeisters hatten sich indessen noch unwillkommenere Gäste, als der Krieg sie herbeiführte, eingefunden. Der Hofsakter hatte der Stadt bisher besonders durch mehrere Lotterie-Kollectionen nützlich zu werden versucht, und sich dabei als ächter Patriot rühmlichst aufgeopfert. Die Capitalien auf seinem Hause wurden von Jahr zu Jahr größer, und die Gewinne, welche in seine Kollekte fielen, kleiner, seine eigenen Loose trafen gar nur Nieten. Die Gläubiger hörten auf gläubig zu seyn, und drangen auf Zahlung. Jetzt, als der Bürgermeister sicher war, vom Monde nicht zerschmettert zu werden, drohte eine schwere Schuldenlast ihn zu erdrücken.

Während seiner Abwesenheit hatte die strenge

Justiz

Justiz die starrköpfigen Gläubiger in das Haus des Bürgermeisters eingewiesen und die Subhastation desselben angesetzt. Sein Zorn brach nun von neuem gegen Ahlwardt los, denn mit dem Hause ging, nach Klatringer Stadtrecht, auch das Bürgermeisteramt für ihn verloren, und so behielt die Zigeunerin Recht, daß er Bürgermeister seyn werde, bis der Mond mit seinem Kopfe in die bewußte Berührung kommen werde. „Ist ein Mensch unglücklicher als ich?“ rief er trostlos, „und daran ist alles der verdammte Mond und der Stadtschreiber Schuld!“

Aber das Maaß seiner Leiden war noch nicht voll. Der Stadtschreiber revidirte eben die Summe seiner juristischen Kenntnisse, um dem Bürgermeister wo möglich noch aus der Noth zu helfen, als der Briefträger kam, und die Lotterielisten brachte. Eine Niete konnte diesesmal dem Bürgermeister nicht

beſchert ſeyn, denn noch heute hatte er ſein letztes Loos verkauft. Aber keine Niete hatte den hoffenden Collekteur noch ſo getäuſcht, als der große Gewinn von dreißigtauſend Thalern auf dieſes, kaum vor ein paar Stunden verkaufte Loos.

Wer hat es denn? fragte Hannchen beſtürzt.

„Ach," erwiederte er, der Stadtſchreiber."

Halb verwirrt vor Freude, griff Ahlwardt nach ſeiner Briefta ſche. Iſt's Nummer 2648. fragte er, „mit der Deviſe: Wo die Gefahr iſt, muß Johanna ſeyn?"

„Ja!" rief der Hoffaktor, „und Sie ſind an allem Schuld, denn wegen Ihrer Deviſe hab' ich das glückliche Loos verkauft, weil ich von Ihnen nichts mehr wiſſen wollte."

„Und wegen der Deviſe hab' ichs vom al-

n Stadtſchreiber gekauft," antwortete Ahl-
ardt, „freuen Sie ſich, hier iſt das Loos!"

Der Bürgermeiſter aber, welchen die
rfüllung der Prophezeihung ſo nahe berührt
tte, wagte es nicht mehr, ſich dem Schickſale
entziehn. Er glaubte vielmehr, daß es an der
eit und Stunde ſey, ſein bürgermeiſterliches
mt niederzulegen, und die Weiſſagungen ſelbſt
erfüllen, bevor ihm der Mond ein ander-
al Leben und Amt zugleich nehme. Er gab
aher dem Stadtſchreiber das dargebotene
os zurück, und überließ ihm Tochter und
aus dazu, mit dem Beding, daß er ſeine
tadtſchreiberſubſtitution niederlegen, und ſich
afür um eine Stelle im Rathe ſelbſt bewerben
lle. Die Bedingung ſeiner eigenen lebens-
nglichen Beſorgung konnte er nicht hinzuſetzen,
enn Tochter und Schwiegerſohn machten ihm
lbſt dieſes zur Bedingung der Annahme ſeines
auſes.

Der Klattinger Stadtmagiſtrat freute ſich eines ſo reichen Collegen, und anticipirte die Wahl deſſelben auf den Tag der Hochzeit. Der Hoffaktor aber erlebte noch die Freude, ſeinen Schwiegerſohn auf dem bürgermeiſterlichen Stuhle thronen, und die Zigeunerweiſſagungen ſämmtlich zu ſeiner Zufriedenheit erfüllt zu ſehen.

Kleine Gedichte.

Elegie.

Zweifach giebt, wer behend das Gebetene reicht, die Verzögrung
Raubet der Gabe den Werth, wandelt in Nichts das Geschenk.
Alles gewährt ihr Götter, den Sterblichen; doch die Gewährung
Findet den Wunsch nicht mehr, zeiget dem Todten den Arzt.

Mangel erkrankt, und gestumpfeter Sinns hebt
dieser die Erbschaft;
Menschenentwöhnet erreicht jener die Staf-
fel des Ruhms,
Schleichenden Schritts naht jenem das Amt und
erreichet den Greis erst,
Wenn noch schleichender ihm säumet der
wankende Schritt.
Also täuscht ihr, Götter, den Sterblichen! Aber
vor Allen
Freut sich der Schalk Amor, solches ver-
derbliches Spiels.
Ach, wie erglüht ich in Liebe zu Glyceren! dor-
rende Sehnsucht
Schwelgt' in verzehrender Brunst Jugend
und Leben hinweg.
Aber sie blüht auch schön, wie die Himmlischen,
wenn zu dem Wettkampf
Ueber der Schönheit Preis reizender jede
sich zeigt.

Chariten kamen, die Holde zu ſchaun und ver-
gaßen Dionen,
Schlingend weicheres Haars zarteres Lok-
kengeflecht.
Ares nahte, der rüſtige Paladin Afrege-
neia's,
Aber der Panzer beklemmt ihm, der zu en-
ge, die Bruſt.
Seufzend wandt' er ſich um, und erwog in dem
göttlichen Buſen,
Ob ſein Loos im Olymp wol das beglück-
teſte ſei?
Adraſteia, die ernſtumſchauende, kam, in den
Händen
Haltend Zügel und Maaß: ach, ſie entglit-
ten der Hand:
Maaßlos war der Bewundernden Luſt, in den
eigenen Buſen
Blickte das Aug' nicht mehr, ſuchte das
ſchönere Bild.

Kennt' ich, Sterblicher, kalt anſchaun, was die Götter entzückte?
Ganz durchflammteſt du mich, Götterbewältigerin!
Dir nach zog ich. Es ſpotteten oft nachſpähende Gefährten,
Lachten des Blinden, der ſtets nicht den Bekannteſten ſah.
Denn, wie der Sonne Gebild nicht weicht dem geblendeten Auge,
Senk' es die Wimper herab, oder beſchau' es die Welt,
Alſo ſchwebte das liebliche Bild mir vor, es verſchönte
Nächtliches Schlafs Traumbild, barg die Geſtalten des Tags.
Rauſchte das Kleid, ſo vernahm ich entzückt den Geſang der Geſtirne,
Schwebt ihr Schatten, beglückt pries ich beſchatteten Grund.

Aber ſie achtete nicht des Erglühenden ſehnender Inbrunſt,
Schwebend im Weihrauchduft feierndes Opfergewölks,
Prangte ſie hoch, wie die Sonne, wenn balſamhauchende Blumen
Schmeichlen der Göttlichen, ſtolz achtet der Winde ſie nicht,
Welche mit ihr aufblüht, mit dem ſcheidenden Lichte dahinſinkt,
Denn nicht Mond und Geſtirn gnüget der liebenden Bruſt.
So hinſchwand mir in Leid manch Jahr voll ſchmerzlicher Sehnſucht,
Brünſtig flehe' ich empor, ſtürmte den Götterolymp
Fruchtlos. Endlich erhört mich ein Gott, den du Liebliche doch nicht
Beugteſt, der jegliche Wehr bricht, wie die Stärke des Manns,

So anfeſſelnder Reize Gewalt, und die magiſche Schönheit,
Ach, ein finſterer Gott, Kronos, der Vater der Zeit!
Auf dem verblüheten Arm herträgt er den lächelnden Spötter,
Schlaff iſt der Bogen, der Pfeil ſtumpf und von matterem Glanz.
Willig folgeſt du ſelbſt, doch nicht mehr gleicheſt du ſelbſt dir,
Auch nicht gleichet der Wunſch voriger Flammenbegier.
Alſo ſpielen die Götter mit uns! Sie betrügen das Schickſal,
Bitten gewähren gebeuts, aber ſie täuſchen den Schluß.

Der große Komet.

Neue Legende.

Von schöner Paradieſes Au
Hielt Vater Noah jüngſt die Schau
In der Welten weiteſte Fernen,
Wo mit vielen goldnen Sternen,
Als wie mit Himmelsblumen bekränzt,
Seine Arche ihm freundlich entgegenglänzt,
Die jetzt, in heitern Himmelsräumen,
Statt Fluten, Aetherwellen umſchäumen.
— Argo nannt' ſie die Heidenwelt,
Von Jaſon, dem großen Fabelheld. —
Wie des Erzvaters Blicke dahin ſchweifen,
Sieht er einen hellen Feuerſtreifen
An ſeinem Schiffe vorüberfliehn,
Und immer flammender weiter ziehn.

Der Patriarch denkt: den ſoll ich kennen.
Der brachte zu meiner Zeit die Flut,
Jetzt aber ſcheint er gar zu brennen,
Und das von der feurigſten Zornesglut.
Halt! ruft er, gieb dir ein wenig Raſt,
Du ſeltener, flammengeſchweifter Gaſt!
Sollſt du vielleicht für neue Sünden
Die Welt mit ſo wilder Glut entzünden?
Harr ein wenig hier! Noch iſt es wol Zeit
Zu erflehn für die Erde Barmherzigkeit.
Da ſchüttelt der Stern ſein Flammenhaar,
Spricht: Ungern thu' ich mein Amt fürwahr,
Und lieber ſchmelzt' ich mit meinen Flammen
Reinigend dort die Erde zuſammen,
Als daß ich die Menſchen durch meine Glut,
— So ſoll ich — entflamme zur Kriegeswut.
Jetzt hab' ich in langgeſtrecktem Bogen
Der entfernteſten Welten Räume durchzogen,
Habe Gift geſaugt an dem Skorpione,
Tyrannenluſt an der ſüdlichen Krone,
Noch hol' ich mir Zorn aus des Löwen Bruſt,
Aus dem Bär die kalte Zerſtörungluſt,

Vom Schlangenträger die Ränke und Fallen,
Vom Adler die raubbegierigen Krallen.
Das ſchütt' ich dann zu Verheerung und Graus
Auf die Erd' in feurigen Fluten aus.
Dagegen baut Niemand die rettende Arche,
Als einzig der Tod in dem ſchützenden Sarge.

Der Erzvater ſchüttelt ſein Haupt, und denkt
Wie er das Uebel, wenn nicht ablenkt,
Doch wenigſtens ſeinen verlornen Kindern,
Durch Vaterſorgfalt vermöchte zu lindern.
Da ſpricht er zu dem Flammenſtern:
Gelobt ſei ſtets der Wille des Herrn!
Und wenn wir All' auch ihn nicht ermeſſen,
Und gleich zu verzweifeln ſind bereit,
Er wird die Seinen doch nie vergeſſen,
Der Vater der ew'gen Barmherzigkeit.
Und ſicher haſt du hier mich gefunden,
Dem Vaterliebe das Herz bewegt,
Daß ich Balſam erſänn für die ſchmerzlichen Wunden,
Die deine Hand meinen Kindern ſchlägt.

Drum ſollſt du auch ſelbſt für die bittern Leiden
Der Menſchen das heilende Mittel bereiten.
Ich war ja nicht bloß der Schiffahrt Erfinder,
Die Krieg und Eiferſucht angefacht;
Ein Beſſeres noch lehrt' ich meine Kinder,
Und daraus ſei jetzt ihnen Troſt gebracht.
Nimm deinen eiligen Flug zu dem Leuen,
Und entſaug ſeiner Bruſt unerſchütterten Muth
Sich mächtiges Armes im Kampf zu erfreuen,
An die Freiheit zu ſetzen das eigene Blut.
Zum Triumphlied wecke die Saiten der Leier,
Und faſſe den nördlichen Siegeskranz,
Doch mildre mit ſanftſchimmerndem Schleier
Des Himmelsgürtels den flammenden Glanz.
Von des Schwanes wollautönendem Munde
Nimm Wonne des Dichters, die noch im Lied
Verherrlicht die bange dunkle Stunde,
Wo jede Freude der Welt von ihm ſchied. —
So wandle nun hin mit dem flammenden Flügel,
Und leere die Schaale voll Zorn und voll Graus;
Doch auf meine grünenden Rebenhügel
Gieß mildernd auch meine Gaben aus.

Und wie ſich die Erde mit Blut beflecket,
Durch deiner Flammen verderblichen Schein,
So werde den Menſchen ein Tröſter gewecket
In himmelgeſpendetem Götterwein.
Mit Löwenmuth ſoll er Männer entzünden,
Die Alten erfüllen mit Jugendkraft;
Die Guten zu ſchönem Verein verbünden,
Der das Rechte will, und das Göttliche ſchafft.
Und den Dichter entflamme ſein Himmelsfeuer,
Zu des höchſten und zarteſten Liedes Geſang,
Doch mildere ſtets der Anmuth Schleier
Den wilden ſaitenzerreißenden Klang,
Und Glaub' und Hoffnung, in trüber Stunde,
Entſtröm' aus ihm in das klagende Herz,
Daß wohllautvoll von dem ſterbenden Munde
Hintön' im Lied der beſänftigte Schmerz.
So geh' und leucht' auf dem flammenden Pfade,
Und kommſt du, ein trauernder Wandrer zurück,
Dann ſende dich bald der Vater der Gnade
Als hellen Verkünder von beſſerem Glück.
Und als er kaum vollendet die Worte
Und wendet das traurende Angeſicht,

Da glänzt an goldener Himmelspforte
Gewährung ihm in dem heitersten Licht.
Und es rauscht die ewig grünende Ranke,
Die dem heiligsten Mahle gespendet den Wein,
Und der Vater der Menschen, beseligt von Danke
Stimmte froh in die Chöre der Himmlischen ein.

So ist nun am hohen Himmelsbogen
Im elften Jahr der Komet gezogen,
Hat die Welt mit Kriegeswut verheert,
Doch auch sein Füllhorn von Gaben geleert.
Und in den wenigen kurzen Jahren
Hat Jung und Alt es schon erfahren,
Was Vater Noah jedem Land
Durch den Kometen Gutes gesandt.
Drum soll auch seiner bei jedem Becher
Dankbar gedenken ein wackrer Zecher.
Und genießt er ein Glas köstlichen Elfer,
So ruf er: Heil, Vater Noah, dem Helfer.

Abſchied.

Im Frühlingshain ertönen tauſend Stimmen,
Der Zeiſig zwitſchert bei der Nachtigall,
Das Heimchen zirpt, es ſummt ein Chor von Immen,
Zum Blattgeliſpel rauſcht der Waſſerfall.
Nicht Alle ſehnſt du dich zu hören,
Vom Schönſten wirſt du nur erfreut,
Doch keinen willſt du ſtören,
Der ſeine Gabe beut.

Gönn' auch dem Wort, das bald in ernſten
Tönen,
Bald leicht im Scherz bei dir vorüberſchwebt,
Und bald im Rhythmus griechiſcher Kamönen,
Bald in d Reimes buntem Spiele lebt,
Gönn' in dem großen Heiligthume
Ihm ſeines Daſeins kleinen Raum;
Es dürſtet nicht nach Ruhme,
Ihm gnügt ein heitrer Traum.

Und iſt es ihm auch Einmal nur gelungen
Zu deuten, was geheim der Geiſt empfand,
Ward Eine Bruſt von ſeinem Ton durchdrungen,
Und fühlte gern dem Dichter ſich verwandt;
Ward nur Ein Herz auf kurze Stunden
Unholder Wirklichkeit entrückt,
Dann iſt ſein Lohn gefunden,
Dann preißt es ſich beglückt.